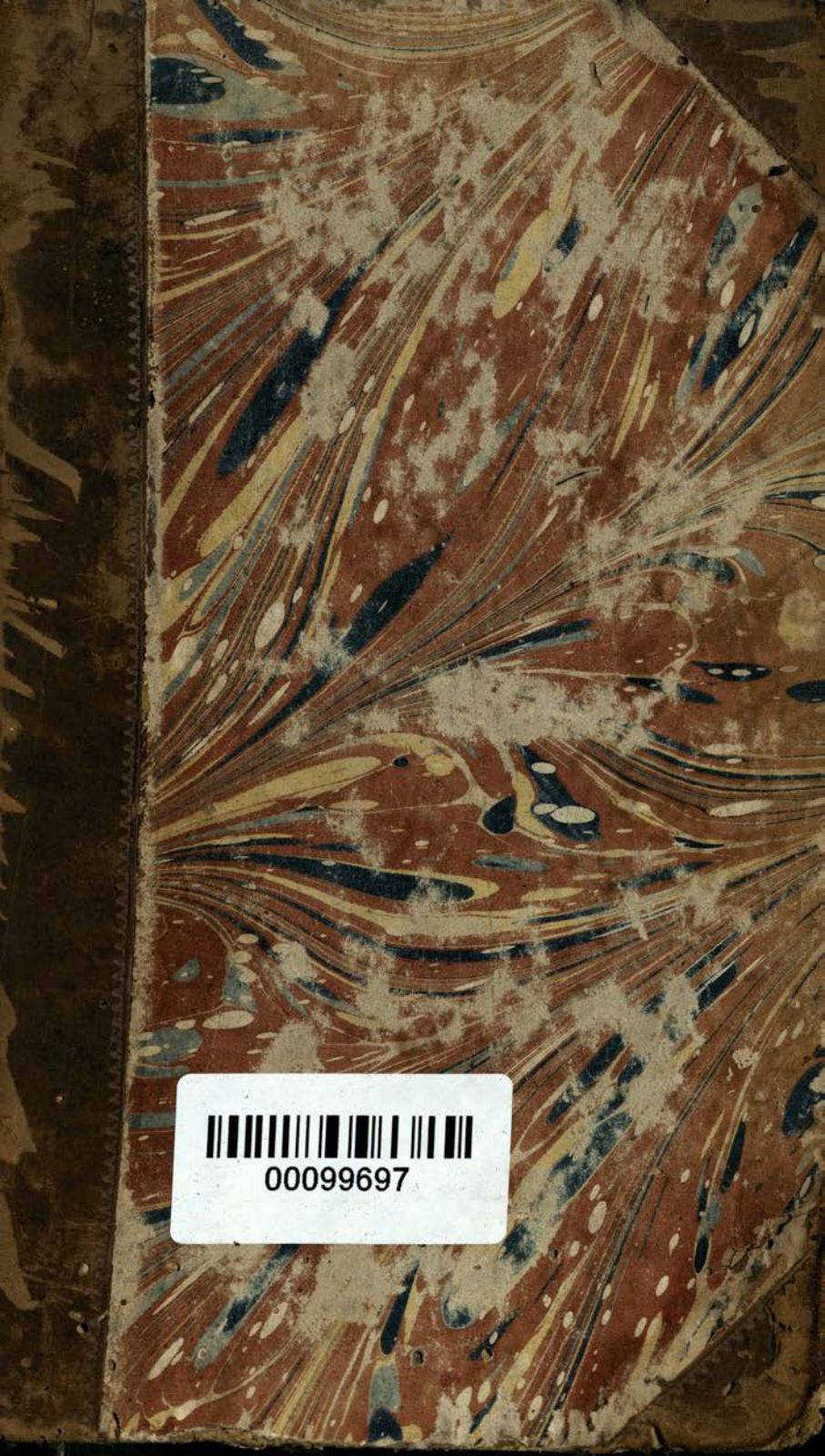
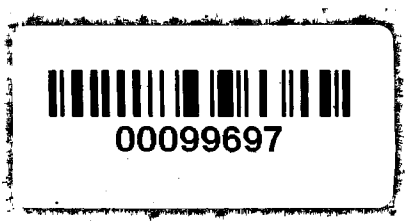

00099697



Digitized with financial assistance from

HT Parekh FOUNDATION

An Initiative by HDFC

WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

99697

Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet

von

Kriegk.

00.a-5

Zweiter Band.

2nd Vol

Frankfurt a/M. 1849.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

God
Geo 930
Sch/we
99657
Ref
940

Vorrede

des Verfassers der Weltgeschichte.

Um dem Publikum zu zeigen, wie von Herrn Dr. Kriegk und dem Verfasser bei der vorliegenden Bearbeitung der Weltgeschichte verfahren wird, soll von Zeit zu Zeit eine Art Rechenschaft über das Einzelne der Arbeit gegeben werden. Dies wird von Hrn. Kriegk dem Verfasser dadurch sehr erleichtert, daß er jedem Bogen des Manuscripts eine genaue Nachweisung der einzelnen Stellen des universalhistorischen Abrisses und der Weltgeschichte, welche Bücher den ersten Bänden dieses Werkes zu Grunde liegen, beifügt, und dabei auch die leisesten Abweichungen von jenen früheren Werken andeutet. Dadurch war der Verfasser in den Stand gesetzt, Schritt vor Schritt zu sehen, mit welcher Gewissenhaftigkeit seine früheren Werke hier in verkürzter Form wieder gegeben werden, so daß das neue Buch als eine verbesserte Ausgabe von Beiden angesehen werden kann. Herr Dr. Kriegk hat nämlich mit den Quellen in der Hand viele einzelne Übereilungen oder Versehen, die bei einer so ungeheueren Arbeit, als der universalhistorische Abriß und die Weltgeschichte waren, unvermeidlich sind, stillschweigend berichtigt.

Der Verfasser will, indem er über die beiden zuletzt erschienenen Hefte Rechenschaft gibt, da anfangen, wo er in der Vorrede zum ersten Theil stehen geblieben war.

In der früheren Geschichte von Athen hat Hr. Kriegk mit Einwilligung des Verfassers alle Punkte des universalhistorischen Abrisses berichtigt, welche durch neuere genauere Untersuchungen der Philologen, die der Verfasser entweder übersehen oder nicht gekannt hatte, völlig aufs Reine gebracht sind. Dahin gehören besonders mehrere genauere chronologische Bestimmungen, sowie die Angaben über das Archontat, über die Zeit der Verbannung und Rückkehr des Pisistratus, über Solon's Reise und über das Todesjahr dieses Gesetzgebers. Dies verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als die Leser des Buchs leicht meinen könnten, die Sache habe für sie keine Wichtigkeit. Das wäre aber ein Irrthum; der Verfasser selbst freut sich, sein Buch auf solche Weise in die Hände des großen Publikums gebracht zu sehen; denn da er in seinem universalhistorischen Abriß ganz gewissenhaft nur darauf bedacht war, aus den Quellen zu schöpfen, so verschmähte er die gewöhnlichen Hülfsmittel, kam aber dadurch leicht in den Fall, daß er oft zu sehr auf sich selbst vertraute, und Manches übersah. Das große Publikum erhält jetzt für alle Punkte eine neue Bürgschaft; die Gelehrten aber können, mit dieser populären Ausgabe in der Hand, die Versehen des größeren Werks um so leichter berichtigen, als der Verfasser selbst überall, wo Hr. Kriegk Anstand fand, die Stellen und Beweise noch einmal genau geprüft hat.

In dem Abschnitt über das geistige Leben hat Hr. Kriegk mit Recht gleich vorn (S. 330) dasjenige zusammengefaßt, was an zwei Stellen des Abrisses über den Zusammenhang des Orients mit den Griechen und über die Mysterien gesagt war. Er hat Beides durch ein leises Band gerade so verbunden, wie es in den Ideen des Verfassers lag, daß es verbunden werden sollte. Auf dieselbe Weise hat er S. 332, wo über die Literatur der Zeit von 900 bis 700 v. Chr. gesprochen wird, sehr passend eine Eintheilung der Gedichte dieser Zeit gemacht, welche der Verfasser bei seiner Darstellung zwar auch im Sinne hatte, aber nicht ausdrücklich aussprach, näm-

lich in mythiſch-hiſtoriſche und moraliſch-religiöſe Gedichte. Ebenſo hat Hr. Kriegk S. 335 mit Recht die für den Zweck eines Leſebuchs nöthige Notiz über die ſieben Weiſen hinzugefügt. Hr. Kriegk war zweifelhaft, ob er auch die Sprüche derſelben anführen ſollte; allein der Verfaſſer hielt dies für paſſend, weil dadurch eines Theils dem Zweck des Buches gemäß die Sache ſelbſt zur Kenntniß der Ungelehrten gebracht wurde, anderes Theils aber auch die übrigen Leſer darauf aufmerkſam gemacht wurden, daß bei dieſen Weiſen die Form und das Weſen durchaus populär und gnomiſch waren. Übrigens werden die Leſer in dieſem Abſchnitt gewiß ebenſo, wie der Verfaſſer, den Fleiß, die Geduld und die Einſicht bewundern, mit welcher Hr. Kriegk hier, wo dies, ohne zu ändern oder Zuſätze zu machen, ſehr ſchwer war, aus den verſchiedenen Stellen des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes ein Ganzes gebildet hat. Dies muß ausdrücklich bemerkt werden, weil es blos aus Gewiſſenhaftigkeit gegen die Leſer und gegen den Verfaſſer geſchehen iſt; denn es wäre offenbar leichter geweſen, etwas Anderes und Neues zu ſchreiben, als das Gegebene mit der Kunſt, wie hier geſchehen iſt, zuſammenzuknüpfen.

Im vierten Abſchnitt hat Hr. Kriegk unter Andern einige, den ſpartaniſchen König Pauſanias betreffende Angaben berichtigt, und S. 391 ſich über die Todesart des Themiſtokles ganz beſtimmt ausgeſprochen. Der Verfaſſer, welcher in Betreff des letzteren Punktes ſich im Abriſſe nicht erklärt hatte, glaubt jetzt mit Hrn. Kriegk, daß er dem, was Thucydides im hundert achtunddreißigſten Kapitel des erſten Buches ſagt, ganz ruhig hätte folgen können, ohne den Noten der Gelehrten zu dieſer Stelle Gehör zu ſchenken. In Rückſicht des Areopagus hat Hr. Kriegk wohlgethan, S. 399 dasjenige wegzulaſſen, was der Verfaſſer, welcher in dieſem Punkte mit Mitford übereinſtimmte, nicht aber demſelben folgte, von der dem Areopagus entzogenen Aufſicht über den Schatz geſagt hatte. Dies beruhte auf einer Stelle in einem Redner, welche

der Verfaſſer nicht wiederfinden kann; da aber die Philologen davon nichts wiſſen wollen, ſo war es beſſer, dieſen, als ihm zu folgen. Übrigens würde er, auch wenn er die Stelle wieder finden könnte, nicht wagen, über ſpecielle philologiſche Punkte mit den Gelehrten vom Fach zu disputiren.

Auf Hrn. Kriegk's Veranlaſſung ſind noch mehrere weſentliche Punkte im vierten Abſchnitt berichtigt worden. Die Angabe von einigen derſelben wird dem Publikum zeigen, wie ſehr ſich dasſelbe auf Hrn. Kriegk's Genauigkeit und Sorgfalt verlaſſen kann, und wie ſehr es überzeugt ſein darf, daß die Spuren von Flüchtigkeit, welche in dem univerſalhiſtoriſchen Abriß ſich finden, ausgetilgt, und nur die in demſelben ausgeſprochenen Ideen beibehalten werden. In Betreff des Letzteren braucht man z. B. nur zu beachten, auf welche Weiſe Hr. Kriegk das, was im Abriſſe über Perikles geſagt war, ohne etwas daran zu verſtümmeln, dem ſechsten Paragraphen des vierten Abſchnitts einverleibt hat. Was die Berichtigungen betrifft, ſo hatte der Verfaſſer unter andern geſagt, Perikles habe den Richterſold *erhöht*, Hr. Kriegk hat ſtatt deſſen, S. 407 geſchrieben: *eingeführt*. Nach Erwägung deſſen, was Hr. Kriegk dafür anführt, glaubt der Verfaſſer, daß das Letztere das Richtige iſt. Bei einigen andern Punkten war der Verfaſſer unbedingt den Angaben Böckh's gefolgt, Hr. Kriegk hat Einiges in dieſen Dingen berichtigt, bei welchen es oft nur auf ein *ſoll* oder *kann* oder auf einen kleinen Rechnungsfehler ankommt. Übrigens hat der Verfaſſer ſich gefreut, zu ſehen, wie geſchickt auch hierin das, was er in die Noten geworfen hatte, mit dem Texte verbunden und zu deſſen Erläuterung und Ergänzung unbemerkt angewendet worden iſt. Was das *ſoll* oder *kann* angeht, ſo läßt ſich davon bei Gelegenheit der Geſchichte der Staatsverwaltung des Perikles ein recht auffallendes Beiſpiel geben. Der Verfaſſer ſagt nämlich im Abriſſe ganz beſtimmt, Perikles habe die Bezahlung für den Beſuch der Volksverſammlungen eingeführt. Hr. Kriegk

hat ſtatt deſſen S. 407 mit Recht geſagt: „ſoll eingeführt haben.“ Man wird leicht einſehen, daß ſo etwas, wie dieſes kleine Wörtchen, von Seiten des Hrn. Kriegk, einem ängſtlich auspaſſenden Autor gegenüber, eine tüchtige Gelehrſamkeit und eine ganz mühſelige Unterſuchung erforderte. Ebenſo verhält es ſich mit der gleich nachher erwähnten Summe, welche jedem Bürger für den Beſuch der Volksverſammlung bezahlt wurde, und die nicht, wie es im univerſalhiſtoriſchen Abriß heißt, ſchon zu Perikles Zeit, ſondern erſt ſpäter drei Obolen betrug. In Betreff des Umſtands übrigens, daß man mitunter glaubt, die reicheren Bürger hätten dieſe kleine Summe für ihre Anweſenheit in der Volksverſammlung ſich nicht bezahlen laſſen, muß der Verfaſſer, ſo wie er aus Plato und Ariſtophanes die Athener kennt, ſehr daran zweifeln, daß die Reichen nicht ebenfalls mitgenommen hätten, was mitzunehmen war.

Im ſiebenten Paragraph des vierten Abſchnitts hat Hr. Kriegk ſehr wohl gethan, des angeblichen Planes von Perikles, ein in Athen zu haltendes griechiſches Parlament einzuführen, worüber Mitford, der in des Verfaſſers Augen nur ſehr geringen Werth hat, ſo vieles ſagt, mit keinem Wörtchen zu gedenken. Dies würde in dem vorliegenden Buche nicht angebracht geweſen ſein. In den folgenden Paragraphen des vierten Abſchnitts ſind S. 449 und 450 von Hrn. Kriegk einige Worte über das Verhältniß des Sokrates zu Alcibiades und über diplomatiſche Verwirrungen mit Zuſtimmung des Verfaſſers eingeſchoben worden, weil der Zweck des Buches dies forderte. Auch wurden einige kleine Verſtöße gegen die Chronologie, ſowie ein paar Misverſtändniſſe des Verfaſſers beim Gebrauch mehrerer Stellen des Thucydides berichtigt. Dies iſt von Bedeutung, weil der Leſer des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes, bei welchem das Studium der Quellen vorausgeſetzt wird, dieſe Punkte, wenn er von ihnen Gebrauch machen will, nicht aufs Wort glaubt, der Leſer des vorliegenden Buchs aber dies muß thun können. Übrigens war

in den Paragraphen acht bis zwölf nur wenig zu berichtigen, weil Thucydides dabei zu Grunde lag, und also nur hier und da ein Misverständniß in Nebensachen in Ordnung zu bringen war. Auch in Beziehung auf den Schluß des ersten Bandes ist der Verfasser dem Hrn. Kriegk viele Verbindlichkeit schuldig, weil er auch hier überall die Quellen zur Hand genommen und mit Hülfe derselben das Buch durchcorrigirt hat, ohne dabei einen andern Ruhm oder Vortheil zu suchen, als die Erkenntlichkeit des Verfassers und den Nutzen des Publikums. Der Verfasser zollt ihm diese Erkenntlichkeit gern, weil sein einziger Wunsch ist, daß eine gewissenhafte Arbeit geliefert werde, ob durch ihn selbst oder durch einen Andern, ist ihm ganz gleichgültig. Für unfehlbar hat er sich nie gehalten, bei jener Art die Dinge aufzufassen kann es sogar nicht fehlen, daß ihm hier und da etwas entgeht; er ist daher froh, daß ein Mann, wie Hr. Kriegk ist, die Einzelheiten seiner Arbeit revidirt.

Im fünften Abschnitt, mit welchem die jetzt erscheinende erste Hälfte des zweiten Theils beginnt, sind gleich im Anfange drei Stellen des Abrisses mit einander verbunden worden, um aus dieser Verbindung eine sehr passende Einleitung zum Folgenden zu bilden, ohne daß in das Buch ein fremder Zusatz aufgenommen wurde. Nachher ist in der Geschichte des Sturzes der sogenannten dreißig Tyrannen, außer einigen kleineren Berichtigungen, S. 15 eine nothwendige Ergänzung in Betreff derjenigen Athener gemacht worden, welche von der Amnestie ausgeschlossen blieben. In der Stelle des Andocides nämlich, welche im universalhistorischen Abriß mitgetheilt worden ist, werden die zehn Bürger, die unter der Herrschaft der Dreißig als Stellvertreter derselben im Piräus regiert hatten, nicht mit angeführt; es ist aber gar nicht zu bezweifeln, daß sie nur zufälliger Weise und offenbar durch das Versehen eines Abschreibers in der Stelle des Andocides nicht erwähnt werden. Sehr passend werden es gewiß die Leser

ebenſo, wie der Verfaſſer, finden, daß die Schilderung der damaligen Athener, welche der Verfaſſer im univerſalhiſtoriſchen Abriß an einem andern Orte gegeben hatte, gerade am Schluß des erſten Paragraphen eingeſchoben worden iſt. In der hierauf folgenden Darſtellung der perſiſchen, egyptiſchen und ſpartaniſchen Angelegenheiten hat Hr. Kriegk wieder einiges Einzelne zu berichtigen gefunden, was beſonders für denjenigen wichtig iſt, der etwa, was wir ſehr rathen würden, dieſes für das größere Publikum beſtimmte Buch zur Vergleichung und Verbeſſerung des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes gebrauchen wollte. Die Schilderung des Zugs der Zehntauſend und was damit zuſammenhängt, hat dem Verfaſſer große Freude gemacht, weil er ſelbſt überraſcht war, daß er alles das, worauf er in ſeinem Bericht einen Werth legte, hier im Weſentlichen wiederfand, und daß die einzelnen Züge durch das Zuſammendrängen noch beſſer hervorſpringen. Einiges die Perſönlichkeiten Angehende hat Hr. Kriegk leiſe beigefügt, und der Verfaſſer hat dasſelbe, als er es in der Handſchrift durchlas, mit Vergnügen adoptirt, da es ſeinen Bericht ergänzte.

Die erſten Paragraphen des ſechsten Abſchnitts (thebaniſche Zeit) bieten dem Verfaſſer keinen Anlaß zu einer beſonderen Bemerkung dar, weil Hr. Kriegk nur getreu und verkürzt wiedergegeben hat, was im Abriſſe enthalten war. Dieſe Aufgabe hat er auch hier mit der ihm eigenen Geſchicklichkeit ſo gut gelöſt, daß der Verfaſſer beim Durchleſen auch nicht einmal Gelegenheit zu einer Bemerkung gefunden hat. Er hat nichts dabei zu thun gehabt, als hier und da im Vortrage eine ganz kleine Veränderung zu machen, nicht um zu verbeſſern, ſondern nur um nachzuhelfen oder einen Satz wegzuſtreichen, der ihm überflüſſig zu ſein ſchien.

Die S. 89 f. angeführte Anekdote von dem, was Epaminondas ſterbend geſagt haben ſoll, iſt zwar im univerſalhiſtoriſchen Abriß nicht enthalten, ſie iſt aber nur aus Verſehen dort in den Noten unerwähnt geblieben. Nicht als

wenn dieſelbe an ſich die geringſte Bedeutung hätte, ſondern weil ſolche Anekdoten, wie z. B. auch die von Bonaparte, für das Colorit wichtig ſind, welches man gewiſſen Geſchichten zu geben für gut gefunden hat. Die theſſaliſche Geſchichte hat der Verfaſſer mit großem Vergnügen geleſen, ſie gewinnt dadurch ſehr, daß Hr. Kriegk des Verfaſſers Gedanken zuſammendrängen und manches weglaſſen durfte, was dieſer aufnehmen mußte. Ganz leiſe hat Hr. Kriegk hier und da, ohne das Geringſte zu verändern, durch einzelne Worte und Sätze nachgeholfen, damit der Sinn leichter und klarer erkannt und das Verhältniß jenes Rittervolkes vollſtändiger erklärt werde, als in dem Buche, aus welchem das Material dazu genommen iſt.

Der ſiebente Abſchnitt, welcher die macedoniſche Zeit bis auf Philipp's Tod umfaßt, hat dadurch ſehr an Intereſſe gewonnen, daß dasjenige, was der Verfaſſer in den Abſchnitten ſeines univerſalhiſtoriſchen Abriſſes über Staat und Leben geſagt hatte, mit der Geſchichte ſelbſt verbunden worden iſt; denn auf dieſe Weiſe iſt Alles lebendiger und bewegter geworden. Der Verfaſſer freute ſich übrigens dabei ſehr, daß ihn Herr Kriegk in Bezug auf ſolche Conſtitutionen, welche überliefert ſind und auf Volkscharakter, Land- Lebensweiſe und Sitten beruhen, verglichen mit den gegebenen, geſchriebenen, doctrinären, richtig verſtanden hatte. Er hielt dies für ſo ſchwer, daß er ſich vorgenommen hatte, ſich ihm darüber ſchriftlich zu erklären, aber eine Arbeit, welche ſeine Thätigkeit ganz in Anſpruch nahm, hatte es ihm unmöglich gemacht, ſeinem Mitarbeiter ausführlich zu ſchreiben.

Bei der Geſchichte des heiligen Krieges hat Hr. Kriegk dem Verfaſſer einen ſehr guten Grund angegeben, warum er die von ihm im univerſalhiſtoriſchen Abriß erwähnte Privatveranlaſſung des phokiſchen Krieges ganz übergangen habe. Er ſagt: die Erzählung derſelben ſei zur Erkenntniß der Urſachen des Krieges durchaus nicht nöthig, und könne doch

den Leſer leicht zerſtreuen; überdies würde der Krieg auch ohne dieſen Vorfall, deſſen Einfluß auf den Ausbruch desſelben noch dazu nicht einmal ausgemacht ſei, gewiß entſtanden ſein. Nachher hat Hr. Kriegk da, wo im Abriſſe über Geldumlauf, edle Metalle und den Einfluß der vermehrten Menge derſelben geredet und dies durch das Beiſpiel von Europa erläutert wird, mit Recht S. 127 das ſpecielle Beiſpiel Spaniens hinzugefügt. Dies hätte der Verfaſſer allerdings an der erwähnten Stelle mit anführen ſollen, er hatte es aber vernachläſſigt. Beſondere Erwähnung verdient es noch, daß, wie es der Plan erforderte, die in den Noten enthaltenen Stellen des Abriſſes auch hier überall ſehr geſchickt in den Text geſchoben worden ſind. Dies gilt namentlich von den Urſachen des Verfahrens der Macedonier gegen Olynth. Der Verfaſſer hatte in Betreff dieſer Urſachen eine Stelle in Gillies Geſchichte von Altgriechenland angeführt. Hr. Kriegk hat dieſelbe S. 135 mit Recht in den Text aufgenommen, am Schluſſe aber zu den vier von Gillies angeführten Urſachen noch eine fünfte hinzugefügt, welche uns wie ihm ein triftigerer Grund zu ſein ſcheint, als alle übrigen. Sehr wohl hat Hr. Kriegk gethan, die letzten Geſchichten des phokiſchen Kriegs ſehr abzukürzen; denn offenbar hatte ſich der Verfaſſer im univerſalhiſtoriſchen Abriß etwas zu weit in Einzelnheiten verloren, welche von keiner Bedeutung ſind. Es geſchieht nämlich ſehr leicht, daß ein Schriftſteller, wenn er ſich gerade mit einem Gegenſtand beſchäftigt hat, vergißt, daß andere Leute nicht dasſelbe momentane Intereſſe daran nehmen können, welches er daran nimmt.

Der ſchwierigſte Theil der ganzen Arbeit war unſtreitig die Abkürzung deſſen, was der Verfaſſer im Abriß über die Literatur der Blüthezeit Griechenlands ſagt. Er hatte ſelbſt geglaubt, daß dieſer ganze Abſchnitt beim Leſer eine innige und vertraute Bekanntſchaft mit dem Alterthume, welches den Verfaſſer begeiſterte, oder doch wenigſtens das Nachleſen

der im Abrisse beigefügten Originalstellen erfordere, und daß derselbe also für ein Publikum, wie er sich die meisten Leser des gegenwärtigen Buchs denkt, ganz unverständlich bleiben müsse; Hr. Kriegk hat sich aber sehr gut herausgeholfen; er hat dem Verfasser nichts vergeben, keine Sylbe hinzugefügt, und doch auch ein prosaisches, positives und daher oft superkluges Publikum nicht aus den Augen verloren. Wie sehr Hr. Kriegk Sorge trug, daß nur des Verfassers Ideen mitgetheilt werden, mögen die Leser daraus beurtheilen, daß er an zwei oder drei Stellen dieses Abschnitts, wo er einen Gedanken vermißte, welcher ihm zum Verständniß nöthig schien, der sich aber im Abrisse nicht fand, diese Lücke aus dem Collegienhefte des Verfassers ergänzt hat. Der Verfasser hält es für Pflicht, Hrn. Kriegk selbst über diesen Theil seiner Arbeit reden zu lassen.

In Betreff des Paragraphen über dramatische Poesie sagt er: „Es schien mir eine allgemeine Bemerkung als Einleitung durchaus nöthig zu sein, weil für gewiß zu halten ist, daß die große Mehrzahl der Leser mit einer falschen Erwartung an diesen Abschnitt gehen wird. Ich glaube nämlich, das die meisten Menschen, bei uns, wenn von Literatur die Rede ist, nur an das denken, woran sie durch die sogenannte Literaturstunde ihrer Schulzeit, durch die gewöhnlichen Bücher über deutsche Literatur und durch die ästhetischen Schriften über Dichtwerke gewöhnt worden sind." Der Verfasser hat es aus diesem Grunde auch durchaus gebilligt, daß Hr. Kriegk Notizen über Bedeutung und Ableitung der Wörter Drama, Tragödie und Komödie eingeschoben hat. Im Übrigen ist so getreu der Sinn und zum Theil auch die Form dessen, was der Verfasser geschrieben hatte, wiedergegeben worden, daß nur zwei oder drei ganz geringe Zusätze von zwei oder drei Worten darin zu finden sind. Nur Eins muß der Verfasser hier für den gelehrten Leser bemerken. Hr. Kriegk hat nämlich, der gewöhnlichen Ansicht folgend, das, was bei dem Verfasser erst

ſpäter über die Mimen geſagt iſt, ſchon beim Drama angeführt. Der Verfaſſer hätte für dieſes populäre Werk nichts dagegen, weil er ſchwerlich dem großen Publikum deutlich machen würde, welches Verhältniß die Mimen zum platoniſchen Dialog haben, und wie dieſer Philoſoph darauf kam, ſie zum Vehikel ſeiner Philoſophie zu machen, oder was Plato in dieſer Beziehung auf ſeinen Reiſen nach Sicilien lernte. Der Verfaſſer hat daher den Platz, wo in dieſem Buche über die Mimen geſprochen wird, für gleichgültig gehalten; er hat geglaubt, Hr. Kriegk müſſe beſſer als er wiſſen, wo dieſer Gegenſtand für den gegebenen Zweck abgehandelt werden müſſe.

In Beziehung auf den letzten Paragraphen über Geſchichte ſagt Hr. Kriegk: „Ich habe mich in dieſem Paragraphen bemüht, möglichſt alles wiederzugeben, was die entſprechenden Seiten des Abriſſes enthalten. Auch hier mußte ich in der Darſtellung ſtets Rückſicht darauf nehmen, daß die meiſten Leſer die beſprochenen Schriftſteller entweder gar nicht kennen, oder ſich doch das, was ſie von denſelben geleſen haben, nicht wieder vergegenwärtigen können. Trotz meiner Bemühung, die Sache recht klar und leicht verſtändlich zu machen, werden manche Leſer vielleicht den eigentlichen und vollſtändigen Sinn doch nicht faſſen. Indeſſen war es unmöglich, noch mehr in die Breite zu gehen, um Alles für Jedermann faßlich zu machen; denn das hätte nicht anders geſchehen können, als indem das Weſentliche ſelbſt aufgeopfert worden wäre. Doch wird dieſer Paragraph auch für alle diejenigen einen großen Werth haben, welche das, worauf es eigentlich ankommt, nicht verſtehen; denn ſie werden daraus erſehen, wie man Schriften leſen ſoll, und wenigſtens im Allgemeinen das Verhältniß begreifen, welches zwiſchen den erwähnten Schriftſtellern und der hiſtoriſchen Entwickelung ihres Volkes Statt gefunden hat.“ Herr Kriegk hat hierauf S. 205 aus des Verfaſſers Darſtellung der Herodoteiſchen Geſchichtſchreibung einen Satz weggelaſſen,

welcher sich auf den Streit der persischen Großen über die beste Verfassung, nach der Art wie Herodot die Sache gefaßt hat, bezieht. Er rechtfertigt dies auf eine Weise, daß die Leser aus seinen Worten am besten sehen werden, wie richtig er seine Stellung zum Publikum beurtheilt. Der Satz des universalhistorischen Abrisses ist folgender: „Hier liegt freilich für Persien das Princip der Monarchie, doch zeichnet Herodot auf eine treffende Weise den Charakter, aus dem jede Demokratie hervorgehen, und die Gesinnung, auf der sie beruhen muß, durch die Art, wie sich Otanes, den er zum Vertheidiger und Repräsentanten der Demokratie gemacht hat, aus der Sache zieht." Herr Kriegk sagt: „Ich mußte diesen Satz auslassen, weil in einer populären Weltgeschichte nicht, wie in demselben geschieht, blos andeutend auf Otanes und sein Verhalten Bezug genommen werden darf, weil ich also die Sache selbst hätte näher angeben und einen Theil der Worte des Otanes anführen müssen. Das würde aber nicht allein vielen Raum weggenommen haben, sondern es wäre auch, was das Wichtigste ist, für ungelehrte Leser der Faden, an welchem die über Herodot ausgesprochene Haupt-Idee entwickelt wird, allzu lange unterbrochen worden." Der Verfasser sieht vollkommen ein, daß, um das Wesentliche zu erreichen, durchaus von Nebensachen abgesehen werden muß, sowie daß Hr. Kriegk den Theil des Publikums, für welchen die Weltgeschichte vorzüglich bestimmt ist, weit besser kennt, als der Verfasser.

Wie gewissenhaft Hr. Kriegk in diesem Theile seiner Arbeit auch die leiseste Beimischung von Fremdem vermieden hat, weil diese populäre Weltgeschichte durchaus nur zusammengedrängt wieder geben soll, was in den beiden früheren Werken des Verfassers enthalten war, wird man aus einer Bemerkung sehen, die er wegen eines einzigen Satzes macht. Hr. Kriegk schreibt dem Verfasser: „Ich habe (S. 208) den Zusatz „wie in den geschichtlichen Werken unseres Schiller" ge-

macht, weil Schiller's dreißigjähriger Krieg und Abfall der Niederlande wohl die am meisten geleſenen hiſtoriſchen Bücher des größeren Publikums in Deutſchland ſind, und weil alſo durch dieſes, als Gegenſatz gegebene Beiſpiel jene Stelle des Abriſſes deutlicher gemacht wird, außerdem aber auch es nur nützlich ſein kann, wenn das Publikum, bei Gelegenheit der Betrachtung der griechiſchen Geſchichtſchreibung, über die geleſenſten geſchichtlichen Bücher unſerer Nation aufgeklärt wird."

Was Xenophon angeht, ſo wird man aus zwei Bemerkungen, welche Hr. Kriegk dem Verfaſſer brieflich mitgetheilt und dieſer durchaus gebilligt hat, erkennen, wie richtig das Maß des Aufzunehmenden und des Auszulaſſenden beſtimmt iſt, und wie ſehr ſich die Leſer überall auf den Takt des Redactors der Weltgeſchichte verlaſſen können. Er bemerkt nämlich zuerſt in Beziehung auf Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates: „Ich habe hier die Bemerkungen über die Memorabilien, welche im Abriß drei gedruckte Seiten einnehmen, in zwei geſchriebene Seiten zuſammengedrängt, und dabei dasjenige, was über die Art, wie Xenophon das Dämonion des Sokrates verſtand, geſagt wird, ſo wie einiges Andere weggelaſſen. Ich glaubte nämlich dem an philoſophiſche Betrachtungen nicht gewöhnten und mit philoſophiſchen Ausdrücken nicht vertrauten Publikum das rein Philoſophiſche hier, wo dasſelbe nur gelegentlich und ſo zu ſagen nebenbei vorkommt, nicht recht klar machen zu können, ohne auf eine ſchwerfällige Weiſe Umſchreibungen in die Darſtellung zu bringen, was doch vermieden werden muß. Später, in dem Paragraphen über Philoſophie, iſt es möglich, auch mit einem ungelehrten Publikum auf philoſophiſche Dinge näher einzugehen, weil dort dieſe Dinge nicht blos als ein Mittel der Erkenntniß von etwas Anderem erwähnt werden, ſondern an und für ſich allein den Gegenſtand der Betrachtung und Darſtellung bilden." Über eine andere weggelaſſene Stelle, welche bei Gelegenheit der Anabaſis im

universalhiſtoriſchen Abriß vorkommt, macht Hr. Kriegk folgende Bemerkung: „Vor der Erwähnung des halb griechiſch, halb perſiſch gefärbten Styls der Cyropädie ſteht im Abriß eine Stelle über den, aus Xenophon's Anabaſis hervorleuchtenden Gegenſatz des Mechaniſchen und Unverrückten perſiſcher Einrichtungen gegen griechiſche Bildung und freie Entwickelung. Dieſe habe ich weggelaſſen; denn ich hatte mich des in derſelben ausgeſprochenen Gedankens ſchon früher in der politiſchen Geſchichte bedient, weil er mir dort, bei der Beſchreibung des Zugs der Zehntauſend, einleuchtender und mehr hervorſpringend zu ſein ſchien."

Die Leſer werden es dem Verfaſſer Dank wiſſen, daß er ſie in den Stand geſetzt hat, Mühe, Sorgfalt, Gelehrſamkeit und richtiges Urtheil des Hrn. Kriegk nach Gebühr zu würdigen. Er ſelbſt iſt ſehr erfreut, daß die Arbeit von einem Manne gemacht wird, welcher ſie mit derſelben aufrichtigen Hingebung ausführt, mit welcher der Verfaſſer ſie als Menſch und aus Lernbegierde, nicht aber als Gelehrter. aus Ruhmbegierde und um zu glänzen, begonnen hatte.

Heidelberg, den 27. Nov. 1844.

F. C. Schloſſer.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Vorrede des Verfassers der Weltgeschichte III

Geschichte der alten Welt.

II. Völker der griechisch-römischen Zeit (Fortsetzung) 1

V. Geschichte der Griechen in der nächsten Zeit nach dem peloponnesischen Kriege 3

1. Bis zur Wiederherstellung der früheren Verfassung Athen's 3
2. Persische Angelegenheiten und der Rückzug der Zehntausend 18
3. Geschichte Griechenlands von der Wiederherstellung der atheniſchen Verfassung an bis zum Ausbruch des böotischen Krieges 31
4. Der böotische Krieg 35
5. Der korinthische Krieg 40
6. Das Verfahren der Spartaner gegen Theben und Olynth nach dem Frieden des Antalcidas 48

VI. Thebanische Zeit 54

1. Die Befreiung Theben's von der Herrschaft der Spartaner 54
2. Epaminondas und Pelopidas 58
3. Von der Befreiung Theben's an bis zur Schlacht bei Leuktra 64
4. Von der Schlacht bei Leuktra an bis zum Frieden des Perser-Königs 71
5. Geschichte der Thessalier bis zu dieser Zeit 76
6. Geschichte der Griechen vom Frieden des Perser-Königs an bis zur Schlacht bei Mantinea 86
7. Der Bundesgenossenkrieg der Athener 91

VII. Die Unterwerfung Griechenlands unter die Oberherrschaft der Macedonier 96

1. Geschichte Macedoniens bis auf König Philipp II. . . 96
2. Philipp II. von Macedonien 101

Seite

3. Philipp's II. Verhältniß zu Griechenland bis zum dritten heiligen Krieg 113
4. Philipp's II. Unternehmungen in Thracien und die frühere Geschichte dieses Landes 116
5. Philipp's II. fernere Unternehmungen und der dritte heilige Krieg bis zur Eroberung von Olynth 120
6. Philipp II. und der dritte heilige Krieg von der Eroberung Olynth's an bis zum Ende dieses Krieges . . 136
7. Philipp II. und Griechenland zwischen dem dritten und vierten heiligen Krieg. 144
8. Der vierte heilige Krieg und die Unterwerfung Griechenlands unter die Macedonier 148
9. Letzte Zeit Philipp's II. 155

VIII. Geistiges Leben und moralischer Zustand der Griechen in der Zeit vom Beginn der Perser-Kriege an bis auf Alexander den Großen 160
1. Sittlicher Zustand 160
2. Bildung und geistiges Leben im Allgemeinen . . . 170
3. Dichtkunst 174
4. Geschichtschreibung 199
5. Philosophie 230
6. Redekunst oder Staatswissenschaft 282
7. Kurze Andeutung über die Kunst 305

IX. Die Zeit Alexander's des Großen 312
1. Charakter und Bildung Alexander's 312
2. Erste Zeit der Regierung Alexander's 314
3. Macedonien und Persien beim Beginn des Krieges zwischen beiden Reichen 321
4. Der persische Feldzug Alexander's bis zur Schlacht am Granikus 330
5. Alexander's persischer Feldzug von der Schlacht am Granikus an bis zur Besetzung von Cilicien 334
6. Alexander's persischer Feldzug von der Besetzung Ciliciens an bis zum Marsche nach Phönicien 339
7. Alexander's Unterwerfung von Phönicien und Palästina 343
8. Alexander's egyptischer Feldzug 346
9. Alexander's persischer Feldzug von der Besetzung Egyptens an bis zur Eroberung des eigentlichen Persiens . 351
0. Aufstand in Griechenland unter König Agis II. von Sparta 353
1. Alexander's persischer Feldzug von der Besetzung des eigentlichen Persiens an bis zur Eroberung von Baktrien und Sogdiana 356
2. Alexander als Beherrscher des persischen Reichs . . 366

Seite
13. Alexander's Zug nach Indien 379
14. Alexander's Rückkehr aus Indien 391
15. Alexander unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Indien 395
16. Griechische Angelegenheiten in der letzten Zeit Alexander's 399
17. Alexander's letztes Lebensjahr 403
18. Alexander als Gründer eines Weltreichs und der Einfluß seiner Eroberungen auf den Geist der Griechen und des Orients 407
19. Aristoteles und sein Verhältniß zur griechischen Cultur . 418
X. Geschichte Griechenlands und des macedonischen Reichs unmittelbar nach Alexander's des Großen Tod . . 438
1. Asiatische Angelegenheiten bis zu Eumenes Tod . . 438
2. Griechische Angelegenheiten bis zum Tode der Olympias 448
3. Der Kampf um Alexander's Reich vom Tode der Olympias an bis zur Ermordung der Roxane und ihres Sohnes 465
4. Der Kampf um Alexander's Reich vom Tode der Roxane an bis auf die Schlacht bei Salamis in Cypern . . 471
5. Der Kampf um Alexander's Reich von der Schlacht bei Salamis an bis zur Schlacht bei Ipsus . . . 480
6. Die letzten Schicksale des Kassander und seiner Söhne, des Demetrius Poliorketes und des Lysimachus . . . 489

Druckfehler im erſten Bande.

Seite 139 Zeile 13 und 16 lies 362 ſtatt 364

Druckfehler im zweiten Bande.

Seite	65	Zeile	13	lies Ageſilaus ſtatt Agiſilaus.
„	105	„	5	v. u. ſetze ein Komma ſt. Semikolons.
„	303	„	10	v. u. l. beißender ſt. beißenden.
„	347	„	14	v. u. ſetze „für" vor „die politiſche Stellung.
„	380	„	13	v. u. l. beſaßen ſt. beſatzen.
„	399	„	18	v. o. l. Aetolern ſt. Aetolen.
„	404	„	9	v. u. l. die der Athener ſt. die Athener.
„	415	„	15	v. u. l. derſelben ſt. desſelben.
„	415	„	1	v. u. l. echte ſt. ächte.
„	422	„	1	v. u. l. einem ſt. einen.
„	474	„	12	v. u. l. Sikyon ſt. Sykion.

Geſchichte der alten Welt.

II. Völker der griechiſch-römiſchen Zeit.

(Fortſetzung.)

V. Geſchichte der Griechen
in der nächſten Zeit nach dem peloponneſiſchen Krieg

1. Bis zur Wiederherſtellung der früheren Verfaſſung Athen's.

In der auf den peloponneſiſchen Krieg folgenden Zeit beſaßen die Spartaner wieder die Hegemonie von Griechenland; ſie konnten dieſelbe aber nicht lange behaupten, ſondern verloren ſie an die Thebaner, welche einige Jahrzehnte nach jenem Kriege durch Pelopidas und Epaminondas aus ihrer untergeordneten Stellung emporgehoben wurden. Mit dem Tode dieſer beiden Männer ſanken die Thebaner wieder von ihrer Höhe herab, und die Herrſchaft von Griechenland ging an die Macedonier über. Zugleich mit dieſem Wechſel der Oberherrſchaft, welcher den Hauptgang der Ereigniſſe in den nächſten ſiebenzig Jahren bildet, wurde allmälig eine große Veränderung in dem Staatsweſen der Griechen herbeigeführt, indem in dem Verlauf des vierten Jahrhunderts v. Chr. die republikaniſche Verfaſſung der griechiſchen Welt unterging, und die in der nachfolgenden Zeit vorherrſchende monarchiſche Einrichtung derſelben vorbereitet wurde.

Dieſer Übergang zur monarchiſchen Staatsform iſt die wichtigſte Seite der griechiſchen Geſchichte in den erſten Zeiten nach dem peloponneſiſchen Kriege. Er wurde dadurch herbeigeführt, daß die Sitten ſich geändert hatten, und bei der veränderten Geſinnung und dem Mangel an Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit das Bedürfniß der entſcheidenden Autorität eines Regenten überall gefühlt ward. Griechenland hatte ſeine bisherige Freiheit und deren Grundſätze durchaus verkannt, und ſo zog der Verfall der Sitten

und des eigentlich griechiſchen Geiſtes auch den Verfall der Verfaſſungen nach ſich. Zu gleicher Zeit veranlaßte die Eiferſucht der einzelnen Glieder des griechiſchen Stammes ebenſo, wie früher, fortwährend Kriege zwiſchen den Staaten Griechenlands, welche Vieles von der Wuth bürgerlicher Kriege an ſich haben, und beſchleunigte dadurch den Untergang der Republiken. Die Möglichkeit des ſelbſtſtändigen Fortbeſtehens der griechiſchen Freiſtaaten war ſchon am Ende der vorhergehenden Zeit geſchwunden. Zwar traten noch große Männer, wie Ageſilaus in Sparta, Epaminondas und Pelopidas in Theben, Iphikrates und Andere in Athen, auf, welche ihre eigenen Staaten vom Untergange retteten; aber ſie waren nicht im Stande, die allgemeine Verwirrung aufzuheben und die Ordnung in dem geſammten Vaterland wieder herzuſtellen. Dies konnte nur durch eine dictatoriſche Gewalt geſchehen, an eine ſolche war aber in griechiſchen Republiken nicht zu denken. Der Geiſt der Zeit und die Umſtände erforderten, um Griechenlands Blüthe zu erhalten, eine monarchiſche Regierung, welche nicht einen widerrechtlichen und gewaltſamen Urſprung hatte, ſondern geſetzlich, herkömmlich, volksmäßig und deshalb auch feſtgegründet und kräftig war. Nur Macedonien war daher das Land, aus welchem eine ſolche Regierung den Griechen kommen konnte, weil dort von jeher eine Art conſtitutioneller Monarchie beſtanden hatte; und die göttliche Vorſehung lenkte deshalb den Gang der Dinge ſo, daß zuletzt dieſes Land die Oberherrſchaft in Griechenland erhielt.

Dies iſt der innere Zuſammenhang der Ereigniſſe, welche die Geſchichte Griechenlands in den nächſten ſiebenzig Jahren nach dem peloponneſiſchen Krieg bilden, und mit dem Misbrauch der von den Spartanern wieder erlangten Oberherrſchaft ihren Anfang nehmen. Die Spartaner waren ebenſo, wie die übrigen Griechen, entartet und ihrer eigenen Natur untreu geworden. Die höheren Klaſſen dieſes Volkes hatten, ſtatt der Einfachheit und ſtrengen Zucht früherer Zeiten, ſich der Genußſucht und Geldgier ergeben. Sie fingen damals an, die Syſſitien oder die gemeinſchaftlichen öffentlichen Mahle nicht mehr zu beſuchen, ſchwelgten ſtatt deſſen zu Hauſe in großer Üppigkeit, und trieben in ihrer Hauseinrichtung einen Aufwand der mannichfaltigſten Art. Mit dieſer eingetretenen Änderung in der Geſinnung und Lebensweiſe der einzelnen Bürger

änderte sich auch der Charakter des Staates, sowohl in seinen inneren als äußeren Verhältnissen. Der spartanische Staat, welcher Jahrhunderte lang von inneren Unruhen frei geblieben, und deshalb als Gegensatz gegen die unruhigen Demokratieen oft gepriesen worden war, gerieth von jetzt an in bedenkliche Bewegungen und Erschütterungen, so daß mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts vor Christo auch jene Lobreden verstummten. In den Beziehungen zu anderen Staaten aber waren Habgier und Herrschsucht die Charakterzüge der spartanischen Regierung geworden. Statt als das Hauptvolk Griechenlands mit Gerechtigkeit, Billigkeit und Enthaltsamkeit den gemeinsamen Angelegenheiten vorzustehen, misbrauchten die Spartaner, auf militärische Gewalt sich stützend, ihr Übergewicht, und mishandelten selbst ihre alten Bundesgenossen. Sie traten ganz und gar in die Fußstapfen der Athener, machten sich aber dadurch nicht allein ebenso sehr verhaßt, sondern kamen auch mit sich selbst und mit ihrer ursprünglichen Staatseinrichtung in Widerspruch, da diese durchaus nicht auf ein eroberndes Volk berechnet war. Sie geriethen also durch ihre neue Stellung und die daraus hervorgehenden Unternehmungen in eine unruhige Bewegung, die weder ihrem Charakter noch den Grundgesetzen ihres Staates angemessen war.

In allen eroberten Städten der asiatischen Küsten und auf den unterworfenen griechischen Inseln hatte Lysander eine aus zehn Männern bestehende oligarchische Regierung der gehässigsten und drückendsten Art eingesetzt, welche als eine bloße Partei auftrat, und die erlangte Gewalt zur Verfolgung der Gegenpartei misbrauchte. Lysander selbst war den wüthenden Oligarchen zur Befriedigung ihrer Rachgier behülflich, und benutzte sogar für sich allein seine Macht, um die verhaßten Demokraten grausam zu bestrafen. In Thasos z. B. ließ er achthundert Einwohner erwürgen und ihre Weiber und Kinder in die Sclaverei verkaufen, von der Insel Samos verjagte er alle demokratischen Einwohner, und in Milet tödtete die oligarchische Partei mit seiner Hülfe dreihundert und vierzig ihrer Mitbürger, und zwang nicht weniger als tausend andere, nach Kleinasien zu fliehen. An der Spitze der von Lysander eingesetzten Regierungen, welche Dekarchieen oder Regierungen der Zehn genannt wurden, stand je ein Spartaner unter dem

Namen eines Harmosten oder Befehlshabers, welcher meistens zugleich eine spartanische Besatzung zu seiner Verfügung hatte. Die Harmosten übten eine rohe Gewalt, und ihr willkürliches Verfahren war für die ihnen unterworfenen Städte und Inseln um so drückender, als die Spartaner von Hause aus zu Strenge und Härte viel mehr geneigt waren, als die Athener. Ja, es mußte sogar, nach der ganzen Verschiedenheit beider Staaten, der Druck, welchen die griechischen Städte durch die spartanische Oberherrschaft zu erleiden hatten, viel härter sein, als er vorher bei ihrer Unterwerfung unter die Athener gewesen war, weil Sparta weit weniger im Stande war, auswärtige Besitzungen ohne Bedrückung der Bundesgenossen zu behaupten, als die durch Handel und Industrie blühende Stadt Athen.

Auch Athen war durch die Spartaner unter das Joch schändlicher Oligarchen gekommen. Die Einsetzung einer Regierung, welche ganz oligarchisch und durch die Zahl ihrer Glieder der spartanischen gleich sein sollte, war schon vor der Übergabe der Stadt zwischen Lysander und Theramenes verabredet worden, und das Volk hatte sich dazu verstehen müssen, weil der Erstere drohte, daß, wenn man diese Oligarchie nicht annähme, es sich nicht mehr um die Staatsverfassung, sondern um die Existenz Athen's handeln würde. Die dreißig Männer, aus welchen die neue Regierungsbehörde bestand, führen gewöhnlich den Namen der dreißig Tyrannen oder auch blos der Dreißig. Eigentlich waren dieselben nur ernannt, um die vorhandenen Gesetze durchzusehen und eine neue Verfassung einzurichten, sie hatten aber, nach dem bei Griechen und Römern in solchen Fällen herrschenden Gebrauche, während der Dauer dieses Geschäftes zugleich die ganze Regierung und Verwaltung des Staats in Händen. Ihre Ernennung geschah nur scheinbar durch die Stimme des Volks; denn zwei Drittel derselben waren schon vorher von Lysander und der oligarchischen Partei in Athen dazu bestimmt worden. Zehn derselben, nämlich hatte Theramenes als Mitglieder der neuen Behörde bezeichnet, zehn andere waren von einem oligarchischen Klubb ernannt worden, der sich gleich nach der unglücklichen Schlacht bei Aegospotamos in Athen gebildet hatte, und nur die zehn übrigen wurden eigentlich von dem Volke selbst neu erwählt. Alle dreißig Tyrannen hatten

zu jenen Vierhundert gehört, welche im Jahre 411, in Folge der oligarchischen Verschwörung Pisander's und seiner Verbündeten, sich der Regierung auf einige Monate bemächtigt hatten.

Die Dreißig ernannten gleich nach ihrer Einsetzung die Beamten und einen neuen mit Gerichtsbarkeit bekleideten Senat, und zwar natürlich aus der Zahl ihrer Anhänger. Ihre ersten Handlungen waren hart, aber nicht gerade ungerecht: sie bezweckten die Vernichtung des sogenannten Sykophanten-Wesens, und diese wurde auf gesetzlichem Wege, nämlich durch den Senat, bewerkstelligt. Die Klasse von Menschen, welche man Sykophanten nannte, war in der letzten Zeit sehr zahlreich und ein wahrer Krebsschaden des Staats geworden. Der diesen Leuten beigelegte Namen bedeutet wörtlich soviel als Feigen-Anzeiger, und soll ursprünglich blos solchen Bürgern gegeben worden sein, welche die gegen das Verbot der Feigen-Ausfuhr Handelnden aufspürten und anzeigten. Man übertrug aber diesen Namen nachher auf alle diejenigen, die dasselbe bei den Gerichten thaten, was die Demagogen in der Volksversammlung betrieben, d. h. welche einzelne Mitbürger aus Bosheit oder Gewinnsucht verleumdeten, und durch falsche, ränkevolle Anklagen zu verderben suchten. Diese Menschen, die seit Perikles Zeit immer mehr an Zahl zunahmen, und ihr Wesen auf eine für die rechtlichen Bürger sehr verderbliche Weise trieben, waren ebenso, wie die Demagogen, ein gefährliches Übel, dessen Ausrottung zum Gedeihen des Staats nothwendig war. Die dreißig Tyrannen begannen daher ihre Regierung nicht mit Unrecht damit, daß sie alle, welche auf diese Weise das Volk aufgehetzt und irre geleitet hatten, verhaften und vor dem Senat anklagen ließen. Es wurden viele derselben durch richterlichen Spruch verurtheilt und hingerichtet.

Die besseren Bürger waren mit diesem Verfahren der Dreißig zufrieden, und fühlten sich anfangs durch die Herrschaft derselben nicht beeinträchtigt und gekränkt; allein einige der neuen Herrscher hatten ganz andere Absichten, als die bloße Einrichtung der Verfassung. Sie wollten sich im Besitze der höchsten Macht befestigen, und dies war ohne gewaltsame Mittel nicht möglich, zumal da mehrere ihrer Collegen, namentlich Theramenes, die eigentliche Aufgabe der Dreißig im Interesse der oligarchischen Partei erfüllt ha-

ben wollten, und zu dieſem Zwecke in der Bürgerſchaft ſich eine Stütze zu bereiten ſuchten. Die Erſteren ſetzten daher unter ihren Collegen ſehr bald den Beſchluß durch, daß die Spartaner um die Zuſendung einer bewaffneten Macht erſucht werden ſollten. Ihr Geſuch wurde erfüllt, und die von Sparta geſandte Schaar, welche unter dem Oberbefehl des mit Lyſander befreundeten Harmoſten Kallibius, eines rohen Soldaten, ſtand, und ihren Sold aus dem atheniſchen Staatsſchatz erhielt, beſetzte die Burg von Athen.

An der Spitze der gewaltthätigen Partei unter den dreißig Herrſchern ſtand Kritias, ein Genie in ſeiner Art und durch Geburt, Reichthum und Bildung ausgezeichnet. Er war wie Alcibiades ein Schüler des Sokrates geweſen, hatte aber, wie dieſer, niemals für die moraliſchen Beſtrebungen ſeines Lehrers Sinn gehabt, ſondern im Verkehr mit ihm blos geiſtige Gewandtheit und die für einen Staatsmann nöthige Bildung zu erlangen geſucht. Er beſaß die größte Herrſchſucht, und ward außerdem von Rachgier getrieben, weil ihn das Volk früher einmal aus Gründen, die uns unbekannt ſind, auf einige Jahre aus Athen verbannt hatte. Dieſer Mann, welcher unter den Dreißig die Hauptrolle ſpielte und die eigentliche Seele der damaligen Regierung war, hatte ſich ein conſequentes Syſtem der Tyrannei entworfen, und wollte dasſelbe ohne irgend eine Rückſicht und Scheu und mit einem Muthe, der eine beſſere Sache geehrt hätte, gewaltſam durchſetzen. Darüber gerieth er ſogleich mit Theramenes in Zwiſt, es hatte aber dies anfangs keine weiteren Folgen, weil Kritias ſeinen Gegner eine Zeitlang ſtets wieder zu beſchwichtigen, und ſeine übrigen Collegen zu gewinnen und mit ſich fortzureißen wußte.

Die dreißig Tyrannen richteten unter Kritias Leitung eine ſyſtematiſche Verfolgung gegen alle diejenigen ein, welche ihrer Herrſchaft gefährlich waren, oder durch großes Vermögen ihre Habgier reizten. Dabei waren ihnen die ſpartaniſchen Truppen unter Kallibius als Schergen behülflich, und ſpartaniſche Raubſucht hatte an den Gräueln, welche begangen wurden, ebenſoſehr Antheil, als die Habgier, die Herrſchſucht und der Rachedurſt der dreißig Tyrannen und ihrer Anhänger. Unter dem Vorwand, den Staat von unruhigen und ſchlechten Menſchen zu befreien, wurde eine ſo große Menge von Büraern und Beiſaſſen der Raubaier und Herrſchſucht der

Dreißig zum Opfer gebracht, daß die Zahl aller von diesen Hingerichteten dreizehn- bis fünfzehnhundert betragen haben soll. Unter ihnen waren Niceratus, der durch edlen Sinn und zu seinem Unglück zugleich durch Reichthum ausgezeichnete Sohn des Nicias, der reiche Antiphon, welcher nicht mit dem berühmten Redner dieses Namens (s. Th. I. S. 466) zu verwechseln ist, und der wegen seines unbescholtenen Lebenswandels gepriesene Leon von Salamis die angesehensten. Viele Bürger, unter ihnen namentlich auch Thrasybul, wurden aus der Stadt verbannt, oder entzogen sich durch freiwillige Flucht der Wuth der grausamen Herrscher. Die Verfolgungen und Hinrichtungen nahmen nach und nach an Zahl immer mehr zu, da trotz der vielen Gütereinziehungen, welche stets damit verbunden waren, die durch den Krieg erschöpfte Staatskasse zur Bestreitung der laufenden Ausgaben durchaus nicht hinreichte.

Mitten unter diesen Grausamkeiten und durch dieselben entstand zwischen den beiden Häuptern der Regierung, Kritias und Theramenes, ein neuer Zwist, welcher die wichtigsten Folgen hatte. Kritias wollte Alles außer seinen Anhängern vernichten, Theramenes dagegen wollte Maß und Ziel gehalten haben. Der Letztere drang darauf, daß man mit mehr Schonung verfahre, und so der Oligarchie in der Bürgerschaft einen größeren Anhang und eine Stütze verschaffe, er machte sich aber dadurch seinem herrschsüchtigen Gegner verdächtig. Kritias fürchtete, Theramenes mache Partei gegen ihn und wolle sich der Gemäßigten bedienen, um die Heftigen zu stürzen. Um diesem zuvorzukommen, benutzte er jene Forderung des Theramenes zu seinem eigenen Besten, und ließ durch seine Collegen den Beschluß fassen, daß alle Bürger mit Ausnahme von dreitausend, auf die man sich verlassen zu können glaubte, entwaffnet und von jedem Amte und jedem anderen Antheile an der Regierung ausgeschlossen werden sollten. Nachdem dies geschehen und die von der Masse der Bürgerschaft abgelieferten Waffen auf der Burg niedergelegt worden waren, verfolgten die Tyrannen ihren Zweck noch rücksichtsloser, und ließen ihrer Raubgier und Herrschsucht völlig die Zügel schießen. Sie kamen untereinander überein, die dreißig wohlhabendsten Metöken oder Beisassen zu tödten und ihre Güter einzuziehen, und faßten den Beschluß, daß jeder der dreißig

Tyrannen einen derſelben auf die Liſte ſetzen ſollte. Theramenes weigerte ſich dies zu thun, und trat nachdrücklich gegen jede auf bloßer Habgier beruhende Verfolgung auf. Dies wurde von Kritias benutzt, um Theramenes zu verderben. Er berief den Senat, welcher damals zugleich der einzige Gerichtshof von Athen war, umgab denſelben mit der bewaffneten Schaar ſeiner Getreuen, und klagte Theramenes als einen gegen die beſtehende Regierung feindſeligen Mann an. Theramenes wußte ſich aber ſo gut zu vertheidigen, daß der Senat, obgleich er ſeither ein williges Werkzeug jeder Gewaltthat geweſen war, ſich auf ſeine Seite neigte.

Zu einer Freiſprechung des Theramenes durfte Kritias es nicht kommen laſſen, wenn er nicht ſelbſt ſein Leben in Gefahr bringen wollte; er mußte alſo das Äußerſte wagen. Er erklärte dem Senat mit Hinweiſung auf die von ihm aufgeſtellten Bewaffneten, daß er in ſeinem und ſeiner Collegen Namen Theramenes aus der Liſte der Dreißig ausſtreiche. Da früher feſtgeſetzt worden war, daß nur die dreißig Tyrannen und die dreitauſend Bürger, die das Recht Waffen zu tragen behalten hatten, von dem Senat gerichtet werden, alle andern Athener aber dem Gutdünken der Erſteren überlaſſen ſein ſollten, ſo war dadurch Theramenes der Willkür ſeiner Collegen preisgegeben. Auch fügte Kritias ſeinen Worten ſogleich die weitere Erklärung hinzu, daß er und ſeine Amtsgenoſſen den Angeklagten zum Tode verurtheilt hätten. Theramenes, welcher von den ſchwachen Menſchen, die den Senat bildeten, keine Hülfe gegen des Kritias Schergen hoffen konnte, nahm nach dieſer unerwarteten Wendung der Sache ſeine Zuflucht zu dem im Verſammlungsſaale ſtehenden Altar. Vergebens erinnerte er die Anweſenden daran, daß, wenn man das willkürliche Ausſtreichen ſeines Namens dulde, auch jeder von ihnen ſeines Lebens nicht mehr ſicher ſei; vergebens ſagte er, er wiſſe zwar, daß Kritias auf Altäre und Götter keine Rückſicht nehme, wolle aber wenigſtens ſeinen Mitbürgern zeigen, daß derſelbe nicht blos die menſchliche Gerechtigkeit, ſondern auch die Ehrfurcht vor den Göttern mit Füßen trete. Niemand wagte, ſich für Theramenes zu erheben, und Kritias ließ ihn vom Altar wegreißen und ins Gefängniß ſchleppen, wo er ſogleich den Giftbecher trinken mußte. Als Theramenes den Becher geleert hatte, goß er die noch übrigen Tropfen auf den Boden, indem er ausrief: „Dies

ist für Kritias!" Theramenes ist im Alterthum oft gepriesen und bewundert worden, weil er den Tod mit männlichem Muthe erlitt, und weil er als ein Opfer seiner eigenen Mäßigung und der rücksichtslosen Wuth seiner Collegen starb; unverdient ist aber sein Tod nicht gewesen. Er selbst hatte sich in seiner politischen Laufbahn ungesetzlicher und zum Theil abscheulicher Mittel bedient, und wurde mit Recht von der Oligarchie vernichtet, weil er selbst, nachdem er vor allen Andern dieselbe gegründet hatte, sie dann untergrub. Auch in der Demokratie wäre er nicht mit Unrecht verurtheilt worden; denn er hatte zweimal dieselbe zerstören helfen und, um dies zu erreichen, einmal sogar seine Vaterstadt an die Feinde verhandelt.

Von jetzt an überstiegen die Grausamkeiten, Beraubungen, Hinrichtungen und Verbannungen jedes Maß. Man wollte zuletzt sogar niemanden mehr den Aufenthalt in der Stadt erlauben, außer den Dreitausend, denen das Recht Waffen zu tragen gewährt worden war, und vertrieb viele auch aus ihren Landgütern, welche hierauf von den Dreißigen und ihren Anhängern in Besitz genommen wurden. Theben, Megara und andere Städte füllten sich mit athenischen Flüchtlingen.

In das traurige Schicksal seiner Vaterstadt, welche von wüthenden Gewalthabern gepeinigt ward, wurde auch Alcibiades verwickelt, obgleich er fern von ihr in der Verbannung lebte. Doch sind die Nachrichten über das Lebens-Ende dieses Mannes widersprechend, und es ist nicht ausgemacht, ob die Spartaner und die ihnen befreundeten Herrscher in Athen oder der persische Statthalter Pharnabazus die Schuld seines Todes tragen. Er soll nach einer dritten Nachricht sogar als das Opfer einer bloßen Privatrache gefallen sein. Die Spartaner hatten ihm, aus Furcht vor seinem großen Talente und Ehrgeiz, den Aufenthalt auf seinen thracischen Gütern nicht lange gestattet, und er war nach Kleinasien geflohen, wo Pharnabazus ihn freundlich aufnahm. Auch hier soll ihn der Haß und die Furcht der Spartaner verfolgt haben, welche noch überdies von Kritias und seinen Collegen angereizt wurden, weil diese von der Gewandtheit und dem Ansehen dieses Mannes mehr, als von irgend einem anderen Vertriebenen, Gefahr für ihre Herrschaft befürchten mußten. Alcibiades wurde in einem phrygischen Dorfe getödtet, entweder weil einige Privatleute, die er durch seine

grenzenlosen Ausschweifungen beleidigt hatte, sich durch seine Ermordung rächten, oder weil Pharnabazus der Aufforderung der Spartaner, den für die Ruhe Griechenlands und Persiens gefährlichen Mann aus dem Wege zu räumen, Folge leistete, oder endlich weil Alcibiades von den geheimen Rüstungen des Prinzen Cyrus gegen den König Artaxerxes II. Kenntniß erhalten hatte, und Pharnabazus die Absicht desselben, sich nach Susa zu begeben und einen Krieg des Königs gegen die mit Cyrus befreundeten Spartaner herbeizuführen, hintertreiben wollte. Die zur Ermordung des Alcibiades abgeschickte Schaar wagte nicht, in dessen Wohnung einzudringen und ihn geradezu anzugreifen, sondern umzingelte das Haus und steckte es in Brand. Alcibiades stürzte mit gezücktem Schwerte aus seiner brennenden Wohnung heraus; die Soldaten wichen erschreckt vor ihm zurück, tödteten ihn aber aus der Ferne mit ihren Pfeilen. Seine Leiche ward von der Hetäre Timandra bestattet, welche ihm nach Kleinasien gefolgt war.

Die dreißig Tyrannen bereiteten durch ihre Schreckensregierung, namentlich aber durch die Vertreibung so vieler Bürger, sich selbst den Untergang, und schon acht Monate nach ihrer Einsetzung wurden sie der Herrschaft wieder verlustig. Thrasybul überrumpelte mit siebenzig andern Flüchtlingen von Theben aus die attische Grenzfeste Phyle. Hier sammelten sich so viele Vertriebene und Unzufriedene um ihn, daß er bald eine Schaar von siebenhundert Mann hatte, und daß die Dreißig, um die weitere Ausbreitung des Übels zu hindern, einen Angriff auf diesen Zufluchtsort nöthig fanden. Der Angriff scheiterte, Thrasybul dagegen bemächtigte sich des Hafens Piräus und der Vorstadt Munychia. Von diesem Augenblick an fanden täglich Gefechte Statt, und Bürgerblut floß in Strömen. In einem der Gefechte fielen Kritias und Hippomachus, die beiden gewaltthätigsten der dreißig Tyrannen, und die einzigen, welche im Stande gewesen wären, das Begonnene mit Muth und Kraft durchzusetzen. Dadurch ward es möglich, die Parteien zu vergleichen; Kleokritus, ein Beamter der Mysterien, suchte die Dreitausend, welche unter der Herrschaft der Dreißig allein höhere politische Rechte besaßen, mit den übrigen Bürgern auszusöhnen. Seine Bemühung hatte einigen Erfolg; schon am folgenden Tag entflohen die Tyrannen und ihre Anhänger nach Eleusis, und an

ihrer Stelle ward eine andere Regierungs-Behörde eingeſetzt, welche aus zehn Männern, je einem aus jeder Phyle oder Bürgerklaſſe, beſtand (im Frühjahr 403 v. Chr.).

Um vor den Grundſätzen der vertriebenen Oligarchen und ihrem Einfluß ganz ſicher zu ſein, hatte man zu dieſer neuen Obrigkeit abſichtlich ſolche Männer gewählt, welche Feinde des Kritias geweſen waren, weil man annahm, daß ſie eben deshalb Freunde der Vertriebenen wären. Allein man hatte ſich in ihnen geirrt: ſie wollten als neue Oligarchen ebenſo unumſchränkt wie die verjagten Tyrannen herrſchen, und dachten ebenſo wenig, wie die Dreitauſend, daran, ſich mit den von jenen Vertriebenen zu verſtändigen oder gar, wie Viele gehofft hatten, die alte Demokratie wiederherzuſtellen. Die Freunde der Volksherrſchaft ſtrömten daher, über die zehn Männer erbittert, in den Piräus zu Thraſybul hinaus, um in Verbindung mit ihm und ſeiner Schaar durch die Waffen zu erlangen, was man in Güte nicht gewähren wollte.

Die zehn Männer verzweifelten bald an der Möglichkeit, ſich im Beſitz der Herrſchaft und der Stadt Athen zu behaupten, und erbaten ſich Hülfe von den Spartanern, an welche auch die dreißig Tyrannen von Eleuſis aus Abgeordnete geſchickt hatten. Von Sparta aus erſchienen alsbald Lyſander und ſein Bruder Libys, jener als Anführer zu Lande, dieſer als Admiral einer kleinen Flotte. Libys ſperrte den Hafen Piräus, und Lyſander ſchloß denſelben von der Landſeite ein. Das arme, dreifach getheilte Athen ſah ſich alſo von neuem mit dem Untergang bedroht. Ein glücklicher Zufall rettete die Stadt. Der ſpartaniſche König Pauſanias II. und die Mehrzahl der damaligen Ephoren waren nämlich keine Freunde Lyſander's, ſie ſahen ein, daß dieſer herrſchſüchtige Feldherr ihrem Staate überall einen für die Behauptung der ſpartaniſchen Uebermacht bedenklichen Haß zugezogen habe, und neigten ſich deshalb zu einer friedlichen und gemäßigten Politik. Jener Haß hatte bereits ſo ſehr zugenommen, daß ſelbſt das kleine Megara es wagte, einem Schiffskapitain, der am meiſten zum Siege bei Aegospotamos beigetragen hatte, trotz der Verwendung Lyſander's das nachgeſuchte Bürgerrecht zu verweigern, und daß Sparta ſelbſt im vorhergehenden Winter für gut gefunden hatte, einen Theil der von Lyſander in

verschiedenen Städten eingesetzten Oligarchieen wieder aufzuheben. Die Gegner Lysander's bewirkten die Absendung eines neuen Heeres nach Attika, dessen Commando dem Könige Pausanias übertragen ward, welcher zugleich die oberste Leitung der ganzen den atheniſchen Zwist betreffenden Angelegenheit erhielt. Pausanias hemmte nach seiner Ankunft in Attika sogleich Lysander's gewaltsame Schritte, und suchte so schnell als möglich den Frieden herzustellen. Er veranlaßte Thrasybul's Partei zur Absendung von Gesandten, welche in Sparta über die Beilegung der Zwistigkeiten unterhandeln sollten. Von hier wurden gleich nach der Ankunft dieser Abgeordneten fünfzehn Commissäre nach Attika geschickt, um in Verbindung mit Pausanias die ganze Angelegenheit in Ordnung zu bringen.

Auf diese Weise kam sehr bald ein Frieden zwischen den Spartanern und Athenern zu Stande, in Folge dessen (im Sommer des Jahres 403 v. Chr.) die Truppen der Ersteren nach Hause zurückkehrten, und Thrasybul mit seinen Anhängern in die Stadt einzog. Pausanias hatte bei diesem für Athen günstigen Friedensvertrage übersehen, Sparta's Einfluß sicher zu stellen, nicht weil er Athen schonen wollte, sondern weil er hierbei, wie in seinem ganzen Verfahren sich blos von der Eifersucht auf Lysander leiten ließ. Deshalb wurde er, als er nach Sparta zurückgekehrt war, der Vernachlässigung seiner Pflicht angeklagt, und entging der Verurtheilung nur durch eine sehr geringe Mehrzahl der Stimmen. Nach dem mit Pausanias abgeschlossenen Vertrage wurden die vertriebenen Demokraten wieder in die Stadt aufgenommen, und erhielten ihr eingezogenes Eigenthum zurück, die dreißig Tyrannen aber und die Theilnehmer ihrer Gewaltthaten mußten die Stadt verlassen und sich in Eleusis niederlassen; für alle andern Bürger wurde eine Amnestie in Betreff alles seither Vorgefallenen ausgesprochen, und denjenigen von den Dreitausend, welche nicht in Athen zu bleiben wagten, ward die Erlaubniß gegeben, sich nach Eleusis überzusiedeln. Die Entscheidung über die Verfassungsangelegenheit blieb den Athenern allein überlassen.

Durch den Friedensvertrag war also Attika in zwei feindliche Staaten getheilt worden, welche aus einer und derselben Stadt hervorgegangen waren. Diese konnten natürlich auf einem so engen Raume nicht lange neben einander bestehen. Die Oligarchen in

Eleusis fingen bald an, Rüstungen zu einem Kriege gegen die Demokraten in Athen zu machen, und auf die Nachricht davon zogen die Letzteren mit gesammter Macht gegen sie aus. Zum Kampfe kam es jedoch nicht, sondern die Anführer der Eleusinier ließen sich durch Friedensvorschläge täuschen, kamen zu einer angebotenen Unterhandlung mit den Häuptern der Gegenpartei zusammen, und wurden treuloser Weise erschlagen; allen anderen Bürgern aber welche nach Eleusis ausgewandert waren, wurde die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt und eine vollkommene Amnestie gewährt (Oktober 403 v. Chr.). Jene Ermordung der angesehensten Oligarchen war der letzte Gräuel, den das athenische Volk in dieser Zeit ausübte. Die ganze Bürgerschaft schwor einen Eid, daß alles was vor oder unter der Herrschaft der Dreißig und der Zehn geschehen sei, vergessen werden, und daß keinem irgend etwas aus der früheren Zeit zum Verbrechen gemacht werden solle, außer den Dreißig, sowie den elf Männern, welche während ihrer Herrschaft die Hinrichtungen zu vollziehen gehabt hatten, und zehn anderen Bürgern, die unter der Herrschaft der Dreißig als Stellvertreter derselben im Piräus regiert hatten. Selbst diesen aber, hieß es, solle nichts zu Leid gethan werden, wenn sie ihre Amtshandlungen zu rechtfertigen wüßten. Diese Amnestie, in welche auch die Kinder der von ihr Ausgeschlossenen mit aufgenommen waren, wurde hauptsächlich auf Betreiben Thrasybul's erlassen, und ist um so mehr hervorzuheben, als sonst die Revolutionen griechischer Staaten mit Hinrichtungen und Verbannungen der unterliegenden Partei verbunden waren. Sie galt übrigens nur kurze Zeit; denn bald nachher wurden manche Bürger wegen ihres Verhaltens unter und selbst vor der Herrschaft der Dreißig gerichtlich belangt, und dem Sokrates machten seine Feinde vor Gericht sogar einen Vorwurf daraus, daß Kritias sein Schüler gewesen sei.

Nach der Erlassung der Amnestie wurde beschlossen, daß man zur früheren Staatsordnung und zu der Solonischen Verfassung zurückkehren wolle. Für die nöthigen Zusätze und Änderungen ward eine aus fünfhundert Bürgern bestehende Gesetzgebungs-Commission erwählt, welche alle neuen Verbesserungen zuerst öffentlich aufstellte, und dann mit dem Senat berieth und beschloß. Jedem Bürger wurde bei diesen Verhandlungen der Eintritt in den

Senat und die Theilnahme an der Berathschlagung gestattet. Die auf diese Weise durchgesehene und verbesserte Verfassung wurde unter die Obhut des Areopagus gestellt, welcher darüber zu wachen hatte, daß die Obrigkeiten streng nach den Vorschriften derselben verführen. Die einzelnen Bestimmungen und Gesetze der Verfassung wurden auf der Burg an die Wand einer Säulenhalle geschrieben, wo sie auch früher gestanden hatten, in der letzten Zeit aber zum Theil erloschen waren, und wo jeder die Stellen, die er vor Gericht oder zu anderen Zwecken brauchte, sich abschreiben durfte. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich recht deutlich der große Nutzen, den uns Neueren die Buchdruckerkunst gewährt, nicht blos in Betreff dieser Schwierigkeit für jeden Einzelnen, welcher irgend einen Theil der Gesetze schriftlich in Händen haben wollte, sondern auch wegen der großen und langwierigen Mühe, welche die Ausfertigung eines authentischen und gegen Verfälschung gesicherten Gesetzbuches machte. Die Athener waren nämlich genöthigt, alle ihre Gesetze an eine Wand anschreiben zu lassen, und mußten die Besorgung dieses Geschäftes, mit welchem nothwendiger Weise eine Art von Redaction verbunden war, einem einzigen Manne übertragen, welcher dabei so willkürlich verfuhr, daß nach langen Zögerungen das entscheidende Gesetzbuch doch eigentlich nie zu Stande kam, weil, ehe dies geschehen konnte, die Umstände sich schon völlig geändert hatten. Dieser Mann, Nikomachus, brauchte statt der vier Monate, welche ihm vorgeschrieben waren, sechs Jahre zur Vollziehung seines Auftrags, und während der ganzen Zeit seines Geschäftes konnten die Abschriften jedes einzelnen, zu einem Processe nöthigen Gesetzes nur von ihm erhalten werden; man behauptete, daß er sich dabei allerlei Verfälschungen erlaubt habe, und mitunter sollen sogar die beiden Parteien eines Processes widersprechende Gesetze vorgelegt haben, welche Beide von ihm erhalten zu haben behaupteten. Zuletzt sah man sich genöthigt, ihm das übertragene Geschäft abzunehmen und ihn wegen seines Verfahrens zur Rechenschaft zu ziehen.

Mit der Rückkehr zur alten demokratischen Verfassung Athen's und mit dem Abzug der spartanischen Truppen war keineswegs auch die eigentliche Unabhängigkeit des Staates wiederhergestellt; denn Athen war, seitdem auf Lysander's Geheiß die Festungsmauern

zerstört waren, ein offener Ort, welcher als solcher der Willkür der Spartaner preisgegeben blieb und ihren Geboten Folge leisten mußte. Die Wiederherstellung jener Werke war, so lange der Frieden dauerte, unmöglich, weil die Spartaner sie niemals zugegeben haben würden, und wirklich gelangten auch die Athener erst durch einen neuen Krieg in Griechenland dazu.

Übrigens erhoben sich die Athener, auch nachdem sie durch den Wiederaufbau ihrer Festungsmauern ihre völlige Selbstständigkeit erlangt hatten, doch nie wieder zu ihrer früheren Macht und Größe; denn sie selbst waren und blieben entartet, und kehrten nicht mehr zu dem Geiste und der Gesinnung ihrer Väter zurück. Die Verdorbenheit des Charakters und der Sitten, in welche das atheniſche Volk durch seine Oberherrschaft verfallen war, hatte mit dem Untergang derselben nicht aufgehört, und schwand noch viel weniger mit der Wiederkehr des Glückes; sie dauerte im Gegentheil nicht allein durch alle folgenden Zeiten fort, sondern nahm sogar auch immermehr zu. Reichthum und Üppigkeit hatten die Kraft des atheniſchen Volks gebrochen, die Bürger hatten sich jeder bleibenden Anstrengung entwöhnt, und die besten Lebenssäfte Athen's verdarben durch weichliche Muße. Durch das in der vorhergehenden Zeit aufgekommene Söldnerwesen füllte sich die Stadt mit dem Auswurf von ganz Griechenland, die Bürger wurden durch dasselbe dem Kriegsdienst immer mehr entzogen und an schlaffe Trägheit gewöhnt, ihre Kraft und ihr Geist gelähmt und vergiftet. Müßiges Volk, welches kein Vaterland hatte, Leute, die mit allen möglichen Lastern und Verbrechen sich befleckt hatten, strömten nach Attika, und bildeten den Kern des atheniſchen Heeres und die streitbare Mannschaft der Flotte, obgleich man wohl wußte, daß dieselben mit jedem, der ihnen einen höheren Sold bot, auch gegen Athen ziehen würden. Während die früheren Athener, selbst als in ihrer Burg Gold und Silber in Menge aufgehäuft lagen, dennoch für die Herrschaft, die sie zu erlangen strebten, selbst kämpfen zu müssen glaubten, bestand jetzt, obgleich die Stadt noch immer sehr volkreich war, das Heer gleich dem der Perser-Könige fast nur aus Söldnern, und auch die Seesoldaten der atheniſchen Flotte waren Fremde, nur die Ruderer und Matrosen wurden aus den Bürgern genommen. Dabei war der Staat so geldarm, daß die Ausgaben

aus den eigenen Mitteln desselben nicht bestritten werden konnten, sondern daß man genöthigt war, die von ihm abhängigen Bundesgenossen mit Auflagen zu drücken. Auf diese Weise schwächte Athen, als es einen Theil seiner früheren Macht wieder erlangte, diese sogleich wieder ebensosehr, wie ehemals. Das Streben nach der Herrschaft über Griechenland gab man, ungeachtet aller Scheu vor den Mühseligkeiten des Krieges, nicht auf, man ließ sich vielmehr aus Herrschsucht stets in neue Kämpfe ein, wollte aber das ersehnte Ziel nicht durch eigene Kraft, sondern durch bezahlten fremden Muth erreichen. Zu diesem Allem kommt noch hinzu, daß durch die Kriege, welche Athen in den letzten fünfzig Jahren geführt hatte, eine sehr große Zahl alt-athenischer Familien völlig ausgetilgt worden war. An die Stelle derselben waren Fremde getreten, welche durch eben dieselben Kriege nach Athen gezogen wurden, und ein großer Theil der Bürgerschaft bestand also nicht mehr aus dem alt-attischen Stamm, sondern aus einem Gemische von Menschen der verschiedensten griechischen Stämme und Länder.

2. Persische Angelegenheiten und der Rückzug der Zehntausend.

Das persische Reich war seit Darius I. in jenen Zustand gerathen, der früher (Th. I. S. 140) dargestellt worden ist, und die Kriege desselben mit Griechenland, durch welche das Letztere in seiner Entwickelung so ungemein gefördert wurde, hatten den Verfall der persischen Macht beschleunigt. Das Reich hatte unter Darius I. seinen höchsten Glanz erreicht, sank aber unmittelbar nach diesem König schnell von seiner Höhe herab. Die Geschichte der Perser unter den Nachfolgern des Darius ist deshalb besonders dadurch interessant und belehrend, daß sie den großen Vorzug des griechisch-europäischen Wesens und Lebens vor dem persisch-orientalischen zeigt, und uns einen deutlichen Begriff von dem Verhältniß gibt, in welchem die von Darius eingeführten Grundsätze der persischen Regierung und die schöne Theorie der Feueranbeter zu dem standen, was im Staat und im Leben wirklich ausgeübt wurde. Von einer Verwaltung in unserem Sinne des Wortes war, trotz der geregelten Ordnung, welche Darius I. einzu-

führen geſucht hatte, im perſiſchen Reiche kaum eine Spur zu finden. Ebenſowenig war der Staat auf das Nationalgefühl und die Tüchtigkeit ſeiner Bürger geſtützt, und ſchon aus dieſem Grunde hätten die Unternehmungen gegen Griechenland ſcheitern müſſen, deſſen Bewohner in ihrem Nationalgeiſt, ihrer Vaterlandsliebe und in der Regſamkeit und freien Entwickelung ihrer Kräfte eine ganz andere Macht beſaßen, als der Perſer-König in der zahlloſen Menge ſeiner Unterthanen und in der großen Maſſe edler Metalle, die aus den Provinzen ſeines ausgedehnten Reichs in die Staatskaſſe zuſammenfloß. Was nutzten ihm die vielen Landſtriche, die er beherrſchte, und die große Menge ſeiner Unterthanen, welche zum Unterſchied von den Freiheit-liebenden Griechen gern und willig dienten, und ſogar ſtolz auf ihre Dienſtbarkeit gegen einen Herrſcher waren, deſſen Glanz und Pracht ihr Auge blendete? Gab es doch mitten in ſeinem weiten Reiche große Striche Lands, deren Bevölkerung entweder außer der Heeresfolge im Kriege ihm keine Dienſte leiſtete, oder auch völlig unbezwungen war! Andererſeits löſte ſich in vielen Theilen des Reichs ſchnell das Band des Gehorſams und der Unterwürfigkeit auf, ſobald unter Xerxes I. durch das Mislingen des griechiſchen Feldzugs der Zauber verſchwunden war, der den Thron umgab und den Herrſcher als einen Halbgott erſcheinen ließ. Unmittelbar nach dieſem Unglück des Xerxes fielen Macedonien, Thracien und ganze Striche der kleinaſiatiſchen Küſte ab, und die ſeither unterworfen geweſenen griechiſchen Seeplätze dieſer Länder wurden ebenſoviele Feſtungen und Kriegshäfen, aus welchen man mit Erfolg das Reich befehdete und ſich auf Koſten desſelben bereicherte. So wurden die mächtigen und ſtolzen Perſer gleichſam eine Beute der kleinen griechiſchen Staaten; denn ſie beſaßen weder Schiffe, um ihre Feinde zur See zu verfolgen, noch ein Nationalgefühl, welches einen Theil der Nation oder auch nur irgend einen Satrapen angetrieben hätte, die Schmach zu rächen. In Egypten brach ſeit Darius I. eine Empörung nach der andern aus, und es währte nicht lange, ſo wußten die Führer derſelben ſich eine bleibende Unabhängigkeit zu verſchaffen, ſo daß uns eine ganze Reihe von egyptiſchen Herrſchern genannt wird, die faſt hundert Jahre lang ſich gegen den perſiſchen Koloß behaupteten.

Die Regierung selbst ward ein Spielball der mannichfaltigsten Ränke, und an dem Hofe zu Susa entschied nur die Stimme dessen, der durch Schmeichelei und Gewandtheit sich einen Einfluß zu verschaffen und denselben zu behaupten wußte. Trat einmal ein tüchtiger Mann auf, machte er sich um das Reich verdient, wie Megabyzus unter Artaxerxes I., so wurde er durch Weiber und elende Höflinge gestürzt und, wenn er anders am Leben blieb, an die Grenzen des Reiches verbannt. Ein Ausländer konnte sich noch weniger halten, wie das Beispiel des Atheners Konon zeigt, welcher etwa zehn Jahre nach dem peloponnesischen Kriege Admiral der Perser ward, ihre Seemacht zum ersten Male furchtbar machte und ihnen die Herrschaft im ägäischen Meer errang, zum Lohn dafür aber von einem Satrapen verrätherischer Weise in Fesseln gelegt wurde. So war denn das persische Reich im Beginn des vierten Jahrhunderts vor Christo, trotz seiner Größe und seines Reichthums, um den größten Theil seiner eigentlichen Kraft und Bedeutung gebracht, und glich schwachen und feigen Menschen, welche immer sich zu dem hinzuneigen pflegen, der die meiste Macht hat oder in ihnen am meisten Furcht erweckt. Das Letztere thaten damals die Spartaner, und deshalb wurden sie die Verbündeten Persiens. Kurz nach jener Zeit erhielt das persische Reich, ohne im geringsten an Macht gewonnen zu haben oder besser regiert worden zu sein, nach Außen eine größere Bedeutung und Wichtigkeit, weil, wie sich in der späteren Darstellung der griechischen Geschichte zeigen wird, die damals unter den Griechen entstehenden Verhältnisse den Persern eine andere Stellung gaben.

Die persische Geschichte der Zeiten nach Darius I., für welche die Schriften der Griechen unsere einzige Quelle sind, bietet in ihrem Verlauf immer häufiger den Anblick von Grausamkeiten, Verräthereien, Ermordungen und scheußlichen Barbareien dar. Diese können in einer allgemeinen Geschichte nicht einzeln berichtet werden, zumal da überdies elende und gesunkene Naturen und selbstsüchtige Schwächlinge, wie die damaligen persischen Hofleute waren, nur für ihres Gleichen eine Bedeutung haben, für jeden besseren Menschen aber ein Gegenstand des Abscheus sind. Der Hauptgang der persischen Geschichte aber, wie er in der Zeit vom Tode des Darius I.

bis auf Artaxerxes II. ſich an das früher (Th. I. S. 138) Erzählte anſchließt, ſoll in der Kürze angegeben werden.

Der Sohn des Darius, Xerxes I., begann ſeine Regierung (485 v. Chr.) mit der Unterdrückung einer egyptiſchen Empörung, welche ſchon unter ſeinem Vater ausgebrochen war, und führte hierauf den ſo unglücklichen Krieg mit Griechenland, welcher unter dem Namen des dritten Perſer-Kriegs bereits früher (Th. I. S. 356) ausführlich dargeſtellt worden iſt. Die Griechen konnten ihre Siege um ſo ungeſtörter benutzen, da Xerxes durch ſeine häuslichen Verhältniſſe in die verdrießlichſten Händel verwickelt wurde, und die Kriegsangelegenheiten ganz ſeinen Satrapen überlaſſen mußte. Zuerſt zerfiel er mit ſeinem Bruder Maſiſtes, weil ſeine eigene Gemahlin deſſen Gattin aus Eiferſucht grauſam hatte verſtümmeln laſſen, und als Maſiſtes auf Empörung ſann, ſah Xerxes ſich genöthigt, ihn mit ſeiner ganzen Familie aus dem Wege zu räumen. Dann ſchöpfte er gegen ſeinen älteſten Sohn Darius, der mit einer Tochter des Maſiſtes vermählt war, Verdacht, und rief denſelben aus der ihm anvertrauten Statthalterſchaft zurück. Ferner führte ſeine Tochter Amytis, die Gemahlin des mächtigen Megabyzus oder Megabazus, einen ſo anſtößigen Lebenswandel, daß der Vater ihr öffentlich Vorwürfe machen mußte. Endlich verſchworen ſich des Königs größte Günſtlinge, Artabanus, der Anführer der Leibwache, und der Oberkammerherr Spamitres gegen Xerxes, und brachten ihn ums Leben. Die Mörder gaben die That dem älteſten Sohn des Königs, Darius, ſchuld, und trachteten, als deſſen Bruder Artaxerxes ihn getödtet hatte, auch dieſem nach dem Leben, wurden aber verrathen und umgebracht.

Der neue König, Artaxerxes I., welchem die Griechen den Beinamen Langhand gaben, beſtieg auf dieſe Weiſe einen Thron, an den er kein Recht hatte, und behauptete denſelben von 476 bis 424 vor Chriſto. Seine Regierung begann mit einem gefährlichen Kriege, den Artaban's Söhne und Anhänger erregten, und in welchem der General Megabyzus nur mit Mühe die Sache des Königs rettete. Hierauf hatte Artaxerxes eine zweite ebenſo gefährliche Empörung zu dämpfen, die von einem anderen älteren Bruder desſelben ausging, welcher Statthalter in Baktrien war und ſein näheres Recht an den Thron geltend machte. Auch dieſer

Aufstand konnte nur durch einen förmlichen Kriegszug und zwei Schlachten unterdrückt werden.

Die nächste Aufgabe für den neuen König war wieder eine Empörung. Egypten nämlich hatte unmittelbar nach Xerxes Tode nicht nur das persische Joch abgeworfen, und unter der Anführung des Inarus und Amyrtäus sich für unabhängig erklärt, sondern auch ein Bündniß mit den Athenern geschlossen, und von diesen eine Hülfsflotte von zweihundert Schiffen erhalten. Der König des großen persischen Reichs schickte zur Bezwingung der Egypter seinen Oheim Achämenes, einen Sohn des Königs Darius I., mit einer ungeheuren Land- und Seemacht ab. Er setzte jedoch selbst in dieses große Heer, welches gegen eine einzige Provinz und einen von den Athenern unterstützten Rebellen auszog, so wenig Vertrauen, daß er seine Zuflucht noch zu Bestechungen griechischer Staaten nahm. Er sandte nämlich, als die Wiederunterwerfung Egyptens nicht gelingen wollte, einen vornehmen Perser mit großen Summen in den Peloponnes, um die Spartaner zu einem Einfall in Attika zu vermögen, und dadurch die Athener zu nöthigen, ihre Flotte aus Egypten zurückzurufen; dieser Versuch schlug aber fehl.

In Egypten war es bald nach der Ankunft des persischen Heeres bei dem Orte Papremi im Delta zu einer Schlacht gekommen, in welcher Achämenes eine schwere Niederlage erlitt und selbst fiel. Auch zur See wurden die Perser mit großem Verluste geschlagen. Nach dem Siege der Egypter schickte Artaxerxes ein neues, aus zweimalhunderttausend Mann bestehendes Heer unter Megabyzus und eine Flotte von nicht weniger als dreihundert Schiffen gegen sie. Dieses Heer mußte aber erst in Asien ein ganzes Jahr lang in den Waffen geübt und für den Krieg vorbereitet werden, ehe Megabyzus mit ihm nach Egypten marschiren konnte. Die Egypter bedrängten unterdessen die Reste des früheren persischen Heeres, welches sich in einen Theil der Stadt Memphis zurückgezogen hatte, und denselben mit ausdauerndem Muthe bis zur Ankunft des Megabyzus vertheidigte. Der neue persische Feldherr wußte den Krieg bald glücklich zu Ende zu bringen. Er besiegte in einer Schlacht das verbündete Heer der Egypter und Athener, vertrieb die Feinde aus Memphis, brachte dadurch, daß er dem Inarus vortheilhafte Bedingungen anbot, die Ersteren zur Unterwerfung, und trieb sodann

durch kluge Maßregeln die Athener ſo ſehr in die Enge, daß ſie alle ihre Schiffe verloren, und nur wenige von dem atheniſchen Heere nach Hauſe zurückkehrten. Inarus hatte ſich gefangen geben müſſen; obgleich ihm aber dabei ſein Leben verbürgt worden war, ſo wurde er doch fünf Jahre ſpäter, auf Betreiben einer Prinzeſſin des perſiſchen Hofes, die wegen des Todes des Achämenes gegen ihn erbittert war, ans Kreuz geſchlagen.

Die egyptiſche Empörung war zwar, nach ſechsjährigem Kampfe, 455 v. Chr. unterdrückt worden; aber einer der Anführer derſelben, Amyrtäus, hatte ſich in den Sümpfen des Delta verſteckt, und beunruhigte bald nachher wieder den perſiſchen Statthalter des Landes. Auch er wurde im Jahr 450 von Athen mit einer kleinen Flotte unterſtützt; da jedoch die Athener dabei nur die Abſicht hatten, einen Theil der perſiſchen Macht von Cypern abzulenken, und bei dem im nächſten Jahre erfolgten Tode Cimon's den Krieg mit den Perſern für eine Zeit lang einſtellten, ſo hatte dieſe Unterſtützung keine weiteren Folgen. Allein die egyptiſchen Unruhen dauerten jetzt hundert Jahre lang fort. Unter der Regierung des Darius Nothus, eines Sohnes von Artaxerxes I., ward Egypten ſogar unabhängig, und es herrſchten ſeitdem daſelbſt längere Zeit hindurch Könige, welche meiſtens den Perſern blos einen jährlichen Tribut bezahlten.

Bald nach der Unterwerfung der Egypter durch Megabyzus hatte Artaxerxes wieder in einem andern Theile des Reichs eine Rebellion zu bekämpfen, welche durch den am perſiſchen Hofe ſtets großen Einfluß der Damen der königlichen Familie veranlaßt wurde. Megabyzus wurde nämlich durch die Mutter des Königs bitter an ſeiner Ehre gekränkt; er begab ſich deshalb in ſeine Statthalterſchaft Syrien, und erhob daſelbſt die Waffen gegen den König. Zwei Heere wurden nacheinander gegen ihn ausgeſchickt, aber Megabyzus ſchlug beide. Endlich ſöhnte er ſich, durch die Vermittelung ſeiner Gemahlin, mit dem König aus. Er fiel jedoch kurze Zeit nachher wegen eines Verſtoßes gegen das Hofceremoniell ſchon wieder in Ungnade, und ward in eine Stadt am rothen Meer verbannt. Auch diesmal wurde er, durch den Einfluß ſeiner vielvermögenden Gemahlin, nach fünf Jahren wieder begnadigt. Er kehrte an den Hof zurück, ſtarb aber bald nachher. Auch ſein Sohn

Zopyrus empörte sich, nach des Vaters Tode, und entfloh, als er sich nicht behaupten konnte, nach Athen. Von Athen aus wollte er sich eine eigene Herrschaft in Karien gründen, verlor aber bei diesem Versuch das Leben.

Artaxerxes I., welcher 424 v. Chr. eines natürlichen Todes starb, hatte von seiner rechtmäßigen Gemahlin nur einen einzigen Sohn. Er hinterließ aber außerdem noch siebenzehn Söhne von Kebsweibern, und diese hatten insgesammt hohe Stellen oder Statthalterschaften. Der rechtmäßige Erbe, Xerxes II., hatte daher kaum den Thron bestiegen, als er von einem dieser Halbbrüder, Sogdianus, gestürzt wurde. Sogdianus verschwor sich nämlich mit einem angesehenen Höfling gegen ihn, und ermordete fünfundvierzig Tage nach Artaxerxes Tode den König Xerxes während eines festen Schlafs, in welchen er durch Trunkenheit verfallen war. Der Mörder bestieg hierauf den Thron, und suchte sich auf demselben vor Allem dadurch zu befestigen, daß er den mächtigsten seiner Halbbrüder, Ochus, welcher Statthalter einer Provinz war und am Hofe viele Verbindungen hatte, nach Susa lockte. Dieser aber rüstete sich, und zog mit seinem Heere gegen Sogdianus aus. Einige andere Satrapen schlossen sich an ihn an, und der Anführer der königlichen Reiterei ging zu ihm über. Sogdianus ließ sich hierauf durch angebotene Unterhandlungen täuschen, fiel so in seines Bruders Gewalt, und ward von diesem, nach einer Regierung von sechs und einem halben Monat, aus der Welt geschafft.

Ochus bestieg unter dem Namen Darius II. den Thron. Er erhielt von den Griechen, zur Unterscheidung von anderen persischen Königen, den Namen Nothus, d. i. der Unechte oder Uneheliche. Unter seiner Regierung, welche von 423 bis 404 währte, sank das Reich ganz herab; denn die Satrapen wurden in ihren Provinzen fast zu unabhängigen Fürsten, und der König ließ sich ganz von seiner Gemahlin Parysatis, einem herrschsüchtigen Weibe, und drei Günstlingen leiten. Die Geschichte Persiens ist namentlich unter diesem Könige mit Grausamkeiten, Verräthereien und Empörungen angefüllt, bei welchen meistens auch die Königin Parysatis thätig war. Das für die allgemeine Geschichte Wichtigste ist die Kabale der Parysatis zu Gunsten ihres Lieblingssohnes, Cyrus des Jüngeren, und deren Folgen.

Paryſatis, welche unter Darius II. eigentlich die Regierung führte, hatte dreizehn Kinder gehabt, von denen jedoch neun ſchon früh ſtarben. Von den übrigen vier ward der älteſte, Artaxerxes, vom Vater zu ſeinem Nachfolger in der Regierung beſtimmt; einen der jüngeren aber, welchem die Mutter den, ſonſt nur von Königen oder Thronerben geführten und ſoviel als Sonne bedeutenden, Namen Cyrus gegeben hatte, ſuchte dieſe auf jede Weiſe zum Nachtheil jenes Bruders zu heben. Sie verſchaffte ihm die Stelle eines Oberſtatthalters in dem Weſten von Kleinaſien, weil dieſe ihn mit den Griechen in Verbindung brachte, und in den Stand ſetzte, ſeinem Bruder durch griechiſche Soldtruppen gefährlich zu werden. Cyrus ſuchte vor Allem die Spartaner für ſich zu gewinnen, und hatte dadurch auch einen großen Einfluß auf den Ausgang des peloponneſiſchen Kriegs.

Kaum war Darius Nothus geſtorben, als Tiſſaphernes, der Unterſtatthalter von Jonien und Karien, dem neuen Könige, Artaxerxes II., welcher ſeines ſtarken Gedächtniſſes wegen den Beinamen Mnemon erhielt, die Anzeige machte, daß Cyrus mit Empörungs-Gedanken umgehe. Auf dieſe Nachricht wollte Artaxerxes ſeinen Bruder hinrichten laſſen. Paryſatis wußte ihn aber davon abzubringen, und bewog ihn ſogar, daß er dem Cyrus ſeine ſeitherige Stelle von neuem übertrug. Der junge Prinz konnte ſich alſo nun mit aller Muße gegen ſeinen Bruder rüſten. Vergebens machte Tiſſaphernes eine neue Anzeige; Cyrus benutzte einen Zwiſt, den er um einiger joniſchen Städte willen mit Tiſſaphernes hatte, um einen ſchicklichen Vorwand zur Fortſetzung ſeiner Rüſtungen zu haben, und der König ließ ſich dadurch um ſo leichter täuſchen, als er den nun ausbrechenden Krieg zwiſchen Cyrus und Tiſſaphernes nicht ungern ſah, weil Beide, um ihre Rechte zu wahren, die Abgaben für die ſtreitigen Städte an die königliche Schatzkammer entrichteten. Als Cyrus auf dieſe Weiſe ein großes Heer geſammelt hatte, brach er unter dem Vorwande, angebliche Unruhen in Piſidien und Cilicien dämpfen zu wollen, nach dem Inneren des Reiches auf. Den Kern ſeines Heeres bildeten 13,000 griechiſche Söldner, welche mit Unterſtützung der Spartaner in verſchiedenen Theilen Griechenlands angeworben worden waren, und an deren Spitze Klearchus aus Sparta ſtand.

Cyrus drang tief in das perſiſche Reich ein, und traf neun deutſche Meilen von Babylon, bei dem Orte Kunara, mit dem von Artaxerxes ſelbſt angeführten königlichen Heere zuſammen. Hier kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher Cyrus ſelbſt, nachdem er ſeinen Bruder mit eigener Hand verwundet hatte, von deſſen Umgebung getödtet ward. Der aſiatiſche Theil ſeiner Truppen ergriff nach des Prinzen Tod die Flucht, die dreizehntauſend Griechen aber ſchlugen nicht nur den ihnen gegenüberſtehenden Flügel der Feinde, ſondern erfochten, nach der Niederlage ihrer aſiatiſchen Mitkämpfer, auch über den übrigen Theil des perſiſchen Heeres einen glänzenden Sieg (401 v. Chr.). Die Griechen, deren Lager während der Schlacht geplündert worden war, wieſen nach derſelben die Aufforderung des Perſer-Königs, ſich ihm auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen, zurück, und faßten, obgleich ihre Zahl jetzt nur noch zehntauſend betrug, den Beſchluß, ſich mit den Waffen nach Kleinaſien durchzuſchlagen und ſo einen Marſch durch Feindesland zu machen, welcher auf ihrem Zuge von Epheſus bis Kunara vierhundert deutſche Meilen betragen hatte.

Dieſer Marſch der Griechen, welcher gewöhnlich der Rückzug der Zehntauſend heißt, iſt von Xenophon, einem der Führer derſelben, in einem beſonderen Werk beſchrieben worden. Er iſt eine der berühmteſten Kriegsthaten des Alterthums, und gibt die Vorzüge der griechiſchen Welt in ihrem vollſten Glanze zu erkennen; denn die kühne und glücklich ausgeführte Unternehmung der zehntauſend Griechen gehört nicht etwa ihnen allein, ſondern ihrer Zeit, ihrer Nation und der damaligen Bildung derſelben als Gemeingut an, und macht den Kontraſt zwiſchen dem Werthe perſiſcher und griechiſcher Staatseinrichtung und Cultur auf das klarſte anſchaulich. Eine Handvoll Griechen bot damals dem König des ungeheuren perſiſchen Reichs, ſeinen großen Heeresmaſſen und allen Ränken ſeiner Satrapen aufs glänzendſte Trotz; griechiſche Bildſamkeit und Gewandtheit trug den Sieg über das Mechaniſche und Unverrückte perſiſcher Einrichtungen davon, griechiſche Wiſſenſchaft über orientaliſche Geiſtesarmuth, griechiſche Taktik über perſiſche Unordnung, wahres Ehrgefühl endlich und echter Nationalſtolz über Ränke, Feigheit und knechtiſchen Sinn.

Der Weg, welchen die Zehntausend einschlugen, war nicht der ihres Marsches nach Kunaxa, sondern er ging durch Mesopotamien, Medien, Armenien und am südlichen Ufer des schwarzen Meeres her nach Thracien. Die tapferen Griechen kannten in diesen Ländern weder Weg noch Steg, hatten keine Karten und keine zuverlässigen Wegweiser, mußten durch Wüsten und Wildnisse, durch Gebirge und Schluchten, durch barbarische Völker und durch die zu den Waffen aufgerufene Bevölkerung ganzer Landstriche sich ihren Marsch bahnen, und erreichten nichts destoweniger mit einem verhältnißmäßig nur geringen Verluste die Grenzen ihres heimathlichen Welttheils.

Bald nachdem sie ihren Marsch angetreten hatten, schloß Artaxerxes durch den Satrapen Tissaphernes, welchem die Oberstatthalterschaft des Cyrus übertragen worden war, einen Vertrag mit ihnen, kraft dessen sie ungestört nach Hause ziehen, von Letzterem an der Spitze eines persischen Heeres begleitet, und allenthalben mit den nöthigen Lebensmitteln versehen werden sollten. Tissaphernes ließ aber die Griechen mehr als zwanzig Tage auf seine Rückkehr aus dem Lager des Königs warten. Als er endlich zurückgekommen war und die Griechen auf dem Wege durch Medien begleitete, zeigte er sich sehr argwöhnisch, und veranlaßte immer häufiger werdende Reibungen zwischen seinen und den griechischen Truppen, weshalb Klearchus, der Oberanführer der Letzteren, den Satrapen um eine Unterredung ersuchte. Tissaphernes gewährte dieselbe, und Klearchus begab sich voll Vertrauen auf die Redlichkeit des feindlichen Führers mit seinem ganzen, aus vierundzwanzig Ober-Officieren bestehenden Kriegsrath in das persische Lager. Hier wurden alle gleich nach ihrer Ankunft treuloser Weise verhaftet und ihr Gefolge niedergehauen. Bald nachher wurden sie selbst in die Residenz des Königs geschleppt und hier insgesammt hingerichtet.

Die Perser hatten gehofft, daß durch ihren treulosen Streich die Griechen in Verwirrung gebracht und so mit leichter Mühe besiegt werden würden; sie waren aber nicht wenig erstaunt, als, zum Unterschied von der Beschaffenheit und dem Geiste ihrer eigenen Heere, auf einmal und gleichsam von selbst aus den Gemeinen und Subaltern-Officieren der Griechen eine neue Generalität und

neue Unteranführer hervorgingen. In griechischen Heeren wurden nämlich alle Stellen jährlich neu besetzt, es fand bei ihnen nicht, wie bei den unsrigen, ein Vorrücken Statt, und kein Officier hatte einen bleibenden Rang, sondern derjenige, welcher in dem einen Jahre die Stelle eines Officiers bekleidet hatte, diente nicht selten im darauf folgenden als Gemeiner. Aus diesem Grunde konnte fast jeder gemeine Soldat den Officier ersetzen, und es war ein Leichtes, neue Anführer für die größeren und kleineren Abtheilungen des Heeres zu ernennen. Xenophon, welcher seither den Zug weder als Officier noch als Gemeiner, sondern blos als Freund und Begleiter eines der Generale mitgemacht hatte, war der Erste, der nach der treulosen That des Tissaphernes bei seinen Landsleuten darauf drang, daß man der persischen Aufforderung zur Unterwerfung nicht Folge leiste, sondern mit den Waffen in der Hand sich durch das feindliche Land durchschlage. Von den um ihn versammelten Obersten und Hauptleuten trat nur ein einziger gegen Xenophon's Vorschlag auf; er erweckte deshalb bei den Übrigen Verdacht, und als man ihn genauer betrachtete, erkannte man an seinen durchbohrten Ohren, daß er von Geburt kein Grieche, sondern ein Perser sei. Sogleich wurde er ausgestoßen, und Xenophon nebst vier Anderen zu Nachfolgern der von den Persern gefangen genommenen Generale ernannt.

Xenophon war seitdem die Seele des griechischen Heeres, und ihm, der das Zutrauen desselben mit vollem Rechte besaß, verdankte dieses seine Rettung. Er war so klug, nur in des Spartaners Cheirisophus Namen zu commandiren, obgleich es diesem an allem Talente und an den nöthigen Kenntnissen fehlte, um seine Landsleute aus dem Innersten des persischen Reichs nach Hause zu führen. Xenophon wollte nämlich, da die Spartaner durch den peloponnesischen Krieg die Herren von Griechenland geworden waren, eines Theils sich selbst ihnen nicht verhaßt machen, und konnte anderes Theils seine eigenen Leute durch die Furcht vor einem spartanischen Anführer besser in Zucht halten. Unter einer trefflichen taktischen Leitung, die den jedesmaligen Umständen und Lokalitäten angemessen war, setzten die Griechen, von den Persern beständig verfolgt und angegriffen, ihren Marsch bis in die schroffen und unwirthlichen Gebirge um den oberen Tigris fort. Hier ließen

sie auf das wilde, kriegerische Volk der Karduchen, welche gleich den heutigen Kurden, die vielleicht ihre Nachkommen sind, noch nie unterworfen worden waren, und jede friedliche Unterhandlung über den Durchzug durch ihr Land zurückwiesen. Die Perser, welche nicht in dasselbe einzudringen wagten, gaben jetzt die Verfolgung der Zehntausend auf; diese aber zogen in das steile und rauhe Felsenland der Karduchen, und gelangten, trotz der steten Angriffe seiner Bewohner, durch die Überlegenheit ihrer Disciplin und Kriegserfahrenheit, in sieben Tagen auf die entgegengesetzte Seite des Gebirges und an die Grenze von Armenien. Der Marsch durch das Land der Karduchen war der schwierigste Theil ihres ganzen Zuges gewesen, und hatte ihnen mehr Leiden und Verluste gebracht, als alle Angriffe des persischen Heeres.

Auf dem Marsche durch Armenien hatten die Griechen wieder durch persische Ränke zu leiden. Teribazus, der persische Statthalter dieses Landes, schloß mit ihnen einen Vertrag, welcher dem des Tissaphernes gleich war, brach denselben aber bald wieder. Er wurde dafür mit dem Verluste seines Lagers bestraft, welches die Griechen erstürmten und plünderten. Mehr, als durch die Hinterlist feiger Feinde, litten die Griechen, welche im Monat Januar Armenien durchzogen, durch die Winterkälte und große Schneefälle, sowie durch den Kampf mit einigen kleineren Volksstämmen dieses Landes. Endlich gelangten sie, vier Monate nach der Schlacht bei Kunaxa, nach Trapezunt, der ersten griechischen Stadt, wo sie eine freundliche Aufnahme fanden, und ihre glückliche Ankunft bei ihren Landsleuten durch Opfer und Kampfspiele feierten. Von hier setzte ein Theil von ihnen zu Land, ein anderer zur See den Rückzug weiter fort. Jetzt aber, wo griechische Luft sie wieder anwehte, und die Furcht vor den Barbaren geschwunden war, rissen Zwietracht und Raubgier unter ihnen ein, und selbst die Bürger griechischer Pflanzstädte am Südufer des schwarzen Meeres suchten ihrer, als sehr drückender Gäste, sobald als möglich wieder los zu werden. Unter häufigen Plünderungen und nicht ohne großen Verlust gelangten sie durch Bithynien nach Byzanz und von da in das Innere von Thracien, dessen damaliger Beherrscher, Seuthes, die zu rohen, kriegslustigen Abenteurern ausgearteten Überreste der Zehntausend in seine Dienste nahm. Sie halfen demselben während einiger

Monate seine Herrschaft über verschiedene thracische Stämme ausbreiten. Endlich ließen sie sich von den Spartanern, welche damals das persische Reich bekriegten, anwerben, und kehrten so wieder nach Asien zurück.

Der Überrest der ganzen Schaar belief sich auf 6000 Mann; der Weg, den dieselbe vom Schlachtfeld bei Kunaxa an bis etwa in die Mitte der Südküste des schwarzen Meeres zurückgelegt hatte, betrug nicht weniger als vierhundert vierundsechzig deutsche Meilen. Sie hatten diesen Weg in acht Monaten gemacht. Ihr ganzer Zug aber von Ephesus bis Kunaxa und von da bis in jene Gegend des schwarzen Meeres umfaßte fünfzehn Monate (vom Februar des Jahres 401 bis zum Beginn des Juni 400 v. Chr.), sowie der Marsch von hier an bis zu ihrer Vereinigung mit dem spartanischen Heere in Kleinasien (im März 399 v. Chr.) neun Monate.

Xenophon, der bei diesem denkwürdigen Zuge am meisten sich verdient gemacht hatte, kehrte, nachdem er den Rest der Zehntausend zu dem spartanischen Heere in Kleinasien geführt hatte, nach Griechenland zurück. Einige Jahre nachher nahm er an dem Zuge, den sein Freund, der spartanische König Agesilaus, gegen die Perser machte, Antheil, und focht nach dessen Rückkehr auch in der Schlacht bei Koronea mit. Während er mit Agesilaus in Asien war, wurde er durch einen Volksbeschluß aus seiner Vaterstadt verbannt, weil er an einem Kriege gegen den damals mit Athen verbündeten Perser-König Antheil genommen, und durch seine aristokratische Gesinnung und seine Vorliebe für das spartanische Staatswesen den Haß der Demagogen und die Eifersucht des Volks gegen sich erregt hatte. Nach der Schlacht bei Koronea ging er mit Agesilaus eine Zeitlang nach Sparta, und ließ sich dann auf einem in der Nähe von Olympia gelegenen Landgute nieder, welches er entweder von den Spartanern zum Geschenk erhalten, oder mit seinen großen, in Asien erworbenen Reichthümern sich erkauft hatte. Hier und in Korinth, wo er später lebte, schrieb er einen Theil seiner Werke. Die gegen ihn ausgesprochene Verbannung aus Athen wurde zwar nach langer Zeit wieder zurückgenommen, wahrscheinlich kehrte er aber nie wieder in seine Vaterstadt zurück; er bewog jedoch später seinen Sohn Gryllus, an einem Kriegszuge der Athener Theil zu nehmen. Gryllus fiel in der Schlacht bei Mantinea, und es wird

erzählt, daß dem greiſen Vater die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes gerade in dem Augenblicke hinterbracht worden ſei, als er an einem Altar ſtand, um den Göttern zu opfern. Xenophon war nach dem bei den Griechen üblichen Brauche, daß man ſich bei feſtlichen Gelegenheiten bekränzte, mit einem Kranze geſchmückt. Er nahm ſogleich ſeinen Kranz vom Haupte, hörte aber die Nachricht vom Tode des Sohnes mit der größten Faſſung an, und ſagte: er wiſſe, daß er nur einen Sterblichen erzeugt habe. Als man ihm erzählte, daß Gryllus ſehr tapfer gefochten habe, ſetzte er den Kranz wieder auf, vollbrachte ſein Opfer, und verknüpfte dasſelbe mit einem Gebete, in welchem er den Göttern für die Trefflichkeit ſeines Sohnes dankte. Xenophon ſtarb zu Korinth im neunzigſten Jahre ſeines Lebens (355 v. Chr.).

3. Geſchichte Griechenlands von der Wiederherſtellung der atheniſchen Verfaſſung an bis zum Ausbruch des böotiſchen Kriegs.

Die Theilnahme der dreizehntauſend Griechen an des Cyrus Empörung war nur eine Privatſache ſolcher Griechen geweſen, die ſich von Cyrus hatten anwerben laſſen, und hatte deshalb keinen unmittelbaren Einfluß auf die zwiſchen Perſien und Griechenland beſtehenden Verhältniſſe. Der Krieg ſelbſt aber, zu welchem dieſe Söldner geworben worden waren, hatte einen gewiſſen Zuſammenhang mit dem Gang der griechiſchen Geſchichte, und gab namentlich zur Wiederherſtellung der Unabhängigkeit Athen's eine entfernte Veranlaſſung. Tiſſaphernes hatte nämlich ſeinem Könige in dieſem Kriege ſehr weſentliche Dienſte geleiſtet, und war zum Dank dafür mit der angeſehenen und mächtigen Oberſtatthalterwürde, welche Cyrus beſeſſen hatte, bekleidet worden. Sobald er nach Kleinaſien gekommen war, machte er von ſeiner neuerlangten Macht dadurch Gebrauch, daß er die griechiſchen Städte Joniens, die in der letzten Zeit unabhängig geweſen waren, zu unterwerfen ſuchte. Dieſe wandten ſich ſogleich nach Sparta um Hülfe, und hier gab man ihrem Geſuch Gewährung. Tauſend Heloten, denen man zur Belohnung für ihre im Kriege geleiſteten Dienſte vorher das Bürgerrecht geſchenkt hatte, und 4000 Mann aus anderen peloponneſiſchen

Staaten wurden, unter der Anführung Thimbron's, nach Kleinasien geschickt (im Herbst des Jahres 400 v. Chr.). Thimbron, welcher sein Heer noch durch die Truppen griechischer Städte Kleinasiens und durch die Reste der Zehntausend verstärkte, führte zwar den Krieg nicht ohne Glück, war aber in der Belagerungskunst zu unerfahren, als daß er für die Umstände getaugt hätte. Außerdem drückte er durch die Plünderungssucht seines, aus allerlei Volk bestehenden Heeres die mit Sparta verbündeten Städte in Kleinasien so sehr, daß diese ihn in Sparta verklagten, und man sich veranlaßt sah, ihn bald wieder abzurufen. An Thimbron's Stelle ward (im Herbst des Jahres 399 v. Chr.) Derkyllidas gewählt, welcher seinen Vorgänger an Gewandtheit und Schlauheit übertraf, und bis zum Jahre 397, wo er einen Waffenstillstand schloß, einen glücklichen Krieg mit Tissaphernes führte.

So standen die Angelegenheiten Kleinasiens, als der spartanische König Agis I. starb, und dessen Bruder Agesilaus mit Hülfe Lysander's auf den Thron von Sparta gelangte (397 v. Chr.). Lysander hatte damals in seiner Vaterstadt viel von seinem seitherigen Einfluß verloren, und auch auf den Inseln und in den kleinasiatischen Städten waren die von ihm gemachten Einrichtungen nach und nach abgeschafft worden. Er wollte aber um jeden Preis wieder eine Rolle spielen, und die Erfüllung dieses Wunsches konnte er nur dann erreichen, wenn er von neuem an die Spitze eines Heeres gestellt wurde. Dazu bot sich ihm beim Tode des Agis, wie es schien, eine treffliche Gelegenheit dar. Agis nämlich, welcher nur einen einzigen Sohn, Leotychides, hinterließ, hatte während seines Lebens selbst stets behauptet, daß dieser nicht sein, sondern des Alcibiades Sohn sei. Obgleich er nun auf dem Todbette Leotychides noch als seinen Sohn anerkannt hatte, so machte doch Agesilaus diesem die Echtheit seiner Geburt streitig. Lysander unterstützte dabei den Oheim gegen seinen Neffen, weil Agesilaus hinkend und von einem unansehnlichen Äußeren war, und es deßwegen schien, als wenn er keine Bedeutung im Kriege erhalten, und überhaupt ein Werkzeug dessen, der ihm zur Regierung verholfen habe, sein werde. Allein Lysander sah bald, daß er sich in seinen Erwartungen betrogen habe. Agesilaus bemühte sich nicht allein gleich nach seiner Thronbesteigung, den Oberbefehl in Asien zu erhalten, sondern er

war auch einer der ausgezeichnetſten Feldherren der Spartaner und überhaupt einer der größten Männer, welche ihre Geſchichte kennt. Er erhielt das gewünſchte Commando, und obgleich Lyſander ihn anfangs auf ſeinem Feldzuge begleitete, ſo entſpann ſich doch bald eine heftige Zwietracht zwiſchen beiden Männern, und Lyſander ſuchte ſeitdem durch eine förmliche Revolution in Sparta ſeinem Ehrgeize Befriedigung zu gewähren. Er machte den Plan, Ageſilaus und deſſen Mitkönig zu ſtürzen und ſich ſelbſt zum Beherrſcher von Sparta aufzuwerfen. Dies würde er auch auszuführen geſucht haben, wenn nicht der Ausbruch des ſogenannten böotiſchen Kriegs und ſein in der erſten Schlacht desſelben erfolgter Tod (394 v. Chr.) ihn daran gehindert hätten.

Ageſilaus hatte bei dem aſiatiſchen Kriegszuge, deſſen Leitung ihm übertragen worden war, die geheime Abſicht, die Perſer nicht blos aus dem Beſitze der griechiſchen Städte Kleinaſiens zu verdrängen, ſondern auch in ihrem eigenen Lande anzugreifen und im Inneren von Aſien Eroberungen zu machen. Auch viele andere Griechen hegten dieſen Wunſch, und es wäre jetzt wahrſcheinlich um das perſiſche Reich geſchehen geweſen, wenn nicht Ageſilaus durch den böotiſchen Krieg gezwungen worden wäre, aus Aſien nach Griechenland zurückzukehren. Der ſpartaniſche König entwickelte gleich bei dem Beginn ſeines Zuges die größten militäriſchen Talente, und Xenophon, der ſich ſeinem Heere anſchloß, unterſtützte ihn durch ſeinen Rath und die kurz zuvor von ihm gemachten Erfahrungen. Ageſilaus landete im Frühling des Jahres 396 v. Chr. bei Epheſus, und überraſchte den Satrapen Tiſſaphernes, welcher im Vertrauen auf den mit Derkyllidas abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand ſeine Rüſtungen nur langſam betrieben hatte, nicht wenig. Der Perſer bat ſogleich um die Fortdauer des Waffenſtillſtandes, und verſprach dagegen dem Ageſilaus, die verlangte Anerkennung der Unabhängigkeit der kleinaſiatiſchen Griechen von ſeinem Könige zu erwirken; Ageſilaus gewährte deshalb das Geſuch des Satrapen, und blieb mit ſeinem Heere in Epheſus. In der kurzen Zeit, während welcher der ſpartaniſche König hier verweilte, entwickelte ſich jener Zwiſt zwiſchen ihm und Lyſander. Der Letztere nämlich, welcher eine wichtige Stelle im Kriegsrathe bekleidete, ſtellte bei den kleinaſiatiſchen Griechen, unter denen er ehemals

fast wie ein Gebieter aufgetreten war, sein früheres Ansehen wieder her, und bildete eine Art von Hof um sich. Er war beständig von einem großen Gefolge von Dienstbeflissenen und von Leuten, die um seine Gunst buhlten, umgeben, so daß er öffentlich gewissermaßen als König, Agesilaus aber als ein bloßer Privatmann erschien. Dadurch erbitterte Lysander sowohl den Agesilaus, als auch seine Collegen im Kriegsrath auf's höchste, brachte sich selbst um allen Einfluß, und spielte zuletzt in den Augen des Heeres und der Kleinasiaten eine so demüthige Rolle, daß er selbst seine Entfernung wünschte. Agesilaus gab ihm eine Sendung nach dem Hellespont, von wo Lysander bald darauf nach Sparta zurückkehrte.

Als Tissaphernes seine Rüstungen geendigt und aus dem Inneren des Reichs eine bedeutende Verstärkung erhalten hatte, kündigte er den Spartanern den Waffenstillstand auf, und verlangte ihren augenblicklichen Abzug aus Kleinasien. Agesilaus, der ihm an Kräften durchaus nicht gewachsen war, wußte während des Sommers die zwischen Tissaphernes und Pharnabazus, den beiden Satrapen Kleinasiens, bestehende Uneinigkeit trefflich zu seinem Vortheile zu benutzen, und zugleich auf eine sehr schlaue Weise einem entscheidenden Kampfe auszuweichen. Die darauf folgende Winterszeit benutzte er, um sein Heer einzuüben, es zu verstärken, und sich von den griechischen Städten Kleinasiens die ihm fehlende Reiterei zu verschaffen. Im nächsten Sommer rückte er, während Tissaphernes sich von ihm täuschen ließ, schnell gegen Sardes vor, schlug die dieser Stadt zu Hülfe eilenden Truppen, und machte große Beute. Tissaphernes hatte in der Königin Parysatis, die ihm den Tod ihres Lieblingssohnes Cyrus nicht verzeihen konnte, längst eine gefährliche Feindin am Hofe, und mußte jetzt die Vortheile, welche Agesilaus erhalten hatte, mit dem Leben büßen. Tithrauſtes ward an seine Stelle ernannt, und nahm ihm auf Befehl des Königs das Leben. Der neue Statthalter trat sogleich mit Agesilaus in Unterhandlung, schloß mit ihm einen halbjährigen Waffenstillstand, und bewog ihn, sich mit seinem Heer in die Provinz des Pharnabazus zu begeben. Agesilaus zog hierauf plündernd nach Phrygien, wo Pharnabazus sich durch einen Waffenstillstand aus der Verlegenheit half, und traf sodann die nöthigen Vorkehrungen, um mit seinem sieggewohnten Heere in das Herz von Asien

einzudringen. Schon wollte er, im Frühjahr 394 v. Chr., aus Phrygien dahin aufbrechen, schon war auf diese Weise die Art an den morschen Stamm des persischen Reichs gelegt, als die Verhältnisse Griechenlands den spartanischen König zur Rückkehr nach Europa nöthigten.

4. Der böotische Krieg.

In den meisten Staaten Griechenlands herrschte eine große Unzufriedenheit mit der Art, wie Sparta seine wiedererlangte Oberherrschaft den Schwächeren fühlen ließ, und manche Staaten, wie namentlich Athen, hegten überdies den lebhaften Wunsch, ihre seit dem Ende des peloponnesischen Kriegs nur scheinbare Unabhängigkeit wieder in eine wirkliche zu verwandeln. Diese Stimmung wurde durch die Brutalität der Beamten, welche Sparta von Zeit zu Zeit mit Aufträgen in die eine oder in die andere Stadt sandte, immer wieder von neuem angeregt. Außerdem erweckte die Härte, mit welcher die Spartaner an einigen ihnen verhaßten Staaten Rache nahmen, einerseits zwar Furcht vor ihrer großen Übermacht, andererseits aber auch großen Haß und die Sehnsucht nach einer Veränderung, durch welche die schwächeren Staaten gegen eine ähnliche Behandlung gesichert würden. Die Spartaner hatten unter Andern, gleich nach dem peloponnesischen Krieg, die Elier und die in Naupaktus und auf der Insel Kephallenia angesiedelten Messenier ihren Groll auf eine sehr rohe Art fühlen lassen. Die Ersteren wurden zur Strafe dafür, daß sie im Jahr 420 v. Chr. ein Bündniß mit Argos und Athen geschlossen, und nachher den spartanischen Bürgern den Zutritt zu den olympischen Spielen verwehrt hatten, nicht allein mit großer Kriegsmacht angegriffen, sondern ihr Land wurde auch ein ganzes Jahr hindurch auf eine wahrhaft systematische Weise verwüstet, bis sie endlich durch sehr drückende Zugeständnisse sich Ruhe und Frieden erkauften. Unmittelbar nach dieser grausamen Bestrafung der Elier wandte sich das spartanische Heer gegen die einzigen freien Überreste des unglücklichen messenischen Volks; diese wurden aus ihren beiden Wohnsitzen vertrieben, und mußten den Boden des griechischen Mutterlandes ganz verlassen. Sie begaben sich theils nach Sicilien, theils nach der Pflanzstadt Cyrene in Afrika, wo sie Söldnerdienste nahmen.

Auf dieſe Weiſe erregten die Spartaner durch ihren Druck und ihre Mishandlung griechiſcher Staaten faſt überall einen ſo großen Unwillen, daß derſelbe nothwendiger Weiſe bei der erſten Veranlaſſung in einen Krieg ausbrechen mußte. Dieſer Anlaß wurde durch des Ageſilaus Unternehmungen in Aſien gegeben. Der Satrap Tithrauſtes hatte nämlich nicht ſobald die Abſicht des ſpartaniſchen Königs, das perſiſche Reich in ſeinem Herzen ſelbſt anzugreifen, erkannt, als er den Beſchluß faßte, den in Griechenland unter der Aſche glimmenden Funken des Haſſes gegen Sparta zur Flamme anzufachen. Er ſchickte einen gewandten Mann, Timokrates von Rhodus, mit bedeutenden Geldſummen nach Griechenland, um daſelbſt Unruhen zu erregen, und dieſem fiel es nicht ſchwer, die leitenden Männer in Theben, Korinth, Argos und anderen Staaten zu gewinnen.

Zu gleicher Zeit drohte der ſpartaniſchen Übermacht von Aſien her noch eine andere große Gefahr. Der atheniſche Feldherr und Admiral Konon, welcher mit dem kleinen Überreſt der bei Aegospotamos vernichteten Flotte nach Cypern entflohen war, hatte daſelbſt bei dem Beherrſcher der Stadt Salamis, Evagoras, eine freundliche Aufnahme gefunden. Konon ſtrebte, auch fern von ſeiner Vaterſtadt, nach der Wiederherſtellung der Unabhängigkeit derſelben und erkannte, daß dies am ſicherſten vermittelſt einer gehörig ausgerüſteten und gut angeführten perſiſchen Flotte erreicht werden könne, weil Sparta nur zur See beſiegbar war. Evagoras, der ein Vaſall des perſiſchen Königs war, hatte deshalb, in Verbindung mit Pharnabazus, den erfahrenen atheniſchen Seemann ſeinem Oberherrn als einen Mann empfohlen, der die perſiſche Seemacht wiederherſtellen und im Kriege mit Sparta wichtige Dienſte leiſten könne, und Konon war ſelbſt an den Hof des Königs gereiſt, um ſeinen Plan beſſer durchſetzen zu können. Artaxerres ging auf Konon's Vorſchläge ein, und ließ die zur Ausrüſtung einer genügenden Zahl Schiffe nöthigen Gelder anweiſen. In kurzer Zeit war eine anſehnliche Flotte in See, welche von Pharnabazus und Konon befehligt wurde.

In Griechenland brach im Frühling des Jahres 394 v. Chr. der Krieg gegen Sparta aus. Ein Streit zwiſchen den Phokiern und opuntiſchen Lokrern, welcher an und für ſich nur einer jener

vielen Zwiste war, die in Griechenland zwischen einzelnen Völkerschaften fast ohne Aufhören Statt fanden, wurde als Vorwand gebraucht. Die Thebaner leisteten den Lokrern Hülfe, und nöthigten dadurch die Phokier, sich an die Spartaner zu wenden. In Sparta war man längst gegen die Thebaner aufgebracht, und konnte es ihnen nicht verzeihen, daß sie, stolzer, als die übrigen Griechen, die Gebote der Spartaner einige Male zurückgewiesen, und auf diese Weise ihren Entschluß, sich der herrschenden Macht nicht unbedingt zu fügen, zu erkennen gegeben hatten. Man wollte also den dargebotenen Anlaß benutzen, um die Thebaner zu demüthigen, und gewährte den Phokiern die gewünschte Hülfe. Lysander erhielt den Auftrag, nach Phokis zu reisen und daselbst ein Heer zu sammeln, während der König Pausanias II. die Truppen der peloponnesischen Bundesgenossen zusammenziehe. Beide sollten an einem bestimmten Tage bei der böotischen Stadt Haliartus zusammentreffen. Die Thebaner ihrerseits hatten sich an die Athener um Hülfe gewandt, und diese schickten zu ihrer Unterstützung ein Heer ab. So entstand ein Krieg gegen Sparta, welcher der böotische Krieg genannt wird, weil er fast blos in Böotien geführt wurde.

Lysander erschien an dem bestimmten Tage vor Haliartus, Pausanias aber zog in langsamem Marsche nach Böotien, und kam nicht zur rechten Zeit an. Lysander ließ sich ohne ihn in einen Kampf ein, weil er entweder seinem Glücke zu sehr traute, oder einer Schlacht nicht länger ausweichen konnte. In dieser Schlacht bei Haliartus (im Juni 394 v. Chr.), in welcher der Sieg unentschieden blieb, verlor Lysander selbst das Leben, sein in Phokis und einigen benachbarten Staaten zusammengelesenes Heer aber ging in der darauf folgenden Nacht aus einander. Am nächsten Tage erschienen zu gleicher Zeit Pausanias und die von Thrasybul commandirte Hülfsschaar der Athener auf dem Schlachtfeld. Pausanias und sein Kriegsrath wagten nicht den Feind anzugreifen, sondern ließen sich mit demselben in eine Unterhandlung ein, um die Leichen der in dem Treffen gebliebenen Landsleute bestatten zu können. Es wurde eine Übereinkunft getroffen, in welcher zum ersten Mal seit undenklicher Zeit ein spartanischer König sich dazu verstand, die Auslieferung der Gefallenen durch das Versprechen des Abzugs aus dem feindlichen Lager zu erkaufen. Auf diese Weise

verließ Pausanias zum Triumph der Athener und Thebaner, welche das abziehende spartanische Heer mit Spottreden überhäuften, das Schlachtfeld, und kehrte nach Sparta zurück. Er wurde deshalb zu Hause vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt, wich aber, wie einst sein Vater Pleistonax (s. Th. I. S. 419), der Strafe durch die Flucht aus. Er begab sich nach der arkadischen Stadt Tegea, wo er nach einigen Jahren starb.

Jetzt bildete sich in Griechenland ein mächtiger Bund gegen Sparta. Theben, welches an der Spitze der böotischen Städte stand, Athen, Korinth und Argos vereinigten sich, um die spartanische Oberherrschaft zu brechen, und bald schlossen sich auch die euböischen Städte, die Akarnanen und andere Völkerschaften an diesen Bund an. Dies nöthigte die Spartaner, Agesilaus mit seinem Heere aus Asien zurückzurufen. Ein Eilbote brachte ihm, gerade als er die Ausführung seines großen Eroberungsplanes beginnen wollte, den Befehl der Rückkehr, und Agesilaus versäumte keine Zeit zur schleunigen Vollziehung desselben. Er zog sich schnell aus Phrygien zurück und setzte, nachdem er viertausend Mann zur Beschützung der griechischen Städte in Kleinasien zurückgelassen hatte, über den Hellespont Während er von hier in Eilmärschen weiterzog, war es in Griechenland bereits noch einmal zu einem Treffen gekommen. Ein aus mehr als fünfundzwanzig tausend Mann bestehendes Heer der Verbündeten nämlich war aufgebrochen, um in Lakonien einzufallen, und die Spartaner hatten demselben etwa fünfzehn tausend Mann unter dem Commando des Aristodemus, welcher als Vormund seines Vetters, des jungen Sohnes des Pausanias, die Regierung führte, entgegengeschickt. Beide Theile trafen bei Sikyon zusammen, wo dann (im Juli 394 v. Chr.) ein Treffen geliefert wurde, in welchem das spartanische Heer zwar einige Vortheile erkämpfte, keineswegs aber entscheidend siegte.

Während auf diese Weise in Griechenland das Glück die Spartaner wenigstens nicht geradezu verließ, wandte sich dasselbe auf dem Meere ganz von ihnen ab. Agesilaus hatte die Unvorsichtigkeit begangen, das Commando der spartanischen Flotte dem tüchtigen Seemann Pharax abzunehmen, um es seinem Schwager Pisaner zu übertragen, der zwar Muth und Kühnheit besaß, aber nicht Erfahrung genug im Seekrieg hatte. Dieser traf in der Nähe der

karischen Stadt Knidus mit der von Konon und Pharnabazus befehligten persischen Flotte zusammen, und erlitt eine Niederlage, durch welche die spartanische Überlegenheit zur See gänzlich vernichtet ward. Pisander selbst verlor dabei mit vielen seiner Leute das Leben, und fünfzig große Kriegsschiffe mit fünfhundert Mann geriethen in die Gewalt der Sieger (im Anfang des August 394 v. Chr.). In Folge dieser Schlacht mußten die Harmosten der Spartaner aus fast allen Städten der kleinasiatischen Küste und der benachbarten Inseln weichen, ihre Schiffe waren nicht mehr im Stande das Meer zu behaupten, und die Athener konnten ungehindert ihre Flotte wiederherstellen.

Agesilaus, welcher aus Asien denselben Weg nahm, den einst Xerxes genommen hatte, erhielt die Nachricht von dieser unglücklichen Schlacht an der Grenze von Böotien. Er hatte sich durch Thessalien mit den Waffen durchschlagen müssen, weil die mit Theben verbündeten Bewohner der dortigen Städte Larissa, Skotussa und Pharsalus seinen Marsch durch ihr Land aufzuhalten suchten. In Böotien erwartete ihn die vereinte Macht der Böotier, Athener, Argiver, Korinther, Aenianen und Euböer, sowie der ozolischen und opuntischen Lokrer. Um der entmuthigenden Wirkung, welche die Nachricht von Pisander's Niederlage auf den bevorstehenden Kampf hätte ausüben können, zuvorzukommen, täuschte er seine Truppen durch die Anzeige, daß zwar sein Schwager geblieben sei, daß aber die Flotte desselben einen Sieg errungen habe. Bei der böotischen Stadt Koronea lieferte er hierauf, am 20. August 394 v. Chr., eine Schlacht, über deren Ausgang die Berichte der griechischen Geschichtschreiber einander widersprechen. Nach der Versicherung des mit Agesilaus befreundeten Xenophon trugen die Spartaner einen vollständigen Sieg davon, nach anderen Angaben aber waren sie blos im Stande, das Schlachtfeld zu behaupten. Beide Theile fochten mit großer Tapferkeit, und der Verlust an Todten war für die Spartaner und ihre Feinde gleich groß; Agesilaus selbst empfing mehrere Wunden, und seine aus fünfzig jungen Männern bestehende Umgebung verlor größtentheils das Leben. Das spartanische Heer behauptete den Wahlplatz, und errichtete am nächsten Tage ein Siegeszeichen auf demselben; die Feinde aber trugen, um ihre Todten beerdigen zu können, auf einen kurzen Waffenstillstand an, was bei den Griechen

als ein Eingeständniß der Niederlage angesehen wurde. Dagegen sah sich aber auch Agesilaus außer Stand, den Krieg fortzusetzen, und zog bald nach der Schlacht in seine Vaterstadt zurück. Mag man nun den Ausgang der Schlacht ansehen, wie man will, so steht doch außer allem Zweifel, daß durch dieselbe die spartanische Übermacht zu Lande nicht wieder hergestellt ward.

5. Der korinthische Krieg.

Die Fortsetzung des Krieges nach der Schlacht bei Koronea wird gewöhnlich mit dem Ausdruck korinthischer Krieg bezeichnet, weil der Kampf seitdem hauptsächlich in der Umgebung der Stadt Korinth geführt wurde; denn die Spartaner machten Sicyon, ihre Gegner aber Korinth zu ihrem Haupt-Waffenplatz. In diesem Kriege wurde keine größere Schlacht geliefert, und meistens behielten die Spartaner zu Lande, die Verbündeten zur See die Oberhand. Den größten Vortheil hatten die Athener, weil sie durch diesen siebenjährigen Kampf der Spartaner mit einem Theile von Griechenland Zeit und Gelegenheit erhielten, ihre Flotte wieder herzustellen. Überhaupt wurde die Haupt-Entscheidung zur See gegeben. Der Landkrieg hat nur dadurch eine allgemeinere Wichtigkeit, daß damals zuerst der athenische General Iphikrates die ganz neue Taktik, welche er geschaffen hatte, anwandte, und daß überhaupt in diesem Kriege zuerst die große Änderung, die jetzt in dem griechischen Militärwesen eintrat, sichtbar zu werden anfing.

Diese Änderung in dem Kriegswesen hing mit der gesammten Entwickelung des griechischen Volks zusammen, und bestand hauptsächlich darin, daß der Krieg damals ein Handwerk und eine Wissenschaft ward. Bis zur Zeit des Iphikrates hatte das griechische Militärwesen mit den Einrichtungen jedes einzelnen Staates im innigsten Zusammenhange gestanden, und war deshalb auch von den Erfindungen Einzelner weniger abhängig gewesen. Die Taktik, das Aufschlagen des Lagers, die Marschordnung, die Wahl der Stellungen und viele andere Dinge dieser Art änderten sich allerdings den Fortschritten der Zeit gemäß, die Kriegsübungen aber, sowie die Zusammensetzung und Bewaffnung der Heere waren eine rein nationale Sache und in Sitte und Verfassung gegründet. Jeder Bürger war zum Kriegsdienste verpflichtet, und dieser wurde durch-

aus nicht als ein besonderer, für sich bestehender Beruf, sondern als ein Theil der bürgerlichen Pflichten und des Staatslebens angesehen. Deswegen war auch diejenige Klasse der Bürger, welche den Kern des Staates bildete und denselben vorzugsweise leitete, zugleich der Kern des Heeres oder das schwerbewaffnete Fußvolk, neben welchem es nur wenige leichte Truppen gab. Aus eben demselben Grunde war auch bei allen griechischen Völkerschaften außer den Thessaliern die Reiterei ihrer Zahl nach so unbedeutend, daß ihr Verhältniß zum Fußvolk in unseren Zeiten oft lächerlich, wenn nicht geradezu unmöglich sein würde. Die Ursache davon lag zwar zum Theil in dem Boden des Landes, weil auf diesem eine große Reiterei weder zu gebrauchen, noch auch leicht zu ernähren war, zum Theil aber auch darin, daß alle Bürger zum Kriegsdienst verpflichtet waren, die Mehrzahl derselben aber nicht im Stande war, ein Pferd zu unterhalten. Die Spartaner behielten dieses geringe Verhältniß der Reiterei immer bei, und fühlten das Bedürfniß einer starken Cavallerie nie, außer auf des Agesilaus Feldzug in Asien, wo sie sich von den Einwohnern des Landes mit leichter Mühe die nöthigen Reiter verschafften. Die Athener dagegen, welche viel weniger als die Spartaner an ihren alten Einrichtungen festhielten, sahen schon früh den Nutzen der Reiterei ein, und bedienten sich in ihrem ersten Kriege mit den Spartanern ihrer thessalischen Bundesgenossen mit dem besten Erfolg; bald nachher aber eroberten sie auf der Insel Euböa ebene Gegenden, welche sich zur Pferdezucht besser eigneten, als das felsige Attika, und seitdem unterhielten sie selbst eine Reiterei.

So dauerte das alte Kriegssystem der Griechen mit nur wenigen Veränderungen bis zur Zeit des Iphikrates fort. Durch Iphikrates aber, durch den thessalischen Herrscher Jason, durch die Thebaner Epaminondas und Pelopidas und durch die beiden großen Könige von Macedonien, Philipp II. und Alexander den Großen, ward dasselbe völlig umgestaltet. Diese Veränderungen wurden dadurch herbeigeführt, daß die freien Bürger sich dem Kriegsdienst immer mehr entzogen, und durch Söldner ersetzen ließen. Seitdem ward der Kriegsdienst ein besonderer Beruf und das Militärwesen von den Staatseinrichtungen weniger abhängig; dieses mußte sich also auch von jetzt an selbstständiger entwickeln, und ward zugleich ein eigentliches Gewerbe und eine Wissenschaft: gerade wie im vierzehnten und

fünfzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung die Condottieri oder Söldner-Hauptleute Italiens die Schöpfer der neueren Taktik und Strategie wurden, oder vielmehr zu beiden Wiſſenſchaften den erſten Grund legten.

Die Kriege des griechiſchen Volkes wurden von dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. an größtentheils durch Soldtruppen geführt. Es gab ſeitdem in Griechenland gewiſſermaßen ganze Heere von Söldnern. Dieſe lebten von den ewigen Fehden der griechiſchen Staaten, bei welchen ſie ſich den Meiſtbietenden verkauften, ſowie von dem perſiſchen Kriegsdienſte, den ſie als ein Haupterwerbsmittel anſahen, und aus welchem ſie ebenſo, wie in neuerer Zeit die Schweizer-Offiziere, mit fremdem Gelde und fremden Laſtern in ihre Heimath zurückkehrten. Die griechiſchen Staaten mußten dieſe Soldtruppen natürlich ganz anders disciplıniren und einrichten, als es die alten Bürgerheere geweſen waren, deren Beſchaffenheit und Übung dem Herkommen und den Geſetzen ihres Staats entſprochen hatte. Dadurch kam ebenſo, wie in den angegebenen Zeiten Italiens, das ganze Kriegsweſen in die Hände der Hauptleute oder Führer der Söldnerſchaaren. Unter dieſen ragt am meiſten Iphikrates aus Athen hervor, indem die von ihm gebildeten Soldaten damals ebenſo ſehr geſucht wurden, wie in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien die Truppen eines Braccio, Carmagnola und Franz Sforza.

Iphikrates gehörte, als der Sohn eines Schuſters, der unter den Griechen verachtetſten Klaſſe freier Bürger an; er hob ſich aber, wie Franz Sforza, vermittelſt ſeiner kriegeriſchen Laufbahn zu fürſtlichem Glanze empor. Er vermählte ſich zuletzt mit der Tochter eines durch Pracht und Luxus ausgezeichneten thraciſchen Fürſten, und führte in dieſem Lande ein höchſt ſchwelgeriſches Leben. Seine große Bedeutung in der Geſchichte der Griechen beſteht darin, daß er mit atheniſchem Geiſte die Taktik und Bewaffnungsart ſeiner Landsleute vervollkommnete und, wie Friedrich der Große, aus zuverläſſigem geworbenem Volke ein brauchbares Heer ſchuf. Iphikrates führte zuerſt in den griechiſchen Heeren die ſogenannten Peltaſten als ein Haupt-Corps ein. Dieſe Waffenart ſtand in der Mitte zwiſchen den Schwerbewaffneten und den leichten Truppen, und zeichnete ſich durch kurze und leichte Schilde und lange Speere und Schwerter aus.

Die Peltaſten vereinigten die Vorzüge beider Waffenarten, und Iphikrates erreichte durch die Einführung und fertige Einübung derſelben zwei wichtige Vortheile: er erleichterte nämlich dadurch ſeinem Heere die Bewegung in den Fällen, in welchen es darauf ankam, nicht ſowohl eine entſcheidende Schlacht zu liefern, als vielmehr zu überraſchen, einzuſchließen oder zu übervortheilen, und die Peltaſten dienten ihm außerdem ganz beſonders dazu, einen Feind, dem man in ſeiner ihm eigenthümlichen Kriegsart nicht gleichkommen konnte, durch eine ihm fremde zu verwirren. Dies gelang dem Iphikrates vollkommen, und er verdankte einen großen Theil ſeines beginnenden Ruhms der Überraſchung eines ſpartaniſchen Regiments, welches er 392 v. Chr. in der Nähe des Iſthmus plötzlich überfiel und die Waffen zu ſtrecken zwang, eine Sache, die an und für ſich und als bloße Waffenthat betrachtet höchſt unbedeutend war. —

Der korinthiſche Krieg, in welchem des Iphikrates Änderungen zuerſt angewandt wurden, dauerte bis zum Jahre 387 v. Chr., und ward nicht auf dem feſten Lande, ſondern durch die Vorfälle zur See entſchieden. Die Spartaner wurden durch die Unternehmung des Pharnabazus und Konon gleich anfangs (394 v. Chr.) aller ihrer Beſitzungen jenſeit des ägäiſchen Meeres beraubt, es blieben ihnen nur die am Hellespont gelegenen Städte Abydus und Seſtus unterworfen. Im Frühling des nächſten Jahres (393 v. Chr.) ward die Küſte von Lakonien ſelbſt durch die feindliche Flotte verheert, und die wichtige Inſel Cythere von den Perſern beſetzt. Zugleich brachte Konon dem Pharnabazus die Überzeugung bei, daß die Wiederherſtellung der Feſtungswerke von Athen für die Perſer vortheilhaft ſei, weil durch die erneute Macht und Größe Athen's der ſpartaniſchen Übermacht der feſteſte Wall entgegengeſetzt werden würde. Konon erhielt von dem Satrapen die perſiſche Flotte und eine bedeutende Summe Geld, um dies auszuführen, und ſegelte ſogleich nach Athen. Hier bot die ganze Bürgerſchaft ihre Kräfte auf, um die Mauern ſo ſchnell als möglich wiederherzuſtellen, die Matroſen der perſiſchen Flotte und viele mit dem perſiſchen Golde gedungenen Arbeiter, ſowie die Böotier und einige andere befreundete Staaten legten mit Hand an, und ſo erhielt Athen in kurzer Zeit ſeine Feſtungswerke wieder. Auch die Mannſchaft der atheniſchen Flotte ward ſeitdem mit perſiſchem Gelde bezahlt.

Von diesem Augenblick an verzweifelten die Spartaner, daß sie ihre alte Stellung in Griechenland behaupten könnten, wenn nicht die persische Unterstützung den Athenern entzogen und ihnen selbst zugewendet würde. Sie suchten deshalb das Letztere auf diplomatischem Wege und mit Aufopferung der Freiheit ihrer kleinasiatischen Landsleute zu erreichen, und schickten einen besonders gewandten und in den persischen Hofkünsten erfahrenen Mann, Antalcidas, nach Kleinasien, um den Satrapen Tiribazus, welcher neben Pharnabazus einen Theil von Kleinasien als Statthalter regierte, für Sparta zu gewinnen, und mit dessen Hülfe dem Freunde der Athener, Pharnabazus, entgegenzuarbeiten. Auf die Nachricht davon schickten sogleich auch die Athener, Böotier, Korinther und Argiver Gesandte an Tiribazus. Antalcidas erklärte dem Letzteren, daß die Spartaner dem persischen König alle Städte Kleinasiens überlassen, und außerdem auch über keine Insel und keinen Staat Griechenlands die Herrschaft in Anspruch nehmen, sondern diese völlig unabhängig lassen wollten, und daß also die Perser thöricht handeln würden, wenn sie fortführen, Geld und Menschen auf einen Krieg gegen Sparta zu verschwenden. Dies leuchtete dem Tiribazus ein, und wer die Beschaffenheit des heutigen türkischen Reichs kennt, wird es nicht auffallend finden, daß jetzt dieser Satrap, obgleich des Pharnabazus Einfluß in Susa sehr groß war, dennoch geradeswegs gegen denselben auftrat. Er wagte zwar nicht, dem Letzteren ganz offen entgegen zu handeln, unterstützte aber die Spartaner einstweilen insgeheim mit Geld, und vertröstete die Athener und ihre Bundesgenossen damit, daß er erst die weiteren Befehle des Königs einholen wolle. Ehe er jedoch zur weiteren Verfolgung seines Planes nach Susa abreiste, ließ er den gefährlichsten Gegner der Spartaner, Konon, ins Gefängniß werfen. Zum Vorwande der Verhaftung nahm er irgend eine demselben angedichtete Handlung. Das weitere Schicksal Konon's ist nicht zuverlässig bekannt; er wurde der einen Nachricht zu Folge nach Susa geschleppt und dort getödtet, nach einer andern aber entkam er später aus seiner Haft, und starb bald darauf eines natürlichen Todes.

Um dieselbe Zeit etwa verloren die Athener auch einen anderen ausgezeichneten Feldherrn, ihren ehemaligen Befreier Thrasybul. Dieser hatte im Jahre 390 v. Chr. mit einer kleinen Flotte glückliche

Unternehmungen an der Küste von Thracien und Kleinasien gemacht, wurde aber im Frühling des folgenden Jahres, als er an der pamphylischen Küste Contributionen erhob, von den Einwohnern überfallen und in seinem Zelte erschlagen.

Tiribazus erreichte am Hofe des Perser-Königs aus unbekannten Gründen seinen Zweck nicht, und der Krieg zwischen den Persern und Spartanern dauerte noch einige Jahre fort. Allein im Jahre 388 v. Chr. landete Antalcidas wieder zu demselben Zweck, wie früher, an der kleinasiatischen Küste, reiste sogleich in Begleitung des Tiribazus nach Susa, und war diesmal glücklicher. Tiribazus wurde von dem König bevollmächtigt, die Friedensangelegenheiten zu leiten, und Antalcidas erlangte in Susa solche Bedingungen eines Friedens, wie er sie wünschte. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, die Annahme dieses Friedens von Seiten der Griechen mit der Drohung zu fordern, daß, wenn die Athener und ihre Verbündeten denselben zurückwiesen, der König die Spartaner gegen sie unterstützen würde.

Die Athener, welche wieder so mächtig geworden waren, daß sie die Herrschaft zur See behaupten zu können hofften, wollten anfangs dieser Drohung Trotz bieten, und sich nicht zu dem im Namen des persischen Königs angebotenen Frieden bequemen; allein sie konnten ihr Widerstreben nicht lange durchführen, weil das Glück sich gegen sie gewendet hatte. Ihr Freund Pharnabazus war nach Susa gegangen, wo er sich mit einer Tochter des Königs vermählte, und sein Nachfolger oder Stellvertreter in Kleinasien, Ariobarzanes, war mit Antalcidas befreundet und den Spartanern gewogen. Der Letztere und Tiribazus vermehrten die kleine spartanische Flotte, welche damals von Antalcidas commandirt wurde, durch persische Schiffe, so daß dieselbe in den Stand gesetzt ward, nicht allein die See zu halten, sondern auch den atheniſchen Getraideschiffen die Fahrt aus dem schwarzen Meer zu verwehren, und so die Stadt Athen wegen ihrer Versorgung mit Lebensmitteln in Verlegenheit zu bringen. Diese Lage der Athener benutzte der schlaue spartanische Senat, um den mächtigsten der verbündeten Gegner von den übrigen zu trennen. Er ließ die persische Regierung oder vielmehr den mit dem Ordnen der griechischen Angelegenheiten beauftragten Tiribazus bewegen, in Einem Punkte den Athenern nachzugeben. Diese nahmen nämlich die Herrschaft der Inseln Lemnos, Imbros und Skyros

welche ſie ſeit Cimon's Zeit unausgeſetzt beſeſſen hatten, auch fernerhin in Anſpruch, während der zwiſchen Antalcidas und Tiribazus verabredete Friedensvorſchlag die Unabhängigkeit aller griechiſchen Inſeln ausſprach. Durch die Abänderung dieſes Artikels wurden die Athener zufriedengeſtellt, ſo daß jetzt die Perſer den Griechen den Frieden geradezu dictiren konnten (im Juli 387 v. Chr.).

Von allen griechiſchen Staaten, welche an dem Kriege Antheil genommen hatten, waren Geſandte an Tiribazus geſchickt worden. Dieſe beſchied der Satrap wie ein Gebieter vor ſich, um ſeine Befehle über die Art, wie es mit ihren Angelegenheiten gehalten werden ſolle, zu vernehmen. Als ſie verſammelt waren, zeigte er ihnen das an der Friedens-Acte befindliche Siegel ſeines Königs, und las ihnen dann den Inhalt desſelben vor, oder mit andern Worten, er verkündete ihnen, gleich als wenn er es mit Untergebenen zu thun hätte, den Befehl des Königs. Dieſer Frieden des Antalcidas, wie er gewöhnlich genannt wird, lautet wörtlich folgendermaßen: „Artaxerxes der König erkennt für Recht, daß alle Städte Kleinaſiens, von den Inſeln aber Klazomenä und Cypern ihm angehören, alle übrigen griechiſchen Städte dagegen, kleine wie große, unabhängig ſein ſollen, außer Lemnos, Imbros und Skyros; dieſe ſollen wie vor Alters den Athenern gehören. Alle Staaten aber, welche dieſen Frieden nicht annehmen, werde ich in Verbindung mit denen, die ihn annehmen, bekriegen, zu Waſſer und zu Lande, mit Schiffen und mit Geld.“ Von allen griechiſchen Staaten nahmen nur die Thebaner dieſen Frieden nicht an; allein die Spartaner gaben ſich zu Vollſtreckern des perſiſchen Willens her, und rüſteten ein Heer unter der Anführung des Ageſilaus aus, um Theben zur Unterwerfung unter die Gebote des Perſer-Königs zu zwingen. Da fügten ſich auch die Thebaner, welche, von allen Bundesgenoſſen verlaſſen, es nicht zum Äußerſten kommen laſſen durften.

Dieſer für Griechenland ſchmachvolle Frieden brachte wichtige Änderungen in den Verhältniſſen der Griechen und der Perſer hervor. Die Spartaner, die ſich bei der ganzen Betreibung der Sache, ohne alle Rückſicht auf die Nationalehre und das allgemeine Wohl des griechiſchen Volks, blos von ſelbſtſüchtiger Klugheit hatten leiten laſſen, erhielten durch den Antalcidiſchen Frieden die Sorge für die Vollziehung desſelben, und erlangten auf dieſe Weiſe ihr früheres

Übergewicht in Griechenland wieder. Die griechiſchen Staaten aber kamen durch dieſen Frieden in ein ganz neues Verhältniß zu dem perſiſchen Reich, welches ſeinerſeits durch denſelben auf einmal nach Außen hin eine viel größere Bedeutung erhielt. Jetzt war eine Zeitlang der Perſer-König der Leiter der allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands, und jene ewigen Zwiſte der einzelnen griechiſchen Staaten unter einander hatten ſtets den Erfolg, daß der Hof zu Suſa und die Satrapen in Kleinaſien als Wächter, Schiedsrichter und Gebieter den Zuſtand der Dinge ordneten und lenkten.

Dieſe neue Stellung, welche das perſiſche Reich jetzt einnahm, dauerte fort, bis die großen macedoniſchen Könige Philipp und Alexander die Macht des griechiſchen Volks in ihrer Hand vereinigten, und endlich das Schattenbild eines Reiches zerſtörten, welches nur durch die Uneinigkeit der Griechen fortgedauert hatte. Auf den inneren Zuſtand des perſiſchen Staats hatte die erlangte größere Bedeutung desſelben nach Außen gar keinen Einfluß, ſondern dieſer Zuſtand blieb wie er war, oder vielmehr er wurde noch ärger. Was wir in jener Zeit von der inneren Geſchichte Perſiens erfahren, gibt ein ſchauderhaftes Bild von Verwirrungen. Es wurden unter Andern auf Betreiben der Paryſatis alle diejenigen qualvoll gemordet, welche in irgend einer Weiſe zum Untergang des jungen Cyrus beigetragen hatten, ſelbſt ſolche, die vorher vom König dafür belohnt worden waren. Auch Tiſſaphernes ward ein Opfer der rachgierigen Paryſatis, welche ſeine Überliſtung durch Ageſilaus (ſ. oben S. 34) benutzte, um bei Artaxerxes den Verdacht eines geheimen Einverſtändniſſes mit den Spartanern gegen ihn zu erregen und ſo den Befehl ſeiner Hinrichtung herbeizurufen. Dagegen bewirkte Statira, die Gemahlin des Königs, welche ihre Schwiegermutter bitter haßte, daß, trotz der Fürbitten der Letzteren, die von Tiſſaphernes gefangen genommenen Ober-Officiere der griechiſchen Söldner als Freunde des Cyrus getödtet wurden. Zur Strafe dafür wurde ſie aber von Paryſatis vergiftet, obgleich ſie auf jede Weiſe ſich gegen die Rache derſelben zu ſichern geſucht hatte. Statira nahm nämlich, wenn ſie einem Gaſtmahl der Paryſatis beiwohnte, keine Speiſe an, von welcher nicht dieſe zuvor ein Stück gegeſſen hatte. Die in allen Liſten erfahrene Paryſatis aber ließ eines Tages die eine Seite des zum Zerlegen des Fleiſches dienenden Meſſers mit Gift beſtreichen,

und das von dieſer berührte Stück der Königin reichen, während ſie ſelbſt das andere nahm. Auf dieſe Weiſe gelang es ihr, die gehaßte Feindin aus dem Wege zu räumen. Der König ſchöpfte beim plötzlichen Tode ſeiner Gemahlin Verdacht gegen ſeine Mutter, ließ deshalb die Diener derſelben auf qualvolle Weiſe foltern, und tödtete um ſich zu rächen, ihre Freundinnen.

Ebenſo, wie am Hofe, drehte ſich auch in den Provinzen die Regierung um perſönliche Intereſſen und Ränke. Gegen das Ende der Regierung Artaxerxes II. empörten ſich zu gleicher Zeit der damalige Beherrſcher von Egypten und die durch die Spartaner unterſtützten Satrapen von Phrygien, Myſien und Lydien, welche mit einigen kleineren Vaſallen des Königs und mit den griechiſchen Städten der Küſte ſich gegen ihre Oberherrn verſchworen hatten. Der Statthalter von Myſien aber, den dieſe zu ihrem Oberanführer erwählt hatten, benutzte den Aufſtand, um ſeine Verbündeten zu verderben und ſich ſelbſt auf ihre Koſten zu heben. Er trat mit dem König in geheime Unterhandlung, und gewährte demſelben dadurch die Möglichkeit, den Aufſtand wieder zu unterdrücken. Ebenſo verſuchte bei einer Empörung des Statthalters von Kappadocien, Datames, der eigene Schwager desſelben, dieſen zu verrathen, um ſich ſelbſt empor zu ſchwingen. Mit den tributpflichtigen Herrſchern von Egypten, die den Empörern in Kleinaſien und Syrien ſtets Hülfe leiſteten, wurden ebenfalls mehrere Kriege geführt, welche insgeſammt keinen andern Erfolg hatten, als daß die Perſer Geld und Menſchen verſchwendeten, ohne Egypten wieder unterwerfen zu können.

6. Das Verfahren der Spartaner gegen Theben und Olynth nach dem Frieden des Antalcidas.

Die Spartaner gebrauchten das Übergewicht, welches der Antalcidiſche Frieden ihnen wieder verſchafft hatte, nicht weniger übermüthig, als ſie nach der Unterwerfung Athen's gethan hatten, und machten ſich dadurch bald von neuem der Oberherrſchaft verluſtig. Schon im erſten Jahre nach dem Abſchluß jenes Friedens verlangten ſie unter dem Vorwande, daß Mantinea in der letzten Zeit feindliche Geſinnungen gegen Sparta zu erkennen gegeben habe, von den Bürgern dieſer arkadiſchen Stadt, welche nach und nach aus vier offenen Flecken entſtanden und den Spartanern zu mächtig geworden

war, daß ſie ihre Mauern ſchleifen und ſo in ihren früheren machtloſen Zuſtand zurückkehren ſollten. Als die Mantineer ſich weigerten, dies zu thun, ward ein Heer unter dem König Ageſipolis I., dem Sohne des Pauſanias II., gegen ſie ausgeſchickt, ihr Gebiet verwüſtet und ihre Stadt belagert. Ageſipolis brachte hierauf, vermittelſt eines durch Mantinea fließenden Flüßchens, eine plötzliche Überſchwemmung hervor, durch welche nicht nur die Häuſer der Stadt ſehr Noth litten, ſondern auch die aus ungebrannten Ziegeln erbaute Feſtungsmauer einſtürzte. Jetzt waren die Mantineer der Willkür der Spartaner preisgegeben. Sie mußten ihre Stadt, welche von den Spartanern zerſtört wurde, verlaſſen, und ſich wieder in vier Dorfgemeinden auflöſen (385 v. Chr.). Ebenſo gewaltſam verfuhr Sparta gegen den im Norden des Peloponnes liegenden kleinen Staat von Phlius, welcher unter Androhung eines Krieges genöthigt wurde, ſeine verbannten Mitbürger wieder aufzunehmen, obgleich der Antalcidiſche Frieden allen Staaten Griechenlands Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit zuerkannt hatte.

Am meiſten ſchritt der herrſchſüchtige ſpartaniſche Senat da gewaltſam ein, wo das Streben nach einer Vereinigung mehrerer Staaten ſich zeigte. Auch unter den Arkadern war damals die Neigung zu einem Föderations-Syſtem aufgekommen, und dies namentlich hatte die Macht von Mantinea für Sparta gefahrdrohend gemacht. Eine Föderation bildete ſich auch auf der macedoniſch-thraciſchen Halbinſel Chalcidike. Dort war die Stadt Olynth durch ihren Handel ſo reich geworden, daß ſie ein Heer von zehntauſend Mann unterhalten konnte. Sie beherrſchte damals auch ein Stück des benachbarten Landes Macedonien, und hatte den Plan einer Verbindung der griechiſchen Städte von Chalcidike entworfen, nach welchem die Abgeordneten von dieſen in Olynth ſich verſammeln und gemeinſchaftlich die Regierung aller Städte führen ſollten. Dieſe Art von Staatenverbindung, zu welcher die Olynthier bereits eine beträchtliche Zahl von Städten bewogen hatten, war eine eigentliche Conföderation im engeren und neueren Sinne des Worts; eine ſolche war aber bis dahin den Griechen ganz fremd geblieben, da alle ihre Vereine entweder ſo locker waren, daß ſie kaum dieſen Namen verdienten, oder von den mächtigeren Staaten als ein Mittel zur Unterwerfung der ſchwächeren gebraucht wurden.

Zwei chalcidiſche Städte, Akanthus und Apollonia, ſahen auch den von den Olynthiern vorgeſchlagenen Verein als eine Verbindung der letzteren Art an, zumal da Olynth ihnen im Fall der Weigerung des Beitritts mit Gewalt drohte. Sie riefen daher die Spartaner um Beiſtand an, indem ſie ſich auf den Antalcidiſchen Frieden ſtützten, welcher für alle Griechen bindend war, und für deſſen Aufrechthaltung Sparta ſich verbürgt hatte.

Die Spartaner, welche durch den Frieden des Antalcidas wieder als leitender Staat an die Spitze von Griechenland geſtellt worden waren, hätten, wenn es ihnen um die griechiſche Freiheit zu thun geweſen wäre, die Olynthier unterſtützen müſſen, ſtatt ſie zu bekriegen; denn Olynth hatte einen mächtigen Bund griechiſcher Staaten gebildet, den benachbarten macedoniſchen König aus ſeiner Reſidenz Pella verdrängt, ihn in die größte Verlegenheit gebracht, und auf dieſe Weiſe die griechiſche Freiheit von der Grenze Theſſaliens an bis tief nach Macedonien hinein und bis an den Bosporus auf ſichere Stützen gegründet. Allein die Spartaner ſahen ſich durch das Gedeihen dieſes Staatenbundes in ihrer eigenen Stellung gefährdet, und ſagten daher den Akanthiern und Apolloniern ihre Hülfe bereitwillig zu. Sie ſchickten ſogleich eine Anzahl Truppen unter Eudamidas als Hülfs-Corps voraus (382 v. Chr.), und beauftragten Phöbidas, den Bruder des Eudamidas, aus den mit Sparta verbündeten Städten ein Heer zuſammenzuziehen und mit demſelben ſeinem Bruder nachzufolgen. Eine Partei in Sparta verband mit dieſem Feldzuge zugleich den Plan, die Stadt Theben, welche an der Spitze von vierzehn böotiſchen Städten ſtand, und wegen dieſer Macht für Sparta gefährlich ſchien, durch einen plötzlichen, mitten im Frieden unternommenen Überfall zu demüthigen und an Sparta zu feſſeln, und Phöbidas führte die Sache wirklich aus. Ob der ſpartaniſche Anführer dabei mit oder ohne Erlaubniß ſeiner Regierung handelte, iſt ungewiß, und kann auch nicht aus dem nachherigen Verfahren der Letzteren gegen Phöbidas erkannt werden; denn dieſer wurde zwar, nachdem er die Burg von Theben beſetzt hatte, in Sparta zu einer Geldbuße verurtheilt, weil er einen ſo wichtigen Schritt ohne Auftrag des Senats gethan habe, die Spartaner zogen aber ihre Beſatzung nicht wieder aus der Burg zurück.

In Theben war die Bürgerschaft in zwei Parteien getheilt, und von den beiden Polemarchen oder höchsten Beamten der Stadt stand der eine, Ismenias, an der Spitze der demokratisch Gesinnten, der andere, Leontiades, war das Haupt der oligarchischen Partei. Der Erstere ließ ein Verbot ergehen, nach welchem kein Bürger von Theben an dem spartanischen Kriegszuge Theil nehmen sollte; der Letztere dagegen trat mit Phöbidas, der auf seinem Marsch in Böotien Halt gemacht und nahe bei Theben sein Lager aufgeschlagen hatte, in geheime Unterhandlungen, und versprach ihm eine bedeutende Verstärkung seines Heeres, wenn er ihm und seiner Partei zur Unterdrückung ihrer Gegner und zur Herrschaft von Theben behülflich sein wolle. Phöbidas verstand sich dazu, und Leontiades wählte zur Ausführung des mit dem spartanischen Anführer verabredeten Schlages einen Tag, an welchem alle Weiber der Stadt sich zur Feier eines religiösen Festes in der Burg versammelten, und deshalb die Thore derselben geöffnet waren. Die Spartaner erschienen plötzlich vor Theben, und Leontiades führte sie ohne Widerstand in die Burg ein.

Mit Hülfe der spartanischen Besatzung der Burg nahmen hierauf Leontiades und seine Partei die beabsichtigten Änderungen in der Regierung vor. Diese oligarchische Revolution wurde ohne Schwierigkeit und in der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Art und Weise ausgeführt: Ismenias ward verhaftet, seine Partei auf's grausamste verfolgt, und viele Bürger dadurch zur Flucht bewogen. Diese, vierhundert an der Zahl, wandten sich meistens nach Athen. Leontiades reiste sogleich nach Sparta, um dort das Verfahren des spartanischen Heeres beschönigen zu helfen. Phöbidas wurde zwar zur Bezahlung einer Geldsumme verurtheilt, aber nicht weil er etwas Ungerechtes unternommen, sondern weil er gegen die spartanische Kriegszucht gefehlt und ohne höheren Auftrag gehandelt habe; die Sache selbst wurde also nicht misbilligt, und eben so wenig die Besatzung aus der Burg von Theben zurückgezogen. Man schickte im Gegentheil drei spartanische Commissäre nach Theben, welche mit Abgeordneten der Verbündeten Sparta's ein Gericht bilden sollten, um über des Leontiades und seiner Partei Anklage gegen Ismenias zu entscheiden. Dadurch, daß auch Männer aus andern griechischen Städten zu dem Gerichte hinzugezogen wurden, wollte man sich den Schein der

Gerechtigkeit geben; allein diese Richter wurden von den drei spartanischen Commissären beobachtet und geleitet und standen also ganz unter dem Einflusse Sparta's. Dem Ismenias ward vorgeworfen, daß er aus Absichten, die für Griechenland gefährlich gewesen wären, mit dem Perser-König in Verbindung getreten sei, Geld von ihm erhalten habe, und vorzugsweise an dem Ausbruch des böotischen und korinthischen Kriegs schuld gewesen sei. Man machte also dem Ismenias Verbindungen zum Verbrechen, welche Antalcidas und andere Griechen in noch viel ausgedehnterem Maße gesucht und unterhalten hatten, und erhob gegen ihn blos die ganz allgemeine Beschuldigung, daß er ein hochstrebender Kopf und ein Unruhstifter sei. Die Ankläger konnten auf seine Vertheidigung nichts erwidern, Ismenias wurde aber dessen ungeachtet als ein unruhiger und gefährlicher Mensch für schuldig erklärt und hingerichtet.

Nachdem auf diese Weise auch Theben unter das Joch der Spartaner gebeugt war, wandten sich diese mit großer Macht gegen Olynth. Die Olynthier waren den Spartanern auf die Dauer nicht gewachsen, obgleich sie eine Eidgenossenschaft der griechischen Städte an der macedonischen und thracischen Küste gegründet, und eine furchtbare Macht in ihren Mauern vereinigt hatten. Eudamidas selbst hatte den Krieg mit Glück begonnen, war aber nach kurzem Kampfe vor der Stadt Olynth gefallen. Hierauf erschien Teleutias, der Bruder des Agesilaus, welcher an Phöbidas Stelle den Oberbefehl erhalten hatte, mit zehntausend Mann in Chalcidike. Sein Heer wurde noch durch die Soldtruppen des macedonischen Königs und anderer benachbarten Fürsten unterstützt, welche alle wegen der wachsenden Macht Olynth's in Gefahr waren, von der Küste ausgeschlossen zu werden. Teleutias erfocht zwar einige kleine Vortheile, verlor aber im nächsten Jahr nach seiner Ankunft (381 v. Chr.) ein Haupttreffen vor den Thoren von Olynth, und kam selbst dabei ums Leben. Die Spartaner sahen jetzt ein, daß zur Besiegung der Olynthier eine größere Anstrengung erforderlich sei, als sonst die Unterwerfung eines einzelnen griechischen Staates erheischte, und schickten ihren König Agesipolis I. mit einer beträchtlichen Verstärkung gegen Olynth.

Dies geschah in demselben Jahre, in welchem auch der zweite König von Sparta, Agesilaus, abgesandt wurde, um einen andern

freien Staat mit ungerechtem Kriege zu bedrängen. Die Phliuſier nämlich, welche kurz vorher zur Wiederaufnahme ihrer verbannten Mitbürger genöthigt worden waren, hatten dieſen die eingezogenen Güter nicht zurückgegeben, und ſollten mit Gewalt dazu gezwungen werden. Sie leiſteten zwar einen verzweifelten Widerſtand, wurden aber nach einer Belagerung von zwanzig Monaten durch Hunger zur Unterwerfung gebracht. Den Olynthiern erging es nicht beſſer. Ageſipolis ſelbſt führte den Krieg gegen ſie nicht lange, da er bald nach ſeiner Ankunft in Chalcidike an einer Krankheit ſtarb; ſein Nachfolger im Commando aber, Polubiades, ſchloß die Stadt Olynth zu Waſſer und zu Lande enge ein. Die Olynthier konnten ſich gegen die überlegene Macht ihrer Feinde nicht behaupten, und da bald auch der Hunger in ihrer Stadt wüthete, ſo mußten ſie nach einer langen Einſchließung ſich den Umſtänden fügen. Sie erhielten den Frieden unter der Bedingung, daß ſie Bundesgenoſſen Sparta's würden, dem macedoniſchen König die eroberten Theile ſeines Landes zurückgäben, und ihren Bund mit den andern Städten der thraciſch-macedoniſchen Küſte auflöſeten. So wurde die Macht dieſer Städte wieder vereinzelt, und folglich ſie ſelbſt der Herrſchaft der Spartaner unterworfen.

VI. Thebaniſche Zeit.

1. Die Befreiung Theben's von der Herrſchaft der Spartaner.

Als die Macht der Olynthier gebrochen, und Theben den Spartanern unterworfen worden war, ſchienen Sparta's Anſehen und Herrſchaft größer als jemals zu ſein. Um ſo überraſchender war es, als die an ſich unbedeutende Verſchwörung einiger thebaniſcher Flüchtlinge auf einmal ans Licht brachte, wie hohl das Gebäude der ſpartaniſchen Macht durch ihren Misbrauch geworden ſei. Dies ging beſonders daraus hervor, daß die thebaniſche Revolution gerade in dem Augenblick erfolgte, als Sparta ſich von neuem in der Herrſchaft von Griechenland feſtgeſetzt hatte. Die Befreiung Theben's, welche drei Jahre nach der Beſetzung desſelben durch die Spartaner plötzlich bewerkſtelligt ward, ging, wie das in Revolutionen der Fall zu ſein pflegt, vermuthlich nicht gerade von Freunden der Freiheit oder von moraliſch geſinnten Menſchen aus; denn von den drei großen Männern, welche allein von allen Thebanern zugleich das wahre Intereſſe ihrer Vaterſtadt erkannten, und ſich von der Rückſicht auf die Ehre und Freiheit derſelben unbedingt leiten ließen, war der eine, Pelopidas, bei jener Verſchwörung anfangs nur eine Nebenperſon, die beiden andern, Epaminondas und Gorgidas, aber nahmen erſt nach dem Sturz der herrſchenden Partei Antheil an der Sache.

Die in Theben herrſchende oligarchiſche Partei, deren Leiter Leontiades und die beiden Polemarchen Archias und Philippus waren, überließ ſich im Vertrauen auf die ſpartaniſche Beſatzung der Burg einer großen Sorgloſigkeit, und ſtürzte dadurch ſich ſelbſt

ins Verderben. Ein scheinbarer Anhänger der Oligarchie, Phyllidas, der Staatsschreiber und Vertraute der Polemarchen, beschloß, die Sicherheit, mit welcher die Beherrscher von Theben im Besitze der erlangten Gewalt lebten, zum Sturze derselben zu benutzen, und verband sich zu diesem Zweck mit einigen Flüchtlingen in Athen. Mit diesen, an deren Spitze Mellon stand, verabredete Phyllidas einen Plan, nach welchem die Häupter der Oligarchie theils bei einem Gastmahle, theils in ihren eigenen Wohnungen überfallen und getödtet werden sollten; denn er hielt sich überzeugt, daß nach dem Tode derselben das zur Freiheit aufgerufene thebanische Volk sich augenblicklich zu Gunsten der Demokratie erheben werde.

Nur sieben Mitverschworene, unter ihnen Mellon und Pelopidas, nahmen an der Ausführung dieses Planes Theil. Sie reisten von Athen nach Böotien, näherten sich als Bauern verkleidet der Stadt Theben, gingen mit der anbrechenden Nacht unerkannt durch die Thore derselben, und begaben sich in das Haus des Mitverschworenen Charon. Hier hielten sie sich den ganzen folgenden Tag hindurch verborgen. Am Abend dieses Tages wohnten die beiden Polemarchen einem schwelgerischen Mahle bei, während dessen sie von den Verschworenen ermordet werden sollten. Sie hatten sich, wie es heißt, kaum niedergelassen, als ihnen angezeigt wurde, daß in der Stadt das Gerücht gehe, es wären einige Vertriebene heimlich zurückgekehrt und hätten sich in das Haus Charon's versteckt. Sogleich wurde dieser vorbeschieden; Charon wußte sich aber so geschickt zu verstellen, daß die nur auf den Genuß bedachten Polemarchen sich von ihm täuschen ließen, und die gemachte Anzeige für ein leeres Gerede hielten. Selbst einen von Athen geschickten Brief, welcher die Anzeige der Pläne der Verschworenen enthielt, soll Archias mit den Worten, es sei jetzt keine Zeit für Geschäfte, uneröffnet bei Seite gelegt haben. Phyllidas hatte den Polemarchen versprochen, zu dem Mahle auch Frauen kommen zu lassen, und ohne daß jene etwas Arges ahneten, traten nun plötzlich die als Weiber verkleideten Verschworenen in das Zimmer. Sie fielen über die Polemarchen her und ermordeten dieselben mit leichter Mühe. Hierauf begaben sie sich sogleich nach der Wohnung des Leontiades und anderer Oligarchen, und tödteten auch

diese ohne Schwierigkeit. Leontiades, ein mäßiger Mann, hatte so eben gespeist, und saß bei seiner Gattin, welche nach der Sitte griechischer Frauen sich mit Spinnen beschäftigte. Phyllidas ließ ihm von außen sagen, daß er eine Meldung von den Polemarchen zu überbringen habe; er wurde hierauf sogleich in das Haus eingelassen, und drang mit drei Begleitern schnell nach dem Zimmer des Leontiades. Dieser griff zwar sogleich zu den Waffen, und tödtete auch einen der Gegner, erlag aber doch bald den Streichen der Anderen (December 379 v. Chr.). Als auf diese Weise die Führer der Gegenpartei aus dem Wege geräumt waren, befreite man die zahlreichen Staatsgefangenen aus ihren Kerkern, und rief die Bürger der Stadt zur Freiheit auf. Diese Aufforderung fand allgemeinen Anklang; alsbald kamen auch die übrigen Verbannten von der attischen Grenze her nach Theben, und die Demokratie wurde hierauf wieder hergestellt.

Von diesem Augenblick an traten die meisten Verschworenen in den Schatten, und Pelopidas, Epaminondas und Gorgidas erhielten die Leitung der Dinge. Zum großen Glück für Theben war die Burg nicht mit Lebensmitteln versorgt, weil man an die Möglichkeit eines plötzlichen Überfalls gar nicht gedacht hatte. Sie wurde schnell umzingelt, und die Besatzung derselben schon im Januar zu einer Capitulation gezwungen, nach welcher sie freien Abzug erhielt. Diese Capitulation wurde in Betreff der Spartaner selbst gewissenhaft eingehalten, die in die Burg geflüchteten Thebaner aber wurden von ihren Gegnern getödtet, und sogar die Kinder derselben mit kaltem Blute niedergemetzelt. Der spartanische Befehlshaber ward in Sparta hingerichtet, weil er die Burg übergeben hatte, ohne die Ankunft von Entsatz-Truppen abzuwarten.

Nach dem Abzug der Spartaner mußten die Führer des thebanischen Volks vor allen Andern drei Dinge ins Auge fassen, die Hülfe der Athener für den bevorstehenden Krieg mit Sparta zu gewinnen, ihre Mitbürger gegen den unausbleiblichen Angriff der Spartaner gehörig zu rüsten, und zur Behauptung der wieder erlangten Freiheit die frühere Hegemonie Theben's über die böotischen Freistädte wieder herzustellen. Die beiden letzteren Punkte wurden durch das Talent der großen Männer Epaminondas und

Pelopidas erreicht, den Beistand der Athener aber verschaffte den Thebanern ein glücklicher Zufall. Die thebanischen Demokraten hatten nämlich in Athen viele Freunde, zwei von den damaligen Strategen oder höchsten Militärbeamten Athen's hatten dieselben bei ihrem Versuche zum Sturz der Oligarchie sogar insgeheim unterstützt, und die den Thebanern gewogenen Bürger in Athen warteten nur darauf, daß ihnen ein passender Vorwand gegeben würde um das Volk zum Kriege mit Sparta bewegen zu können. Diesen Vorwand verschaffte ihnen die Unvorsichtigkeit des Spartaners Sphodrias. Der König Kleombrotus I. nämlich, welcher im vorhergehenden Jahre (380 v. Chr.) beim Tode seines Bruders Agesipolis I. den spartanischen Thron bestiegen hatte, war auf die erste Nachricht von der Belagerung der thebanischen Burg mit Truppen nach Böotien geeilt, zum Glück für Theben aber zu spät gekommen, weil die Athener ihm den Durchgang durch Attika nicht gestatteten, und er deshalb einen Umweg machen mußte. Er kehrte daher bald wieder nach Hause zurück, nachdem er eine kleine Schaar unter Sphodrias in der böotischen Stadt Thespiä zurückgelassen hatte. In Athen war die Mehrzahl der Bürger zur Unterstützung der Thebaner so wenig geneigt, daß man sogar, um mit den Spartanern nicht in Feindschaft zu gerathen, die beiden Strategen welche die thebanische Revolution unterstützt hatten, zur Verantwortung zog, und daß der eine derselben hingerichtet wurde, der andere aber nur durch die Flucht der gleichen Strafe entging. Das unkluge Benehmen des Sphodrias aber erleichterte das Bestreben derer, welche in Athen auf den Krieg mit Sparta hinarbeiteten, und hätte das athenische Volk auch gegen seinen Willen zur Unterstützung der Thebaner nöthigen müssen. Sphodrias glaubte entweder selbst oder ließ sich durch Leute, die den Thebanern gewogen waren, zu dem Glauben verleiten, daß er den athenischen Hafen Piräus, welcher damals keine Thore hatte, überrumpeln, und dann durch den Besitz des Haupthafens von Athen diese Stadt von jedem für Sparta nachtheiligen Beschlusse abhalten könne. Er mußte zwar den gemachten Versuch gleich nach seinem Einmarsch in Attika wieder aufgeben, beleidigte aber durch denselben die Athener auf das empfindlichste, und gab den Freunden Theben's unter ihnen einen rechtmäßigen Vorwand zum Krieg

an die Hand, zumal da Sphodrias wegen des eigenmächtigen Bruches des zwischen Sparta und Athen bestehenden Friedens nicht bestraft, sondern in Folge der Verwendung des Königs Agesilaus vor Gericht freigesprochen wurde. Die Athener rüsteten also eine Flotte aus, und verbanden sich mit Theben und einigen anderen Staaten zur gemeinschaftlichen Bekriegung Sparta's. In den nächsten Jahren, in welchen Sparta zuerst unter Agesilaus und dann unter Kleombrotus Truppen gegen Theben aussandte, konnten diese, hauptsächlich wegen des Beistands der Athener, die damals von Chabrias zu Lande wie zur See mit ebensoviel Glück als Geschicklichkeit angeführt wurden, nichts ausrichten, sondern sie mußten immer wieder unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren.

2. Epaminondas und Pelopidas.

Theben erhielt durch das Talent der beiden einzigen großen Männer, welche es besessen hat, diejenige Einrichtung und Stellung, vermöge deren es nicht nur den Spartanern die Spitze bieten konnte, sondern auch auf einige Zeit der Hauptstaat von Griechenland wurde. Pelopidas und Epaminondas allein verschafften nämlich ihrer Vaterstadt den Vorrang in Griechenland, welchen seither die Spartaner und Athener besessen hatten. Der leitende Geist dieser Männer ist in dem Gange der thebanischen Angelegenheiten überall unverkennbar, und Theben wäre ohne sie ebensowenig zu der Stellung gelangt, die es in den nächsten Jahrzehnten einnahm, als es dieselbe nach dem Tode seiner beiden großen Bürger behaupten konnte.

Die Thebaner, sowie die Bewohner des Landes Böotien überhaupt waren ihrem Stamm-Charakter nach von den Athenern und Spartanern sehr verschieden, und durchaus nicht geeignet, eine Bedeutung, wie diese sie hatten, bleibend zu besitzen. Sie waren von jeher den gröberen Genüssen ebensosehr ergeben, wie man dies von den Bewohnern eines gesegneten Landes im südlichen Deutschland behauptet, und hatten sich durch das Wohlgefallen an Schwelgereien stets so sehr vor den übrigen Griechen ausgezeichnet, daß sie deshalb bei diesen sogar sprichwörtlich geworden waren. Ein Volk aber, bei welchem das Essen und Trinken eine so große Bedeutung

haben, ist nicht im Stande, einen geistigen Aufschwung auf die Dauer zu behaupten, und längere Zeit hindurch große Anstrengungen für höhere Güter zu machen. Jene vorherrschende Richtung der Böotier erhielt durch alle Zeiten hindurch eine gewisse Rohheit und Härte bei ihnen; ihre Genußsucht machte sie außerdem egoistisch, und bannte aus ihrem Gemeinwesen die Triebfedern der Ehre und der Vaterlandsliebe, so daß in ihrem Staatsleben nichts enthalten war, was ganze Generationen hätte antreiben können, alle ihre Kräfte dem Staate zu widmen. In Böotien bestanden z. B. ebenso, wie überall in Griechenland, jene Einrichtungen, welche aus dem Streben des griechischen Volks, das Leben und den Genuß mit den Künsten, dem Staat und den höchsten Zwecken desselben zu verbinden, hervorgegangen waren, und es fanden deshalb auch in den böotischen Städten sowohl gemeinschaftliche Mahle der einzelnen Gemeinden und ihrer Unterabtheilungen, als auch größere Gastereien bei Gelegenheit religiöser Feste Statt; allein diese echt griechische Sitte verlor bei den Böotiern schon früh ihre ursprüngliche Bedeutung, und nahm einen ganz anderen Charakter an, als bei den Athenern und anderen Griechen. In Athen entstanden selbst in der späteren Zeit, in welcher der Geist dieser Stadt bereits entartet war, neben solchen öffentlichen Schmausereien und Bewirthungen viele Privat-Vereinigungen, welche von einzelnen Mitgliedern Stiftungen für Mahle, die an bestimmten Tagen gehalten werden sollten, erhielten; solche Vermächtnisse wurden aber nicht des bloßen Essens wegen gemacht, sondern um beim geselligen Mahle sich der Vereinigung zu freuen oder geistreiche und gelehrte Unterhaltungen zu pflegen. Die philosophischen Secten zu Athen, wie z. B. die der Anhänger des Plato und Aristoteles, hatten solche gemeinschaftlichen Mahle und Fonds für dieselben, und die Stifter machten besondere Vorschriften, wie es mit diesen gehalten werden sollte. Ganz anders in Theben. Auch wurden zu jenen Zeiten viele Klubb's und Brüderschaften errichtet und von einzelnen Mitgliedern derselben Stiftungen gemacht, aber der Zweck war nicht die Unterhaltung und die Freude des Zusammenseins, sondern die größere Üppigkeit und Wohlfeilheit des Genusses. Diese bloßen Eßgesellschaften nahmen in Böotien so sehr an Zahl zu, daß es daselbst viele

Bürger gegeben haben ſoll, welche als Mitglieder derſelben jeden Monat zu mehr Schmauſereien berechtigt waren, als der Monat Tage hatte.

Bei dieſem Geiſte des thebaniſchen Volks iſt es nicht zu verwundern, daß die unter des Epaminondas und Pelopidas Leitung errungene Macht desſelben nur kurze Zeit dauerte, oder daß, wie ein griechiſcher Schriftſteller ſich ausdrückt, Theben's Macht mit der Leiche des Epaminondas zu Grabe getragen wurde. Auf der anderen Seite hebt aber dieſe angeborene Unfähigkeit der Thebaner, die Hegemonie von Griechenland zu behaupten, die Größe jener beiden Männer erſt recht glänzend hervor. Deswegen iſt es auch nöthig, den Faden der Erzählung zu unterbrechen, um den Charakter und das Weſen beider darzuſtellen.

Epaminondas und Pelopidas, welche ſchon früh durch innige Freundſchaft mit einander verbunden waren, und mit vereinter Kraft für die Erhebung von Theben arbeiteten, waren ihren äußeren Verhältniſſen, wie ihrem inneren Weſen nach von einander ſehr verſchieden. Pelopidas war, wie Epaminondas, von vornehmer Geburt, aber er beſaß einen großen ererbten Reichthum, während ſein Freund von Hauſe aus arm war und es ſein ganzes Leben hindurch blieb. Pelopidas war ferner, bei aller angeborenen Verſtandesgröße, eine nach außen gerichtete Natur, welche nur für das praktiſche Leben geſchaffen war, und liebte neben den Staatsgeſchäften und dem Kriege vorzugsweiſe die Übungen der Ringſchule und die Jagd. Er ſtand ſeinem Freunde an Bildung des Geiſtes weit nach, war aber wegen ſeiner rein praktiſchen Richtung und der erlangten Gewandtheit im äußeren Leben mehr, als Epaminondas, für diplomatiſche Verhandlungen befähigt, und zeichnete ſich in dieſen um ſo mehr aus, als er neben ſeiner großen Geſchicklichkeit im Unterhandeln zugleich die Ehre eines von edleren Motiven geleiteten Mannes aufrecht zu erhalten wußte. Beide Männer beſaßen einen angeborenen höheren Adel, welcher den Grundzug ihres Weſens bildete, und der Betrachtung ihres Handelns und Wirkens eine in rein menſchlicher Hinſicht wohlthuende Seite gibt. Beide gehören zu den größten Staatsmännern des griechiſchen Alterthums, ſowohl dem Endziele ihrer Beſtrebungen nach, als auch in Betreff der Einſicht und Gewandtheit, mit welcher

ſie dasſelbe zu erreichen ſuchten. Beide, namentlich aber Epaminondas, waren als Feldherrn ausgezeichnet, und ragen über ihre Zeitgenoſſen Ageſilaus, Iphikrates und Chabrias nicht blos durch ihre Kriegsthaten hervor, ſondern auch durch den umfaſſenden und ſchöpferiſchen Geiſt, mit welchem ſie die Kriegskunſt auf eine neue Stufe der Entwickelung hoben. Sie ſchufen ein ganz neues Syſtem der Taktik und Strategie, welches bald nachher von den macedoniſchen Königen Philipp und Alexander weiter ausgebildet wurde; und obgleich der damals in Griechenland herrſchende Geiſt und die ganz veränderte Kriegskunſt faſt überall das Anwerben von Miethstruppen herbeigeführt hatten, ſo ſetzten Epaminondas und Pelopidas doch ihre Heere nur aus Bürgern zuſammen, ſie wußten dieſen aber nicht blos Geſchicklichkeit und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen und in den Bewegungen zu geben, ſondern auch einen Geiſt einzuhauchen, vermöge deſſen dieſelben ebenſowohl der Tapferkeit der Spartaner, als der kriegeriſchen Tüchtigkeit der berühmteſten Söldnerſchaaren gewachſen waren.

Epaminondas zeichnete ſich nicht weniger durch ſeine ſittliche Größe und ſeine Bildung, als durch ſeine Feldherrn-Eigenſchaften und ſeine praktiſchen Kenntniſſe im Staatsweſen aus. Er beſaß philoſophiſche Bildung, und widmete ſein ganzes Leben hindurch die Zeit der Muße ebenſo den wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, wie ſein Freund Pelopidas den Vergnügungen der Jagd und der Ringſchule. Seine Beredſamkeit und ſeine Einſicht in das menſchliche Weſen und die Verhältniſſe der griechiſchen Völkerſchaften waren ſo groß, daß er einſt, als er zugleich mit den Geſandten anderer Staaten den Friedensunterhandlungen in Sparta beiwohnte (372 v. Chr.), durch ſeine Darſtellung der ſpartaniſchen Herrſchſucht und Tyrannei den Spartanern vielleicht ebenſo ſehr ſchadete, als Pelopidas einige Jahre früher durch den Sieg bei Tegyra ihrem militäriſchen Rufe geſchadet hatte. Des Epaminondas Grundſätze waren denen der atheniſchen und ſpartaniſchen Generale ſeiner Zeit ſo durchaus entgegengeſetzt, daß man ſie mit den Grundſätzen der pythagoreiſchen Schule verglich, und ihn ſelbſt zuweilen einen Pythagoreer nannte, weil er den Unterricht des Lyſis oder eines der wenigen Männer genoſſen hatte, die ſich rühmen konnten, die Lehren dieſer Schule rein bewahrt zu haben. Seine von Natur

milde und menſchenfreundliche Seele wurde ſtets von Motiven edlerer Art geleitet. Namentlich aber bildeten ſeine Einfachheit, Mäßigkeit und Uneigennützigkeit einen ſchneidenden Gegenſatz gegen den herrſchenden Geiſt ſeiner Zeit.

Die auf dieſen ſittlichen Vorzügen beruhende äußere Erſcheinung des Epaminondas zeigt zugleich in der Art, wie die Mit- und Nachlebenden ſeines Volkes dieſelbe beurtheilten, einen großen Unterſchied zwiſchen den Lebensanſichten der alten und neueren Zeit. Epaminondas war ein Mann, welcher arm geboren auch arm bleiben wollte, ungeachtet deſſen aber durch ſeine äußere Erſcheinung ſeinen Landsleuten nicht allein keinen Anſtoß gab, ſondern ſogar in ganz Griechenland bis an ſein Ende die erſte Rolle ſpielte. Während ſelbſt in den republikaniſchen Staaten unſerer Zeit äußere Repräſentation von hohen Staatsämtern unzertrennlich ſcheint, konnte dagegen unter den Griechen auch in den Zeiten des Verfalls der Reichthum nirgends den Rang des Verdienſtes geben, und das griechiſche Volk war und blieb weit entfernt, das Feſthalten an der erſten und natürlichſten Lebensweiſe für lächerlich zu halten und einen, der dies that, einen Sonderling zu nennen, wie dies bei uns zu geſchehen pflegt. Den beſten Beweis davon gibt das Beiſpiel des Epaminondas, welches dieſe rühmliche Seite des griechiſchen Nationalgeiſtes auf das glänzendſte anſchaulich macht. Epaminondas ward, wie die Philoſophen Sokrates, Antiſthenes und Diogenes, unter ſeinen Landsleuten gerade dadurch ein Gegenſtand der Bewunderung, daß er die Geringſchätzung der äußeren Mittel des Lebens bis zum Übermaße trieb. Ja, Epaminondas übte ſogar, gerade weil dieſer, der neueren Zeit fremde Charakterzug den Griechen eigenthümlich war, vermittelſt der Einfachheit ſeines äußeren Lebens einen beſonders großen Einfluß auf ſein Volk aus, und er ſelbſt fühlte ſich zum Theil deshalb zu derſelben bewogen. Er beſaß, wie berichtet wird, manches Hausgeräthe nicht, welches ſelbſt in den Wohnungen ganz geringer Leute ſich fand, und er ſoll, auch als er an der Spitze ſeiner Vaterſtadt ſtand, nur einen einzigen Mantel beſeſſen haben, ſo daß er, ſo oft dieſer gewaſchen wurde, einige Tage hindurch nicht ausgehen konnte; er hatte aber bei dieſer Ärmlichkeit, die er doch leicht hätte beſeitigen können, den edlen Zweck, daß er ſeinen Landsleuten zeigen

wollte, wie wenig das Leben eigentlich erfordere, und wie thöricht es sei, sich beständig zu plagen, um sich die Mittel zum Leben zu verschaffen, die man doch so wohlfeil haben könne.

Als einst ein persischer Gesandter ihn durch ein Geschenk von dreißigtausend Goldstücken für das Interesse seines Königs gewinnen wollte, nahm Epaminondas dies nicht nur nicht an, sondern er verbot auch dem Gesandten den ferneren Aufenthalt in Theben. „Wenn deines Herrn Absichten," sprach er zu ihm, „meinem Vaterlande vortheilhaft sind, so bedarf es keiner Geschenke; sind sie es aber nicht, so vermag alles Gold der Welt mich nicht für dieselben zu gewinnen. Ich selbst verzeihe dir, daß du mein Herz nach dem deinigen beurtheilt hast; aber ich kann dir den Aufenthalt in Theben nicht länger gestatten, weil du mit deinem Golde auch Andere in Versuchung führen könntest." Ein ander Mal wies er zweitausend Goldstücke, welche der mächtige thessalische Fürst Jason bei seiner Anwesenheit in Theben ihm geben wollte, gerade weil sie von diesem ihm angeboten wurden, zurück, obgleich er in großer Geldverlegenheit war, und bei dem bevorstehenden Ausmarsch des Heeres sich genöthigt sah, zur Anschaffung seines Feldgeräthes zwölf Thaler von einem Freunde zu borgen. Als Epaminondas einst auf einem Feldzuge erfuhr, daß sein Waffenträger einen Gefangenen für vieles Geld frei gegeben habe, verabschiedete er denselben mit den Worten: „Gib mir meinen Schild zurück, und kaufe dir eine Trödlerbude; denn da du jetzt ein Reicher geworden bist, so wirst du nicht ferner Muth und Lust haben, dich der Todesgefahr auszusetzen." Wer so handelte und verfuhr, der konnte mit mehr Erfolg, als jeder Andere, gegen die Entartung seiner Landsleute, die Rohheit und Eßlust der Böotier und die in ganz Griechenland herrschende Habgier und Eigennützigkeit auftreten. In diesem Sinne antwortete Epaminondas selbst einst, als an einem festlichen Tage in Theben Alle sich beim Weine belustigten, einem seiner Bekannten auf die Frage, warum er allein sich der Theilnahme an der allgemeinen Lust entziehe: „Damit ihr Andern euch desto ruhiger der Sorglosigkeit überlassen könnt." Auch mußte ein Staat, an dessen Spitze ein solcher Mann stand, ganz anders in seinen Unternehmungen gedeihen, als z. B. Athen, dessen größte Männer, ein Iphikrates, Chabrias und Ti-

motheus, damals vorzugsweise nach Reichthum, Genuß und Glanz strebten, so daß sie zugleich den Gesetzen der Moral ungetreu und in ihren Vermögensumständen zerrüttet wurden.

3. Von der Befreiung Theben's an bis zur Schlacht bei Leuktra.

Die beiden großen Thebaner verschafften ihrer Vaterstadt, bald nachdem auch die Athener die Waffen gegen Sparta erhoben hatten, die nöthige Macht und militärische Einrichtung, um dem Kampfe mit dem Feinde gewachsen zu sein. Durch die Theilnahme der Athener am Kriege wurden die Spartaner gleich anfangs von einem Angriff auf Theben abgehalten, und Pelopidas und Epaminondas nahmen diese Zeit wahr, um die erforderlichen Maßregeln für den Krieg zu treffen. Epaminondas vervollkommnete das ganze Kriegswesen seiner Vaterstadt, Pelopidas aber bildete die sogenannte heilige Schaar, welche Gorgidas errichtet hatte, vollständig aus. Dieses Corps, das später in den Hauptschlachten sich einen ausgezeichneten Ruhm erwarb, bestand aus dreihundert auserlesenen jungen Männern, welche durch eine besonders enge Kameradschaft inniger mit einander verbunden waren, als sonst die Soldaten der einzelnen Truppen-Abtheilungen zu sein pflegten, und die zugleich durch Vaterlandsliebe und durch das stolze Bewußtsein, die Ersten und Tapfersten des thebanischen Heeres zu sein, begeistert und angetrieben wurden. Anfangs fochten sie unter die andern Truppen vertheilt, seit dem Treffen bei Tegyra aber stets als ein besonderes, unzertrennliches Corps.

Unterdessen hatten die Spartaner zweimal (378 und 377 v. Chr.) ein Heer unter Agesilaus gegen die Thebaner und Athener ausgeschickt, ohne etwas ausrichten zu können. Das eine Mal war Agesilaus am Berge Cithäron mit den Feinden zusammengetroffen, wurde aber durch ein neu ausgedachtes Manöver des atheniſchen Generals Chabrias genöthigt, sich ohne einen eigentlichen Kampf wieder zurückzuziehen. Chabrias hatte nämlich, als Agesilaus zum Angriff vorrückte, seine Truppen mit auf das Knie gestemmten Schildern und mit gefällten Speeren in einer geschlossenen Masse aufgestellt, und ihnen befohlen, nicht vom Platze zu weichen, sondern die Feinde ruhig gegen sich heranziehen zu lassen. Agesilaus, welcher

bereits die seitwärts stehenden Thebaner vergebens zurückzudrängen versucht hatte, konnte nicht hoffen, diese feste Masse zu durchbrechen, und zog sich daher zurück. Bald darauf führte er nach einigen unbedeutenden Scharmützeln sein Heer wieder nach Hause. Chabrias erlangte durch diesen Erfolg seiner Erfindung einen so großen Ruhm, daß die Athener, als sie später ihm eine Ehren-Statue errichteten, ihn in der erwähnten Stellung abbilden ließen. Agesilaus konnte auch im nächsten Jahre, wo er wieder in Böotien erschien, nichts ausrichten: er wurde, als er sich der Stadt Theben näherte, von den Bewohnern derselben sogleich zum Rückzug genöthigt, und kehrte nach einigen Verwüstungen des Landes wieder nach Sparta zurück.

Im dritten Jahre (376 v. Chr.) wurde Agesilaus durch eine Krankheit an der Anführung des Heeres gehindert, und die Spartaner übertrugen deshalb den Oberbefehl seinem Mitkönig Kleombrotus I. Auch dieser wurde am Cithäron durch die vereinte Macht der Thebaner und Athener zur baldigen Rückkehr genöthigt. Nun rüstete Sparta eine Flotte aus, um Athen der nöthigen Zufuhr von Lebensmitteln zu berauben und dadurch von seinem Verbündeten abzuziehen; allein auch dieser Versuch mislang: die spartanische Flotte wurde bei der Insel Naxos von der stärkeren athenischen unter Chabrias gänzlich geschlagen, und verlor die Hälfte ihrer Schiffe. Als hierauf (375 v. Chr.) die Spartaner ein neues Landheer nach Böotien schickten, suchten ihnen die Athener durch einen Seezug zuvorzukommen. Die Letzteren rüsteten nämlich schnell eine zweite Flotte aus, und sandten dieselbe, während die andere im Norden des ägäischen Meeres kreuzte, unter dem ausgezeichneten General Timotheus, einem Sohne Konon's, zur Beunruhigung des Peloponnes ab. Timotheus führte seinen Auftrag mit großem Erfolge aus: er umschiffte den Peloponnes, eroberte die Insel Korcyra, und gewann, als die Spartaner endlich eine Flotte gegen ihn auslaufen ließen, ein bedeutendes Seetreffen.

Um dieselbe Zeit wurden die Spartaner auch zu Lande in einem eigentlichen Treffen geschlagen. Pelopidas hatte sich mit der heiligen Schaar und einer kleinen Zahl Reiter bei dem böotischen Städtchen Tegyra gelagert; hier stießen unerwartet zwei spartanische Regimenter auf ihn, und Pelopidas brachte ihnen, obgleich

dieselben seinen Truppen mindestens um die doppelte Zahl überlegen waren, eine gänzliche Niederlage bei. Es war dies seit langer Zeit zum ersten Male, daß ein spartanisches Corps auf offenem Felde von einer schwächeren feindlichen Macht besiegt wurde, und Pelopidas erwarb sich deshalb durch diesen Sieg den größten Ruhm bei allen griechischen Völkerschaften, welche, wie ein alter Schriftsteller übertreibend sich ausdrückt, damals zuerst überzeugt wurden, daß nicht blos die Ufer des Eurotas streitbare und tapfere Männer hervorbrächten. Auch gab diese Schlacht zuerst den Thebanern das vollständigste Vertrauen zu sich selbst. Insbesondere nahm seitdem die heilige Schaar den höchsten Rang der Tapferkeit für sich allein in Anspruch. Auch blieb sie von jenem Treffen an bis zu der Schlacht bei Chäronea, in welcher sie ruhmvoll unterging, stets unbesiegt.

Diese glücklichen Ereignisse und Umstände der ersten Kriegsjahre wurden von Epaminondas und Pelopidas, welche dieselben mit herbeiführen halfen, sehr geschickt benutzt, um ihrer Vaterstadt den verlorenen Vorrang unter den böotischen Städten wieder zu verschaffen, und auf diese Weise aus den vereinten Kräften Böotiens eine große Macht zu bilden. Böotien, dessen Einwohnerzahl nicht geringer war, als die von Attika, bildete von alten Zeiten her einen Staatenbund, dessen Abgeordnete sich auf dem Gebiete der Stadt Koronea zu versammeln pflegten, und welchem besondere vom Bunde erwählte Beamte, Böotarchen genannt, vorstanden. Theben war früher das Haupt des böotischen Bundes gewesen, hatte aber durch den Frieden des Antalcidas diese Stellung verloren. Epaminondas und Pelopidas verschafften ihrer Stadt den früheren Vorrang wieder, und Theben leitete von jetzt an nicht etwa blos als Vorort des Bundes die Angelegenheiten desselben, sondern es wurde auch der eigentliche Herr und Gebieter von Böotien. Hätte Athen damals nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit Sparta gerichtet gehabt, so würde es schwerlich zugegeben haben, daß die gesammte Macht eines so beträchtlichen Nachbarlandes in die Hände der Thebaner überging. Erst als dies geschehen war, wurden die Athener darauf aufmerksam, erst dann gaben sie, wiewohl zu spät, die Verbindung mit Theben auf, und schlossen sich an die Spartaner an. Die

Veranlassung zu diesem Bruche zwischen beiden Staaten wurde von den Thebanern selbst gegeben, und zwar durch den Misbrauch, welchen sie von ihrem erlangten Übergewichte machten, und durch die Herrschsucht, mit der sie ihre Macht auch über die Grenzen von Böotien auszubreiten suchten.

Die Thebaner überfielen und eroberten nämlich die gegen sie feindlich gesinnten Städte Platää und Thespiä, schleiften die Mauern der letzteren, und machten die erstere dem Erdboden gleich. Die vertriebenen Bürger von Platää flüchteten mit ihren Weibern und Kindern nach Athen, und baten diese Stadt, welche bereits auf die wachsende Macht Theben's eifersüchtig war, um Hülfe. Die Athener nahmen nicht allein die heimathlosen Platäer in ihre Stadt auf, und ertheilten ihnen das Bürgerrecht, sondern sie wurden durch das Verfahren der Thebaner auch zu dem Gedanken des Friedens mit Sparta getrieben, weil sie zu keiner Zeit den Thebanern den Besitz von Thespiä und Platää gestatten zu dürfen glaubten. Dazu kam noch, daß damals die Thebaner auch die Selbstständigkeit von Phokis bedrohten, und zugleich eine Seemacht einzurichten anfingen. Sie bereicherten sich damals im Kriege während Athen ärmer ward, weil das nahe liegende Ägina durch seine Kapereien den Handel desselben beunruhigte. Die Athener fingen also Unterhandlungen mit Sparta an, und mischten auch den Perser König, den sie schon vorher mit Gesandtschaften bestürmt hatten von neuem in die griechischen Angelegenheiten. Diese Verhandlungen führten nach einigen Zwischenvorfällen, durch welche dieselben unterbrochen wurden, endlich zu einem Kongreß der griechischen Staaten, der in Sparta gehalten ward (372 v. Chr.).

Auch die Thebaner hatten der Einladung zu diesem Kongreß Folge geleistet, und ihren Epaminondas als Gesandten nach Sparta geschickt. Bei dieser Gelegenheit gab sich die Beredsamkeit dieses Mannes auf die glänzendste Weise vor den Repräsentanten des gesammten Griechenlands kund. Die Selbstständigkeit aller griechischen Staaten, wie der Antalcidische Frieden sie verlangte, war jetzt für Athen, welches durch die wachsende Macht der ganz Böotien beherrschenden Thebaner bedroht ward, ebenso vortheilhaft und erwünscht, als für Sparta, dessen Einfluß außerhalb des Peloponnes ganz aufgehört hatte. Nur Theben mußte dabei verlieren,

weil ihm dadurch jene Herrschaft geraubt worden wäre. Sparta und Athen kamen also über einen dem des Antalcidas ähnlichen Friedensschluß überein, welcher, wie es scheint, überdies noch durch die Drohungen persischer Gesandten unterstützt wurde. Alle griechischen Staaten nahmen diesen Friedensvertrag an, Theben aber erklärte sich dazu nur unter der Bedingung bereit, daß es denselben ebenso im Namen von ganz Böotien unterzeichnen dürfe, wie Athen ihn für das Land Attika und Sparta zugleich für Lakonien und Messenien unterzeichnet hatte. Epaminondas stellte dabei zugleich den Gesandten der griechischen Staaten mit eindringlichen Worten die eigentlichen Absichten dar, welche dem Begehren der Selbstständigkeit der böotischen Städte von Seiten Sparta's zu Grunde lagen, indem er, mit Hinweisung auf die Vergangenheit und auf die politischen Verhältnisse Griechenlands, seine Landsleute vor der spartanischen Herrschsucht warnte. Er brachte dadurch ebensosehr den König Agesilaus, der im Namen Sparta's die Verhandlung zu leiten hatte, in Verlegenheit, als er die Gesandten der andern Staaten in Erstaunen setzte, und durch seine Darstellung den Spartanern dauernd schadete. Der Vertrag wurde zwar von allen andern Staaten, aus Furcht vor Sparta, angenommen; allein der Eindruck, den des Epaminondas Worte gemacht hatten, blieb, und äußerte bald nachher, als Sparta's Ansehen durch einen Hauptsieg der Thebaner einen Stoß erlitt, seine Wirkung.

Nachdem auf diese Weise Theben sich vom Frieden ausgeschlossen hatte, war der Augenblick gekommen, wo es sich zeigen mußte, ob Epaminondas und Pelopidas ihren Staat wirklich ganz umgeschaffen, und zu einer der größeren Mächte Griechenlands erhoben hätten. Von jetzt an erscheinen deshalb auch beide Männer als Hauptpersonen der allgemeinen Geschichte, zumal da Agesilaus durch seine Kränklichkeit verhindert wurde, häufig im Felde zu erscheinen. Zu einem entscheidenden Kampfe mußte es der ganzen Lage der Dinge nach sehr bald kommen. Die Spartaner zogen in Folge des Friedens ihre Truppen und Harmosten aus allen Gegenden und Örtern zurück, befahlen aber ihrem Könige Kleombrotus, welcher mit einem Heere in Phokis stand, aus diesem Lande nicht sogleich nach Sparta zurückzukehren, sondern zuerst in

Böotien einzubrechen, und die Thebaner zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit der dortigen Städte zu zwingen. Kleombrotus marschirte daher mit seinem ganzen Heere nach Böotien. Die Thebaner schickten sogleich ihre Kriegsmacht unter der Anführung des Epaminondas und Pelopidas gegen ihn aus, obgleich ihr Heer dem spartanischen an Zahl weit nachstand, und doch der offene Kampf, den sie jetzt mit dem Kerne der spartanischen Macht zu führen hatten, nothwendiger Weise ein entscheidender werden mußte. Man erzählt, daß das thebanische Volk nicht ohne Bangigkeit diesem Kampfe entgegengesehen habe, und die alten Schriftsteller haben uns manche wahren oder erdichteten Anekdoten überliefert, welche diese Stimmung und, als Gegensatz gegen dieselbe, die Festigkeit und Entschiedenheit der beiden Leiter des thebanischen Volkes bezeichnen. Als z. B. Pelopidas beim Abmarsch des Heeres aus Theben von seiner Gattin Abschied nahm, und diese ihn mit Thränen bat, auf die Erhaltung seines Lebens bedacht zu sein, soll er ihr die Antwort gegeben haben: „Daran mag der gemeine Soldat denken, des Anführers Pflicht aber ist es, Sorge zu tragen, daß das Leben der Anderen erhalten werde!" Als auf dem Marsche des Heeres ein übles Vorzeichen die Truppen erschreckte, rief ihnen Epaminondas sogleich den Homerschen Vers zu: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten!"

In der Ebene von Leuktra, wo die beiden Heere zusammentrafen, kam es am 8. Juli 371 v. Chr. zur Schlacht, nachdem Epaminondas und Pelopidas die Mehrzahl der Böotarchen, von welchen ein Theil kein Vertrauen zum Kampfe hatte fassen können, für den kühneren Beschluß gewonnen hatten. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten; der Muth der heiligen Schaar aber, die Tüchtigkeit und Gewandtheit der thebanischen Reiterei und vor Allem das große Feldherrntalent des Epaminondas, welcher bei Leuktra zum ersten Male die von ihm ausgedachte schiefe Schlachtordnung anwandte, entschieden den Sieg für die Thebaner. Kleombrotus hatte sein Heer in der Form eines halben Mondes aufgestellt, und aus dem von ihm selbst commandirten Kern desselben die rechte Seite gebildet. Epaminondas gab deswegen seinem Heere eine schiefe Stellung, und vereinigte an der fünfzig Mann tiefen Spitze derselben den tüchtigsten Theil seiner

Truppen. So griff er mit dem Kern und der größten Maſſe ſeiner Krieger den rechten Flügel der Spartaner an. Die ſpartaniſche Schlachtlinie wurde durch die unerwartete Art des Angriffes, die Überlegenheit der thebaniſchen Reiterei und die Tapferkeit der heiligen Schaar bald durchbrochen und in Unordnung gebracht, und als auch der König und ſeine Umgebung nach einem hartnäckigen Kampfe gefallen waren, vermochte keine Anſtrengung den verlorenen Sieg wieder zu erringen. Die Spartaner zogen ſich fliehend zurück, und erkannten dadurch, daß ſie vermittelſt eines abgeſandten Herolds um einen Waffenſtillſtand und um die Auslieferung der Todten baten, ſelbſt ihre Gegner als Sieger an.

Dieſer Sieg der Thebaner bei Leuktra war der härteſte Schlag, der den ſpartaniſchen Staat treffen konnte; denn zum erſten Male ſeit dem Beginn der ſicheren Geſchichte wurden die Spartaner von einem ſchwächeren Heere in einer großen offenen Feldſchlacht geſchlagen, und der Eindruck, welchen dieſe Niederlage auf die andern griechiſchen Staaten machte, war, ungeachtet des in der Schlacht erlittenen geringen Verluſtes, für das Anſehen und den Einfluß der Spartaner entſcheidend: der Zauber, der die ſpartaniſchen Heere ſeither unüberwindlich gemacht hatte, war jetzt für immer zerſtört. In Sparta ſelbſt war man, auf die Nachricht von dieſer Niederlage, vor allem Andern darauf bedacht, zur Rettung der geſchlagenen Truppen ein neues Heer auszurüſten. Der Oberbefehl desſelben wurde dem Archidamus, einem Sohne des Ageſilaus, übertragen, da dieſer ſelbſt von ſeiner Krankheit noch nicht wiederhergeſtellt war. Die Thebaner hatten gleich nach der Schlacht einen Herold an die Athener geſandt, um dieſelben zu einer neuen Bundesgenoſſenſchaft aufzufordern, und mit ihrer Hülfe dem geſchlagenen ſpartaniſchen Heere den Rückzug abzuſchneiden; allein die auf Theben's Macht eiferſüchtigen Athener wieſen das Geſuch zurück, und ſo gelangten die beſiegten Spartaner ungefährdet aus Böotien nach Megaris, wo Archidamus mit ſeinen Truppen ſich mit ihnen vereinigte und ſie nach Hauſe zurückführte. Man hätte gegen ſie eigentlich die Beſtimmungen eines alten Geſetzes, welche die Flucht auf dem Schlachtfelde mit entehrenden Strafen belegte, anwenden ſollen; allein man ließ wegen der Menge der Schuldigen diesmal die Sache auf ſich beruhen.

„Laßt uns annehmen," soll Ageſilaus bei der Berathung darüber geſagt haben, „daß die Geſetze während jenes unglücklichen Tages geſchlafen haben!"

4. Von der Schlacht bei Leuktra an bis zum Frieden des Perſer-Königs.

Die Schlacht bei Leuktra würde allen Kampf in Griechenland geendigt haben, wenn die Thebaner ſich zu dem Gedanken hätten erheben können, den ſo lange ſchon der Willkür der Spartaner unterworfenen Peloponnes zu befreien, ohne dabei für ſich ſelbſt einen Vortheil zu ſuchen. Dazu bot ſich ihnen unmittelbar nach jener Schlacht durch die Beſtrebungen der Arkadier eine treffliche Gelegenheit dar. In faſt allen Staaten dieſes Volkes regte ſich nämlich damals das Streben nach der Vereinigung zu einem engen Bunde. Ein großer Theil der Arkadier, an deſſen Spitze Lykomedes von Mantinea ſtand, wünſchte, daß alle Städte ihres Landes einen Bund ſchlöſſen, welcher unter einer gemeinſchaftlichen demokratiſchen Regierung ſtände. Dieſer Plan hatte aber nicht allein die Ariſtokraten der einzelnen Staaten gegen ſich, ſondern mußte auch gleich anfangs die Spartaner bewegen, alles Mögliche zur Hintertreibung einer Sache aufzubieten, durch welche eine Anzahl vereinzelter ſchwacher Nachbarſtaaten in eine große und gefährliche Geſammtmacht vereinigt werden ſollte. Sie nahmen von dem Hülfegeſuch der ariſtokratiſchen Regierungen des Landes Veranlaſſung, dieſe bedenklichen Beſtrebungen zu unterdrücken, und ſchickten, 369 v. Chr., ein Heer unter Ageſilaus nach Arkadien. Dieſes vermochte aber nichts auszurichten, und kehrte im Beginne des Winters nach Lakonien zurück. Unterdeſſen hatte der demokratiſche Theil der Arkadier die Elier, Argiver und Thebaner um Hülfe erſucht, und die Letzteren erſchienen bald nach dem Abzug der Spartaner in Arkadien, wo die Truppen der beiden Erſteren ſich an ſie anſchloſſen.

Dieſes Heer war von Epaminondas und Pelopidas, denen die übrigen Böotarchen den Oberbefehl allein überlaſſen hatten, befehligt, und beſtand aus nicht weniger als vierzigtauſend Schwerbewaffneten. Der Umſtand, daß ſich in demſelben auch Truppen der Lokrer, Phokier, Akarnanen, ſowie der Theſſalier und aller

Städte Euböa's befanden, zeigt, wie bedeutend damals die Macht Theben's war. Mit dieſem Heere und einem großen Theil der Arkadier beſchloß Epaminondas in Lakonien ſelbſt einzufallen, obgleich die Athener ſich bereits wieder mit den Spartanern verbunden, und unter des Iphikrates Anführung ein Heer abgeſchickt hatten, welches die Thebaner in Arkadien beunruhigen und ihnen den Rückweg aus dem Peloponnes verſperren ſollte. Die Eroberung des ſpartaniſchen Landes konnte deshalb Epaminondas durchaus nicht hoffen, zumal da auch einige peloponneſiſchen Staaten den Spartanern Hülfstruppen ſchickten; allein er drang bis in die Nähe der Stadt Sparta ſelbſt, deren Boden ſeit mehr als fünfhundert Jahren kein auswärtiger Feind betreten hatte, und verherrlichte dadurch den Namen der Thebaner in den Augen des geſammten Griechenlands (im Januar 368 v. Chr.). Auch führte er damals die glänzendſte That aus, die im ganzen Kriege geſchah: er rief ein dreihundert Jahre früher durch die Spartaner vernichtetes Volk wieder ins Leben. Nachdem nämlich Epaminondas Lakonien in verſchiedenen Richtungen durchſtreift und verwüſtet hatte, rückte er in Meſſenien ein, und rief die unterdrückten Bewohner dieſes Landes zur Freiheit auf. Mit Hülfe der Arkadier und einiger andern Verbündeten gründete er an einem paſſenden Orte eine neue Stadt, die den Namen Meſſene erhielt, legte eine Anzahl Thebaner als bleibende Beſatzung in dieſelbe, vertheilte die Felder unter die befreiten Bewohner der Umgegend, und ließ durch ausgeſandte Boten die in der Fremde lebenden Nachkommen der alten Meſſenier zur Rückkehr in ihre Heimath auffordern.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Thebaner auch im Peloponnes als die erſte Macht Griechenlands aufgetreten waren, zog Epaminondas mit ſeinem Heere wieder nach Böotien zurück, ohne daß die Athener ihn daran zu hindern verſucht hätten. Noch in demſelben Jahre fiel Epaminondas zum zweiten Male in den Peloponnes ein. Die Athener und Spartaner hatten ſich nämlich enger als je mit einander verbunden, und den Perſer-König, ſowie den mächtigen Beherrſcher von Syrakus, Dionyſius I., um Hülfe gebeten; der Erſtere hatte Geld, der Letztere Hülfstruppen geſchickt, und ein zahlreiches Heer war von den verbündeten Feinden Theben's aus-

gerüstet worden. Epaminondas wurde deshalb von neuem in den Peloponnes gesandt, wo die Arkadier unter der Anführung des Lykomedes durch einen verheerenden Zug nach Lakonien den Krieg bereits begonnen hatten. Die Athener und Spartaner besetzten schnell die korinthische Landenge, um die Thebaner vom Einfall in den Peloponnes und von der Verbindung mit den ihnen befreundeten Arkadiern, Eliern und Argivern abzuhalten; allein Epaminondas eröffnete sich durch die große Einsicht und Gewandtheit, mit welcher er den schwächsten Punkt der feindlichen Linien erkannte und benutzte, mit leichter Mühe den Durchgang, verwüstete einen Theil der feindlichen Staaten, und hätte beinahe das wichtige Korinth erobert, wenn nicht die Tüchtigkeit des atheniſchen Generals Chabrias diese Stadt gerettet hätte. Bald nachher kehrten die Thebaner wieder aus dem Peloponnes nach Hause zurück; wahrscheinlich war die Unzuverlässigkeit der Arkadier und die drohende Stellung, welche Alexander, der Beherrscher der thessalischen Stadt Pherä, im Norden von Theben annahm, die Ursache dieses schleunigen Rückzugs.

Die Arkadier hatten durch ihre Vereinigung in einen Bundesstaat, durch die im Peloponnes eingetretene Verwirrung, sowie durch die Schwächung der Spartaner und das unangefochtene Aufblühen der neuen Stadt Messene eine Wichtigkeit erhalten, wie sie sie früher niemals gehabt hatten. Im Bewußtsein dieser erlangten Bedeutung war ihr Zutrauen zu sich selbst gewachsen; sie fingen an, nach dem Vorrang unter den Peloponnesiern zu streben, und Lykomedes von Mantinea, ein Mann von Kopf und Unternehmungsgeist, der die Umstände sehr geschickt zu benutzen wußte, leitete seine Landsleute in diesem Streben ganz vortrefflich. Er hatte den Bau einer neuen Hauptstadt Arkadiens bewirkt, welche den Namen Megalopolis erhielt, und in der ein aus zehntausend Bürgern bestehender Ausschuß des arkadischen Volkes seinen Sitz erhielt, um die allgemeinen Angelegenheiten zu leiten. Auf den Rath des Lykomedes suchten diese Zehntausend im Interesse der Arkadier der Zunahme der thebanischen Macht vorzubeugen, und vereitelten so die Absichten des Epaminondas, der an Sparta's Stelle Theben zum Oberhaupt der peloponnesischen Völkerschaften machen wollte.

Die Lage der Dinge erhielt durch diese in Arkadien eingetretene Wendung, durch die Einmischung der Perser in die griechischen Angelegenheiten und durch die unten näher anzugebenden Vorfälle in Thessalien eine ganz neue Gestalt. Die Verhältnisse Griechenlands verwickelten sich immer mehr, und die drei großen Männer Theben's, Epaminondas, Pelopidas und Gorgidas, hatten oft jeder auf einer andern Seite und mit andern Feinden zu thun. Wegen dieser Verwickelungen aber und wegen der zunehmenden Bedeutung, welche dadurch die Perser erlangten, erhielten jetzt die diplomatischen Waffen das Übergewicht über die kriegerischen. Die Thebaner sahen sich genöthigt, einen Gesandten an den persischen König zu schicken, dessen Satrap Ariobarzanes im Herbst des Jahres 368 v. Chr. den Anführer seiner griechischen Söldner, Philiskus, zur Herstellung des Friedens nach Griechenland gesandt hatte, und den die Thebaner durch die Zurückweisung der von Philiskus vorgeschriebenen Bedingungen beleidigt hatten. Zu dieser wichtigen Sendung wurde Pelopidas ausersehen, und in Folge derselben schickten auch die übrigen Staaten Gesandte nach Susa (367 v. Chr.). Der persische König hatte dadurch die Freude, eine ganze Schaar griechischer Gesandten an seinem Hof zu sehen, die von ihm einen Frieden erbaten, und sich die Bedingungen desselben vorschreiben ließen.

Die Unterhandlungen am persischen Hofe haben Pelopidas fast berühmter gemacht, als alle seine Feldzüge; denn er verstand, auf eine zugleich sehr geschickte und durchaus ehrenhafte Weise, die Perser ganz und gar für das Interesse seiner Vaterstadt zu gewinnen. Dies wurde ihm freilich durch den Charakter der persischen Regierung, sowie durch die gemeine Gesinnung des einen der beiden Gesandten von Athen sehr erleichtert. Die feigen Schwächlinge, welche in Persien die Regierung in Händen hatten, waren gewohnt, sich an den Stärkeren anzuschmiegen, sobald sie daher das spartanische Übergewicht in Griechenland durch die Thebaner zerstört sahen, wandte sich ihr Vertrauen den Letztern zu. Von den athenischen Gesandten suchte nur der Eine, Leon, das Interesse seines Staates zu wahren; der andere, Timagoras, dagegen dachte blos an die Ehren und Reichthümer, welche seine Anwesenheit am persischen Hofe ihm brachte. Pelopidas benutzte die Zwietracht

der beiden atheniſchen Geſandten und die niedrige Denkungsart des einen derſelben ganz vortrefflich: er überließ dem Timagoras alle Geſchenke, Ehren und Bequemlichkeiten, welche die Perſer anboten, und gewann dadurch dieſen gemeinen Menſchen ſo ſehr für ſich, daß derſelbe aus Freude über die eingeernteten Reichthümer und Ehren ſich ganz und gar an Pelopidas anſchloß. Der Letztere erhielt auf dieſe Weiſe das Übergewicht bei den Verhandlungen, und die Perſer überließen ihm, die Friedensbedingungen ſelbſt anzugeben, welche den griechiſchen Staaten im Namen des Königs vorgelegt werden ſollten. Die betrogenen Athener verurtheilten zwar den Timagoras, der mit einer großen Menge von Gold, Silber, Teppichen, Sklaven und anderen Geſchenken nach Hauſe zurückkehrte, wegen ſeines Verfahrens zum Tode; dies hielt aber bei der herrſchenden ſittlichen Entartung der Griechen Andere nicht ab, ſolche Geſandtſchaften nach wie vor zu ihrer eigenen Bereicherung zu benutzen. Hatte doch einige Zeit vorher der atheniſche Geſandte Epikrates, als er in der Volksverſammlung der Beſtechung durch den Perſer-König beſchuldigt ward, ſtatt aller Rechtfertigung ſich mit dem ſcherzhaften Antrage geholfen, daß man jährlich, anſtatt neun Archonten zu wählen, die neun ärmſten Bürger als Geſandte nach Perſien ſchicken ſolle! Das Volk lachte über den launigen Vorſchlag, und verzieh dem treuloſen Geſandten ſeine Verkäuflichkeit.

Der von Pelopidas erlangte Friedensvertrag, welcher mit dem perſiſchen Staatsſiegel verſehen und den Geſandten im Namen des Königs vorgeleſen wurde, enthielt die Beſtimmung, daß Sparta die Unabhängigkeit Meſſeniens anerkennen, Athen ſeine Kriegsſchiffe aus der See zurückziehen und abtakeln ſolle, und daß im Weigerungsfalle beide Staaten von den übrigen Griechen und vom Perſer-Könige bekriegt werden ſollten. Mit dieſer Friedens-Akte reiſte Pelopidas, von einem vornehmen Perſer begleitet, nach Griechenland zurück, und die Thebaner ließen hierauf ſogleich durch Boten alle Staaten zu einer Verſammlung in Theben einladen. Die Athener und Spartaner wieſen dieſe Aufforderung zurück; die andern Staaten aber ſchickten Geſandte nach Theben. Hier las der perſiſche Begleiter des Pelopidas, im Namen ſeines Herrn und mit Hinweiſung auf das königliche Siegel, den Friedensvertrag

vor, und verlangte die unmittelbare Annahme und Beſchwörung desſelben. Die Verſammelten trennten ſich jedoch mit der Erklärung, daß ſie hierzu keine Vollmacht hätten. Die Thebaner ſchickten hierauf Geſandte an die einzelnen griechiſchen Staaten, um ſie zur Annahme des königlichen Friedens zu bewegen; allein die Korinther, zu welchen dieſe Geſandten zuerſt kamen, gaben ihnen die vernünftige Antwort, ſie ſähen nicht ein, warum ſie eine Vorſchrift des perſiſchen Königs, der ſie ja gar nichts angehe, annehmen und beſchwören ſollten. Alle andern Staaten folgten dem Beiſpiele der Korinther. Dadurch ward freilich nichts aus dem Frieden, welchen Pelopidas zu erlangen geſucht hatte; allein ſeine Unterhandlungen hatten doch den wichtigen Erfolg, daß der Perſer-König jetzt ſeiner eigenen Ehre wegen das Geld, welches bisher den Spartanern ugefloſſen war, den Thebanern geben mußte.

5. Geſchichte der Theſſalier bis zu dieſer Zeit.

Um dieſelbe Zeit, als die Thebaner ſich zur Hauptmacht in Griechenland erhoben, erhielten auch die Theſſalier zum erſten Male eine größere Bedeutung in der Geſchichte des griechiſchen Volkes. Ja, es hatte damals ſogar eine Zeitlang das Anſehen, als wenn die Theſſalier eine Hauptrolle in Griechenland ſpielen ſollten; ſie wurden aber durch die Beſchaffenheit ihres eigenen Weſens daran gehindert. Hätten ſie eine andere politiſche Einrichtung, eine Betriebſamkeit, wie ſie bei ſo vielen griechiſchen Staaten ſich fand, und Einigkeit unter ſich ſelbſt gehabt, ſo würden die Theſſalier vielleicht ſtatt der Macedonier zur Herrſchaft von Griechenland gelangt ſein.

Die Theſſalier waren in ihren Sitten und Einrichtungen von den übrigen Griechen ſehr verſchieden und dagegen den Macedoniern ähnlich. Sie zerfielen in eine Anzahl kleiner Staaten, welche in einen Bund vereinigt waren, und eine gemeinſchaftliche Oberbehörde oder vielmehr das Schattenbild einer Regierung hatten. Es wurde nämlich zwar von Zeit zu Zeit eine Bundesverſammlung von Abgeordneten aller Staaten und Völkerſchaften gehalten, mit dieſer hatte es aber eben dieſelbe Bewandtniß, wie mit den Bundesverſammlungen aller Staaten von ungleichen Kräften: ſie war eine leere Form, welche nur dann, wenn einmal ein fähiger

und kräftiger Mann ſich zum Herrn aufgeworfen hatte, durch militäriſchen Zwang auf kurze Zeit eine Bedeutung erhielt.

Die einzelnen Staaten hatten eine Art Feudalverfaſſung, welche auf die ſeit uralter Zeit beſtehende Leibeigenſchaft der ſogenannten Peneſten oder der unterdrückten Bauern gegründet war. Der herrſchende Theil des Volkes war ein Adel, dem das Grundeigenthum und die leibeigenen Bebauer desſelben gehörten, und welcher dadurch, ſowie durch ſeine Bewaffnung, ſeine Sitten und Gewohnheiten eine auffallende Ähnlichkeit mit der Ritterſchaft des Mittelalters hatte. Der theſſaliſche Adel bildete zugleich mit dem macedoniſchen die einzige ſchwere Reiterei, die im alten Griechenland vorkommt, während die Vaſallen desſelben in großen Schaaren als Leichtbewaffnete dienten. Von Kopf bis zu Fuß gepanzert und auf gepanzerten Roſſen reitend, glichen die Edelen des theſſaliſchen Volkes auch in dieſer Hinſicht den Rittern des germaniſchen Mittelalters. Ritterliche Spiele und beutereiche Kriegszüge waren ihre Luſt, und die in den macedoniſchen Heeren Philipp's und Alexander's des Großen dienenden theſſaliſchen Ritter erhielten deswegen, gleich den in die Fremde ziehenden nordiſchen Helden und den Warägern in Konſtantinopel, immer den glänzendſten Theil der Beute, und wurden von Zeit zu Zeit mit dieſen Schätzen nach Hauſe entlaſſen, um dieſelben im Kreiſe der Ihrigen zu genießen und jüngeren Rittern ihre Stelle einzuräumen.

Ein kriegeriſches Leben iſt bei einem ſchnellen und bequemen Erwerb von Reichthümern und bei dem Beſtehen großer adeliger Häuſer, von denen eins das andere überglänzen will, leicht mit Genußſucht und mit dem Streben nach Pracht und Aufwand verbunden. Dieſe bildeten daher auch Haupt-Charakterzüge des theſſaliſchen Adels, und zwar bis zu dem Grade, daß die Schwelgerei desſelben bei den übrigen Griechen zum Sprichworte ward. Der theſſaliſche Adel hatte aber deswegen auch das Schickſal, welches der venetianiſche, römiſche und ſpaniſche im Mittelalter und der polniſche in der neueren Zeit gehabt hat. Er ward nämlich ſchon frühe einigen wenigen Familien dienſtbar, welche die größten Güter oder, nach der Weiſe des Mittelalters zu reden, die erſten Baronieen des Landes beſaßen, in deren Händen deshalb auch gewöhnlich die Regierung war. Dazu kommt noch, daß, wie das Beiſpiel

der späteren Spartaner zeigt, eine verdorbene Oligarchie, besonders in militärischen Staaten, ebenso leicht in Tyrannei übergeht, als eine entartete Demokratie. Es gelang aus diesem Grunde in Thessalien von Zeit zu Zeit einem der Edlen, sich zum alleinigen Gebieter in einem Staate aufzuwerfen. Solche Herrscher machten dann auch andere Staaten des Landes von sich abhängig, und schufen sich auf diese Weise mitunter ein ausgedehntes und mächtiges Fürstenthum. Diese Herrschaften hatten jedoch insgesammt nur eine kurze Dauer, theils weil zufällige Umstände ihren Untergang bald herbeiführten, theils aber auch wegen der Schwierigkeit, einen an Willkür gewöhnten Adel, wie der thessalische war, in Gehorsam zu halten; auch trugen die Unzuverlässigkeit und der Mangel an Anhänglichkeit, welche ebenfalls einen Haupt-Charakterzug des thessalischen Volkes bildeten, nicht wenig zum schnellen Untergang solcher Fürstenthümer bei.

Zur Zeit der Befreiung Theben's vom Joche der Spartaner hatte sich in der Stadt Pharsalus Polydamas und in Pherä Jason der Regierung bemächtigt. Polydamas gründete seine Herrschaft auf Rechtlichkeit, auf Vaterlandsliebe und auf jene glänzende Gastfreundlichkeit, welche dem ritterlichen Adel Thessaliens eigenthümlich war, ganz besonders aber auf das persönliche Zutrauen und die Ergebenheit, die er sich bei den adeligen Familien seiner Vaterstadt zu erwerben gewußt hatte. Diese vertrauten ihm aus freien Stücken die Burg von Pharsalus an, und überließen ihm die Verwaltung aller Einkünfte des Staats nebst der Entscheidung über die Ausgaben desselben. Polydamas legte ihnen nur ein Mal jährlich Rechenschaft ab, und verwaltete die Staatsgelder so, daß er das Fehlende aus seinem eigenen Vermögen ergänzte und nachher, wenn Überschuß da war, die vorgestreckte Summe wieder zurücknahm. Ganz verschieden von diesen Stützen der Gewalt waren die Mittel, welche Jason zur Befestigung seiner Herrschaft anwandte. Auch er hatte, was bei den Herrschern jener Zeit selten war, Moralität und einen edleren Sinn, allein die sittlichen Rücksichten mußten bei ihm zurückstehen, so oft sie mit seiner Herrschsucht in Widerspruch geriethen. Außerdem suchte er seine Herrschaft vor allen andern Dingen besonders dadurch zu sichern, daß er bedeutende Schätze sammelte, ein starkes Söldnerheer unterhielt, und sich Verbindungen in Theben verschaffte.

Jason, welcher sein Gebiet durch die Unterwerfung vieler anderen Städte nach und nach sehr erweiterte, und den Beherrscher von Pharsalus an Macht, Reichthum und Glanz weit übertraf, wünschte beide Fürstenthümer mit einander zu vereinigen und aus Thessalien einen einzigen Staat zu bilden. Er sah aber keine Möglichkeit, den Beherrscher von Pharsalus zu verderben, und suchte daher dadurch seinen Zweck zu erreichen, daß er denselben durch Freundschaft an sich knüpfte. Er lud, nicht lange nach der Schlacht bei Leuktra, den Polydamas zu einer Zusammenkunft ein, um mit ihm zu berathen, wie man den Krieg zwischen Sparta und Theben zum Besten Thessaliens benutzen könne. Jason wußte damals dem Beherrscher von Pharsalus die Überzeugung beizubringen, daß man mit den vereinten Kräften Thessaliens ganz Griechenland unterwerfen könne, und gewann ihn dadurch ganz und gar für seine Plane. Beide schlossen eine enge Verbindung mit einander, deren nächstes Ziel die Vereinigung Thessaliens in einen einzigen Staat war. Durch den Beistand des Polydamas wurde hierauf Jason von dem Adel zum Tagos oder Oberanführer von ganz Thessalien ernannt.

Jetzt schuf sich Jason eine stehende Kriegsmacht, welche in Griechenland ihres Gleichen nicht hatte, und bildete dieselbe so aus, daß sie sich mit jedem andern Heere messen konnte. Seine Truppen bestanden zuletzt aus nicht weniger als zwanzigtausend Hopliten oder Schwergerüsteten, einem zahllosen Heere von Leichtbewaffneten und einer gut organisirten schweren Reiterei. Die Letztere war ganz national und ritterlich, Pferd und Mann mit schwerer Rüstung versehen. Jason selbst, ein körperlich kräftiger und durch Anstrengungen abgehärteter Mann, leitete, wie der große macedonische König Philipp, unablässig die Übungen dieses Heeres. Er hielt auch im Frieden die Truppen in beständiger Bewegung, und suchte durch Belohnungen und Strafen, durch sorgsame Pflege der Soldaten und durch stete Aussonderung aller nur einigermaßen untauglich Gewordenen unter ihnen die Disciplin, die Kraft und den Geist seines Heeres zu erhalten. Seiner großen militärischen Einsicht gemäß nahm er auch nicht selten Änderungen in der Organisation seiner Truppen vor, und vervollkommnete dadurch die Tüchtigkeit derselben immer mehr. Mit diesem Heere breitete Jason

ſeine Herrſchaft weit über die Grenzen von Theſſalien hin aus. Die Dryoper, Doloper und andere kriegeriſche Völkerſchaften der theſſaliſchen Grenzgebirge wurden von ihm unterworfen, und der Beherrſcher des macedoniſchen Reichs, welches damals durch innere Zwiſtigkeiten zerriſſen war, ward unter der Form einer Bundesgenoſſenſchaft ſein Vaſall. Auch die rohen Bewohner von Epirus mußten ſeinen Fahnen folgen, und begannen in Folge davon damals zum erſten Mal, ſich zu einer Civiliſation zu erheben und dadurch einen Rang unter den Staaten der alten Welt einzunehmen.

Von den nördlichen und weſtlichen Nachbarländern Theſſaliens wandte Jaſon ſein Auge auf die Staaten des eigentlichen Griechenlands, und ſuchte ſich allmälig den Weg zur Herrſchaft über die Griechen zu bahnen. Er machte mehrere Reiſen nach Athen und Theben, trat mit den großen Feldherren dieſer Staaten, Pelopidas und Timotheus, in freundſchaftliche Verbindung, und ſuchte durch fürſtliche Großmuth und königlichen Glanz die gebildeteren Völkerſchaften Griechenlands und ihre leitenden Staatsmänner für ſich zu gewinnen. Dem Thebaner Epaminondas bot er einſt, wiewohl vergebens, ein Geſchenk von zweitauſend Goldſtücken an; dem Athener Timotheus zu Gefallen eilte er, als dieſer vor ſeinem Volke eine für ſeine Ehre und ſein Leben gefahrdrohende Anklage zu beſtehen hatte, nach Athen, um gleich einem Privatmann durch ſeine perſönliche Verwendung ihm die Gunſt des Volkes gewinnen zu helfen. Jaſon war übrigens durch die Anwendung ſolcher Mittel dem bald nach ihm auftretenden macedoniſchen König Philipp ähnlich, und ſchlug auch in anderer Beziehung denſelben Weg ein, auf welchem der Letztere zur Herrſchaft von Griechenland gelangte. Wie dieſer, ſo ſuchte auch Jaſon zuerſt in dem Lande Phokis feſten Fuß zu faſſen, um von dort aus zur gelegenen Zeit in Böotien eindringen zu können; und wie Philipp, begann auch er, als ſeine Plane gegen Griechenland reif waren, damit, daß er die Feſtungswerke der Städte, die ihm im Wege lagen, ſchleifen ließ. Unmittelbar nach der Schlacht bei Leuktra luden ihn die Thebaner zu einem Bündniß ein; er nahm die Einladung an und erſchien mit ſeinen Truppen bei Leuktra; ſtatt aber den Thebanern zur Vernichtung des geſchlagenen ſpartaniſchen Heeres behülflich zu ſein,

suchte er die Rolle eines Vermittlers zu spielen, um sich durch den Namen eines Friedensstifters ein größeres Ansehen in den Augen der Griechen zu geben.

Jason hatte nicht das Glück, das von ihm erstrebte Ziel zu erreichen; der Tod riß ihn vor der Zeit hinweg, und Thessalien verlor dadurch die Ehre, diejenige Stelle in der Weltgeschichte einzunehmen, welche nachher Macedonien durch seinen König Philipp erhielt. Jason's Bestrebung wäre indessen, auch wenn nicht ein plötzlicher Tod seinem Leben ein Ende gemacht hätte, erfolglos geblieben; denn es standen ihm drei Umstände als unüberwindliche Hindernisse im Wege, mit welchen der glücklichere Philipp nicht zu kämpfen hatte. Er war ein bloßer Usurpator, und sein Adel war also eifersüchtig auf seine Macht, statt daß der macedonische dem Philipp als seinem rechtmäßigen König ergeben war und gern seinen Geboten Folge leistete. Jason stützte ferner seine Herrschaft auf Miethvölker, nicht, wie Philipp, auf eine rein nationale Heeresmacht; er war also stets der Gefahr ausgesetzt, daß seine Truppen bei der geringsten Unzufriedenheit ihn verließen. Er lebte endlich in einer Zeit, wo die Thebaner zwei Männer an ihrer Spitze hatten, welche weit mehr Talent und Einfluß besaßen, als Jason, und wo auch Sparta und Athen größere Feldherren aussenden konnten, als zu Philipp's Zeit.

Jason fiel durch Meuchelmord. Er hatte ungeheure Anstalten gemacht, um bei den bevorstehenden pythischen Spielen dem griechischen Volke seine ganze Macht und allen seinen Glanz zu zeigen; er hatte für die bei diesen Spielen zu haltenden Opfer nicht weniger als tausend Ochsen und zehntausend Stück kleineres Vieh zusammenbringen lassen. Seine gesammte Kriegsmacht war bereits zusammengezogen worden, um mit ihm nach Delphi zu ziehen, als er in öffentlicher Audienz durch sieben junge Thessalier, die sich gegen ihn, den Wohlthäter ihres Landes, verschworen hatten, ermordet ward (370 v. Chr.). Zwei von den Mördern wurden gleich nach geschehener That durch die Garden Jason's niedergehauen; den fünf andern gelang es, durch schnelle Flucht dem gleichen Schicksal zu entgehen. Diese wurden in Athen und in andern griechischen Städten, wohin sie sich flüchteten, als Tyrannen-Mörder mit lautem Jubel und großen Ehren empfangen. Keinem der

Jubelnden fiel es ein, daß diese Jünglinge durch die Ermordung eines menschenfreundlichen Regenten ihr Heimathland in endlose Verwirrung, in fortdauernde Zwiste und in die Gewalt blutdürstiger Räuber stürzten.

Jason's Brüder, Polydor und Polyphron, folgten ihm nach seinem Tode ohne irgend eine Schwierigkeit im Besitz seiner Herrschaft nach. Sie glichen aber ihrem Vorgänger nicht im mindesten. Polyphron räumte seinen Bruder bald aus dem Wege, und ermordete auch den pharsalischen Fürsten Polydamas, ward aber selbst nicht lange nachher von einem nahen Anverwandten, Alexander, getödtet (369 v. Chr.). Dieser, einer der ruchlosesten Tyrannen Griechenlands, herrschte elf Jahre lang über Thessalien; er behauptete die durch Mord erlangte Herrschaft durch Gräuelthaten der ärgsten Art, und seine Regierung bestand in einer fortlaufenden Reihe von entsetzlichen Grausamkeiten und unaufhörlichen Kriegen. Gleich anfangs empörte sich ein Theil der thessalischen Städte, an deren Spitze die Stadt Larissa und die daselbst ansässige mächtige Familie der Aleuaden stand. Die Empörten riefen den König von Macedonien, Alexander II., zu Hülfe, dieser aber benutzte die dargebotene Gelegenheit, um seine eigene Herrschaft auszubreiten. Er besetzte Larissa und andere Städte mit seinen Truppen. Es wandten sich daher die Thessalier, um seiner wieder los zu werden, nach Theben, und die Thebaner schickten ihnen ein Heer unter Pelopidas, kurz zuvor ehe dieser als Gesandter nach Susa reiste.

Pelopidas kam unter sehr günstigen Umständen nach Thessalien. Der macedonische König hatte selbst fremde Hülfe nöthig, weil sein Halbbruder Ptolemäus Alorites ihm den Thron streitig machte. Er gab daher freiwillig den Besitz der thessalischen Städte auf. Pelopidas reiste, nachdem er die Thessalier mit ihrem Herrn ausgesöhnt hatte, nach Macedonien, um auch hier als Vermittler aufzutreten. Er legte die Streitigkeiten der macedonischen Prinzen bei, und kehrte dann nach Theben zurück (367 v. Chr.). Wahrscheinlich war es bei dieser Gelegenheit, daß er den nachher so berühmt gewordenen König Philipp, einen jüngeren Bruder Alexander's II., als Geißel mit sich nach Theben nahm, wo derselbe einige Zeit blieb, und durch den Verkehr mit Epaminondas

und Pelopidas in seiner Entwickelung und Bildung nicht wenig gefördert wurde.

Die von Pelopidas in Macedonien gemachten Anordnungen bestanden nur kurze Zeit, und Pelopidas mußte, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Persien, sich schon wieder mit den Angelegenheiten dieses Landes befassen. Der König Alexander wurde nämlich von seinen nächsten Anverwandten ermordet, Ptolemäus Alorites bemächtigte sich des Thrones, und die Thebaner sahen sich dadurch veranlaßt, zwei Commissäre, Pelopidas und Ismenias, nach Macedonien zu schicken, um den minderjährigen Brüdern des Ermordeten, Perdikkas und Philipp, ihre Rechte zu sichern. Die Sendung der beiden Thebaner hatte den gewünschten Erfolg: Ptolemäus verstand sich nämlich gleich dazu, die Regierung nur im Namen und als Vormund des Perdikkas zu führen und sie demselben seiner Zeit zu übergeben.

Als Pelopidas und Ismenias durch Thessalien nach Theben zurückreisten, begingen sie im Vertrauen auf den Glanz und die Größe der thebanischen Macht die Unvorsichtigkeit, einer Einladung Alexander's von Pherä Folge zu leisten, und mit demselben ohne militärische Begleitung zu einer Unterredung zusammenzukommen. Alexander ließ beide festnehmen und gebunden ins Gefängniß werfen. Eine solche Verletzung des Völkerrechts konnten die Thebaner nicht ungerächt lassen, sie schickten zur Bestrafung derselben sogleich ein Heer unter dem Böotarchen Kleomenes ab. Dieser Zug gab durch seinen Ausgang auf eine recht anschauliche Weise zu erkennen, daß nicht Theben, sondern Epaminondas und Pelopidas es waren, welche den Spartanern und Athenern den Vorrang in Griechenland entrissen hatten; denn die Unternehmung mißglückte nicht allein ganz und gar, sondern das Heer selbst kam auch in die größte Gefahr, und wurde nur dadurch vom Untergang gerettet, daß zuletzt Epaminondas statt jenes Böotarchen den Oberbefehl übernahm. Die Athener schlossen nämlich, obgleich sie selbst wenige Jahre zuvor die Mörder des edeln, gerechten und ihnen befreundeten Jason mit Ehren überhäuft hatten, ein Bündniß mit dem ruchlosen Tyrannen Alexander, und schickten ihm eine kleine Flotte nebst tausend Mann Truppen gegen Pelopidas, den Befreier von Griechenland, zu Hülfe. Andererseits aber wurde der

thebanische Anführer, welcher im Vertrauen auf die Thessalier sich bis tief in ihr Land vorgewagt hatte, von diesen nicht unterstützt. Dadurch gerieth das thebanische Heer in die größten Verlegenheiten, und es wäre verloren gewesen, wenn nicht Epaminondas, welcher damals kein Amt bekleidete, sich freiwillig an dasselbe angeschlossen gehabt hätte. Ihm überließ der Böotarch, als er sich gar nicht zu helfen wußte, das Commando, und Epaminondas führte das Heer glücklich nach Hause zurück. Die Thebaner unternahmen sogleich einen zweiten Zug nach Thessalien, und dieser hatte den gewünschten Erfolg. Alexander fand es klüger, die beiden Gefangenen wieder freizugeben, als sich in einen längeren Kampf mit Theben einzulassen; die Thebaner aber waren zu sehr mit andern griechischen Staaten beschäftigt, als daß sie mehr als eine billige Genugthuung verlangt hätten.

Übrigens ist die thessalische Geschichte zur Zeit Alexanders von Pherä durch einige Schriftsteller des Alterthums auf eine romanhafte Weise ausgeschmückt worden. Diese haben uns von dem Tyrannen und seinem Gefangenen, Pelopidas, Anekdoten überliefert, welche das deutliche Gepräge der Unwahrheit an sich tragen, weil sie uns einen, erwiesener Maßen durch kalte Klugheit ausgezeichneten, Tyrannen als einen höchst unbesonnenen Herrscher und den verständigen und überlegten Staatsmann Pelopidas als einen thörichten Prahler darstellen. Der Letztere soll nach diesen erdichteten Berichten dem Alexander aus dem Gefängniß haben sagen lassen, daß es widersinnig von ihm sei, so viele unschuldigen Menschen unter seinen Unterthanen zu tödten, während er einen Feind am Leben lasse, welcher den ersten Augenblick seiner Befreiung benutzen würde, um sich zu rächen. Als dem Alexander diese Äußerung überbracht wurde, sagte derselbe, wie es heißt, zu seiner Umgebung: „Warum ist denn Pelopidas so begierig zu sterben?“ Pelopidas aber soll dem Gefangenwärter diese Frage mit der Erklärung beantwortet haben: „Damit der Tyrann durch meine Tödtung den Göttern und Menschen noch mehr verhaßt werde, und dadurch um so eher seinen Untergang erleide!“ Ebenso, wie mit dieser Anekdote, verhält es sich auch mit der Erzählung von dem Verhältniß, in welches Thebe, die Gemahlin Alexander's, zu Pelopidas getreten wäre. Diese Frau, eine Tochter Jason's, welche später den Mord

ihres Gemahls veranlaßte, soll aus Bewunderung der Größe des Pelopidas sich von Alexander die Erlaubniß erbeten haben, denselben im Gefängniß zu besuchen. Als sie dem Pelopidas sagte, sie bedaure sein Weib und seine Kinder, soll dieser ihr erwiedert haben: „Du selbst bist zu beklagen, daß du die Gattin eines Wütherichs bist.“ Ja, der Erzähler dieser Anekdote geht sogar so weit, zu behaupten, daß die Unterredung der Thebe mit Pelopidas ihr zuerst Abneigung gegen Alexander eingeflößt, und sie zum Morde ihres Gemahls bewogen habe.

Alexander, dem die verwickelten Verhältnisse Griechenlands sehr zu Statten kamen, drückte die Thessalier auf eine so harte Weise, daß sie zuletzt seine Tyrannei nicht länger ertragen konnten, und die Thebaner um ein Hülfsheer ersuchten. Da jetzt bei der allgemeinen Unzufriedenheit der Thessalier eine mächtige Gegenpartei gegen Alexander entstanden war, und deshalb ein neuer Zug gegen diesen die größte Wahrscheinlichkeit des Erfolgs für sich hatte, so gewährten die Thebaner die gewünschte Hülfe, und sandten den Pelopidas mit einem starken Heere ab, an welches gleich nach seiner Ankunft im Lande sich viele Thessalier anschlossen. Es kam bald zu einem Treffen, in welchem Alexander den Vortheil der Lokalität und der Truppenzahl für sich hatte, die Thebaner aber dessen ungeachtet den Sieg davon trugen. Pelopidas selbst verlor in diesem Treffen das Leben. Von dem Wunsche getrieben, Rache an seinem Feinde zu nehmen, hatte er sich durch seinen Ungestüm und die Hitze des Kampfes zu sehr hinreißen lassen, und war, den Tyrannen selbst aufsuchend, bis zur Leibwache desselben vorgedrungen, wurde aber von dieser umzingelt und nach einem heldenmüthigen Kampfe getödtet (364 v. Chr.). Sein Tod und der Wunsch, ihn zu rächen, trieb die Thebaner zu einer außerordentlichen Anstrengung an, und sie erfochten daher einen vollständigen Sieg. Die Leiche des Pelopidas wurde in feierlichem Zuge nach Theben gebracht, und die thessalischen Verbündeten verherrlichten nicht allein durch zahlreiche Begleitung und glänzende Feierlichkeiten sein Leichenbegängniß, sondern sie ehrten auch sein Andenken durch Statuen, die sie ihm setzen ließen.

Durch die von Alexander erlittene Niederlage erlangten zwar viele thessalischen Städte ihre Freiheit wieder, doch war die Macht

des Tyrannen noch keineswegs gebrochen; denn er erscheint in der nächsten Zeit wieder so mächtig, daß er sogar eine kleine Flotte ausrüsten, griechische Inseln berauben und den Athenern Schiffe wegnehmen konnte. Es setzte seine Räubereien zu Wasser und zu Lande noch Jahre lang fort, bis er endlich das Opfer einer Verschwörung ward. Seine eigene Gemahlin verband sich mit ihren Brüdern Tisiphonus und Lykophron zu seinem Sturze; sie versteckte dieselben im Schlafgemach, und Alexander wurde, als er durch Trunkenheit in tiefen Schlaf verfallen war, von ihnen ermordet. Das ganze Land jubelte über diese That, Thebe und ihre Brüder riefen die Thessalier zur Freiheit auf, und wurden dafür mit Ehrenbezeugungen überhäuft; allein die Mörder des Tyrannen, die sich seines Schatzes bemächtigt und seine Miethtruppen gewonnen hatten, wollten nichts weniger als die Freiheit des thessalischen Volkes wiederherstellen. Sie rissen die Herrschaft an sich, und geriethen dadurch in einen Kampf mit den Städten des Landes, durch welchen Philipp von Macedonien herbeigezogen und zum Herrn von Thessalien gemacht wurde.

6. Geschichte der Griechen vom Frieden des Perser-Königs an bis zur Schlacht bei Mantinea.

Während die Thebaner mit einem Theile ihrer Macht durch die Angelegenheiten Thessaliens öfters in Anspruch genommen wurden, hatte sich bei den Arkadiern die oben erwähnte Sinnesänderung immer mehr entwickelt, und die zwischen Theben und dem Peloponnes bestehenden Verhältnisse erhielten dadurch eine andere Gestalt. Der Kongreß des arkadischen Volkes faßte, ungeachtet des fortdauernden Krieges mit Sparta, auf Lykomedes Rath den Beschluß, den Athenern ein Bündniß anzutragen. Die Letzteren trugen anfangs Bedenken, darauf einzugehen, weil es sonderbar war, daß sie zugleich mit den Spartanern und den Feinden derselben im Bunde sein sollten. Endlich aber nahmen sie den Vorschlag an, da sie den Spartanern einen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie die Arkadier dem thebanischen Bunde

ganz und gar entzögen. Lykomedes reiſte ſelbſt nach Athen, um die näheren Bedingungen einzuleiten, und brachte die Sache auch zu Stande; allein unglücklicher Weiſe landete er bei ſeiner Rückkehr in einem peloponneſiſchen Hafen, in welchem ſich viele durch die Demokraten vertriebenen arkadiſchen Ariſtokraten befanden; dieſe erſchlugen ihn (366 v. Chr.), und mit ſeinem Tode zerrann ſein ganzer Plan. Die Arkadier begnügten ſich ſeitdem mit Raubzügen gegen die Spartaner und andere benachbarte Völkerſchaften. Beſonders ſuchten ſie die Elier, mit denen ſie damals in einen heftigen Zwiſt gerathen waren, durch verheerende Einfälle heim, und plünderten dabei einſt auch den reichen Tempel von Olympia. Dieſen Raub misbilligten die Mantineer, und ein Theil der andern arkadiſchen Städte, und ſo geriethen jetzt die Arkadier unter ſich ſelbſt in Zwietracht. Diejenigen Städte, welche ſich des Tempelraubs ſchuldig gemacht hatten, wandten ſich an die Thebaner und erſuchten ſie um Hülfstruppen. Obgleich der größere übrige Theil der Arkadier für einen allgemeinen Frieden war, und ſich die Einmiſchung der Thebaner verbat, ſo ſetzte doch Epaminondas aus Furcht, daß Theben ſeinen Einfluß im Peloponnes ganz verlieren möchte, den Beſchluß eines Kriegszugs nach Arkadien durch. Mantinea und die andern arkadiſchen Städte der Gegenpartei ſchickten hierauf Geſandte nach Athen und Sparta, und erhielten von beiden Staaten die Zuſage einer kräftigen Unterſtützung.

Im Frühling des Jahres 362 v. Chr. zog Epaminondas mit einem aus Böotiern, Euböern, Lokrern und Theſſaliern zuſammengeſetzten Heere in den Peloponnes, wo außer dem thebaniſch geſinnten Theil der arkadiſchen Städte auch noch die Sikyonier, Argiver und Meſſenier ihre Truppen mit demſelben vereinigten. Epaminondas ſchlug bei der arkadiſchen Stadt Tegea ſein Lager auf. Er hoffte, daß der Schrecken des thebaniſchen Namens den feindlich geſinnten Theil des arkadiſchen Volks zur freiwilligen Unterwerfung bringen würde, ſah ſich aber bald in ſeiner Erwartung getäuſcht. Als er hierauf erfuhr, daß Ageſilaus mit ſeinen Truppen in Arkadien eingerückt ſei, beſchloß er die Entfernung des ſpartaniſchen Heeres aus Sparta zu benutzen, um dieſe Stadt zu überrumpeln. Er brach plötzlich auf, marſchirte eine ganze

Nacht hindurch, und erschien mit Tagesanbruch vor Sparta. Allein Agesilaus hatte noch zur rechten Zeit von dem heimlichen Abzuge des Epaminondas Kenntniß erhalten, und nach Sparta Eilboten geschickt, welche dem feindlichen Heere um wenige Augenblicke zuvorkamen. Archidamus, des Agesilaus Sohn, traf sogleich die nöthigen Maßregeln, und alle Einwohner, selbst Knaben und Greise, griffen zu den Waffen. Die Thebaner drangen zwar in die durch keine Mauern geschützte Stadt ein, und gelangten bis auf den Marktplatz; die außerordentliche Tapferkeit der Spartaner aber und die plötzliche Erscheinung des Agesilaus, welcher mit seinen Truppen herbeigeeilt war, verbreitete einen panischen Schrecken unter den Thebanern, und Epaminondas mußte wieder aus der Stadt zurückweichen. Er schlug in der Nähe derselben ein Lager auf; da aber die ganze Kriegsmacht der Mantineer den Agesilaus begleitet hatte, so zog Epaminondas bald wieder weiter, um gegen Mantinea dasselbe zu versuchen, was ihm gegen Sparta mislungen war. Das Schicksal war ihm auch hierbei entgegen; denn kurz vor ihm war ein athenisches Corps in Mantinea angelangt. Dieses schlug die angreifenden Thebaner zurück, und rettete so die Stadt.

Epaminondas hatte durch seine Erscheinung im Peloponnes bis dahin noch gar nichts bewirken können, im Gegentheil, das Mislingen zweier Züge hatte seinem Feldherrnruhm Eintrag gethan. Diesen konnte er nicht besser als durch einen Kampf auf offenem Felde wieder herstellen; er entschloß sich daher zu einer Schlacht. Diese Schlacht, welche am 4. Juli des Jahres 362 v. Chr. bei Mantinea geliefert wurde, war die blutigste des ganzen Krieges; denn es ward in derselben zum zweiten Mal um den ersten Ehrenplatz in Griechenland entscheidend gekämpft. Der Kern der spartanischen Bundesmacht stand, zwei und zwanzig tausend Mann stark, dem aus drei und dreißig tausend Mann bestehenden Heere der Thebaner und ihrer Verbündeten gegenüber. Von beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit gestritten, der Sieg aber ward den Thebanern zu Theil. Sie verdankten denselben nicht ihrer überlegenen Zahl, sondern der Erfahrung und dem Talente des Epaminondas, des größten Feldherrn seiner Zeit. Dieser wußte zuerst durch eine Scheinbewegung seine Gegner zu täuschen, dann

wandte er auf eine schnelle und unerwartete Weise diejenige Schlachtordnung an, durch welche er auch bei Leuktra gesiegt hatte, und durchbrach auf diese Weise die feindlichen Linien. Die Schlacht war bereits vollständig gewonnen, und die Feinde wichen überall zurück, als Epaminondas selbst eine tödtliche Wunde erhielt. Sein Fall brachte in dem thebanischen Heere Verwirrung und Schrecken hervor, und hatte zur Folge, daß der bereits errungene Sieg nicht benutzt ward; die Schaaren der Feinde stellten sich von neuem auf, und der Rest des Tages verging unter einzelnen Kämpfen mit abwechselnden Siegen und Niederlagen. Beide Theile, und zwar die Spartaner zuerst, baten um die Auslieferung ihrer Todten, beide errichteten Trophäen, und nahmen auf diese Weise die Ehre des Tages für sich in Anspruch; die Wahrheit ist, daß die Thebaner siegten, sich aber durch den Tod des Epaminondas abhalten ließen, den Sieg zu ihrem Vortheile zu benutzen.

Epaminondas war nach seiner Verwundung aus dem Schlachtgewühle getragen worden, und lag, von seinen Freunden umgeben, in einem Zelte. Ein Wurfspeer war in seine Brust gedrungen und die Ärzte erklärten, daß er rettungslos verloren sei und in demselben Augenblicke sterben müsse, in welchem der Speer herausgezogen werde. Epaminondas fragte nach seinem Schilde, und war sehr erfreut, als er die Gewißheit erhielt, daß der Schild nicht in die Hände der Feinde gefallen war. Hierauf äußerte er einige Besorgniß über den Ausgang der Schlacht; als man ihm aber sagte, daß die Thebaner gesiegt hätten, befahl er den Speer aus der Wunde herauszuziehen, und starb wenige Augenblicke nachher mit der Ruhe und Freudigkeit, welche das Bewußtsein eines thätigen und segensreichen Lebens gewährt. Die Geschichtswerke der späteren rhetorischen, d. h. nur auf schöne Darstellung und auf Erregung des Gemüths bedachten Schriftsteller, zu welchen auch der durch seine Biographieen berühmt gewordene Plutarch gehört, sind mit interessanten Anekdoten und mit erdichteten geistreichen Reden der Helden älterer Zeiten angefüllt. Diese Geschichtschreiber haben auch den Tod des Epaminondas mit unwahren Erzählungen ausgeschmückt. Sie berichten von dem sterbenden Helden unter Andern Folgendes: einer von denen, welche den Epami-

nondas in seinen letzten Augenblicken umgaben, habe ihn laut beklagt, daß er kinderlos sterbe; Epaminondas aber habe demselben die Worte zugerufen: „Nein, ich sterbe nicht kinderlos, denn ich hinterlasse ja zwei unsterbliche Töchter, die Schlachten bei Leuktra und Mantinea!"

Die Schlacht bei Mantinea war die letzte des langen Krieges, welcher zwischen Sparta und Theben geführt wurde. Beide Theile fühlten sich so erschöpft, daß unmittelbar nachher von selbst Ruhe eintrat. Die allgemeine Ermattung aber führte vor Ablauf des Jahres einen Frieden herbei, welcher unter der Vermittelung persischer Gesandten geschlossen wurde. Durch ihn ward jedem Staate seine Selbstständigkeit gesichert, und auch das messenische Volk für unabhängig erklärt. Der spartanische Stolz ließ eine solche Bedingung nicht zu, und deshalb wies Sparta allein von allen griechischen Staaten diesen Frieden zurück. Dessen ungeachtet stellten die Spartaner die Befehdungen der andern Griechen ein, sie nahmen auf diese Weise den Frieden der That nach an, ohne ihren Beitritt zu demselben auszusprechen. Sie suchten dafür auf eine andere Weise ihr Ansehen wieder herzustellen, und zugleich ihre erschöpfte Staatskasse zu füllen; sie schickten nämlich einen Theil ihrer Truppen nach Egypten, wo der König Tacho nicht allein seine Unabhängigkeit von dem persischen Reiche behauptete, sondern auch die empörten Satrapen Vorderasiens in ihrem Kampfe unterstützte. Da die Letzteren um die Zeit der Schlacht bei Mantinea wieder unterworfen worden waren, und Tacho deshalb einen Angriff durch die gesammte persische Macht befürchten mußte, so hatte er sich an die Spartaner gewandt, und sie um die Zusendung von Hülfstruppen unter dem Commando des Agesilaus gebeten. Seine Bitte wurde erfüllt, und Agesilaus setzte mit tausend spartanischen Schwerbewaffneten nach Egypten über, wohin auch der von Tacho geworbene athenische General Chabrias als Admiral der egyptischen Flotte kam.

Agesilaus gerieth bald mit Tacho in Zwist, weil dieser sein Versprechen, ihn an die Spitze seiner ganzen Kriegsmacht zu stellen, nicht hielt, und dem spartanischen König nur das Commando über die griechischen Soldtruppen gab. Als daher Tacho mit einem Theil seines Heeres nach Syrien gezogen war, und ein

herrschsüchtiger Egypter Nektanebus II., die Abwesenheit desselben zu einer Empörung benutzte, erklärte sich Agesilaus mit seinen Truppen für diesen. Tacho verzweifelte, weil er gegen griechische Truppen nichts ausrichten konnte, an der Wiedererlangung der verlorenen Herrschaft, und nahm, im Gedränge zwischen den Persern und seinem Nebenbuhler, seine Zuflucht zu der Gnade des persischen Königs. Agesilaus befestigte seinen Schützling im Besitz des egyptischen Thrones, und schiffte sich sodann, mit großen Schätzen belohnt, zur Rückreise nach Sparta ein. Ein Sturm zwang ihn unterwegs, in einem Hafen der Cyrenäer zu landen; hier erkrankte er und starb im achtzigsten Jahre seines Lebens (361 v. Chr.).

7. Der Bundesgenossenkrieg der Athener.

Wenige Jahre nach dem Ende des Kampfes mit Theben geriethen die Athener in einen gefährlichen Krieg mit einer Anzahl griechischer Seestaaten, welche zwar Bundesgenossen der Athener waren, durch das Verfahren derselben aber sich genöthigt sahen, mit vereinter Kraft gegen sie aufzutreten. Die Athener hatten nämlich seit Konon's Rückkehr aus Asien nach und nach ihr ehemaliges Übergewicht zur See wieder erlangt; sie sahen aber nicht ein oder wollten nicht einsehen, daß die Zeiten nicht mehr dieselben waren, und statt gegen die mit ihnen verbündeten Seestädte, von welchen einige sehr mächtig geworden waren, mit der größten Behutsamkeit zu verfahren, legten sie denselben einen übermäßigen Tribut auf, und duldeten sogar, daß ihre Feldherren bei der Eintreibung desselben die härtesten Erpressungen übten. Selbst die einsichtsvolleren unter ihren Generalen, ein Timotheus und Iphikrates, hatten sich solche Mishandlungen erlaubt, um die Staatskasse und sich selbst zu bereichern. Die große Erbitterung, welche diese Raubsucht erzeugte, war schon von Epaminondas zu dem Versuche benutzt worden, eine Verbindung der griechischen Seestaaten unter Theben's Schutze zu Stande zu bringen, wenn anders die Nachricht, daß derselbe eine thebanische Seemacht zu bilden angefangen habe, ihre Richtigkeit hat. Der Erfolg dieser zwiefachen Bemühung war jedoch jedenfalls unbedeu-

tend. Dagegen gelang es im Jahre 358 v. Chr. dem König Mausolus, welcher als persischer Vasall über Karien herrschte, einige mächtigen Seestädte zu einem Kriege gegen Athen zu vereinigen.

Das Land Karien bestand längere Zeit hindurch aus mehreren kleinen Fürstenthümern, und von den Herrschern derselben war jene Artemisia I., die in der Schlacht bei Salamis so viel Klugheit und Entschlossenheit gezeigt hatte (s. Th. I. Seite 373 f.), am berühmtesten geworden. Einer der Nachfolger dieser Fürstin von Halikarnassus war der erwähnte Mausolus. Dieser Mann machte sich ebensosehr durch verschmitzte und arge Erpressungen, wie sie in neuerer Zeit nur irgend ein türkischer Pascha üben kann, als durch seinen Glanz und die großartigste Unterstützung der Künste und Wissenschaften berühmt. Seine Gemahlin Artemisia II. aber, welche ihm in der Regierung nachfolgte, überbot ihn sogar noch in der letzteren Beziehung. Um das Andenken ihres Gemahls, den sie ungemein liebte, auf die glänzendste Art zu ehren, setzte sie den griechischen Redekünstlern einen Preis für die beste Lobrede auf ihn aus, und ließ außerdem durch die größten Künstler ihrer Zeit ein Grabmal erbauen, welches so prachtvoll war, daß es zu den sieben Wundern der Welt gerechnet wurde, und daß der Namen desselben, Mausoleum, bis auf unsere Tage zur Bezeichnung eines besonders prächtigen Grabmals gebräuchlich geblieben ist.

Mausolus, der während seines ganzen Lebens seine Herrschaft stets zu erweitern trachtete, strebte auch nach dem Besitze der wichtigen Insel Rhodus, und entwarf, um diese zu erlangen, den Plan zu einem Bunde gegen Athen. Er wußte die Inseln Chios, Rhodus und Kos und die mächtige Stadt Byzanz zu dem Entschlusse zu bewegen, daß sie sich mit ihm verbanden, um sich gegenseitig gegen die Athener Hülfe zu leisten. Die Athener schickten auf die Nachricht davon sogleich eine Flotte mit Landungstruppen unter Chabrias und Chares nach der Insel Chios. So begann 358 v. Chr. der sogenannte Bundesgenossenkrieg der Athener, welcher drei Jahre hindurch mit großer Erbitterung geführt wurde. Die Verbündeten schickten den Chiern eiligst Hülfe, und machten es den Athenern unmöglich, etwas gegen diese auszu-

richten. Bei der vergeblichen Belagerung der Hauptstadt der Insel verlor sogar der eine der atheniſchen Anführer, Chabrias, gleich anfangs ſein Leben. Er war bei dem Verſuch der Flotte, in den Hafen der Stadt einzudringen, mit ſeinem Schiffe allein in denſelben gelangt, und ſodann von ſeinen Landsleuten abgeſchnitten worden. Die Mannſchaft ſeines Schiffes rettete ſich größtentheils durch Schwimmen, er ſelbſt aber zog einen ehrenvollen Tod der Flucht vor, und erlag tapfer fechtend den Pfeilen der Feinde. Dieſer Mann war, ungeachtet ſeines ſchwelgeriſchen Lebens, einer der tüchtigſten Feldherren der Athener geweſen; man rühmte von ihm, daß er im Laufe ſeines Lebens nie eine Schlacht verloren, fünfzehn Städte erobert, ſiebenzig feindliche Schiffe nach Athen gebracht, dreitauſend Gefangene gemacht, und mehr als hundertzwanzig Talente oder dreimalhundert und zwölf tauſend Gulden (173,000 Thaler) als Beute in die Staatskaſſe geliefert habe. Selbſt die Feinde ſollen ihn ſo ſehr geachtet haben, daß die Chier, obgleich er zuletzt gegen ſie focht, doch die von ihnen ihm früher zuerkannten Ehren aufrecht erhielten.

Chares ſah ſich genöthigt, die Belagerung von Chios nach einem großen Verluſte wieder aufzugeben, und die Bundesgenoſſen gingen jetzt von der Vertheidigung zum Angriff über. Sie verheerten die Inſeln Imbros und Lemnos, die älteſten Beſitzungen der Athener im ägäiſchen Meere, machten auf das wichtige Samos einen Angriff, und plünderten auch andere den Athenern befreundeten Inſeln. Athen rüſtete daher, zu Anfang des zweiten Kriegsjahres, eine neue Flotte aus, welche von Iphikrates und Timotheus commandirt wurde. Dieſe vereinigte ſich mit den Schiffen des Chares, und griff, hundert und zwanzig Segel ſtark, die Stadt Byzanz an. Dadurch wurden die Feinde genöthigt, die Belagerung der Hauptſtadt von Samos aufzuheben, um den Byzantiern zu Hülfe zu eilen. Als beide Flotten im Hellespont zuſammentrafen, erhob ſich zufällig ein heftiger Sturm, Iphikrates und Timotheus hielten es daher für rathſam, von dem Beſchluß, eine Schlacht zu liefern, abzugehen. Chares dagegen wollte dem Winde zum Trotz durchaus ein Treffen geliefert haben, und ließ ſeine beiden Collegen, als ſie ſich nicht in ſeinen Willen fügten,

deshalb in Athen verklagen. Iphikrates und Timotheus wurden abberufen und vor Gericht gestellt, weil sie, wie ihnen vorgeworfen ward, sich von den Rhodiern und Chiern hätten bestechen lassen. Iphikrates wußte durch die vielen Leute in Athen, welche unter ihm gedient hatten, den Richtern zu imponiren, und so wurde über die beiden Angeklagten statt des Todesurtheils, das sie im Fall der Schuld verdient hätten, eine Geldstrafe verhängt. Diese bestand aber in einer so großen Summe, daß ihre Bezahlung unmöglich war, und beide Männer mußten daher als Verbannte ihre Vaterstadt verlassen, in welche sie nie wieder zurückkehrten.

Durch die Entfernung dieser beiden ausgezeichneten Generale ward das Ende des Kriegs unerwartet schnell herbeigeführt. Chares hatte nämlich jetzt den Oberbefehl allein, und ließ sich in eine Unternehmung ein, welche die Athener bald zum Frieden zwang. Artabazus, der Satrap von Jonien, der sich gegen seinen Herrn empört hatte, bat den atheniſchen Anführer um Hülfe, und dieser leistete ihm dieselbe, entweder weil er dem erschöpften Athen durch die Bezahlung seiner Truppen mit dem Gelde des Satrapen einen Dienst zu leisten glaubte, oder weil sein aus Miethlingen bestehendes Heer, dem der Sold nicht regelmäßig ausgezahlt wurde, ihn dazu zwang. Chares unterstützte den empörten Perser mit seiner ganzen Macht, und erhielt dafür von diesem alle Gelder, die zur Besoldung und Unterhaltung seiner Matrosen und Soldaten erfordert wurden. Anfangs hatten die Athener darüber große Freude; sie erfuhren aber bald zu ihrem Schrecken, daß sie dadurch in eine große Gefahr gebracht worden waren. Der Perser-König, Artaxerxes III. oder Ochus, ließ ihnen nämlich durch eine besondere Gesandtschaft drohen, daß er, wenn sie nicht auf der Stelle ihre Schiffe und Truppen aus den Gewässern von Kleinasien zurückzögen, ihre Feinde sowohl mit Geld, als auch mit dreihundert Schiffen unterstützen würde. Den Athenern blieb jetzt nichts Anderes übrig, als den Krieg mit ihren früheren Bundesgenossen durch einen schleunigen Frieden zu beendigen, zumal da auch der König Philipp II. von Macedonien ihnen von Tag zu Tag furchtbarer wurde, und da außerdem in Griechenland selbst ein neuer Krieg

entſtanden war. Im Friedensvertrage mußten ſie ſich dazu verſtehen, ihre Feinde als völlig freie und unabhängige Staaten anzuerkennen (355 v. Chr.). Es verſchwand alſo auf dieſe Weiſe das von Athen kaum erſt wiederhergeſtellte Übergewicht zur See wieder völlig.

VII. Die Unterwerfung Griechenlands unter die Oberherrschaft der Macedonier.

1. Geschichte Macedoniens bis auf König Philipp II.

Der Anfang der macedonischen Geschichte verliert sich, wie die älteste Geschichte jedes Volkes, in Sagen und Mythen. Die Macedonier, deren Abstammung nicht sicher bekannt ist, scheinen dem eigentlichen Kerne des Volkes nach griechischen Ursprungs gewesen zu sein; darauf deutet wenigstens der Umstand, daß die macedonischen Könige den Herkules für ihren Stammvater hielten. Auch die übrigen Griechen hatten diese Ansicht, und ließen deshalb die Könige von Macedonien zu den olympischen Spielen zu, an denen niemand Theil nehmen durfte, der seine griechische Abkunft nicht beweisen konnte. Die Sage nennt uns eine ganze Reihe von Königen, welche in der ersten Zeit über Macedonien geherrscht haben sollen. Die älteste Dynastie führt den Namen der Temeniden, weil Karanus, der erste jener Könige, ein Nachkomme des Herakliden Temenus gewesen sein soll.

Macedonien bestand in der ältesten Zeit aus dem Lande Emathia, welches im Hintergrunde des Busens von Salonichi um die Flüsse Axius oder Wardar und Erigon oder Bistritza lag. Die Bewohner desselben hatten schon früh mit den Päoniern und andern benachbarten Völkern von illyrischer oder thracischer Abkunft blutige Kriege zu führen, und wurden durch die an der Küste gegründeten griechischen Colonieen fast gänzlich vom Meere abgeschnitten. Jene Völkerschaften waren in kleine und von einander unabhängige Staaten zertheilt, und die

Macedonier konnten sich daher leicht gegen dieselben behaupten, zumal da sie Anhänglichkeit an ihre Könige hatten, und diese weniger danach strebten, die benachbarten Völker zu unterdrücken, als vielmehr ihnen einige Bildung mitzutheilen und sie dem macedonischen Staate förmlich einzuverleiben. Die Macedonier selbst standen zwar den Bewohnern des eigentlichen Griechenlands und seiner Colonieen an Bildung nach, hatten aber doch schon früh Antheil an der unter denselben aufblühenden Cultur, und unterschieden sich dadurch stets von den rohen Stämmen, welche ihr Land umgaben. Dies geht daraus hervor, daß ihre Könige schon früh an den olympischen Spielen Theil nahmen, zur Zeit der Perserkriege das athenische Bürgerrecht erhielten, mit Athen von alter Zeit her im Verhältniß der sogenannten Gastfreundschaft standen, und also schon längst mit den übrigen Griechen in einem fortdauernden Verkehr waren. Auch mußten die griechischen Pflanzstädte, welche an ihrer Küste gegründet wurden, einen fördernden Einfluß auf die Cultur des macedonischen Volkes haben, da ja die Blüthe und der Handel dieser Colonieen auf ihrem Zusammenhang mit dem inneren Lande beruhten.

Das macedonische Volk war wegen der beständigen Kriege mit seinen rohen Nachbarn arm, und ward dadurch lange Zeit in seiner weiteren Entwickelung gehemmt. Unter Darius I. mußte es sich den Persern unterwerfen und ihnen Tribut zahlen, es erhielt aber dafür eine bedeutende Erweiterung seines Gebiets nach Thracien hinein. Diese Tributpflichtigkeit begann unter dem Könige Amyntas I. und endete unter dessen Sohne Alexander I. Der Letztere mußte mit einem persischen Heere gegen die Griechen ziehen und ward von Mardonius zu der früher (Th. I. S. 376) erwähnten Botschaft an die Athener gebraucht. Nach der verderblichen Niederlage der Perser bei Platää erwarb er sich um seine griechischen Landsleute das Verdienst, daß er die nach dem Hellespont entfliehenden Reste des persischen Heeres, bei ihrem Durchzuge durch sein Land, überfiel und größtentheils vernichtete. Sein Sohn Perdikkas II., welcher in der ersten Hälfte des peloponnesischen Krieges lebte, trat in eine noch nähere Verbindung mit den Griechen, und befolgte eben dieselben Grundsätze, welchen später Philipp seine ersten Fortschritte verdankte. Während

nämlich die freien griechischen Staaten einen blutigen Krieg mit einander führten, suchte er zuerst Herr in seinem eigenen Lande zu werden, seine Unterthanen an einen regelmäßigen Kriegsdienst zu gewöhnen, und dann die Zwietracht der Griechen zur Befestigung und Erweiterung seiner Macht zu benutzen. Er nahm im Beginn des peloponnesischen Kriegs lebhaften Antheil an dem Zwiste zwischen Potidäa und Athen, schloß sich nachher ganz an die Spartaner an, und unterstützte die griechischen Colonieen auf der Halbinsel Chalcidike in ihrem Bemühen, sich dem Drucke der Athener zu entziehen. Freilich ahnete er nicht, daß er, als er jene Pflanzstädte ermunterte, Olynth zu befestigen und zu ihrem Vereinigungspunkt zu machen, seinen Nachfolgern gefährlichere Feinde gebe, als die Athener jemals gewesen waren.

Nach seinem Tode entstanden heftige Thronstreitigkeiten, welche, nach der Ermordung des rechtmäßigen Kronerben, damit endeten, daß Archelaus, ein natürlicher Sohn des Perdikkas, den Thron bestieg. Dieser König ist von allen macedonischen Herrschern bis auf Philipp II. der wichtigste und berühmteste, weil er das von seinen Vorgängern oft versuchte und immer wieder durch die Umstände gehemmte Unternehmen, das macedonische Volk bleibend auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben und den übrigen Griechen näher zu stellen, wirklich durchführte. Er legte die ersten Städte, Landstraßen und Festungswerke an, ermunterte den Ackerbau und die Gewerbe, und richtete sein Heer nach griechischen Grundsätzen ein. Außerdem verschaffte er auch der höheren Bildung der griechischen Nation einen Einfluß in seinem Lande, und machte sich bei den übrigen Griechen durch den thätigen Antheil, den er an der Poesie und Kunst derselben nahm, sehr beliebt. Er gewährte Dichtern und Künstlern die freundlichste Aufnahme, so daß sein Hof ein Sammelplatz der gebildeten griechischen Welt ward. Er trat mit Euripides und andern Tragikern seiner Zeit in persönlichen Verkehr, erwies ihnen an seinem Hofe ausgezeichnete Ehren, und ließ ihre Stücke mit großer Pracht aufführen. Die Zimmer seines Palastes ließ er durch den berühmten Maler Zeuris ausmalen, und er bezahlte für diese Arbeit gegen sieben Talente oder fl. 17,300 (9600 Thlr.), eine Summe, die man nach dem damals viel größeren Werth des

Geldes bis auf das Sechs- oder Achtfache erhöhen muß, um sie unseren Begriffen nach gehörig schätzen zu können. Aus allen Gegenden Griechenlands strömte man an des Archelaus Hof, um diese berühmten Gemälde zu sehen.

Nach dem Tode dieses Königs brachen von neuem blutige Zwiste um den Thron aus. Nicht weniger als fünf Prinzen des königlichen Hauses machten auf denselben Anspruch, und stritten lange gegen einander, bis endlich einer derselben, Amyntas II., sich mit Hülfe der Thessalier im Besitze der Herrschaft behauptete. Auch dieser König stand in ununterbrochenem Verkehr mit den Griechen, und suchte, wie sein Vorgänger, die Sitten und Künste derselben in seinem Lande einzuführen. Unter ihm gerieth Macedonien durch den Plan der Olynthier, eine Eidgenossenschaft aller griechischen Städte an der macedonischen und thracischen Küste zu bilden (s. oben S. 49), in die Gefahr, für immer von der Küste ausgeschlossen und in einen Zustand der Abhängigkeit versetzt zu werden. Die Olynthier hatten bereits ihre Macht auf Kosten des macedonischen Königs sehr ausgebreitet, und diesen sogar schon aus seiner Residenz Pella vertrieben, als die beiden Pflanzstädte Apollonia und Akanthus die Spartaner zu Hülfe riefen. Amyntas unterstützte in dem Kriege, welcher hierauf zwischen den Olynthiern und Spartanern geführt wurde, die Letzteren sehr eifrig, und erhielt nach der Besiegung der Ersteren den Besitz von Pella wieder. Doch blieben die Olynthier auch als spartanische Bundesgenossen immer noch sehr beschwerliche Nachbarn.

Nach Amyntas Tode trat wieder eine Zeit der Verwirrung ein. Die Gemahlin desselben, Eurydike, welche schon ihm selbst nach dem Leben getrachtet hatte, suchte auch ihre eigenen Söhne, die sie dem Amyntas geboren hatte, den Alexander II., Perdikkas III. und Philipp II., zu verdrängen, um den Thron ihrem Geliebten Ptolemäus, welcher von seiner Geburtsstadt den Beinamen des Aloriten führte, zu verschaffen. Dies und die Herrschsucht des Ptolemäus, dessen verwandtschaftliches Verhältniß zu Amyntas und seinen Söhnen nicht sicher bekannt ist, veranlaßte viele Verwickelungen und einen öfteren Thronwechsel. Dadurch wurden die Thessalier, Athener, Thebaner und Thracier in

die Angelegenheiten Macedoniens gezogen, sie übernahmen wechselsweise eine mehr oder weniger entscheidende Rolle, und machten zum Theil die macedonischen Könige von sich abhängig. Alexander II. bestieg nach Amyntas Tode zuerst den Thron, wurde aber, während er seine Macht auf Kosten der Thessalier auszubreiten suchte, von Ptolemäus bedroht. Dadurch ward Pelopidas, den die Thessalier gegen Alexander zu Hülfe gerufen hatten, nach Macedonien gezogen. Pelopidas legte den Zwist Alexander's mit Ptolemäus bei, zwang den Ersteren, welcher im Besitz des königlichen Thrones befestigt wurde, allen Ansprüchen auf Thessalien zu entsagen, und nahm den jungen Prinzen Philipp II. als Geißel mit nach Theben. Es ist jedoch nicht ganz ausgemacht, ob Philipp damals oder bei einer anderen Gelegenheit den Thebanern als Geißel übergeben wurde.

Die durch Pelopidas bewirkte Aussöhnung hatte nicht lange Bestand. Ptolemäus Alorites tödtete, in Verbindung mit Eurydike, den König Alexander, und bemächtigte sich, unter dem Namen eines Vormundes des jungen Perdikkas, der Regierung. Die Macedonier wollten ihn aber nicht als Regenten anerkennen, und erklärten sich der Mehrzahl nach für einen gewissen Pausanias, dessen Recht an den Thron uns unbekannt ist. Ptolemäus und Eurydike riefen gegen diesen den atheniſchen General Iphikrates zu Hülfe, welcher damals die auf der thraciſchen Küſte gelegene Stadt Amphipolis bekriegte. Pausanias wurde durch Iphikrates vertrieben, kehrte aber bald wieder zurück. Er hatte jedoch kaum den Thron wieder bestiegen, als eine thebaniſche Gesandtschaft in Macedonien erschien, um die Rechte des in Theben lebenden Philipp und seines Bruders Perdikkas zu sichern. Pelopidas und Ismenias, die beiden thebaniſchen Gesandten, versagten den Pausanias zum zweiten Male, und ordneten die Angelegenheiten des Landes in der Weise, daß Ptolemäus gegen das Versprechen, die Regierung nur als bloßer Vormund des Perdikkas führen zu wollen, den Thron bis zur Großjährigkeit desselben behalten sollte. Ptolemäus regierte nur noch kurze Zeit; er wurde schon im nächsten Jahr (366 oder 365 v. Chr.) von seinem Mündel Perdikkas ermordet.

Perdikkas III. herrschte ebenfalls nicht lange. Er ward im Kampfe mit den Illyriern erschlagen. Sein Sohn Amyntas war, als er starb, noch ein Kind. Aus diesem Umstand suchten die Feinde Macedoniens Vortheile zu ziehen, und das Land gerieth dadurch in die größte Gefahr. Die räuberischen Illyrier hatten bereits unter ihrem Häuptling Bardyllis einen Theil von Macedonien besetzt; Athen schickte ein Heer, um Argäus, einen Enkel des Archelaus, auf den Thron zu erheben, weil sie nachher mit dessen Hülfe die Stadt Amphipolis wieder erobern zu können hofften; die Thracier rüsteten sich zu einem Einfall in das Land, und wollten den von Iphikrates und den Thebanern vertriebenen Pausanias als Herrscher einsetzen; endlich verwüsteten auch die rohen Päonier die ihnen benachbarten Striche von Macedonien. In dieser bedenklichen Lage trat Philipp II. auf (361 v. Chr.), und rettete nicht allein das Land aus den ihm drohenden Gefahren, sondern erhob dasselbe auch nach und nach zur ersten Macht des ganzen südöstlichen Europa's. Er war anfangs nur vormundschaftlicher Regent an seines jungen Neffen Amyntas Stelle, wurde aber bald nachher, als er die Freiheit der Macedonier gerettet hatte, von dem Volke als wirklicher König anerkannt. Den bei Seite geschobenen Amyntas vermählte Philipp später mit einer seiner Töchter.

2. Philipp II. von Macedonien.

Philipp II., der durch seine fünfundzwanzigjährige Regierung (von 361 bis 336 v. Chr.) einer der wichtigsten Männer der alten Geschichte geworden ist, war schon als kleines Kind von seinem Vater Amyntas II. den Illyriern als Geißel übergeben worden, und hatte beim Beginn seiner Jünglingsjahre noch einmal dasselbe Loos. Er ward nämlich, wie bereits oben angegeben ist, von Pelopidas als Geißel mit nach Theben genommen. In welchem Jahre und bei welchem Anlasse dies geschah, ist nicht sicher bekannt; wahrscheinlich brachte ihn Pelopidas im Jahre 367 v. Chr. nach Theben. Eben deshalb weiß man auch nicht mit Bestimmtheit, wie lange Philipp in Theben verweilte; sein Aufenthalt daselbst umfaßte aber wenigstens drei Jahre, ein alter

99697

Schriftſteller verſichert ſogar, daß Philipp neun Jahre in Theben geblieben ſei. Philipp's längere Anweſenheit in Theben iſt einer der wichtigſten Umſtände ſeines Lebens; denn er erhielt hier die geiſtige Entwickelung und Anregung, welche ihn zu einem der größten Könige des Alterthums machten. Er lebte zu Theben mit Epaminondas und deſſen Freunden in täglichem Verkehr, beſuchte von dort aus andere griechiſchen Freiſtaaten, ward mit dem athenſchen Redner Iſokrates, mit den Philoſophen Plato und Ariſtoteles und andern großen Männern Griechenlands bekannt, und hatte ſo die beſte Gelegenheit, griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie die bürgerlichen Einrichtungen und das Kriegsweſen ſeiner Zeit mit Muße zu ſtudiren. Die einzelnen Umſtände ſeines Lebens in Theben ſind unbekannt.

Über ſeinem erſten Erſcheinen in Macedonien ſchwebt daſſelbe Dunkel, wie über ſeinem Aufenthalt in Theben. Nach der einen Angabe wäre er auf die Nachricht von dem Tode ſeines Bruders Perdikkas III. aus Theben nach Macedonien entflohen; nach einer andern und viel wahrſcheinlicheren aber war er ſchon vorher nach ſeiner Heimath zurückgekehrt. Je dunkler indeſſen Philipp's frühere Geſchichte iſt, deſto glänzender und gewiſſer iſt ſein Verdienſt in der folgenden Zeit. Er rettete, obgleich er bei ſeiner Thronbeſteigung erſt dreiundzwanzig Jahre alt war, Macedonien vom drohenden Untergang, und ordnete die ganze Verwaltung auf eine neue und feſtere Weiſe, nachdem alles, was ſeine Vorfahren gethan hatten, um Land und Volk nach griechiſcher Art einzurichten und griechiſch zu bilden, in den letzten Jahren untergegangen, und das Reich ſeiner Auflöſung nahe gebracht worden war.

Philipp befreite Land und Thron mit großer Gewandtheit bald von ihren Feinden. Er benutzte die Habſucht des thraciſchen Königs, und brachte ihn durch Geld dahin, daß er den Kron-Prätendenten Pauſanias nicht länger unterſtützte. Nachdem er ſo ſeine Herrſchaft gegen die Thracier ſicher geſtellt hatte, wandte er ſich gegen den furchtbarſten ſeiner Feinde, die Athener, welche dem Argäus dreitauſend Mann Hülfstruppen geſchickt hatten. Er verfolgte den Schützling der Athener, der in Macedonien nirgends Anhang gefunden hatte, und ſich deshalb mit ſeinen Truppen

wieder zurückzog, besiegte ihn in einem Treffen, in welchem Argäus selbst das Leben verlor, und machte dabei viele Gefangene. Diesen gab er insgesammt ohne Lösegeld die Freiheit, gegen die Athener unter ihnen aber benahm er sich besonders aufmerksam und freigebig, weil er durch Großmuth die Freundschaft Athen's zu gewinnen wünschte. Er behandelte dieselben sehr freundlich, gab ihnen ihr ganzes Gepäck zurück, und entließ sie mit einem Schreiben, in welchem er dem atheniſchen Volke seinen Wunsch aussprach, die freundschaftlichen Verhältnisse, die einst zwischen seinem Vater und Athen bestanden hatten, wiederherzustellen. Er versprach zugleich, daß er die Stadt Amphipolis, welche mit Athen seit langer Zeit um ihre Unabhängigkeit kämpfte, nicht unterstützen wolle. Die durch Philipp's Großmuth zur Dankbarkeit verpflichteten Athener nahmen sein Anerbieten an, und erneuerten den mit Amyntas geschlossenen Freundschaftsvertrag.

Nachdem Philipp auf diese Weise sich seines gefährlichsten Feindes nicht nur entledigt, sondern denselben auch für sich gewonnen hatte, richtete er seine Waffen gegen die Barbaren. Er benutzte den glücklichen Umstand, daß der König der Päonier kurz vorher gestorben war, und wandte sich zuerst gegen dieses Volk. Mit leichter Mühe wurde dasselbe in einer offenen Feldschlacht besiegt, aus Macedonien verjagt und sogar zur Tributpflichtigkeit gezwungen. Hierauf marschirte er mit seiner ganzen Kriegsmacht gegen die Illyrier, welche durch Bardyllis bereits an eine regelmäßige Kriegführung gewöhnt worden waren. In einer blutigen Schlacht, in welcher beide Theile auf's hartnäckigste stritten, und in der Philipp den ersten Beweis seines großen Feldherrntalents ablegte, wurden die Illyrier gänzlich geschlagen. Sie sollen in derselben nicht weniger als siebentausend Mann verloren haben, und mußten sich zu einem Frieden bequemen, in welchem sie alle von ihnen besetzten Städte Macedoniens wieder herausgaben.

Diese Begebenheiten fielen in die drei ersten Regierungsjahre Philipp's. Als wirklicher König war Philipp von seinem Volke schon ein Jahr nach dem Tode seines Bruders Perdikkas anerkannt worden. Seit der Besiegung der Illyrier war er nicht allein darauf bedacht, sein Reich zu erweitern, sondern er begann

auch im Innern desſelben Einrichtungen zu machen, durch welche der Grund zur macedoniſchen Weltherrſchaft gelegt wurde. Dieſe Änderungen in der Organiſation des Staats und des Heeres, welche Philipp nach und nach vornahm, bedürfen wegen ihrer großen Wichtigkeit einer ausführlicheren Darſtellung. Um daher den Zuſammenhang der Ereigniſſe ſelbſt nicht zu unterbrechen, ſcheint es am paſſendſten, vor der Angabe der Letzteren mit einigen Worten des großen macedoniſchen Königs Charakter und Geiſt, die übrigens allein aus den Thatſachen ſelbſt erkannt werden können, ſowie ſeine Schöpfungen im Staats- und Kriegsweſen zu ſchildern.

Philipp vereinigte alle Tugenden und alle Fehler ſeiner Zeit in ſich. Er war ſeinen angeborenen Talenten nach zum Feldherrn, Staatsmann und Alleinherrſcher geſchaffen, und beſaß alle Mittel, um den Griechen die monarchiſche Regierung, die eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden war, annehmlich zu machen. Sein Endzweck war die Herrſchaft über Griechenland und die Vereinigung der, ſeither durch ſtete innere Kriege gelähmten, Kräfte des griechiſchen Volks zur Eroberung des perſiſchen Reichs; aber Philipp wollte ſeine Herrſchaft nicht auf die Unterdrückung der Freiheit gründen, ſondern die beſtehenden Verfaſſungen und Formen erhalten, und als oberſter Leiter an der Spitze einer wahrhaft freien Nation ſtehen. Dieſes Ziel erreichte er nicht etwa durch die außerordentliche Klugheit, welche ihn bei ſeinen einzelnen Unternehmungen leitete, ſondern durch ſeinen großen Scharfblick, ſeine tiefe Erkenntniß der menſchlichen Natur und Verhältniſſe, und durch die Stellung, die er vermittelſt ſeiner geiſtigen Bildung der Zeit und der Nation gegenüber einnahm. Seine große Bildung und ſein angeborner Sinn für jede Wiſſenſchaft und Kunſt machten ihn ſelbſt der Ehre würdig, das Oberhaupt des gebildetſten Volkes zu ſein. Sie leuchten aus ſeiner ganzen Handlungsweiſe hervor, und geben ſich in allen ſeinen Unternehmungen zu erkennen. Philipp zeigte ſtets hohe Achtung gegen jede Art von geiſtiger Beſtrebung, erwies Dichtern, Künſtlern, Schauſpielern und Rednern von Talent ausgezeichnete Ehren, und ſuchte in ſeinem eigenen Lande griechiſche Sitten und griechiſchen Geiſt dadurch zu verbreiten, daß er die Bürger der

eroberten griechischen Küstenstädte seines Landes in das Innere des Reichs versetzte, und dagegen die Macedonier in die Küstenstädte verpflanzte. Am schönsten zeigte sich diese Seite von Philipp's Wesen in dem Umstand, daß er den Philosophen Aristoteles, welcher alle Kenntnisse und geistigen Bestrebungen der Griechen in sich vereinigte, zum Lehrer und Erzieher seines Prinzen Alexander auserkor, besonders aber in der feinen Art und Weise, mit der er diesen Mann darum ersuchte. Philipp schrieb nämlich unmittelbar nach der Geburt seines Sohnes Alexander dem Aristoteles, mit welchem er schon in seiner Jugend in Verkehr getreten war, einen Brief, der hier Platz finden mag, obgleich seine Echtheit nicht unbezweifelt ist: „Ich zeige dir an, daß ich einen Sohn erhalten habe. Ich bin den Göttern dankbar, nicht sowohl daß mir ein Sohn geworden ist, als vielmehr daß derselbe gerade in der Zeit geboren ward, in welcher ein Aristoteles lebt; denn ich hoffe, daß er von dir erzogen und gebildet und dadurch meiner selbst und seiner hohen Bestimmung würdig werden wird. Ich halte nämlich für besser, gar keine Kinder zu hinterlassen, als solche, die ihren Vorfahren Unehre machen!"

In sittlicher Rücksicht stand Philipp höher, als die entarteten Republikaner seiner Zeit; seine wahrhaft königliche Großmuth, seine Freundlichkeit und selbst sein Privatleben bildeten einen auffallenden Kontrast gegen die gewinnsüchtige, sophistische Gemeinheit der meisten Staatsmänner, welche damals die Republiken der griechischen Welt leiteten. Philipp war jedoch nicht frei von einzelnen und zum Theil groben Lastern, und steht in dieser Beziehung seinem Sohne weit nach. Allein auch diese Sittenlosigkeiten waren gewiß nicht so arg, als sie in den uns erhaltenen Schriften des Alterthums von politischen Gegnern des großen Königs oder von republikanisch gesinnten Geschichtschreibern dargestellt werden. Philipp liebte unter Andern den Trunk; aber die Sitten und Einrichtungen des macedonischen Volkes waren so beschaffen, daß bei ihnen, gerade wie unter den germanischen Völkern des Mittelalters, Gelage und Feste eine wichtige Rolle spielten, und daß, sowie noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an deutschen und nordischen Höfen, ein guter Staatsmann und Diplomat auch ein starker Trinker sein mußte. Diese

Eigenschaft war also einem macedonischen König ebenso unentbehrlich, wie die Gewandtheit und Feinheit im geselligen Leben, welche Philipp ebenfalls in hohem Grade besaß; und auch Philipp's Sohn, Alexander, der den Trunk nicht liebte, nahm deshalb doch wenigstens den Schein davon an, und suchte durch seine Unterhaltung den Generalen und Hofleuten die Zeit und Gelegenheit des Trinkens zu verlängern. Außerdem erzählt aber auch derselbe Schriftsteller, welcher den König Philipp wegen seiner Neigung zum Trunk am heftigsten tadelt, daß Philipp, wenn er zur Unzeit dem Weine gefröhnet, sich auf die Nüchternheit seines Feldherrn und Staatsmannes Antipater verlassen habe.

Ebenso, wie mit der Trinksucht Philipp's, verhält es sich mit den andern Lastern, welche von ihm berichtet werden. Sie waren ihm zur Erreichung seiner politischen Zwecke förderlich, weil dadurch der macedonische Adel enger an ihn gefesselt, und die Griechen, die an seinen Hof kamen, für ihn eingenommen wurden. Er selbst trug aber außerdem Sorge, daß diese Laster seine Staatsgeschäfte nicht beeinträchtigten. Philipp hatte an Possenreissern Gefallen, und trieb selbst öfters Possen; dies hing aber theils mit seiner Liebe zur Geselligkeit und mit seiner Laune zusammen, theils erfrischt ja oft nichts den männlichen Geist mehr und hält ihn mehr munter, als eine Kinderei zur rechten Zeit. Auch machten gerade die Sänger, Tänzer, Lustigmacher und Spieler, welche er zuweilen vor sich ließ, sowohl seinen eigenen Leuten, als auch den entarteten griechischen Patriciern und dem an dergleichen von jeher gewöhnten thessalischen Adel den Aufenthalt an seinem Hofe in hohem Grade angenehm. Außerdem sagt derselbe Schriftsteller des Alterthums, dessen Bemerkung über Philipp's Trinksucht so eben erwähnt wurde, zur Ehre dieses Königs, daß Philipp den Anblick des Antipater gescheut habe, wenn er einmal zur Unzeit sich mit dergleichen Dingen abgab. Bedenkt man endlich noch, welche Kraft und welches Temperament Philipp besaß, und wie angestrengt und umfassend zu allen Zeiten seine Thätigkeit war, so wird man in Betreff dieser Laster eher geneigt sein, einen solchen Mann zu entschuldigen, als die meisten zugleich entarteten und müßigen Griechen seiner Zeit.

Auch die Art und Weise des äußeren Lebens dieses Königs zeigt den großen Staatsmann und Feldherrn, der im Verfolgen eines würdigen Zieles die leeren Formen und eitlen Genüsse, welche dem Alltagsmenschen das Wichtigste sind, verschmäht und nur dann, wenn sie wirklich einen Werth haben, zuläßt. Philipp lebte im Kreise seiner Generale und Freunde einfach; wenn aber Feste gehalten oder Fremde und Gesandte griechischer Staaten empfangen werden sollten, dann mußte sein Hof die glänzendste Gestalt annehmen. Er suchte bei solchen Gelegenheiten den eitlen Athenern und andern Griechen durch Großartigkeit und Pracht zu imponiren; alles Kleinliche und alle Kargheit waren dann verbannt; und die für Gesandte getroffenen Einrichtungen, die Bewirthung derselben, die Sorge für ihre Behaglichkeit und die ganze Art der Gastfreundschaft überhaupt waren so beschaffen, daß sie auf alle, selbst auf die feindlich gesinnten Gesandten, den beabsichtigten Eindruck hervorbrachten.

Bei dem Streben nach der Oberherrschaft in Griechenland hatte Philipp den Vortheil, daß die Griechen selbst ihm durch ihre Entartung dazu behülflich waren. Schon durch die in dem Geiste und den Verhältnissen dieses Volkes eingetretene Veränderung war dem macedonischen Eroberer vorgearbeitet worden. Die herrschende Genußsucht und Geldgier verschafften seinem Golde den Eingang; das aufgekommene Söldnerwesen lieferte seinen Heere die besten Rekruten; und endlich mußte schon allein das Treiben des um Sold dienenden Raubgesindels und seiner Hauptleute viele unter den Griechen zu der Überzeugung drängen, daß es bei weitem besser sei, wenn einem erblichen und constitutionellen Herrscher auch die freien Staaten unterworfen würden, als wenn irgend ein roher Soldat oder Glücksritter sich denselben als Gebieter und Herr aufdränge.

Wie der neue Zustand der Dinge, welchen Philipp und sein Sohn in Griechenland herbeiführten, von diesen beiden Königen nicht etwa dem eigentlichen Sinne des Wortes nach geschaffen wurde, sondern in der Zeit selbst lag, und durch die Bemühungen Beider nur vollkommen entwickelt ward, so waren auch die Veränderungen und Einrichtungen, welche Philipp in seinem Stammlande Macedonien machte, schon längst vorbereitet. Philipp fan-

melte und ordnete die Ergebnisse dessen, was seine Vorfahren für die Umbildung des macedonischen Volkes stückweise gethan hatten, förderte die seither durch mancherlei Hindernisse zurückgehaltene Entwickelung desselben auf eine schnelle Weise, und führte die Bestrebungen früherer Könige zum Ziele.

Um diese von Philipp vollendete Umbildung und neue Einrichtung des macedonischen Königreichs klar zu erkennen und richtig zu beurtheilen, muß man den Nationalcharakter und die herkömmlichen Sitten der Macedonier berücksichtigen. Die macedonischen Einrichtungen hatten ursprünglich viel Ähnlichkeit mit den thessalischen, und in den Sitten wie in der Verfassung hatte sich bei den Macedoniern vieles aus der ältesten heroischen Zeit erhalten. Die Macedonier hatten, wie die Griechen des Homerischen Zeitalters, eine große Menge von Sklaven, sie liebten, wie diese, die Jagd, die Kriegsübungen und den Waffentanz, und hatten auch bei manchen Gelegenheiten die in der älteren griechischen Zeit allgemein herrschende Sitte, bei Tische zu sitzen, statt sich, wie die späteren Griechen thaten, zu lagern. Ebenso war auch das starke Trinken, welches überhaupt von jeder ritterlichen Heldenzeit unzertrennlich zu sein scheint, unter den Macedoniern herrschend; man pflegte viel und aus großen Humpen zu trinken, und die Trunkenheit war bei den Mahlen dieses Volkes eine nicht seltene Erscheinung.

Auch die Einrichtung des Reichs hatte viel Ähnliches mit der der alten Griechen und Germanen. Das Verhältniß des Königs zu seinem Adel war ein Verhältniß der Gleichheit, verbunden mit Unterordnung, und auch das Volk hatte dieselbe Stellung wie zur Zeit Homer's. Es konnte z. B. in Macedonien, wie bei den Homerischen Helden, kein Beschluß ohne die Zustimmung des Volkes oder doch wenigstens ohne den Schein seiner Zustimmung gefaßt werden. Ferner gehörte das Leben des Einzelnen der gesammten Nation an; deshalb war auch in Macedonien die Steinigung, d. h. eine durch die Hand Aller vollzogene Hinrichtung, die einzige Art der Todesstrafe. Der macedonische Adel war kriegerisch und mächtig, wie der thessalische; allein er hatte nicht, wie dieser, Leibeigene, sondern die Bauern waren freie Grundbesitzer, die sich jedoch dem Adel gern anschlossen, wenn dabei Ehre und Vortheil

zu erlangen war. Das Volk stand also zu den edeln Familien des Landes in demselben Verhältniß, wie diese zu dem König.

Nach allem diesem war ein macedonischer König das Oberhaupt einer mehr oder weniger militärischen Aristokratie. Er besaß, wie ein König der Homerischen Zeit, nur dann eine selbstständige Macht, wenn er kriegerische Talente hatte, also die dictatorische Gewalt eines Generals sich anzueignen wußte, und nöthigenfalls den ihm ergebenen und von ihm bezahlten Haufen zu seinen Zwecken zu benutzen verstand. Die beständigen Unruhen, von welchen die macedonische Geschichte redet, rührten daher, daß die in ihrem Einfluß auf den Staat gehemmten Könige nach einer unumschränkten Gewalt strebten, Widerstand in der Nation fanden, und mit Prätendenten zu kämpfen hatten, welche diese ihnen entgegensetzte. Durch solche unaufhörlichen inneren Zwistigkeiten sank, wie ehemals in Deutschland, das Ansehen und die Kraft der Nation gegen fremde Völker sehr herab. Die Thessalier, sobald sie einmal unter sich einig geworden waren, überwältigten Macedonien, und erhoben daselbst Könige auf den Thron oder stürzten sie. Die rohen Illyrier und andere Nachbarvölker räuberischer Art brachen häufig in das Land ein und plünderten es. Auf diese Weise unterlag das kräftige, nationalstolze und kriegerische Volk der Macedonier nicht selten der Willkür anderer Nationen, weil durch seine politischen Einrichtungen häufig innere Zwiste hervorgerufen wurden, und diese seine Kraft lähmten und zersplitterten.

Philipp änderte die bisherige Verfassung von Macedonien; aber er that dies in einer wahrhaft nationalen Weise und so, daß seine Änderungen nicht als eine neu geschaffene politische Einrichtung, sondern als eine neue und kräftigere Entwickelung der Nation anzusehen sind. Er ließ die Macedonier in ihren Rechten ungekränkt, wandelte aber die mehr oder weniger militärische Aristokratie, welche von jeher im Reiche bestanden hatte, in eine völlig militärische um, und suchte sie von dem Herrscher abhängig zu machen. Den Adel wußte er dadurch, daß derselbe ihn bei seinen Jagden, Kriegen und Festen umgab, an seine Person zu fesseln. Philipp nahm sich dabei wohl in Acht, die Hofordnung des persischen Königs und seiner Satrapen nachzuahmen, oder

Schranken und Klassen zu errichten; denn seiner Überlegenheit bewußt, bedurfte er dieser Formen nicht, er blieb deshalb immer der Erste unter Gleichen. Außer seinen Macedoniern, die den Kern seiner Macht bildeten, verschaffte er sich in Thracien, in den eroberten griechischen Städten und in Thessalien noch eine andere, weit größere Macht, über welche er, obgleich auch diesen Völkern mit nur wenigen Abänderungen ihre Rechte gelassen wurden, unumschränkt gebieten konnte. Ungeachtet es möglich gewesen wäre, mit Hülfe dieser Macht sich eine unbeschränkte Regierung in Macedonien zu verschaffen, so fiel es doch weder dem König Philipp noch seinem Sohne Alexander ein, ihre Monarchie in eine Despotie umzuwandeln. Beide zeigten im Gegentheil stets Achtung für freie griechische Kraft und für die bei ihrem eigenen Volke bestehenden constitutionellen Formen. Dadurch hatten beide Könige aber auch den Vortheil, daß ihre Macht und ihre Bestrebungen nicht die Macht und Angelegenheit eines Einzelnen, sondern die der Nation waren. Das alte Recht und das Selbstgefühl der Macedonier blieben bestehen, und der macedonische Adel in Philipp's Heer bildete einen politischen und militärischen Rath, den man fast mit dem römischen Senat der früheren Zeiten vergleichen kann. Auch die fremden Völker, welche Philipp seinem Scepter unterwarf, die Thessalier, Griechen und Thracier, behandelte er auf die ihnen eigenthümliche Weise. Er ließ denselben ihre Rechte und gewohnten Einrichtungen, und änderte nur soviel an denselben, als nöthig war, um seine Herrschaft sicher zu stellen und über die erworbene Macht ungehindert verfügen zu können. Bei jedem dieser Völker hatte er einen besonderen, dem Charakter derselben angemessenen Hauptzweck: das eine diente ihm vorzugsweise für seine Kriege, das andere aber zur Vermehrung seiner Einkünfte, oder auch blos um durch dasselbe einen Berührungspunkt mit andern Völkern zu erhalten.

Philipp's Macht war, ungeachtet aller beibehaltenen Freiheit und Gesetzmäßigkeit, eine eigentliche Militärmacht. Ebendeswegen ist die von ihm gemachte Einrichtung des Heeres von großer Wichtigkeit. Sie hing enge mit Philipp's politischer Einrichtung des Reichs zusammen, und beide Dinge zusammengenommen waren das, was ihm vorzugsweise die Oberherrschaft in Griechenland

verschaffte und sicherte. Philipp bildete die Kriegswissenschaft selbst weiter aus, und gründete darauf, daß er sie bei seinem Heere anwandte, die Macht, welche nachher seinem Sohne die Herrschaft der Welt verschaffte. Er benutzte dabei alle Erfindungen der ausgezeichneteren Söldner-Hauptleute, ihrer selbst aber bediente er sich nur dann, wenn sie in seinem Heere auf die Ehrenplätze Verzicht leisteten, und mit bloßem Geld-Vortheil vorlieb nahmen.

Die verschiedenen Truppengattungen, aus welchen Philipp sein Heer zusammensetzte, behielten die eigenthümliche Bewaffnungsart der einzelnen Theile des Landes, denen sie angehörten, und diese wurden nur soweit abgeändert, als es die Verbindung zu einem geordneten Ganzen und die militärische Klugheit erforderte. Wir finden daher in Philipp's Heer alle Truppengattungen, von der schwer gerüsteten Ritterschaft, wie sie im Mittelalter vorkam, an bis zu den Panduren und Kosaken des achtzehnten Jahrhunderts. Alexander und die aus seiner Schule hervorgegangenen Generale schritten auf dieser von Philipp betretenen Bahn weiter fort, und benutzten alles, was sie auf ihren Eroberungszügen bei irgend einem Volk Passendes fanden, für ihre militärischen Einrichtungen.

Den eigentlichen Grundbestandtheil von Philipp's Heer bildete die macedonische Nationalmacht, welche er nach der Art der griechischen schwerbewaffneten Bürgermacht oder der sogenannten Hopliten eingerichtet hatte. Er fügte derselben aber, zum Unterschied von dieser, auch eine nationale Reiterei oder eine Garde zu Pferd bei, welcher nicht allein die Griechen nichts Ähnliches entgegenstellen konnten, sondern die sogar vor den Rittern des römischen Volks, in Rücksicht auf ihre Zahl, Übung und Bewaffnung, Vorzüge hatte. Das Fußvolk ward aus dem Volke geworben, und bildete die sogenannte Phalanx; die Reiterei dagegen war der auserlesene Theil des macedonischen Adels. Beide stellten gleichsam den Ausschuß oder Kern der macedonischen Nation vor, und fochten als solcher, nicht aber als Soldaten im Dienste eines Eroberers. Philipp's und Alexander's Heer war also eine Nation, und hatte Nationalgefühl und einen eigenen Willen; dasselbe ward daher auch nie zum todten Werkzeug, und Alexander mußte auf

seinem Zuge in das ferne Indien umkehren, sobald seine Truppen sich weigerten weiter mit ihm zu ziehen. Die Phalanx stellte die Masse des Volks vor, und wurde als solche auch dann jedes Mal versammelt, wenn ein Gericht über Leben und Tod zu halten oder ein Beschluß von allgemeiner Wichtigkeit zu fassen war. Ebenso repräsentirte die zur Phalanx gehörige Reiterei, in Verbindung mit einer Garde zu Fuß, welche für den eigentlichen Dienst beim König bestimmt war, den macedonischen Adel, und setzte dem Freiheitsstolz der Griechen Nationalgefühl und Nationalstolz entgegen.

Die Phalanx, bei welcher Philipp die in Macedonien von alter Zeit her gebräuchlichen Evolutionen beibehielt, Alexander aber die der Spartaner einführte, war anfangs nur sechzehntausend Mann stark, wurde aber später sehr vermehrt. Sie ward, wenn der Boden und die Umstände es erlaubten, sechzehn Mann hoch aufgestellt, und bildete dann eine innig verbundene eiserne Masse, welche auch als Masse wirkte. Ihre Beweglichkeit erhielt sie durch die Leichtbewaffneten und Reiter, die stets auf den Flügeln standen. Die Soldaten hatten Schwerter, welche wie die römischen zugleich zu Hieb und Stich eingerichtet, aber größer und schwerer zu handhaben waren, als diese. Die Hauptwaffe war die Sarissa, ein nicht weniger als ein und zwanzig Fuß langer Speer. Wegen dieser Länge ragten die Sarissen von fünf Gliedern vorne an der Fronte hervor; die übrigen Glieder legten ihre Speere auf die Schultern der vor ihnen Stehenden, wodurch die Schwenkungen ungemein erleichtert wurden. Die Schilder waren so groß, daß sie den ganzen Körper deckten.

Die zur Phalanx gehörende Reiterei, welche das Agema der Hetären d. h. die Schaar der Freunde und Genossen des Königs genannt wurde, und zugleich auch einen Theil der königlichen Garde bildete, scheint nie stärker als zwölfhundert Mann gewesen zu sein. Sie war in Ilen oder Schwadronen abgetheilt, die den Abtheilungen der Phalanx entsprachen. Die einzelnen Schwadronen waren wahrscheinlich so zusammengesetzt, daß jede aus dem Adel einer andern Gegend Macedoniens bestand. Die Anführer der Schwadronen hatten wegen dieses Umstands und vermöge ihrer Geburt einen angesehenen Rang. Diese Reiterei war

durchaus schwer gerüstet, wie die der Thessalier, deren Einrichtung wahrscheinlich zum Muster genommen war.

Die ebenfalls aus Adeligen bestehende Garde zu Fuß oder die königliche Leibwache führte den Namen Pezetären d. h. die Freunde oder Genossen zu Fuß, und wurde wegen ihrer langen Schilder oft auch das Corps der Hypaspisten d. h. der Schildtragenden genannt. Sie bestand aus dreitausend Mann, und ihre Bewaffnungsart scheint von der der Phalanx nicht wesentlich verschieden gewesen zu sein, mit der alleinigen Ausnahme, daß die Pezetären längere und schwerere Schilder und Sarissen hatten. Außer diesem Corps gab es noch eine andere Garde zu Fuß, welche aus dem niederen macedonischen Adel genommen war, und die Schaar der Argyraspiden d. h. der Garde mit silbernen Schildern hieß, weil sie Schilder hatte, die mit silbernen oder übersilberten Platten belegt waren. Die Argyraspiden scheinen nach dem Muster der sogenannten Peltasten oder halb schwer, halb leicht bewaffneten Fußgänger des Iphikrates gebildet worden zu sein; sie hatten einen leichteren Schild und einen weniger schwer zu handhabenden Speer, als die Soldaten der Phalanx. Die dadurch bewirkte größere Beweglichkeit machte, daß dieses Corps besonders häufig gebraucht wurde, und nicht wenig zum Kriegsruhm der Macedonier beitrug.

Aus diesen verschiedenen Truppenarten bestand der rein macedonische Theil von Philipp's Heer. Die Truppen der unterworfenen und verbündeten Völker benutzte Philipp je nach ihrer besonderen nationalen Bewaffnungs- und Streitart. Aus dem thessalischen Adel z. B. bildete er eine schwer gerüstete Garde zu Pferde, welche ebenso stark war als die des macedonischen Adels, und dieser an Tüchtigkeit gleichstand; die halbrohen thracischen Stämme dagegen lieferten ihm theils Bogenschützen, theils eine leichte Reiterei, die etwa mit den Kosaken und Husaren der neueren Zeit zu vergleichen ist.

3. Philipp's II. Verhältniß zu Griechenland bis zum dritten heiligen Krieg.

Nachdem Philipp die Angriffe innerer und äußerer Feinde auf sein Reich zurückgeschlagen hatte, suchte er die Macht und die

Grenzen desselben zunächst nach der Küste hin zu erweitern, und namentlich die Athener von derselben zu verdrängen. Diese führten mit der Stadt Amphipolis, welche sich ihnen nicht unterwerfen wollte, schon seit langer Zeit Krieg, sie waren aber gerade damals nicht allein zugleich mit den Euböern und den Thebanern in Zwist gerathen, sondern ihre ganze Macht wurde auch durch den ausbrechenden Bundesgenossenkrieg in Anspruch genommen. Philipp benutzte diese Lage der Athener, und bot ihnen an, Amphipolis für sie zu erobern, wenn sie dagegen die in ihrer Gewalt befindliche macedonische Küstenstadt Pydna, einen Ort von viel geringerer Bedeutung, ihm überlassen wollten. Die Athener ließen sich durch dieses Anerbieten täuschen, und Philipp brach sogleich auf, um Amphipolis zu erobern. Durch das Einverständniß mit einer Partei in Amphipolis gelang es ihm, sich dieser Stadt zu bemächtigen (358 v. Chr.); er trat dieselbe aber nicht den Athenern ab, sondern vereinigte sie mit dem macedonischen Reich.

Hierauf ward Olynth, obgleich diese Stadt vorher den Königen von Macedonien stets feindlich gewesen war, durch ein Bündniß an Philipp's Interesse geknüpft. Der König trat den Olynthiern die Stadt Anthemus, welche von ihnen schon lange in Anspruch genommen wurde, ab, und versprach ihnen bei der Eroberung der am Busen von Salonichi gelegenen und den Athenern unterworfenen Städte Pydna und Potidäa Hülfe zu leisten, weil er diese lieber in ihrer als der Athener Gewalt sehe. Beide Städte wurden von ihm eingenommen und hierauf sogleich den Olynthiern übergeben; denn es galt dem schlauen König damals noch nicht um den Besitz dieser Plätze, sondern blos darum, daß die Athener ihrer Festungen in seinem Lande und dessen Nähe beraubt würden. Die Eroberung von Pydna fand wahrscheinlich im Jahre 358 v. Chr. Statt, die der Stadt Potidäa aber, welche eine lange und hartnäckige Belagerung aushielt, im folgenden Jahre. Einige Geschichtschreiber des späteren griechischen Alterthums sagen, daß Philipp an demselben Tage, an welchem er Potidäa einnahm, zugleich drei freudige Nachrichten erhalten habe, nämlich die von der Geburt seines Sohnes Alexander, die von dem Siege seiner Rosse in den olympischen Spielen und die Nachricht von einem andern Siege, welchen sein General Parmenio

über die von neuem in Macedonien eingebrochenen Illyrier erfochten hatte. Eine sorgfältige Untersuchung der Begebenheiten lehrt jedoch, daß jene Schriftsteller höchst wahrscheinlich die wirkliche Zeitfolge der Ereignisse dem theatralischen Effect, welchen ein solches Zusammentreffen hervorbringen mußte, aufgeopfert haben. Der Sieg über die Illyrier und der in Olympia mögen wohl kurz vor der Eroberung von Potidäa erhalten worden sein; die Einnahme von Pydna aber fällt vermuthlich in das vorhergehende Jahr, und Alexander wurde höchst wahrscheinlich erst im Jahre 356 v. Chr. geboren.

Philipp benahm sich bei dem Streben, die athenische Macht aus der Nähe von Macedonien zu verbannen, sowie bei seinen ferneren Bemühungen um die Erweiterung seiner Herrschaft mit bewunderungswürdiger Schlauheit. Er kannte seine Feinde genau, und wußte sie im Interesse seiner Plane sehr geschickt zu täuschen. Namentlich gelang ihm dies vollkommen mit den Athenern, welche sich in einem unverbesserlichen Zustande der Entartung befanden. Die Athener waren damals so erschlafft, daß sie nicht allein den gemeinen Kriegsdienst, sondern sogar die Anführung großer Heere gedungenen Fremdlingen überließen. Von einem Streben für das gemeine Beste waren überhaupt nur sehr wenige Bürger Athen's beseelt, jeder dachte blos an sich und seinen eigenen Vortheil; Üppigkeit und Prachtliebe nahmen in demselben Grade zu, in welchem der allgemeine Reichthum und die Handelsgröße Athen's abnahm; manche Bürger lebten wie Fürsten, und prahlten mit dem Glanze und den Sitten verdorbener Höfe; das Unzureichende der rechtlichen Mittel der Existenz endlich trieb die angesehensten Männer des Staats zu argen Betrügereien und zu einer schmählichen Verkäuflichkeit, so daß ein längeres Fortbestehen der rein demokratischen Verfassung eine Unmöglichkeit war, und der Staat bis zu dem Untergang derselben in allen seinen Unternehmungen schlecht geleitet sein mußte. Philipp zog aus diesen Zuständen und Verhältnissen den besten Nutzen. Durch Geld verschaffte er sich in Athen eine Partei, welche das Volk für ihn bearbeitete und, wenn dieses etwa nicht für ihn zu gewinnen war, wenigstens jede entscheidende Maßregel gegen ihn verzögerte. Diese macedonische Partei in Athen, an deren Spitze in der ersten Zeit

Philipp's Philokrates, ſpäter aber der Redner Aeſchines ſtand, und welcher eine andere Partei unter der Leitung des Demoſthenes entgegenwirkte, ward durch Philipp's Schlauheit und Gewandtheit auf jede Weiſe und bei jeder Gelegenheit unterſtützt. So gab er ihr z. B. bei der Eroberung von Potidäa dadurch ein treffliches Mittel an die Hand, ihn zu loben und das Volk irre zu führen, daß er damals ebenſo, wie früher bei der Beſiegung des Kron-Prätendenten Argäus, die gefangen genommene atheniſche Mannſchaft auf eine freundliche und ehrenvolle Weiſe entließ. Wie in Athen, ſo verſchaffte Philipp ſich auch in andern griechiſchen Staaten vermittelſt der Beſtechlichkeit und Eitelkeit der leitenden Männer eine Partei, und machte dadurch nach und nach Griechenland von ſich abhängig, noch ehe er dasſelbe mit den Waffen unterwerfen konnte.

4. Philipp's Unternehmungen in Thracien und die frühere Geſchichte dieſes Landes.

Philipp's Plane richteten ſich, nach der Eroberung von Potidäa, zunächſt auf Thracien, und dieſes ſeither, in Bezug auf die Menſchheit im Allgemeinen, ganz bedeutungsloſe Land erhielt jetzt als Provinz von Macedonien, ſowie unmittelbar nachher als beſonderes Königreich zum erſten Male eine Wichtigkeit für die Weltgeſchichte. Deswegen iſt es nöthig, vor der Erzählung des weiteren Verlaufs der Begebenheiten die Verhältniſſe des thraciſchen Volkes und ſeine ſeitherige Geſchichte mit wenigen Worten anzudeuten.

Die Thracier bewohnten ein Land, welches im Alterthum ſeiner vielen Wälder und Sümpfe wegen ein rauheres Klima hatte, als jetzt. Sie waren in viele Völkerſchaften zertheilt, und durch die an ihrer Küſte gegründeten griechiſchen Pflanzſtädte vom Meere abgeſchnitten. Dieſe Verhälniſſe hatten die Wirkung, daß das thraciſche Volk lange auf einer niederen Stufe der Cultur ſtehen blieb, und ſich der übrigen Welt nur durch ſeine wilde Tapferkeit und durch die ewigen Kriege der verſchiedenen Stämme unter einander bekannt machte. Unter Darius I. wurde Thracien, welches damals ſehr ſtark bevölkert war, den Perſern unterworfen. Dies war für das Land von großer Wichtigkeit;

denn durch die persische Herrschaft, welche mehr als dreißig Jahre in Thracien bestehen blieb, wurden manche der dortigen Völkerschaften an eine regelmäßige Regierung gewöhnt, und die wilden Bergvölker auf ihre Ursitze eingeschränkt. Der unglückliche griechische Feldzug des Xerxes und die Vernichtung seiner Herrschaft auf der europäischen Seite des ägäischen Meeres hatte für Thracien den wichtigen Erfolg, daß dadurch der Anlaß zur Entstehung eines eigentlichen Staates und größeren Reiches gegeben wurde.

Dieses neugeschaffene Reich war das der Odrysen, einer in der östlichen Hälfte von Süd-Thracien, um den Hebrus-Fluß oder die heutige Maritza wohnenden Völkerschaft. Das wichtigste der Völker, welche neben den Odrysen im Westen des südlichen Thraciens ihre Sitze hatten, waren die Päonier, welche nordöstlich von Macedonien, gegen den oberen Axius oder Wardar-Fluß hin wohnten, und zu denen auch die als Bogenschützen und leichte Truppen berühmt gewordenen Agrianer gehörten. Die längs der Donau hin sich erstreckende nördliche Hälfte von Thracien hatten zu Darius Zeit die Triballer und Geten inne; jene wohnten im heutigen Servien, diese im Osten desselben bis zur Küste des schwarzen Meeres. Die Letzteren verließen aber zur Zeit Alexander's des Großen ihren seitherigen Wohnsitz, und siedelten sich auf der Nordseite der Donau an.

Als die persische Herrschaft aus Thracien schwand, erhoben sich die Odrysen unter einem König, welcher Teres hieß. Sie unterwarfen sich einige kleineren Völkerschaften, und traten auch mit den benachbarten griechischen Colonieen in näheren Verkehr. Teres Sohn, Sitalkes, welcher zur Zeit des peloponnesischen Kriegs lebte, und mit Athen verbündet war, breitete seine Herrschaft noch weiter aus. Unter Seuthes aber, dem Nachfolger des Sitalkes, erreichte die Macht der Odrysen ihre größte Höhe; das Reich erstreckte sich damals von der Südküste Thraciens und vom Nestus- oder Karasu-Flusse an bis zur Donau; auch griechische Colonieen wurden dem Beherrscher desselben tributpflichtig, und die Einkünfte des Staats beliefen sich auf mindestens achthundert Talente oder zwei Millionen Gulden (1,160,000 Thlr.). Die odrysische Macht hatte aber kaum ihren Gipfel erreicht, als sie auch schnell zu sinken begann. Schon Sitalkes hatte am Ende seiner Re-

gierung eine schwere Niederlage durch die Triballer erlitten, von seinem nächsten Nachfolger aber fielen schon einige der unterworfenen Stämme ab. Ihrem Beispiele folgten bald andere Stämme, und die Odrysen verloren auf diese Weise schnell ihre ganze Macht und Bedeutung. Die Odrysen waren übrigens während ihrer Herrschaft nur bis zum Beginne einer Cultur gekommen, und ihr Reich hatte aus einem Gemische vieler Völkerschaften bestanden, welche nur durch äußere Gewalt zusammengehalten wurden, und nothwendiger Weise beim ersten Stoß, den die ihnen gebietende Macht erlitt, sich von einander trennen mußten. So viele Truppen auch der König der Odrysen in den Krieg führen konnte, so bildeten dieselben doch kein eigentliches Heer, sondern eine untergeordnete, zuchtlose Masse, welche nur mit den Schwärmen der Kosaken, der Tataren und ähnlicher Völker verglichen werden konnte. Der Kern der Macht war sehr klein, und die odrysischen Könige der folgenden Zeit hingen deswegen auch ganz von gemietheten griechischen Truppen und deren Generalen ab.

Die von Seuthes abgefallenen Völkerschaften sanken in ihre frühere Verwilderung zurück; nur eines derselben bildete ein kleines Reich im südlichen Thracien, welches neben dem odrysischen fortbestand, es erlangte aber niemals die Bedeutung, welche dieses früher gehabt hatte. Der Zustand von Thracien überhaupt war in den Zeiten nach Seuthes wieder, wie früher, ein verwirrtes, räuberisches Treiben der einzelnen Stämme, deren Macht mit dem Glück stieg und mit dem Unglück sank. Zur Zeit des Iphikrates herrschte im südlichen Thracien Kotys, der Häuptling eines dieser Stämme. Dieser wurde durch griechische Soldtruppen, welche er in seine Dienste genommen hatte, so mächtig, daß er durch die Pracht seines Hofes und die Üppigkeit seiner Mahle selbst die Griechen in Erstaunen zu setzen vermochte. Kotys war übrigens ein bloßer Raubfürst, der seine Herrschaft blos darum auszudehnen suchte, um seine schwelgerischen Genüsse vermehren zu können; er zeichnete sich außer seinem Reichthum und roh sinnlichen Leben nur durch Wuth und Grausamkeit aus. In Onokarsis, einer seiner Sommer-Residenzen, hatte er die schönsten Gärten und Lustwälder anlegen lassen, und hier fröhnte er vorzugsweise seiner Schwelgerei und Wollust. Er trat mit Athen in

Verbindung, gerieth aber nachher, wegen seiner Raubzüge gegen die atheniſchen Bundesſtädte in Thracien, mit den Athenern in Krieg, und ſo ſehr hatte das Nationalgefühl der Griechen ſich abgeſtumpft, daß damals Iphikrates dieſem Barbaren gegen ſeine Vaterſtadt Hülfe leiſtete. Iphikrates heirathete Kotys Tochter, wurde aber deſſen ungeachtet ſpäter von ihm entlaſſen, und durch Charidemus, einen der roheſten und ausſchweifendſten Söldner-Häuptlinge, erſetzt. Kotys trieb zuletzt ſeine Völlerei, Wolluſt und Grauſamkeit bis zum Wahnſinn, und ſtarb durch die Hand zweier Bürger der thraciſch-griechiſchen Seeſtadt Aenos.

Der Tod des Kotys brachte im ſüdlichen Thracien eine große Verwirrung hervor, welche den Athenern ſehr zu Statten kam. Die drei Söhne dieſes Königs, Kerſobleptes, Beriſades und Amadokus, welche nach dem Willen des Vaters die Herrſchaft unter ſich theilen ſollten, entzweiten ſich ſogleich mit einander. Kerſobleptes gewann den Charidemus mit ſeinen Söldlingen für ſich, der beiden andern Brüder aber nahmen ſich die Athener an. In dem Kriege, welcher dadurch entſtand, wurde Kerſobleptes zuletzt dahin gebracht, daß er den Athenern den Beſitz des Cherſoneſus oder der auf der Weſtſeite des Hellespont gelegenen Halbinſel abtreten mußte; zu gleicher Zeit aber bot die Zwietracht der Beherrſcher von Süd-Thracien dem König Philipp eine vortreffliche Gelegenheit dar, ſeine Macht in dieſem Lande auszubreiten.

Für den macedoniſchen König, der ſchon zu Kotys Zeit einen Eroberungszug nach dem ſüdlichen Thracien gemacht hatte, war dieſes Land aus mehr als Einem Grunde wichtig. Im Norden der Stadt Amphipolis befanden ſich reiche Goldbergwerke, deren jährlicher Ertrag auf tauſend Talente oder 2,600,000 Gulden (1,450,000 Thlr.) angeſchlagen wurde, und die, wenn Philipp ſich ihrer zu bemächtigen vermochte, ihm als eine neue Erwerbsquelle ſehr vortheilhaft werden mußten. Außerdem verſchaffte ihm die Unterwerfung thraciſcher Stämme ohne Mühe eine große Zahl von Truppen, die er als Leichtbewaffnete zu Fuß und zu Pferd vortrefflich gebrauchen konnte. Endlich aber wußte Philipp, daß, wenn er einmal Herr des inneren Landes ſei, die griechiſchen Pflanzſtädte auf der Küſte ihm ſchwerlich lange widerſtehen könnten, und

daß durch die Bezwingung dieſer Städte zugleich die Athener, welchen dieſelben theils unterworfen, theils verbündet waren, in ihrer Macht ſehr beeinträchtigt werden würden. Philipp hatte bald nach der Einnahme von Potidäa ſich der erwähnten Goldminen bemächtigt, und zur Behauptung derſelben in ihrer Nähe eine feſte Stadt angelegt, welche den Namen Philippi erhielt, und mit Griechen und Macedoniern bevölkert wurde. Nachdem er hierauf eine Zeitlang auf andern Seiten ſeines Reichs beſchäftigt worden war, benutzte er den Zwiſt der Beherrſcher von Süd-Thracien, von denen einer ihn um Hülfe gebeten hatte, zu weiteren Eroberungen in dieſem Lande. Er entriß dem Kerſobleptes einen Theil ſeines Gebiets, und ſuchte hierauf von dort aus den Athenern den Beſitz des Cherſones zu verkümmern.

5. Philipp's fernere Unternehmungen und der dritte heilige Krieg bis zur Eroberung von Olynth.

Während Philipp durch Eroberungen in Thracien ſeine Macht vermehrte und feſter gründete, hatte er auch im Süden von Macedonien ſeinem großen Plan der Unterwerfung von Griechenland vorgearbeitet. Er war nämlich von den Theſſaliern gegen die mächtige, im Norden des Landes herrſchende Familie der Alenaden zu Hülfe gerufen worden, und hatte in ſeinem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe nicht geſäumt, dieſem Geſuche Folge zu leiſten. Er war nach Theſſalien geeilt, und hatte das Land durch einen ſiegreichen Kampf bald von der unerträglichen Herrſchaft jener Familie befreit. Dafür hatten ihm die Theſſalier das Recht gewährt, in einigen ihrer Häfen und Handelsſtädte Zölle zu erheben, und Philipp erfreute ſich alſo jetzt des großen Vortheils, daß er mit Einem Fuße in dieſem Lande ſtand, und ſeine Herrſchaft ſowohl in Theſſalien ſelbſt, als auch von dort aus nach dem übrigen Griechenland hin um ſo leichter ausbreiten konnte.

Unmittelbar nach den Eroberungen, welche Philipp auf Koſten des Kerſobleptes im ſüdlichen Thracien gemacht hatte, wandte er ſich gegen das im Lande Pierien gelegene Methone, die einzige noch unabhängige Stadt zwiſchen Macedonien und Theſſalien. Er erſchien unerwartet vor Methone, konnte daſſelbe aber doch erſt nach einer langen und hartnäckigen Belagerung einnehmen, bei

welcher er selbst durch einen Pfeilschuß das rechte Auge verlor. Er war zwar über den Widerstand der Methoner sehr erbittert, und schleifte ihre Stadt, gewährte ihnen aber freien Abzug, und wies ihnen andere Wohnsitze an (353 v. Chr.).

Kaum hatte Philipp auf diese Weise die Straße nach Thessalien von allen noch übrigen Hemmnissen befreit, als ihm der phokische oder dritte heilige Krieg eine willkommene Gelegenheit darbot, zu gleicher Zeit Thessalien ganz an sein Reich zu knüpfen und einen Versuch auf das eigentliche Griechenland zu machen. Dieser Krieg, welcher von 356—346 v. Chr. geführt wurde, gab dem macedonischen König das Mittel an die Hand, auf eine gewissermaßen rechtmäßige Weise zur Oberherrschaft in Griechenland zu gelangen, und erhielt dadurch eine bei weitem größere Wichtigkeit, als die beiden anderen heiligen Kriege, welche in früheren Zeiten geführt wurden. Die Letzteren hatten für die allgemeine Geschichte nur eine untergeordnete Bedeutung; der dritte heilige Krieg aber brachte nicht allein Macedonien an die Spitze der griechischen Staaten, sondern bewirkte auch, in Folge der während desselben Statt gefundenen Beraubung des reichen delphischen Orakels, eine große Umwälzung im religiösen und moralischen Leben der Griechen, sowie in allen ihren auf Geld und Geldumlauf beruhenden Verhältnissen. Dieser wichtige Krieg wurde durch die Amphiktyonen selbst herbeigeführt.

Der delphische Amphiktyonen-Bund, welcher seit uralter Zeit bestand (s. Th. I. S. 263), hatte die Beschützung des Tempels und Orakels zu Delphi und die Erhaltung des alten verwandtschaftlichen Bandes von zwölf Völkerschaften, die sonst auf jede Weise von einander getrennt waren, zu seinem eigentlichen Zwecke. Ein heiliger, unter furchtbaren Verfluchungen geleisteter Eid verpflichtete die Glieder des Bundes zur Unterhaltung und Beschützung des Apollo-Tempels zu Delphi, zur Sorge für die gemeinschaftlichen Feste in demselben und zur Schonung der Mitverbündeten im Kriege. Wenn jemand, hieß es namentlich in diesem Eide, sich an dem Eigenthum des delphischen Gottes vergreife, dann wolle man mit Hand, Fuß und Stimme und mit aller Macht zur Rache gegen ihn behülflich sein. Jede der zwölf Völkerschaften, aus welchen die delphische Amphiktyonie bestand, hatte in der Bundes-

versammlung zwei Stimmen, welche durch eine beliebige Anzahl von Gesandten abgegeben wurden, und mitunter nicht anders als durch mehrere abgegeben werden konnten, weil manche alte Völkerschaft, wie z. B. die der Dorer und Jonier, nach und nach in mehrere Staaten zerfallen war, und jeder von diesen das gleiche Recht an die zwei Stimmen seines ursprünglichen Stammes hatte. Die uralten Gesetze, welche im Amphiktyonen-Bunde kleinen und großen Staaten vorgeschrieben waren, hatten sich durch alle Zeiten hindurch erhalten, obgleich in den meisten vorkommenden Fällen nicht daran zu denken gewesen war, daß dieselben in Ausführung gebracht wurden. Die Versammlung stand natürlich stets unter dem leitenden Einflusse desjenigen Staates, welcher gerade das Übergewicht hatte, und die Abgeordneten brachten auch nur dann eine Anklage vor, wenn sie die Ausführung des von ihnen gegen einen der verbündeten Staaten beantragten Spruches im Voraus erwarten konnten. Die Thätigkeit der Bundesversammlung beschränkte sich daher auch bis zur thebanischen Zeit fast blos auf die Anordnung der Feste und Opfer des delphischen Tempels, und nur sehr selten übten die versammelten Amphiktyonen eine richterliche und strafende Gewalt aus. Der Grund davon lag wahrscheinlich darin, daß die drei Hauptvölker Griechenlands, die Spartaner, Athener und Thebaner, deren untergeordnete Verbündete die übrigen Theil nehmenden Staaten waren, sich in der Versammlung ungefähr das Gleichgewicht hielten, meist in offenem Kriege mit einander waren, und daher der geistlichen Waffen, welche das Gericht der Amphiktyonen darbot, nicht bedurften. Dies änderte sich nach der Schlacht bei Leuktra. Die Thebaner, welche seitdem, durch die von ihnen erlangte Stellung unter den Griechen, über die Mehrzahl der Stimmen geboten, wollten aus dem Amphiktyonen-Bunde eine politische Maschine machen, mit der sie andere Staaten demüthigen könnten. Sie suchten also der Versammlung der Amphiktyonen eine größere Bedeutung zu verschaffen, indem sie sich das Ansehen gaben, als wenn die alte Ordnung des Cultus und die Heiligkeit des geleisteten Eides wiederhergestellt werden sollte.

Gleich nach der Schlacht bei Leuktra klagten die Thebaner den spartanischen Staat bei dem Amphiktyonen-Gericht wegen der un-

gerechten Besetzung der Burg von Theben an. Bald nachher erhoben sie eine zweite Anklage gegen die Spartaner, weil diese, was allerdings ein Bruch des amphiktyonischen Eides war, in Böotien arge Verheerungen angerichtet, und sogar ganze Städte zerstört hatten. Die Versammlung der Amphiktyonen verurtheilte, auf Betreiben der Thebaner, die Spartaner zu einer Geldbuße von fünfhundert Talenten oder 1,300,000 Gulden (723,000 Thlrn.), und fügte ihrem Spruche sogar noch die Erklärung bei, daß, wenn diese Summe nicht innerhalb einer bestimmten Frist bezahlt würde, sie alsdann verdoppelt werden sollte.

Um dieselbe Zeit, in welcher dieser harte Spruch erlassen wurde, bedienten sich die Thebaner des Amphiktyonen-Bundes noch gegen einen anderen ihrer Feinde, nämlich gegen die mit Sparta befreundeten Phokier. Diesen ward ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie gewisse wüste Ländereien, welche dem delphischen Gotte gehörten, den Phokiern aber unentbehrlich geworden waren, angebaut hatten. Die Amphiktyonen geboten dem phokischen Volke, diese Ländereien wieder zu räumen, und legten ihm zugleich eine Geldstrafe auf, welche ebenso, wie die der Spartaner, die Kräfte der Verurtheilten überstieg. Da die Phokier sich dieser Strafe nicht unterwerfen wollten und konnten, so erließen die Amphiktyonen einen neuen Spruch, der zugleich auch die Spartaner traf und dahin lautete, daß alle Staaten, welche die von dem Amphiktyonen-Gericht ihnen auferlegte Summe nicht gezahlt hätten, mit dem Banne belegt wären (356 v. Chr.). Dies trieb die Phokier und die Spartaner zum Kriege. Beide Völker rüsteten sich; aber die Spartaner fanden nicht für gut, sich mit den Phokiern, von welchen sie darum gebeten wurden, zu verbünden, sondern sie benutzten vielmehr den Krieg dieses Volks mit den Thebanern, um, während die Letzteren im Norden beschäftigt waren, sich selbst ihre frühere Macht im Peloponnes wieder zu verschaffen. Sie griffen (354 v. Chr.) die Messenier und die arkadische Stadt Megalopolis an, jene, um sie wieder unter das alte Joch zu beugen, diese, um die Bewohner derselben zu zwingen, sich in die Dörfer zu zerstreuen, aus deren Vereinigung Megalopolis entstanden war. Die Thebaner eilten den Angegriffenen mit einem Heere zu Hülfe, und es kam nach einem kurzen, mit wechselndem Glücke geführten

Kriege zu einem Vergleich, welcher die Dinge im alten Zuſtand ließ (352 v. Chr.).

Unterdeſſen hatten auch die Phokier ihren Krieg begonnen, welcher unter dem Namen des phokiſchen oder dritten heiligen Kriegs durch ſeinen Ausgang eine große und allgemeine Wichtigkeit erhielt. Einer ihrer Mitbürger, Philomelus, welcher wegen der Rolle, die er ſelbſt dabei zu ſpielen gedachte, einen Krieg wünſchte, hatte die Phokier durch die Hoffnung auf den Beiſtand der Athener und Spartaner ermuthigt, und ſie zugleich bewogen den Kampf eiligſt zu beginnen, um durch einen plötzlichen Überfall die Stadt Delphi mit ihrem reichen Tempel einzunehmen, und ſich dadurch gleich anfangs gegen die Feinde in Vortheil zu ſetzen. Philomelus war zum Oberbefehlshaber erwählt worden und ſogleich nach Sparta gereiſt, wo er zwar die gewünſchte Unterſtützung nicht erhalten konnte, wohl aber das Verſprechen künftigen Beiſtands und eine kleine Summe Geld als Beitrag zu den Koſten, welche die Anwerbung von Truppen erforderte.

Philomelus ſammelte darauf im Peloponnes zwei bis dreitauſend Söldner, und marſchirte mit denſelben ſogleich auf Delphi los. Er bemächtigte ſich ohne Mühe der Stadt und des Tempels, und ſchlug die Bewohner von Amphiſſa zurück, welche dem Tempel zu Hülfe geeilt waren. Nachdem er hierauf den gegen Phokis und Sparta geſchleuderten Bannſpruch, der in einer Säule des Tempels eingegraben war, hatte austilgen laſſen, erklärte er den Delphiern, daß die Phokier keine feindſeligen Geſinnungen gegen ſie hegten, wohl aber ihr altes Recht in Betreff des Tempels zu behaupten wiſſen würden. Die Delphier hatten nämlich von jeher die Aufſicht über den Tempel für ein ihnen allein zuſtehendes Recht erklärt, die übrigen Bewohner von Phokis aber hatten dieſes Recht auch für ſich in Anſpruch genommen. Schon früher war es darüber zu häufigen Streitigkeiten und einmal ſogar zu einem Kriege zwiſchen Beiden gekommen. Die Phokier hatten damals mit Hülfe der Athener ihren Anſpruch behauptet (ſiehe Thl. I. S. 418); zur Zeit Lyſander's aber hatten ſie, weil die Böotier und andere Völker feindlich gegen ſie geſinnt waren, die Aufſicht über den Tempel wieder verloren. Sie gaben jedoch ihr Recht niemals auf, und es war daher natürlich, daß Philomelus

nach der Einnahme von Delphi dasselbe wieder geltend machte.

Die Thebaner nebst den übrigen Böotiern, die Thessalier und einige kleineren Völker ergriffen jetzt ebenfalls die Waffen, um die Phokier aus dem Besitz der Stadt Delphi und des dortigen Tempels zu vertreiben, und das Ansehen des Amphiktyonen-Bundes gegen sie aufrecht zu erhalten. Auf diese Weise begann der zehnjährige Krieg, in welchem die Phokier anfangs allein gegen eine ziemliche Zahl verbündeter Staaten kämpften, und auch später eine verhältnißmäßig nur geringe Unterstützung von außen erhielten. Es liegt auf den ersten Blick hin etwas Überraschendes darin, daß ein kleines Land wie Phokis im Stande war, einen so bedeutenden und langwierigen Krieg zu führen; allein wenn man die Verhältnisse näher betrachtet, so wird dies leicht begreiflich. Phokis war ein Bergland mit nur wenigen kleinen Ebenen, und enthielt zwanzig Städte, welche die ganze Bevölkerung des Landes in sich schlossen; diese Städte lagen alle auf felsigen Anhöhen, sie waren wohlbefestigt, und zwei von ihnen, welche als die Hauptfestungen des Landes angesehen werden konnten, waren an den beiden einzigen, in das Innere führenden Pässen erbaut, nämlich Elatea auf der von Thessalien herkommenden Straße und Parapotamii auf der böotischen. Die Phokier konnten also, ungeachtet ihrer geringen Zahl, wegen der Beschaffenheit des Bodens in ihrem eigenen Lande sich leicht vertheidigen. Sie besaßen außerdem von jeher großen Muth und eine unbegrenzte Liebe zur Freiheit, und wurden in dem damaligen Kriege auch noch durch einige andere Umstände begünstigt. Ihre Gegner hatten nämlich in den Athenern und Spartanern geschworne Feinde, und wenn diese auch anfangs den Phokiern nur eine geringfügige Hülfe leisteten, so mußte doch schon die allgemein bekannte Stimmung der beiden früheren Hauptstaaten Griechenlands die Phokier mit Vertrauen und Hoffnung erfüllen, auf ihre Gegner aber entmuthigend einwirken. Endlich setzten sich die Phokier gleich anfangs in den Besitz des delphischen Tempels, bemächtigten sich der großen Schätze, welche in demselben aufgehäuft lagen, und konnten also bei der Menge brodloser Söldner, die in Griechenland umherschwärmten, leicht ein zahlreiches Heer anwerben.

Philomelus verwandelte ſogleich einen Theil der Schätze des delphiſchen Tempels in Geld, um ſein Söldnerheer vermehren zu können. Dies war das erſte Mal, daß ein griechiſcher Staat ſich an den Schätzen des Haupttempels von Griechenland vergriff. Der einmal begangene Tempelraub wurde von den Phokiern im weiteren Verlaufe ihres Kampfes noch einige Male wiederholt, und der phokiſche Krieg erhielt dadurch eine Bedeutung, welche weit über die Zeit desſelben hinausreichte, und auf das geſammte Griechenland umgeſtaltend einwirkte. Durch die Beraubung des delphiſchen Gottes wurde der religiöſe Glaube der Griechen in ſeinem Einfluß auf die Gemüther ſo ſehr erſchüttert, daß es unmöglich ward, ſein Anſehen je wieder herzuſtellen. Der heiligſte Tempel von Griechenland blieb zehn Jahre lang in den Händen derer, welche ſich an dem Eigenthum desſelben auf die frevelhafteſte Weiſe vergriffen, und mit dem aus den Tempelſchätzen gewonnenen Gelde ihren Krieg führten. Welchen zerſtörenden Einfluß mußte dieſer zehnjährige Zuſtand auf das Gemüth des an und für ſich ſchon ſo lebhaften griechiſchen Volks ausüben! Welchen verderblichen Eindruck mußte es machen, wenn man die von dem frommen Sinne der Voreltern geſtifteten Weihgeſchenke in den Handel gebracht und zu profanen Zwecken entweiht ſah; wenn, was nicht ſelten Statt fand, feile Dirnen und andere zur tiefſten Stufe der Erniedrigung herabgeſunkenen Menſchen von den Anführern des tempelräuberiſchen Heeres mit heiligen Koſtbarkeiten des Apollo-Tempels beſchenkt wurden! Geſchah es doch, daß ſolche Creaturen das Eigenthum des Gottes, die heiligen Opferſpenden der Vorfahren, als Schmuck trugen, und daß, wie z. B. einmal in der Stadt Metapontum geſchah, bei Feſten gemeine Citherſpielerinnen mit einem Tempelgeſchenk geſchmückt auftraten, welches dem delphiſchen Gotte einſt von derſelben Stadt verehrt worden war, deren Bürger jetzt dieſe Entweihung mit anſehen mußten! Wie konnten endlich die vielen Griechen, welche als Söldner im phokiſchen Heere dienten, noch länger etwas von einer Religion halten, deren größtes Heiligthum ſie ſelbſt geplündert hatten!

Die Vernichtung des alten Glaubens, welcher durch die Entartung der vorhergehenden Zeit ohnehin bereits gelitten hatte,

war die wichtigste, aber nicht die einzige Folge des unseligen phokischen Kriegs. Mit der Beraubung des heiligsten Sitzes der Gottheit schwand natürlich auch das Vertrauen in die Sicherheit der Tempel. Diese waren von jeher sichere Aufbewahrungsorte von Geldern, so zu sagen heilige Banken gewesen, und hatten daher auch für den Handel die größte Wichtigkeit. Sie konnten dazu nicht länger dienen, sobald mit der Ehrfurcht vor ihnen auch das Vertrauen in ihre Sicherheit verschwand; auch der Handel mußte also eine große Änderung erleiden. Diese bestand darin daß jetzt das Geld ganz in die Hände der sogenannten Trapeziten oder Wechsler kam, und daß dadurch die eigentlichen Geldgeschäfte und der Wucher in einem früher unbekannten Grade aufblühten.

Dazu kam noch, daß durch den Raub der delphischen Tempelschätze das baare Geld, welches unter den Griechen im Umlauf war, sehr bedeutend und sehr schnell vermehrt wurde. Es brachte dies in Griechenland ebenso die größte allgemeine Veränderung hervor, wie im neueren Europa die Einfuhr edler Metalle aus dem neu entdeckten Amerika, durch welche ebenfalls das baare Geld übermäßig vermehrt und der Werth desselben in gleichem Grade verringert ward. Ja, in Griechenland war die dadurch hervorgebrachte Wirkung sogar noch größer. In Europa erfolgte die Zunahme des baaren Geldes nur allmälig, sie fand nicht in einem einzelnen Lande, sondern in einem ganzen Welttheile Statt, und die vermehrte Geldmasse vertheilte sich außerdem über die meisten Gewerbe und unter alle Stände. In Griechenland dagegen blieb die Vermehrung des Geldes ganz allein auf ein verhältnißmäßig sehr kleines Land beschränkt, sie erfolgte ferner ganz plötzlich, und die neu in den Verkehr gebrachten Summen kamen sogleich in die Hände solcher Menschen, welche sie auf die schnödeste Weise vergeudeten, und dadurch nur diejenige Art von Betriebsamkeit förderten, die man in allen wohlgeordneten Staaten mit dem größten Nachdruck zu hemmen sucht. Das einzige einigermaßen ähnliche Beispiel von einer, ohne Einfluß auf die Industrie Statt gefundenen plötzlichen Vermehrung des baaren Geldes bietet der spanische Staat dar, dessen unmittelbar nach der Entdeckung von Amerika eintretendes Sinken seinen Grund zum Theil

in dem Umstande hat, daß die Masse des Geldes zu schnell zunahm, und vorzugsweise in die Hände der höchsten Stände oder bloßer Abenteurer kam.

Wir haben keine zuverlässige Angabe über die Menge edler Metalle, welche im delphischen Tempel aufgehäuft lag, und durch den phokischen Krieg in Umlauf gebracht wurde. Die seit alter Zeit dahin gesandten Weihgeschenke hatten einen sehr großen Werth, sie waren jedoch nicht mehr alle vorhanden, als die Phokier sich der Schätze des Tempels bemächtigten. Der Betrag alles dessen, was die Phokier vorfanden und in Geld verwandelten, läßt sich nicht berechnen, und das Alterthum hat uns keine sicheren Berichte darüber überliefert. Dürfte man den Angaben des Diodor, eines keineswegs zuverlässigen griechischen Geschichtschreibers, Vertrauen schenken, so betrüge die ganze Summe, welche während des zehnjährigen Krieges zu Delphi geraubt und in Umlauf gebracht wurde, mehr als zehntausend Talente oder sechsundzwanzig Millionen Gulden (vierzehn und eine halbe Millionen Thaler), oder nach dem zu jener Zeit sechs- bis achtfach höheren Werthe des Geldes mindestens hundert sechsundfünfzig Millionen Gulden (siebenundachtzig Millionen Thaler). Wenn man nun diese Summe sogar bis auf die Hälfte verringert, und dabei in Erwägung zieht, wie wenig baares Geld selbst in unserer Zeit und in den reichsten Ländern der neueren Welt in Umlauf ist, so wird man leicht beurtheilen können, welche plötzliche und verderbliche Umwälzung aller bisherigen Verhältnisse durch das Ausmünzen der delphischen Schätze herbeigeführt wurde. —

Das Erste, was Philomelus nach der Besetzung des delphischen Tempels that, war die Vermehrung der phokischen Soldtruppen von dreitausend auf zehntausend Mann, und die Befestigung der Stadt Delphi. Der Kampf selbst, welcher hierauf sich entspann, zeichnete sich im ersten Jahre durch nichts als durch die Grausamkeit aus, mit der er von beiden Seiten geführt wurde. Die Feinde der Phokier ließen alle Gefangenen als Tempelräuber hinrichten, und die Phokier vergalten Gleiches mit Gleichem, bis endlich die Ersteren von ihrer Grausamkeit abstanden, und so das gegenseitige Morden der Gefangenen aufhörte. Im ersten Jahre des Krieges waren die beiden streitenden Heere an Macht ein-

ander ziemlich gleich; im zweiten aber rüsteten die Böoter und hre Verbündeten ein größeres Heer aus. Philomelus konnte da- er das Feld nicht mehr behaupten, und wich dem Kampfe aus. Nachdem ihm dies eine Zeitlang gelungen war, wurde er endlich n einem höchst ungünstigen Orte zu einem Treffen gezwungen. Er ward geschlagen, sein Heer ergriff die Flucht, und er selbst erlor dabei sein Leben. Er war, nachdem er seine zersprengten Truppen vergebens zu sammeln gesucht hatte, in die Berge ge- rängt worden, und sah sich plötzlich am Rande eines Abgrundes en nachsetzenden Feinden preisgegeben. Rettungslos verloren, eschloß er sich selbst den Tod zu geben, um nicht in die Gewalt einer Feinde zu gerathen, und stürzte sich nach einer tapferen Gegenwehr in den Abgrund hinab (354 v. Chr.). Sein Bruder Onomarchus sammelte die Reste des geschlagenen Heeres, und ührte sie glücklich nach Delphi zurück.

Ein Theil des phokischen Volkes war nach dem Tode des seit- erigen Anführers der Meinung, daß man den unglücklichen Krieg ufgeben und sich mit den Feinden verständigen solle; allein Ono- narch, welcher aus Privatrücksichten die Fortdauer des Krieges wünschte, wußte in der Versammlung seiner Landsleute der ent- gegengesetzten Meinung den Sieg zu verschaffen. Er selbst wurde ierauf zum Feldherrn mit unumschränkter Gewalt erwählt. Ono- narch griff in viel größerem Maße als sein Bruder zu den Tem- elschätzen, warb neue Truppen, und suchte in Thessalien Hülfe. Die Böotier gaben ihm die dazu nöthige Frist, da sie, durch persisches Geld bewogen, einen Theil ihres Heeres nach Bithynien chickten, um dort einem persischen Satrapen gegen seinen Herrn eizustehen. Der Krieg erhielt auf diese Weise eine andere Richtung.

In Thessalien herrschte damals Lykophron, einer der Mörder Alexander's von Pherä, in Gemeinschaft mit seinem jün- geren Bruder Pitholaus über ein beträchtliches Stück Land. Diesen gewann Onomarch durch bedeutende Summen von dem Felde, welches er aus dem Gold und Silber der delphischen Weihgeschenke hatte schlagen lassen. Zu gleicher Zeit setzte Ono- narch durch eben dasselbe Mittel sich auch mit Athen und Sparta n eine engere Verbindung. Mit diesen beiden Staaten insgeheim

einverſtanden, von Lykophron unterſtützt und außerdem auch durch die Zwietracht und theilweiſe Unthätigkeit ſeiner Feinde begünſtigt, machte Onomarch eine Zeitlang ſehr glückliche Unternehmungen. Er verheerte einzelne Striche von Lokris und Doris, brandſchatzte mehrere Städte dieſer Landſchaften und eroberte das wichtige Orchomenos in Böotien. Dieſe Fortſchritte der phokiſchen Waffen machten nicht blos den Böotiern, ſondern auch den ariſtokratiſchen Familien in Theſſalien bange. Die Letzteren ſahen ein, daß durch die Zunahme der phokiſchen Macht auch der mit Onomarch verbündete Tyrann Lykophron in ſeiner Herrſchaft mehr befeſtigt werden würde. Sie baten daher den macedoniſchen König um Hülfe, und dieſer ließ ſich nicht lange bitten. Er erſchien mit ſeinem Heere in Theſſalien zu derſelben Zeit, als auch ſiebentauſend Mann phokiſcher Truppen, welche Onomarch unter der Anführung ſeines Bruders Phayllus dem Tyrannen von Pherä zu Hülfe ſchickte, daſelbſt ankamen. Philipp ſchlug bald beide Gegner in einem entſcheidenden Treffen, und jagte die phokiſchen Hülfstruppen in die Flucht.

Auf die Nachricht von der Niederlage ſeines Bruders reute Onomarch die von ihm unterdeſſen in Böotien begonnenen Unternehmungen ſogleich ein, und eilte mit ſeiner geſammten Macht nach Theſſalien. Philipp wurde von ihm in zwei Treffen kurz nach einander geſchlagen, und nur ein meiſterhafter Rückzug nach Macedonien rettete den Reſt ſeines Heeres (353 v. Chr.). Die Macedonier mußten die Theſſalier ihrem Schickſale überlaſſen, und auch Onomarch zog wieder nach Böotien zurück. Als die Phokier hier ihre Verheerungen von neuem begonnen hatten, und endlich ſo glücklich geweſen waren, die Stadt Koronea zu erobern, erſchien auch Philipp wieder in Theſſalien. Dadurch ſah Onomarch ſich gezwungen, noch einmal mit ſeiner ganzen Macht in dieſes Land zu ziehen. Er brachte ein Heer von zwanzigtauſend Mann zu Fuß und fünfhundert Reitern mit, Lykophron vereinigte ſeine Truppen mit demſelben, und auch die Athener, welche jetzt fühlten, daß ihr eigenes Intereſſe mit dem der Phokier verſchmolzen ſei, hatten eine Flotte mit Landungstruppen abgeſchickt, um die Phokier gegen Philipp und die theſſaliſchen Freunde desſelben zu unterſtützen; dieſe Hülfe kam aber zu ſpät an der Küſte von

Theſſalien an. Onomarch's Fußvolk, welches nur von fünfhundert Reitern unterſtützt ward, konnte es in den Ebenen des Landes mit der ſchweren theſſaliſchen Reiterei nicht aufnehmen; es wurde in zwei Schlachten geſchlagen und erlitt einen ſchweren Verluſt. Gegen das Ende der zweiten Schlacht näherte ſich die atheniſche Flotte unter Chares der theſſaliſchen Küſte, gerade an der Stelle, wo der Kampf Statt fand; ſie kam jedoch zu ſpät und konnte blos einige wenige fliehende Phokier retten. Dreitauſend Phokier wurden von Philipp zu Gefangenen gemacht, die Zahl der Getödteten aber ſoll mehr als ſechstauſend betragen haben. Unter den Letzteren befand ſich auch Onomarchus. Die Leiche desſelben wurde, wie es heißt, auf Philipp's Befehl ans Kreuz geſchlagen, die andern gebliebenen Phokier aber ließ der macedoniſche König als ſolche, die mit Fluch beladen ſeien und deshalb die Ehre der Beſtattung verwirkt hätten, ins Meer werfen (353 v. Chr.).

Die nächſte Folge der von den Phokiern erlittenen Niederlage war der Sturz der Tyrannen von Pherä, Lykophron und Pitholaus. Dieſe ſahen jetzt keine Möglichkeit, ſich länger zu behaupten, ſie übergaben daher ihre Stadt freiwillig dem Sieger, und zogen mit ihren Miethstruppen nach Phokis. Philipp hielt nicht für rathſam, ſeinen Sieg zu einem Einfall in Phokis zu benutzen, um ſo weniger, da die Athener den aus Theſſalien in dieſes Land führenden Paß ſchnell beſetzt hatten. Er zog dagegen aus ſeinem Glücke den Vortheil, daß er ſeine Herrſchaft in Theſſalien feſter gründete. Während Phayllus, der Nachfolger Onomarch's im Commando des phokiſchen Heeres, durch nochmalige Beraubung des delphiſchen Gottes ein neues Heer ſchuf, zu welchem bald auch tauſend Spartaner, fünftauſend vierhundert Athener und zweitauſend Achäer ſtießen, verweilte Philipp in Theſſalien, um daſelbſt die nöthigen Maßregeln zu treffen. Er ſicherte ſich dadurch, daß er einige theſſaliſchen Feſtungen mit macedoniſchen Truppen beſetzte, die erworbene Herrſchaft, ordnete die Verfaſſungen der einzelnen Städte und Landſchaften, und knüpfte durch die Art und Weiſe der von ihm gemachten Einrichtungen nicht blos den Adel, ſondern auch das Volk an das macedoniſche Reich. Philipp hob nämlich vor allen Dingen die allgemeine Bundes-

versammlung der Thessalier auf, führte statt derselben die vor Alters gebräuchlich gewesene Eintheilung des Landes in vier Distrikte wieder ein, und gab jedem dieser vier Theile seine eigene Regierung und sein besonderes Oberhaupt; in den einzelnen Städten aber setzte er eine sehr strenge Oligarchie ein, und zwar meistens in der Weise, daß die Regierung nur in den Händen von zehn Familien lag. Durch jene Eintheilung des Landes in vier mit einander nicht verbundene Provinzen machte Philipp die für seine Herrschaft gefährliche Einheit des Ganzen unmöglich; die Oligarchie aber war diejenige Regierungsform, durch welche er ein Volk, das sehr schwer im Gehorsam zu halten war, am besten beherrschen zu können glaubte. Außerdem bildeten die zur Oligarchie der einzelnen Städte gehörenden Familien ein Gegengewicht gegen die Beherrscher der vier Provinzen; endlich aber ward durch alle diese Einrichtungen dem Ehrgeiz der herrschenden Klasse unter den Thessaliern ein Spielraum geöffnet, und so häufige Streitigkeiten unter dem Adel hervorgerufen, durch welche dieser immer an Philipp, als den alleinigen Richter, gewiesen und folglich auch in Abhängigkeit von ihm erhalten wurde. Philipp verfuhr überhaupt mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit gegen die Thessalier, weil er einsah, wie nützlich und fast unentbehrlich diese Nation ihm für seine ferneren Kriegszüge wäre, und wie wenig er wagen dürfte, gewaltsame Truppen-Werbungen bei derselben anzustellen. Er beschränkte deshalb die gewohnten Freiheiten der Thessalier nicht mehr, als durchaus nöthig war, schenkte ihnen sogar Pässe und Gegenden, welche in der letzten Zeit nicht mehr zu ihrem Lande gehört hatten, für dasselbe aber von Wichtigkeit waren, und verlangte dafür weiter nichts, als die Theilnahme der ritterlichen Mannschaft des Landes an seinen Kriegszügen.

Während der phokische Krieg die Hauptkräfte des eigentlichen Griechenlands noch längere Zeit in Anspruch nahm, verfolgte Philipp in andern Gegenden sein Ziel. Von dem Augenblick an, wo er in Thessalien Herr geworden war, verdoppelte er seine Thätigkeit, und machte damals, wie zu jeder Zeit, durch die Art, wie er sein Glück gebrauchte, sich dieses Glückes würdig. Er eilte zunächst nach dem südlichen Thracien, wo er bereits festen Fuß gefaßt hatte, benutzte sehr geschickt die Theilung des Landes

unter verschiedene kleine Fürsten, vertrieb einige derselben, und machte andere dadurch, daß er sich zum Beschützer derselben aufwarf, von sich abhängig. Zu gleicher Zeit traf er die nöthigen Maßregeln zur Errichtung einer macedonischen Flotte. Obgleich er bald darauf in Folge seiner unaufhörlichen Anstrengungen schwer erkrankte, und nach der Krankheit sich von seiner körperlichen Schwäche kaum erholen konnte, so ließ er sich dadurch doch nicht abhalten, die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung eines längst schon entworfenen Hauptplanes zu treffen. Dieser Plan war die Unterwerfung von Olynth, der wichtigsten Stadt auf der Halbinsel Chalcidike.

Philipp gebrauchte gegen Olynth vor allem Andern dasjenige Mittel, dessen man sich zu seiner Zeit in jeder griechischen Stadt mit sicherem Erfolge bediente, und welches auch der schlaue macedonische König überall anzuwenden pflegte, — die Bestechung. Unter den vielen Aussprüchen, welche theils wirklich von Philipp herrühren, theils auch, wie dies bei allen großen Herrschern zu geschehen pflegt, von der Nachwelt ihm in den Mund gelegt worden sind, ist jenes Wort am berühmtesten geworden, daß es keine Festungsmauer gebe, über die nicht ein mit Gold beladener Esel springen könne. Wie wahr dieser Ausspruch in Betreff der damaligen Griechen war, beweist sowohl der Umstand, daß Philipp in allen bedeutenden griechischen Städten sich durch Geld Anhänger verschaffte, als auch namentlich die Art und Weise, wie Olynth in seine Gewalt kam. Zwei angesehene Bürger von Olynth, Lasthenes und Euthykrates, wurden nebst manchen andern von dem macedonischen König durch Geld bewogen, die Verräther ihrer Vaterstadt zu werden; und so groß war die Verdorbenheit jener Zeit, daß diese feilen Menschen die von Philipp erhaltenen Geschenke in Olynth öffentlich zur Schau tragen durften, und daß später, als der Krieg mit Philipp bereits ausgebrochen war, es den beiden genannten Verräthern gelang, sich das Commando der olynthischen Reiterei zu verschaffen.

Philipp trat, nachdem er lange die Maske der Freundschaft getragen hatte, endlich offen gegen Olynth auf. Er rüstete schnell ein Heer, und eilte die Stadt anzugreifen (349 v. Chr.). Zu spät ließen sich die Olynthier von den Freunden der Freiheit in

ihrer Stadt dahin bringen, daß sie in Athen Hülfe suchten, und zu spät setzten Demosthenes und andere Gegner Philipp's bei den Athenern durch, daß man das angebotene Bündniß der Olynthier annahm. Als dies aber endlich geschehen war, waren die Athener sehr saumselig mit ihrer Hülfe, während Philipp sich gerade durch den Abschluß dieses Bündnisses bewegen ließ, den Krieg doppelt eifrig zu betreiben, und so schnell als möglich die mit Olynth verbündeten kleineren Städte in Thracien wegzunehmen. Die Athener schickten, durch des Demosthenes Beredsamkeit dazu angetrieben, den Olynthiern zweimal Truppen zu Hülfe, aber an der Spitze derselben standen der elende Schwelger Chares und der noch größere Wüstling Charidemus, der als ein feiler Miethling bald den Athenern, bald den Thraciern, bald persischen Statthaltern seine Dienste verkaufte. Weder diese Führer noch ihre Truppen taugten etwas zum Kampfe mit einem Philipp; im Gegentheil, Charidemus, welcher allein von beiden Anführern in die Stadt Olynth selbst drang, benahm sich sammt seinen Söldnern daselbst so zügellos lüderlich und übermüthig, daß er den Olynthiern statt der Hülfe nur eine neue Last und Gefahr brachte. Ein drittes Heer, welches Athen auf Demosthenes Betreiben nach Olynth zu schicken beschloß, wurde zu spät ausgerüstet: die Stadt war, noch ehe diese Hülfe ankommen konnte, ihrem Schicksale bereits erlegen.

Philipp war, nach der Eroberung der mit Olynth verbündeten thracischen Städte, mit seinem Heere schnell bis in die Nähe von Olynth selbst vorgedrungen, und hatte die Olynthier zur Unterwerfung aufgefordert, wobei er ihnen zugleich seinen festen und unabänderlichen Willen aussprach, daß sie, wie einst die Bewohner von Methone, jedenfalls insgesammt ihre Stadt verlassen müßten. Als die Olynthier seine Aufforderung zurückwiesen, begann er sogleich die Belagerung. Die Olynthier vertheidigten sich, ungeachtet der Überlegenheit ihrer Feinde und der Schlaffheit ihrer Freunde, aufs hartnäckigste, geriethen aber endlich durch die in ihrer Mitte lebenden Verräther in Philipp's Gewalt. Sie hatten an Apollonides einen sehr tüchtigen Anführer ihrer Reiterei, und verdankten bei den verschiedenen Ausfällen, welche gemacht wurden, der Tapferkeit und Geschicklichkeit desselben manchen Vortheil; dessen ungeachtet gelang es den von Philipp bestochenen Bürgern, ihn bei dem

Volke zu verdächtigen, und dieses dahin zu bringen, daß es den fähigsten Mann im ganzen Heer, angeblicher hochverrätherischer Bestrebungen wegen, nicht allein seiner Stelle entsetzte, sondern auch aus der Stadt verbannte. Ja, diese Creaturen Philipp's trieben das betrogene Volk sogar zu dem Beschlusse, daß statt des Apollonides die beiden Hauptverräther, Lasthenes und Euthykrates, das Commando der Reiterei erhalten sollten. Diese benutzten die erste sich darbietende Gelegenheit, um ihre Truppen in die Nähe eines feindlichen Hinterhalts zu führen, und sie so den Macedoniern zu überliefern. Bald nachher war die Stadt genöthigt, dem Feinde ihre Thore zu öffnen (348 v. Chr.)

Das Schicksal, welches die Olynthier zu erleiden hatten, war schrecklich. Die Stadt wurde geplündert und geschleift, die Einwohner aber zu Sklaven gemacht und theils verkauft, theils an Anhänger Philipp's in andern griechischen Städten verschenkt. Die Ursachen dieser harten Behandlung Olynth's mögen wohl folgende gewesen sein. Philipp war wegen des großen Verlustes, den sein Heer durch die hartnäckige Vertheidigung der Stadt erlitten hatte, sowie wegen der Aufnahme, welche zwei macedonische Hochverräther in derselben gefunden hatten, gegen die Olynthier sehr erbittert; er wollte außerdem andern Städten ein abschreckendes Beispiel geben; er brauchte ferner Geld zur Verfolgung seiner weiteren Pläne, und endlich war die Stadt Olynth wegen ihres Reichthums, wegen ihres Ansehens unter den Griechen auf Chalcidike und wegen des stolzen Bewußtseins ihrer großen früheren Bedeutung eine allzu gefährliche Nachbarin für Macedonien, als daß Philipp sie hätte fortbestehen lassen können.

Wenn bei dem Gedanken an das schwere Geschick der Olynthier irgend etwas tröstlich oder erfreulich sein kann, so ist es das Schicksal, welches die Verräther der Stadt zu erleiden hatten, und der edle Sinn, den der macedonische König und einer seiner Gäste bei dem Siegesmahle zeigten. Lasthenes, Euthykrates und die übrigen Verräther wurden von Philipp, der sich zwar des Verraths als eines Mittels zu seinen Zwecken bediente, die Verräther selbst aber stets verabscheute, den Soldaten preisgegeben und von diesen getödtet. Bald nach dem Fall von Olynth hielt Philipp, bei Gelegenheit eines macedonischen Nationalfestes, auch ein Freu-

denmahl zur Feier der Eroberung dieser wichtigen Stadt. Beim Schlusse des Mahles wurden Geschenke an die Gäste ausgetheilt. Auch Satyrus, einer der berühmtesten Schauspieler Athen's, welchen Philipp sehr schätzte, ward aufgefordert, sich eine Gunst zu erbitten, und dieser ersuchte nun den König, ihm die in Olynth gefangenen und zu Sklavinnen gemachten Töchter seines Freundes Apollophanes von Pydna zu schenken, indem er sich jedes andere Geschenk verbat und die Erklärung hinzufügte, daß er, wenn der König seiner Bitte willfahre, die Absicht habe, den Unglücklichen die Freiheit und zugleich eine gute Ausstattung zu geben. Apollophanes war ein persönlicher Feind Philipp's gewesen, er hatte an der Ermordung des ältesten Bruders desselben thätigen Antheil gehabt, und es schien daher dem König eine Ehrensache, die Töchter dieses Mannes zurückzuhalten. Dessenungeachtet opferte Philipp dem Satyrus seine Rache auf; denn er wollte sich vor den anwesenden Gästen nicht durch den edlen und hohen Sinn des Schauspielers beschämt sehen, und einen hochgeschätzten Künstler nicht unbeschenkt lassen.

6. Philipp II. und der dritte heilige Krieg von der Eroberung Olynth's an bis zum Ende dieses Krieges.

Während Philipp in Thessalien und Thracien seine Herrschaft erweiterte, wurde der phokische Krieg ohne Unterbrechung fortgesetzt, und die Lage der Dinge im eigentlichen Griechenland gestaltete sich immer mehr so, daß Philipp's Oberherrschaft zugleich unentbehrlich und unabweisbar wurde. Phayllus, welcher nach Onomarch's Tod den Oberbefehl der Phokier übernommen, und durch eine neue Beraubung des delphischen Tempels ein bedeutendes Heer zusammengebracht hatte, verheerte einzelne Gegenden von Böotien und Lokris; so oft er aber auf offenem Felde sich mit seinen Gegnern zu messen wagte, zog er stets den Kürzeren. Schon im zweiten Jahre seines Commando's erkrankte er an der Schwindsucht und bald darauf starb er (352 v. Chr.). Die Phokier ernannten an seine Stelle Onomarch's Sohn, Phalăkus, setzten demselben aber, weil er noch sehr jung war, einen älteren Mann, Mnaseas.

an die Seite. Der Letztere wurde schon im nächsten Jahre, bei einem nächtlichen Überfall der Thebaner, erschlagen, und Phaläkus stand seitdem allein an der Spitze des phokischen Heeres. Dieser war, wie es scheint, einem so schwierigen Geschäft, als die Leitung eines aufgereizten Volkes ist, nicht gewachsen; denn er wurde, obgleich er nach manchen Wechselfällen endlich große Vortheile über die Böotier erfochten hatte, von seinen Landsleuten abgesetzt (347 v. Chr.). Man hatte ihm aus der Beraubung des delphischen Tempels ein Verbrechen gemacht, und auf diesen Vorwurf hin das Commando genommen, wahrscheinlich aber geschah es blos den Athenern und Spartanern zu Gefallen, welche die Phokier damals nur sehr schwach unterstützten, und vorgeblich an der Entweihung eines Tempels Anstoß nahmen.

Phaläkus mußte bald wieder in seine frühere Stelle eingesetzt werden; denn er hatte sich nicht nur eine mächtige Partei im Volke gebildet, sondern auch seine Söldner beibehalten, und sich dadurch seinen Gegnern furchtbar gemacht. Der große Anhang, welchen Phaläkus im Volke hatte, und die Menge von Soldaten, die sich als in seinen Diensten stehend ansahen, gaben diesem Manne, sobald er den Oberbefehl wieder erhalten hatte, eine übermächtige, für die Phokier verderbliche Stellung. Es wurden dadurch nicht allein die Verhältnisse überhaupt verwirrt und die glückliche Führung des Krieges erschwert, sondern das gebieterische Benehmen des Phaläkus und seiner Officiere hatte auch zur Folge, daß zuletzt selbst die Spartaner und Athener nicht länger den Phokiern beistehen konnten, und diese ihrem Schicksale überlassen mußten. Die Phokier wurden dadurch um so mehr in Noth gebracht, als damals auch der delphische Tempelschatz erschöpft war, und ihnen also das nöthige Geld zur nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges zu mangeln begann. Zum Unglück für sie hatten gerade um dieselbe Zeit, als Phaläkus den Oberbefehl wieder übernahm, die Böotier den macedonischen König zu wiederholten Malen um Hülfe gebeten, und dieser war mit den thracischen und thessalischen Angelegenheiten bald so weit fertig geworden, daß er die Hände frei hatte und den Kern seiner Macht nach Griechenland führen konnte. Vergebens boten die Spartaner und Athener, als die von Macedonien her drohende Gefahr näher heranrückte, bei den Phokiern

und bei Philipp Alles auf, um dieselbe abzuwenden. Einerseits ließ Phaläkus die Unterhandlungen seiner Landsleute mit beiden Staaten nicht zum Schlusse kommen, und andererseits wußte Philipp Alle, die Athener und Phokier wie die Böotier, sehr geschickt zu täuschen. Auf diese Weise blieben die Phokier sich selbst überlassen, und als endlich Philipp mit seinem Heere gegen sie heranzog, wurden sie noch dazu von ihren eigenen Führern verrathen.

Philipp hatte, nach der Eroberung von Olynth, einerseits den aus Thessalien in das mittlere Griechenland führenden Paß Thermopylä, andererseits die Meerenge des Hellespont, welche gleichsam als der Schlüssel des schwarzen Meeres anzusehen ist, und für Athen wegen seines Seehandels eine besondere Wichtigkeit hatte, als diejenigen beiden Punkte ins Auge gefaßt, durch deren Besitz die Griechen seiner Herrschaft nothwendiger Weise unterworfen werden würden. Es mußte dem macedonischen König, welcher seit der Einnahme von Olynth mit den Athenern im offenen Kriege war, zunächst daran gelegen sein, dieses Volk zu besänftigen oder einzuschläfern, und so dasselbe von der Besetzung der Thermopylen und von der nachdrücklichen Vertheidigung des Chersones abzuhalten. Dies gelang ihm vortrefflich. Er machte durch ausgeschickte Schiffe die See unsicher und störte den Seehandel der Athener; er ließ ihre Inseln Lemnos und Imbros verheeren; seine Flotte setzte sogar einmal an der Küste von Attika Truppen ans Land, diese verwüsteten die Felder, und schlugen ein gegen sie ausgesandtes athenisches Corps in die Flucht; endlich ließ Philipp auch auf den Inseln Salamis und Euböa die Athener befehden. Zu gleicher Zeit knüpfte er mit einigen peloponnesischen Staaten bedenkliche Verbindungen an, bekriegte den thracischen König Kersobleptes, und ließ durch seine Anhänger das athenische Volk bearbeiten. Alles dies trieb die Athener zu dem Wunsche, Frieden mit Philipp zu schließen, und sie beschlossen endlich wirklich, Gesandte nach Macedonien zu schicken, um mit dem Könige über einen Frieden zu unterhandeln.

Die erste Einleitung zu diesem Friedensvorschlage war durch die beiden athenischen Schauspieler Aristodemus und Neoptolemus gemacht worden, welche damals häufig zwischen Macedonien und Athen hin und her reisten, und von Philipp ungemein ge-

schätzt wurden. Diese Männer, die übrigens, wie alle ihre Kunstgenossen, bei den alten Griechen eine weit ehrenvollere Stellung in der Gesellschaft einnahmen, als die Schauspieler zu unserer Zeit, wurden von Philipp so sehr geachtet, daß er es ihren Mitbürgern als eine wirkliche Gefälligkeit anrechnete, wenn sie denselben auf eine Zeitlang Urlaub ertheilten, um in seiner Residenz Gastrollen zu geben. Der eigentliche Vorschlag zum Frieden, für welchen Neoptolemus und Aristodemus vorgearbeitet hatten, wurde dem athenischen Volke durch einige Bürger des ersten Ranges gemacht, denen Philipp manche Freundlichkeiten erwiesen, und namentlich ihre weggenommenen Schiffsgüter zurückgegeben hatte, weil er wohl wußte, wie viel in Athen ein angesehener Privatmann vermöge. Das Volk nahm den Antrag dieser Männer bereitwillig an, da es bereits zum Frieden geneigt war, und da selbst ein Demosthenes zu demselben rathen zu müssen glaubte. Es wurde also beschlossen, an Philipp eine förmliche Gesandtschaft zu schicken. Unter den zehn Männern, aus welchen diese zusammengesetzt war, befanden sich die beiden größten Redner der Athener, Aeschines und Demosthenes, sowie Aristodemus, der erste Schauspieler seiner Zeit, welcher dem König Philipp an Würde im Benehmen nicht im mindesten nachstand.

Die Hauptsache bei diesen Friedensunterhandlungen (347 v. Chr.) war für die Athener, nicht sowohl den Chersones gegen Philipp's Kriegsmacht und die Inseln und Seeplätze gegen seine Kaperschiffe sicher zu stellen, als vielmehr den macedonischen König von weiteren Schritten auf Euböa abzuhalten, den aufs Äußerste gebrachten Kersobleptes zu retten, und die Phokier, gegen welche die Thebaner Philipp zu Hülfe gerufen hatten, in den Frieden mit einzuschließen. Das Letztere war aber gerade das, was Philipp am allerwenigsten zugeben konnte; er wünschte vielmehr, gerade weil er die Phokier gern bekriegen wollte, die Athener durch Friedensunterhandlungen so lange sicher zu machen, bis er von ihrer Verbindung mit den Phokiern nichts mehr zu fürchten haben würde. Um dies zu erreichen, bot Philipp seine ganze Schlauheit auf, und gebrauchte mancherlei Mittel. Zuerst warf er den Apfel der Zwietracht unter die Gesandten. Dann bewies er vorzugsweise zweien unter ihnen die größte Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, nämlich dem ihm

längſt ergebenen Philokrates, der ſich ebenfalls bei der Geſandtſchaft befand, und dem großen Redner Aeſchines, welcher bisher ſein entſchiedener Gegner geweſen war. Philipp gewann den Letzteren durch ſein Benehmen ganz und gar für ſich. Außerdem hielt der König die Geſandten ſo lange als möglich bei ſich zurück, und als er ſie endlich nach Hauſe entließ, gab er ihnen ein Schreiben an die Athener mit, welches mit Verſicherungen der friedlichſten und freundſchaftlichſten Art angefüllt war, und das Anerbieten eines Friedensvertrags enthielt.

Während man in Athen über den Inhalt von Philipp's Brief und über die von den Geſandten abgeſtatteten Berichte hin und her ſtritt, ſetzte Philipp ſeine Eroberungen in Thracien fort. Nach Athen ſchickte er ſeine drei beſten, auch in der Handhabung der Staatsangelegenheiten ausgezeichneten Generale, Antipater, Parmenio und Eurylochus, vorgeblich um den Frieden abzuſchließen, eigentlich aber um durch neue Schwierigkeiten denſelben ſo lange als möglich zu verzögern. Als die Athener, nach langen Verhandlungen, mit dieſen endlich über einen Vertrag übereingekommen waren, wurde eine zweite feierliche Geſandtſchaft an Philipp abgeſchickt, um den Friedensvertrag durch den König unterzeichnen und beſchwören zu laſſen. Die Mehrzahl dieſer Geſandten, unter welchen auch Aeſchines ſich befand, war an Philipp verkauft, deshalb ſchoben ſie ihre Abreiſe unter allerlei Vorwänden möglichſt lange hinaus, und als ſie endlich in Folge eines förmlichen Befehls der Volksverſammlung abreiſen mußten, brachten ſie auf dem Wege nach Philipp's Reſidenz Pella, wohin man von Athen aus in ſechs Tagen gelangen konnte, nicht weniger als dreiundzwanzig Tage zu. In Pella ſelbſt warteten ſie mehrere Wochen lang auf die Ankunft des Königs, ſtatt zu ihm nach Thracien zu reiſen. Dadurch gewann Philipp die nöthige Zeit, um den Reſt von Kerſobleptes Reich und andere Gegenden Thraciens zu erobern, und die wichtige Stadt Kardia im Cherſones, ſowie eine Anzahl atheniſcher Feſtungen an der thraciſchen Küſte einzunehmen.

Nachdem es ſoweit gekommen war, konnte von einem Frieden, wie er zwiſchen Philipp's Geſandten und den Athenern verabredet worden war, nicht mehr die Rede ſein. Philipp erklärte den atheniſchen Geſandten, welchen nach ihrer Abreiſe von Athen noch De-

mosthenes zugeordnet worden war, daß er zwar den Athenern den Besitz des Chersones lassen wolle, daß aber die Phokier vom Frieden ausgeschlossen bleiben müßten. Zu gleicher Zeit täuschte er die Gesandten durch allerlei Versprechungen, die er ihnen jedoch meistens nur durch seine Leute heimlich zuflüstern ließ, und an welche er deswegen durchaus nicht gebunden war. Er erklärte ihnen z. B., es geschehe nur aus Rücksicht auf die Thebaner, daß er die Phokier nicht ausdrücklich in die Friedensurkunde aufgenommen haben wolle, seine wirklichen Absichten aber seien nicht auf diese, sondern auf die Thebaner selbst gerichtet. In Thessalien, wohin die athenischen Gesandten den König auf seinem Marsche nach Phokis begleiteten, kam endlich die Unterzeichnung des Friedens zu Stande. Das betrogene athenische Volk wurde zwar bald enttäuscht, aber als es durch eine dritte Gesandtschaft gegen die Ausschließung der Phokier protestiren lassen wollte, war es bereits zu spät: noch ehe die Gesandten zu Philipp gelangten, hatte dieser seinen Schlag ausgeführt.

Die Phokier selbst hatten, vor dem Abschluß des Friedens zwischen Philipp und den Athenern, den drohenden Sturm dadurch zu beschwören gesucht, daß sie die Letzteren um Hülfe ersuchten. Sie hatten den Athenern das Anerbieten gemacht, in die Festungen Nicaea, Thronium und Alpenus, welche in der Nähe der Thermopylen lagen, eine athenische Besatzung aufzunehmen. Die Athener waren auch darauf eingegangen, allein als die Sache zur Ausführung kommen sollte, verweigerte Phaläkus, der in Nicaea sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, die Abtretung der drei Festungen, und mishandelte sogar die phokischen Gesandten, welche den Vertrag mit Athen abgeschlossen hatten. Nachdem hierauf die Athener ihren Frieden mit Philipp zu Stande gebracht hatten, wies Phaläkus auch das Anerbieten des spartanischen Königs Archidamus III., jene Festungen zu besetzen und die Phokier gegen Philipp zu schützen, auf eine schnöde Weise zurück. Bei den Friedensverhandlungen zwischen Athen und Philipp endlich täuschte der Letztere durch seine Vorspiegelungen nicht weniger die Phokier als die Athener. Jene beruhigten sich, als Philipp ihnen seine vorgeblich freundliche Gesinnung aussprechen ließ, besonders deshalb, weil die Athener, die Todfeinde der Thebaner, es waren, die den Frieden mit Philipp

geschlossen hatten, und weil in der atheniſchen Volksverſammlung von den angeſehenſten Staatsmännern die günſtigſten Verſicherungen über des Königs Abſichten in Betreff des phokiſchen Volks gegeben worden waren. In Folge dieſer Erklärungen hatte das atheniſche Volk ſogar durch einen beſonderen Beſchluß die Phokier aufgefordert, ihre Sache dem Spruche der Amphiktyonen zu unterwerfen, denen Philipp die Entſcheidung überlaſſen wolle. Da auf das beſtimmteſte ausgeſprochen worden war, daß Philipp ſich bei den Amphiktyonen der Phokier annehmen würde, ſo ſetzten die Phokier dem macedoniſchen Heere, als es in ihr Land eindrang, nicht einmal einen Widerſtand entgegen. Dieſer würde übrigens auch nichts gefruchtet haben, weil Philipp für alle Fälle Vorkehrung getroffen, und namentlich durch Unterhandlungen mit Phaläkus ſich in den Beſitz der die Thermopylen beherrſchenden Feſtungen geſetzt hatte. Phaläkus war wegen der bedenklichen Lage der Dinge auf die ihm angebotene Unterhandlung ſogleich eingegangen, und hatte ſeine Landsleute verrathen, um ſich ſelbſt und ſeine Söldner zu retten; er übergab die Feſtungen den Macedoniern, und erhielt dagegen für ſich und ſein Raubvolk freien Abzug in den Peloponnes, von wo dieſe rohe Horde ſpäter abenteuernd nach Kreta und dann nach Sicilien ſegelte.

Die armen Phokier ergaben ſich dem macedoniſchen König auf Gnade und Ungnade (346 v. Chr.), und mußten auf eine harte Weiſe für die Sünden büßen, welche hauptſächlich von den, ihnen nicht weniger als ihren Nachbarn läſtig geweſenen, Söldnern begangen worden waren. Philipp ließ die Amphiktyonen zur Entſcheidung über das Schickſal der Phokier zuſammenkommen, und dieſe ſprachen ein hartes Urtheil über dieſelben aus. Die Phokier ſollten nämlich von dem Amphiktyonen-Bunde ausgeſchloſſen, und dagegen an ihrer Stelle Philipp in denſelben aufgenommen werden. Ihre Pferde und Rüſtungen ſollten verkauft, der Erlös daraus zum Erſatz des dem delphiſchen Gotte Geraubten verwendet, und von ihren Feldern eine übermäßig ſtarke jährliche Abgabe ſo lange entrichtet werden, bis der Gott vollſtändig entſchädigt ſei. Außerdem ſollten alle Städte des Landes zerſtört werden, und den Phokiern für die Zukunft nur in kleinen Dörfern zu wohnen erlaubt ſein. Endlich ſollte über die Landesflüchtigen dieſes Volkes

und über alle Andern, welche bei dem Tempelraub thätig gewesen waren, der Fluch ausgesprochen werden. Philipp, welcher mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt wurde, erhielt zugleich durch die Amphiktyonen das Recht der Oberaufsicht über den delphischen Tempel und den Vorsitz bei den pythischen Spielen. Das letztere Ehrenrecht hatten seither die Korinther besessen, es wurde ihnen aber damals genommen, weil sie mit den Phokiern verbündet gewesen waren. Auch Sparta wurde aus dem gleichen Grunde von den Amphiktyonen durch Ausstoßung aus dem Bunde bestraft. Philipp verfuhr bei der Vollziehung des gegen die Phokier erlassenen Urtheilsspruches, welcher natürlich ganz und gar von seinem Willen abgehangen hatte, mit Härte und Grausamkeit. Die beschlossenen Zerstörungen wurden mit der größten Strenge und Rücksichtslosigkeit ausgeführt, das Land auf diese Weise halb einer Wüste gleich gemacht, und Tausende von seinen Bewohnern als Sklaven nach Macedonien geschleppt, wo derselbe Schauspieler Satyrus, der beim Untergang von Olynth seine Landsleute durch Hochherzigkeit und edlen Sinn beschämt hatte, mit seinem eigenen Gelde viele von ihnen loskaufte.

Das harte Loos, welches Philipp über die unglücklichen Phokier verhängte, hat seinen Grund nicht in dem moralischen Charakter, sondern in der Politik dieses Mannes. Die beiden Nachbarvölker der Phokier nämlich, die Böotier und Thessalier, deren Philipp zu seinen fernern Unternehmungen bedurfte, waren aufs heftigste gegen die Phokier erbittert, weil diese aus Phokis eine Räuberhöhle gemacht, und mit ihren wilden Söldnerschaaren zehn Jahre lang die angrenzenden Landstriche geplündert und verwüstet hatten. Wie sehr aber Philipp durch eine harte Behandlung der Phokier beiden Völkern willfahrte, kann man aus dem Umstande ermessen, daß die Abgeordneten einer thessalischen Völkerschaft bei der Amphiktyonen-Versammlung durchaus alle erwachsenen Phokier getödtet haben wollten, und nur mit Mühe durch den athenischen Gesandten davon abgebracht werden konnten. Die Athener, welche durch den Ausgang des phokischen Kriegs auf ein Mal aus ihrer Täuschung herausgerissen wurden, nahmen zwar eine erzürnte Miene an, rüsteten schnell ein Heer aus, und wollten anfangs nichts von der Aufnahme Philipp's in den Bund der Amphiktyonen wissen; allein

das so rasch auflodernde Feuer ihres Zorns erlosch bald wieder, sie erkannten ihre Ohnmacht der Überlegenheit Philipp's gegenüber, und fügten sich ruhig in die Umstände. Philipp selbst schickte bald darauf zur Feier der pythischen Spiele, denen Gesandte der meisten griechischen Staaten beiwohnten, macedonische Bevollmächtigte, welche in seinem Namen dieses Fest leiteten, und benutzte dasselbe, um diejenigen Griechen, die er mit seinen Waffen noch nicht erreichen konnte, durch die Befriedigung ihrer Eitelkeit und Schaulust für sich zu gewinnen.

7. Philipp II. und Griechenland in der Zeit zwischen dem dritten und vierten heiligen Krieg.

Durch die Unterwerfung der Phokier und durch die Stellung, welche Philipp in Folge derselben bei den griechischen Staaten erhalten hatte, war im Grunde sein Übergewicht entschieden, und selbst sein erbitterter Gegner Demosthenes hatte deshalb den Athenern, als sie in Zorn und Rachgier über Philipp's Verfahren gegen die Phokier aufwallten, zum Frieden gerathen. Indessen schien es dem klugen König noch nicht Zeit, mit der eigentlichen Absicht aller seiner Bestrebungen hervorzutreten, sondern er wartete einen geeigneteren Zeitpunkt ab, und machte es einige Jahre hindurch gerade ebenso, wie er es vor seiner Einmischung in den phokischen Krieg gemacht hatte: er bereitete durch Unternehmungen in Thracien und anderen Gegenden und durch fortwährende Schwächung der Athener die sichere Erreichung seines Hauptzweckes vor.

Philipp führte sein Heer aus Phokis nach Macedonien zurück, nachdem er in Nicaea und einigen thessalischen Städten eine Besatzung zurückgelassen hatte, um sich den Weg durch die Thermopylen nach Griechenland offen zu halten. Sein Hauptaugenmerk richtete er hierauf zunächst auf Thracien. In diesem Lande brachte er das ganze, auf den Kriegszug nach Phokis folgende Jahr (345 v. Chr.) zu; er machte daselbst verschiedene Anordnungen zur Befestigung seiner Herrschaft, und gründete namentlich mehrere neuen Städte, in welchen er viele der gefangenen Phokier mit Macedoniern vermischt ansiedelte. Im nächsten Jahre (344 v. Chr.)

unternahm der rastlos thätige Mann einen Feldzug nach Illyrien, um sich auch der im Westen seines Reiches wohnenden Bergvölker zu versichern, ehe er, was sein eigentliches und letztes Ziel war, mit den vereinten Kräften Griechenlands gegen das persische Reich zöge. Er unterwarf einen beträchtlichen Theil von Illyrien. Noch in demselben Jahre begab er sich nach Thessalien, um die von ihm daselbst gemachten Einrichtungen noch mehr fest zu stellen, und insbesondere die Stadt Pherä zu demüthigen, welche sich an den Gehorsam gegen ihn noch nicht hatte gewöhnen können.

In den nächsten Jahren war wieder Thracien der Hauptschauplatz seiner Unternehmungen. Während er aber dort seine Herrschaft ausbreitete, war er, wie früher, zu gleicher Zeit bemüht, rund um Griechenland herum festen Fuß zu fassen, und besonders die Macht Athen's immer mehr zu umgarnen und zu schwächen. Er suchte seinen Einfluß in Euböa zu verstärken, und diese Insel mehr von sich abhängig zu machen; er wußte sich mit seinem Gelde selbst bei den durch Fleiß und Betriebsamkeit ausgezeichneten Bewohnern von Megaris eine Partei zu verschaffen, welche für ihn um so wichtiger war, als dieses Ländchen am Eingange in den Peloponnes lag; er nahm auf der Westseite von Griechenland den Korinthern die Städte Leukas in Akarnanien und Ambracia in Epirus weg; er knüpfte endlich auch in den Staaten des Peloponnes neue Verbindungen an. Neben diesen, auf einzelne Städte gerichteten Bestrebungen und Unternehmungen suchte Philipp zugleich durch Glanz und Freundlichkeit dem griechischen Volke überhaupt zu imponiren und dasselbe immer mehr für sich zu gewinnen. Alle griechischen Künstler, Dichter und Gelehrte von Talent erfreuten sich, wenn sie an seinen Hof kamen, der ehrenvollsten Behandlung, und jeder angesehene Mann, den in seinem Staate das Unglück der Verbannung getroffen hatte, wurde von Philipp mit offenen Armen aufgenommen.

Bei den Unternehmungen, welche Philipp während der nächsten Jahre (343 bis 339 v. Chr.) in Thracien machte, war es nicht blos auf die rohen Völkerschaften des Landes, welche er bis zur Donau hin mehr oder weniger sich unterwarf, abgesehen, sondern namentlich auch auf die atheniſchen Bundesgenossen und die Besitzungen der Athener im Chersones. Dies verschaffte seiner Gegenpartei in

Athen wieder einen größeren Einfluß, und verwickelte die Athener nach und nach in einen neuen Krieg mit Philipp. Demosthenes drang vor allen andern Rednern auf Krieg, und hielt um diese Zeit einen Theil jener berühmten Reden, welche nach ihrem Hauptgegenstand Philippiken genannt werden, und deren Heftigkeit die Veranlassung gab, daß dieser Namen für jede in leidenschaftlichem Tone angreifende Rede gebräuchlich geworden ist. Der athenische General Diopeithes, welcher mit einer beträchtlichen Flotte zur Beschützung des Chersones abgeschickt worden war, brach zuerst den zwischen Philipp und Athen bestehenden Frieden. Er machte nämlich, während Philipp im Norden von Thracien beschäftigt war, einen Streifzug in die macedonischen Besitzungen dieses Landes. Philipp verlangte die Bestrafung des Generals wegen dieser Verletzung des Friedens, die Athener wiesen aber das Ansinnen des Königs nicht allein zurück, sondern sie ließen auch dem Diopeithes das Commando im Chersones, schickten Kaperschiffe gegen die macedonischen Fahrzeuge aus, und übten allerlei andere Feindseligkeiten.

Der macedonische König rächte sich dafür an den auf dem westlichen Ufer des Marmara-Meeres gelegenen Städten Selymbria und Perinth; er blokirte die erstere, und griff mit einem sehr starken Heere die zweite an (341 v. Chr.). Die persischen Satrapen von Kleinasien, welche nicht ohne Besorgniß die Macedonier an den Grenzen ihres Reiches sich festsetzen sahen, nahmen sich des bedrängten Perinth mit Nachdruck an: sie schickten ein Söldner-Corps dahin, welchem es gelang sich in die Stadt zu werfen, und machten so die Einnahme derselben unmöglich. Andererseits ließen die Athener zwanzig Schiffe absegeln, um Selymbria mit Lebensmitteln zu versorgen. Dieses Geschwader wurde unterwegs von Philipp's Flotte weggenommen und in einen macedonischen Hafen gebracht. Die Athener beschwerten sich darüber bei Philipp durch eine besondere Gesandtschaft; dieser gab zwar die Schiffe wieder heraus, schrieb aber zu gleicher Zeit an die Athener einen bitteren, höhnischen Brief, in welchem er denselben sagte, sie möchten in Zukunft ihre obrigkeitlichen Stellen nicht solchen Männern anvertrauen, welche, wie die Absender jener Schiffe, die Macht des Staates zum Nachtheile Anderer misbrauchten; wenn sie dies beachten, und die-

jenigen, welche jetzt durch die Unterstützung einer von ihm belagerten Stadt die Verpflichtungen des atheniſchen Volkes gegen ihn verletzt hätten, mit der gebührenden Strafe belegten, ſo werde er ſich befleißigen, auch ſeinerſeits den Frieden mit Athen zu bewahren.

Philipp's Gegner behielten, ungeachtet aller Bemühungen ſeiner Anhänger, das Übergewicht in Athen. Sie organiſirten ein förmliches Kaperweſen in dem nördlichen Theil des ägäiſchen Meeres, oder duldeten es doch wenigſtens. Der König, welcher zu jener Zeit auch darüber, daß die Stadt Byzanz ſeinen Antrag auf ein Bündniß gegen Athen zurückgewieſen hatte, ſehr verdrüßlich war, ſchrieb den Athenern bald wieder einen langen Brief, der faſt wie ein förmliches Kriegsmaniſeſt lautete. Zuletzt richtete er ſeinen Angriff auch gegen die wichtige Stadt Byzanz. Die Athener faßten auf Demoſthenes Antrag den Beſchluß, daß der Frieden für gebrochen erklärt und den Byzantiern Hülfe geleiſtet werden ſolle. Während nun Philipp mit ungeheuren Anſtrengungen Perinth und Byzanz vergebens belagerte (341 u. 340 v. Chr.), griffen die Athener, welche ihre Flotte mit Truppen zum Entſatz von Byzanz ausgeſchickt hatten, den macedoniſchen König auch auf der Inſel Euböa an. Hier gelang es ihnen unter der Anführung Phocion's die Beſatzungen Philipp's zu vertreiben und in allen Städten der gegen ihn feindlich geſinnten Partei das Übergewicht zu verſchaffen.

Philipp war nicht im Stande, Perinth und Byzanz einzunehmen obgleich er die größten Anſtrengungen machte und alle Mittel der Belagerungskunſt aufbot. Die erſtere Stadt wurde durch den Muth ihrer Einwohner und die Hülfe der Perſer gerettet, die Letztere durch den Beiſtand Athen's und ihrer alten Verbündeten Rhodus, Kos und Chios. Wie ſehr aber die Athener wegen der Habgier ihrer Anführer und wegen ihrer eigenen Unzuverläſſigkeit allen ihren Bundesgenoſſen verdächtig waren, zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit auf eine recht auffallende Weiſe. Als nämlich die atheniſche Flotte, deren Commando dem nichtswürdigen Chares übertragen worden war, vor Byzanz ankam, wies man ungeachtet der großen Bedrängniß, in welcher ſich die Stadt befand, die von einem ſolchen Führer gebrachte Hülfe zurück, und zwang den athen-

iſchen Admiral mit ſeinen Schiffen wieder abzuſegeln. Erſt als der Oberbefehl der atheniſchen Hülfsflotte dem edlen Phocion, deſſen perſönlicher Charakter überall Zutrauen einflößte, übertragen worden war, ließen die Byzantier dieſelbe in ihren Hafen einlaufen.

Philipp gab endlich die Belagerung von Byzanz, Selymbria und Perinth auf, und ſuchte jetzt vor allen Dingen das Zutrauen ſeines Heeres zu ſeinem Feldherrn-Talent durch einen anderen Kriegszug wiederherzuſtellen. Er wandte ſich mit ſeinen Truppen gegen einige der auf der Nordſeite der unteren Donau wohnenden Nomadenſtämme, welche nebſt andern ähnlichen Völkerſchaften von den Griechen und Römern Scythen genannt wurden (ſ. Th. I. S. 120). Philipp verfolgte die Horden der Barbaren durch ihre Steppen, und machte eine große Beute an Waffen, Wagen, Pferden und Menſchen. Auf dem Rückmarſch aus dem Lande der Scythen wurde er durch einen Überfall der noch immer unbezwungenen Triballer der gemachten Beute beraubt, und erhielt ſelbſt eine gefährliche Wunde, welche eine unheilbare Lähmung nach ſich zog.

8. Der vierte heilige Krieg und die Unterwerfung Griechenlands unter die Macedonier.

Man ahnete damals in Griechenland nicht, daß jetzt gerade der Augenblick nahe ſei, wo Philipp Herr und Gebieter der griechiſchen Nation werden ſollte. Er war ja kurz vorher durch die Athener gezwungen worden, ein wohlberechnetes Unternehmen aufzugeben; dieſe hatten alle ſeine Truppen aus Euböa verjagt; Phocion hatte, nach der Aufhebung der Belagerung von Byzanz, mehrere macedoniſchen Städte an der Küſte von Thracien befreit, und die übrigen thraciſchen Beſitzungen Philipp's durch einen verwüſtenden Streifzug heimgeſucht; endlich waren die Kapereien der Athener ſo bedeutend geworden, daß ſogar die Ein- und Ausfuhr des eigentlichen Macedoniens geſtört war. Alle dieſe einzelnen Nachtheile aber, welche Philipp erlitt, berührten den Kern und das eigentliche Weſen der von ihm geſchaffenen Macht nicht, und die Lage der Dinge im Allgemeinen machte es den Griechen unmöglich, ſich der drohenden macedoniſchen Oberherrſchaft zu entwinden.

Es war wieder einer der sogenannten heiligen Kriege, der den macedonischen König mit seinem Heere in das Innere von Griechenland führte. Ob, wie Demosthenes versichert, Philipp selbst durch seine Anhänger den Ausbruch desselben veranlaßte, oder ob der Zufall diesen Krieg herbeiführte, ist ungewiß. Die Bewohner der lokrischen Stadt Amphissa hatten die Felder von Cirrha wieder angebaut, obgleich diese einige hundert Jahre früher dem delphischen Gott geweiht worden waren, und die Amphiktyonen damals über alle, welche dieselben je wieder bebauen würden, den Fluch ausgesprochen hatten (s. Th. I. S. 30). Die Amphissäer wurden deshalb auf einer Versammlung der Amphiktyonen von Aeschines, welcher als atheniſcher Gesandter derselben beiwohnte, angeklagt. Manche behaupten, dies sei im Einverständniß mit Philipp geschehen; Aeschines selbst aber versichert in einer der Reden, die sich von ihm bis auf unsere Tage erhalten haben, er sei zu dieser Anklage nur durch den zufälligen Umstand veranlaßt worden, daß der amphissäische Abgeordnete in der Amphiktyonen-Versammlung die Athener der Theilnahme an dem phokischen Tempelraub beschuldigt habe. Aeschines wies diesen Vorwurf mit der Erklärung zurück, daß die Amphissäer durch die Bebauung der heiligen Felder von Cirrha sich mit Fluch beladen hätten; er zeigte den Amphiktyonen von dem Versammlungsort aus diese Felder, durch deren Besitznahme Amphissa sich an dem Eigenthum des Gottes vergangen hatte, und riß die Versammelten durch das Feuer seiner Rede zu dem Beschlusse hin, daß die Amphiktyonen selbst, in Begleitung eines Theils der Bürger von Delphi, sich auf die Felder begeben sollten, um die auf ihnen befindlichen Wohnungen und Pflanzungen zu zerstören. Dies wurde auch wirklich am nächsten Morgen ausgeführt; als aber die Amphiktyonen und ihre Helfer zu dem delphischen Tempel zurückkehrten, wurden sie von den erbitterten Besitzern der Felder überfallen, und entgingen nur mit Mühe der Rachgier und Wuth derselben (339 v. Chr.).

Die Amphiktyonen beschlossen hierauf in einer Versammlung, welcher auf Demosthenes Antrag die atheniſchen Gesandten nicht beiwohnen durften, die Bestrafung der Amphissäer, und es wurde sogleich ein Heer zusammengebracht, das diesen Beschluß ausführen sollte. Unter der Anführung des Kottyphus, eines der Am-

phiktyonen, rückten die Truppen in das Gebiet von Amphissa ein, und unterwarfen die Bewohner desselben. Hierauf wurden die Amphissäer zur Bezahlung einer bestimmten Summe Geldes verurtheilt, sie verweigerten aber die Zahlung derselben, und jagten alle diejenigen unter ihren Mitbürgern, welche den Beschluß der Amphiktyonen billigten, aus dem Lande. Dies wurde von den Amphiktyonen, in deren Rath die von Philipp abhängigen thessalischen Stämme die Mehrzahl bildeten und er selbst zwei Stimmen hatte, benutzt, um den macedonischen König in die Sache zu ziehen. Die Amphiktyonen faßten den Beschluß, daß der von ihnen erwählte Feldherr Kottyphus zu Philipp reisen und ihn ersuchen solle, dem Gotte Apollo und den Amphiktyonen beizustehen und nicht zuzugeben, daß der Gott von den ruchlosen Amphissäern beleidigt werde, zumal da die an der Versammlung der Amphiktyonen Theil nehmenden Griechen ihn zu ihrem Anführer mit unumschränkter Gewalt ernannt hätten.

Philipp, welcher gerade damals von seinem scythischen Feldzug zurückgekehrt war, ließ sich nicht lange bitten. Er erschien schnell an den Thermopylen, und zeigte durch die Art seines Auftretens sogleich ganz andere Absichten, als diejenigen waren, die ihn vorgeblich herbeigeführt hatten: Athen und Theben, nicht aber Amphissa, sollten der Gegenstand seines Kriegszuges sein, Philipp suchte die Herrschaft über Griechenland, nicht Rache für die beleidigte Gottheit. Die Athener hatten den Amphissäern zehntausend Söldner zu Hülfe geschickt, Philipp zog diesen entgegen, und schlug sie völlig. Hierauf eroberte er die mit dem Bannfluch beladene Stadt Amphissa. Die Athener, über die jetzt nicht mehr zu verkennende Absicht Philipp's bestürzt, schickten eine Gesandtschaft an den König, welche ihn bewegen sollte, so lange Halt zu machen, bis sie Unterhandlungen mit ihm versucht hätten. Dieses Ansinnen war lächerlich, und wurde auch von Philipp in seinem Antwortschreiben so behandelt.

Zu gleicher Zeit mit dieser Botschaft an Philipp hatten die Athener auch Gesandte an die meisten griechischen Staaten geschickt, um sie zu einem Bunde gegen die Macedonier zu bewegen. Die Euböer, Megarer, Korinther, Achäer und die Städte Leukas und Korcyra gingen auf den Vorschlag der Athener ein, die Thebaner

aber welche durch die Lage ihres Landes Böotien zwischen Phokis, wo Philipp sich befand, und der Stadt Athen für die Letztere als Bundesgenossen gerade am wichtigsten gewesen sein würden, trugen Bedenken, dasselbe zu thun. Zugleich gab sich Philipp die größte Mühe, die Thebaner für sich zu gewinnen; er schrieb ihnen zu derselben Zeit, als er die athenischen Gesandten heimschickte, einen sehr freundlichen Brief, und sandte Python, seinen gewandtesten Unterhändler, nach Theben, um die Verbindung mit Athen zu hintertreiben. Die Thebaner waren seit dem phokischen Kriege mit Philipp in einem gespannten Verhältniß, weil er damals nicht, wie sie gehofft hatten, Orchomenos und einige andere böotische Städte ihrer früheren Botmäßigkeit unterworfen hatte. Sie schwankten jetzt zwischen Philipp und Athen hin und her, und konnten zu keinem Entschlusse kommen. Während sie noch zauderten, marschirte Philipp mit seinem Heere plötzlich auf die phokische Stadt Elatea los, welche auf der Straße von Thermopylä nach Böotien lag, und deswegen für Böotien eine große militärische Wichtigkeit hatte. Elatea wird mit macedonischen Truppen besetzt und in aller Eile befestigt.

Der Eindruck, welchen die Nachricht von der Besetzung Elatea's in Athen hervorbrachte, war ein ganz außerordentlicher. Es war Abend, als der Bote, welcher diese Nachricht überbrachte, im Prytaneum zu Athen anlangte. Die Prytanen, welche gerade bei Tische saßen, sprangen sogleich auf, und eilten fort, die einen, um die Strategen und Herolde zu holen, die andern, um die auf dem Markte befindlichen Buden niederzureißen und zu verbrennen, damit am andern Morgen in aller Frühe das Volk versammelt werden könne. Sogleich gerieth die ganze Stadt in Unruhe und Bewegung. Am folgenden Morgen kamen mit Tagesanbruch die Senatoren in dem Rathsgebäude und die Bürger auf dem Markt zusammen. Ehe noch der Senat die Botschaft besprochen und das, gesetzlicher Weise für jede vor das Volk zu bringende Sache nöthige, Gutachten abgefaßt hatte, waren bereits alle Bürger versammelt. Sobald hierauf der Senat und die Prytanen in die Volksversammlung eingetreten waren, wurde die empfangene Botschaft den Bürgern verkündet, und sodann die übliche Frage gestellt, ob einer der Anwesenden etwas über diese Sache vorzutragen habe.

Mehrmals wiederholte der Herold diese Frage, aber Alle schwiegen; selbst die Strategen, welche insgesammt anwesend waren, theilten die allgemeine Bestürzung, und wußten keinen Rath. Da erhob sich endlich Demosthenes, und benutzte die herrschende Stimmung, um seine Mitbürger zu einem raschen, kriegerischen Entschlusse zu treiben. Auf seinen Vorschlag wurde beschlossen, daß die ganze Jugend der Stadt unter den Generalen Chares und Lysikles gegen Philipp ausgeschickt, und zugleich alle griechischen Staaten, besonders aber die Thebaner, nochmals zur Theilnahme am Kampfe gegen den macedonischen König aufgefordert werden sollten. Demosthenes selbst wurde als Gesandter nach Theben geschickt. Er bemühte sich lange vergebens, seiner Vaterstadt den wichtigsten Bundesgenossen zu gewinnen. Erst im Frühling, nachdem bereits zweimal ein kleiner Theil des atheniſchen Heeres sich in unentschiedenem Kampfe mit den Macedoniern gemessen hatte, vermochte des Demosthenes Beredsamkeit, den alten Groll der Thebaner gegen Athen zu besiegen, und dieses Volk zu einem Bündnisse zu bewegen.

Jetzt erschienen die Truppen beider Staaten, durch die Macht einiger kleineren Völkerschaften verstärkt, gegen Philipp im Felde. Das verbündete Heer war vierzig bis fünfzigtausend Mann stark. Philipp konnte demselben nur dreißigtausend Mann Fußvolk und zweitausend Reiter entgegenstellen, aber dieses vortrefflich eingerichtete, in einer Reihe von Feldzügen geübte und von Feldherrn wie Philipp, Parmenio und Antipater angeführte Heer konnte, im Kampfe mit der eilig bewaffneten, des Krieges ungewohnten und von einem Chares und Lysikles befehligten Jugend von Athen und Theben, des Sieges schon im Voraus ziemlich gewiß sein. Demosthenes verkannte diesen großen Unterschied beider Theile: er übersah die Ungleichheit der Kräfte und Talente, die auf sein Betreiben jetzt mit einander in Kampf kamen, und erwartete von der schnell aufgeloderten Begeisterung für die Freiheit eine Wirkung, welche sie unmöglich haben konnte.

Die entscheidende Schlacht wurde, im August des Jahres 338 v. Chr., bei der böotischen Stadt Chäronea geliefert. In derselben gelang es den Athenern, welche den linken Flügel des verbündeten Heeres bildeten, die ihnen gegenüberstehenden Macedonier zu werfen; auf der entgegengesetzten Seite des Schlachtfelds aber

drängte unterdessen der neunzehnjährige Alexander, der den linken Flügel der Macedonier commandirte, und an diesem Tage die erste Probe seiner großen Talente gab, die feindlichen Schaaren zurück, und zwang sie zu einer verwirrten Flucht. Die siegenden Athener setzten, statt die noch unbesiegte Phalanx anzugreifen, dem zurückweichenden rechten Flügel der Macedonier nach, und stürzten sich dadurch ebenfalls ins Verderben. „Unsere Feinde verstehen nicht zu siegen!" soll Philipp bei dem Anblick des unbesonnenen Benehmens der atheniſchen Feldherrn ausgerufen haben. Er führte mit einer schnellen Schwenkung die dichtgeschlossene Phalanx gegen die des Sieges schon gewissen Feinde, und brachte ihnen schnell eine schmähliche Niederlage bei. Demosthenes soll einer der ersten gewesen sein, welche den Schild wegwarfen und ihr Heil in der Flucht suchten, doch ist diese Nachricht keineswegs verbürgt. Von den Athenern blieben mehr als tausend, zweitausend aber geriethen in Gefangenschaft. Auch von den Thebanern wurden viele getödtet und nicht wenige gefangen genommen. Unter den Gefallenen befand sich auch die heilige Schaar der Thebaner, welche bis zu diesem Tage unbesiegt geblieben war, damals aber bis auf den letzten Mann den Tod erlitt. Die dreihundert Jünglinge, aus welchen dieselbe bestand, sollen ihrem Eide getreu nicht gewichen, sondern alle an der Stelle, auf der sie während der Schlacht standen, gefallen sein. Das thebaniſche Volk bestattete seine gebliebenen Mitbürger in ein großes gemeinschaftliches Grab, und ließ auf demselben einen kolossalen Löwen von Stein aufstellen. In neuerer Zeit sind in der Gegend des alten Chäronea die Trümmer eines ungeheuren marmornen Löwen aufgefunden worden, welche man für die Überreste dieses Denkmales hält.

Am Abend nach der Schlacht hielt Philipp mit seinen Generalen ein Siegesmahl. Nachdem dasselbe in Verbindung mit einem Trinkgelage bis tief in die Nacht hinein sich verlängert hatte, soll Philipp mit seinen Gästen siegestrunken das Schlachtfeld durchwandert haben. Sie kamen zuerst an die Stelle, wo die Thebaner der heiligen Schaar, mit Wunden bedeckt, einer neben dem andern lagen; der Anblick der ruhmvoll gefallenen Helden erweckte Bewunderung und Theilnahme in der Seele der Sieger. Als sie dagegen die Leichen der Athener sahen, soll Philipp im Übermuth

eines vom Weine berauschten Glücklichen das atheniſche Volk verhöhnt, und ſpottend die pomphaften und nur Siegeshoffnungen verkündenden Worte des Kriegs-Manifeſtes ſeiner Gegner hergeſagt haben. Der atheniſche Redner Demades aber, der ſich unter den Gefangenen befand, ſoll bei dieſem unwürdigen Benehmen des Königs demſelben mit Freimüthigkeit zugerufen haben: „Warum willſt du die Rolle des Therſites ſpielen, da dir das Schickſal die des Agamemnon zugetheilt hat?“ (ſ. Th. I. S. 197). Es wird noch hinzugeſetzt, daß Philipp durch dieſen Zuruf zur Beſinnung gekommen ſei, die Freudenkränze, mit welchen er geſchmückt geweſen, von ſeinem Haupte herabgeriſſen, und dem Demades zum Dank die Freiheit geſchenkt habe.

Wie auch Philipp im trunkenen Muthe damals gehandelt oder geſprochen haben mag, er zeigte ſich in dem, was er nach der Schlacht that, wahrhaft groß, und bewies der Welt durch ſein Verfahren, daß er nicht die Freiheit der griechiſchen Nation zerſtören, ſondern mit Beibehaltung aller beſtehenden Verfaſſungen und Formen herrſchen wolle. Wie glücklich wäre Griechenland geweſen, wenn es dem Beſieger desſelben vergönnt geweſen wäre, alle Staaten dieſes Landes in einen monarchiſchen Bund zu vereinigen, und mit allgemeiner Zuſtimmung eine neue Ordnung der Dinge unter den Griechen zu begründen!

Philipp berührte den Boden des Landes Attika nicht, obgleich dasſelbe nach dem Siege bei Chäronea ihm offen ſtand; denn er ſah ein, daß dieſer Felſenboden ohne Freiheit ein menſchenarmes Land ſein würde. Er entließ die atheniſchen Gefangenen aus freien Stücken und ohne Löſegeld, und bewilligte den Athenern einen ſehr günſtigen Frieden. Sie mußten der Herrſchaft von Samos entſagen, blieben aber dafür im unbeſchränkten Beſitze ihrer Freiheit und Verfaſſung, und erhielten ſogar noch die Stadt Oropus, deren Beſitz lange Zeit der Gegenſtand blutiger Zwiſte zwiſchen ihnen und den Thebanern geweſen war. Ganz anders verfuhr Philipp mit den Thebanern, welche für das büßen mußten, was die Athener verſchuldet hatten; denn er ſah wohl ein, daß dem, der Theben beſitze, Attika jederzeit offen ſtehe. Die Thebaner mußten ihre höheren Beamtenſtellen im Intereſſe Philipp's neu beſetzen, und eine macedoniſche Beſatzung in ihre Burg aufnehmen.

9. Letzte Zeit Philipp's II.

Philipp hatte als das letzte Ziel seiner Bestrebungen sich die glänzende Aufgabe gesetzt, mit der vereinten Kraft Griechenlands und Macedoniens das persische Reich zu erobern. Nachdem er durch die völlige Besiegung der Griechen die Gründung seines macedonisch-griechischen Reiches vollendet hatte, hätte überdies auch die Nothwendigkeit, sein Heer zu beschäftigen und seinen erschöpften Finanzen aufzuhelfen, ihn zu einem solchen Kriege drängen müssen. Bald nach der Schlacht bei Chäronea ließ er alle griechischen Staaten für das nächste Frühjahr zu einer Nationalversammlung in Korinth einladen, um diesen persischen Kriegszug zu berathen und zu beschließen. Noch in demselben Jahr, in welchem jene Schlacht geliefert worden war, durchzog Philipp mit einem Theile seines Heeres den Peloponnes, wiewohl die Berichte über diesen Zug so beschaffen sind, daß derselbe nur für sehr wahrscheinlich, nicht aber für ausgemacht gewiß gehalten werden kann. Philipp, dem es bei dieser Unternehmung hauptsächlich um eine kräftige Unterstützung der ihm befreundeten Staaten der Halbinsel zu thun war, schlug bei Mantinea sein Lager auf, und durchstreifte von da aus ganz Lakonien, ohne jedoch die Hauptstadt des Landes anzugreifen. Die Spartaner sahen sich dadurch genöthigt, in Bezug auf ihre Nachbarstaaten sich dem Verlangen des macedonischen Königs zu fügen, welcher damals die Grenzstreitigkeiten Sparta's mit den Argivern, den Messeniern und zwei arkadischen Staaten entschied.

Im Frühling des Jahres 337 v. Chr. ward der von Philipp ausgeschriebene Kongreß der griechischen Nation zu Korinth gehalten. Alle Staaten hatten Gesandte zu demselben geschickt, mit Ausnahme der Spartaner und Arkadier. Philipp hätte mit leichter Mühe auch diese zwingen können, sich seinem Willen zu unterwerfen und an dem beabsichtigten Nationalkriege Theil zu nehmen; er that es aber ebensowenig, als er jemals auf den Gedanken kam, Griechenland zu einer Provinz seines Reiches zu machen. Gerade dadurch gab er aufs klarste zu erkennen, wie klug er im Gebrauch seiner Überlegenheit war, und welche große Achtung er für freie griechische Kraft hatte. Er sah wohl ein, daß bei seinem großen Plane eines griechischen Nationalzuges gegen Persien ein erzwungener

Gehorsam ihm eher nachtheilig als förderlich sein würde. Aus ebendemselben Grunde bestach er auch auf der Versammlung zu Korinth lieber einige der Gesandten, um durch sie das, was er wünschte, erbitten zu lassen, als daß er, was für den Augenblick leicht gewesen wäre, es mit Gewalt erzwungen hätte. Er wußte durch Freigebigkeit und Freundlichkeit auch die übrigen Abgeordneten der Griechen für sich zu gewinnen, so daß keiner dem von ihm gemachten Vorschlage widersprach, mit vereinten Kräften einen Krieg gegen die Perser zu unternehmen, um die Frevel, welche diese einst an dem griechischen Volke verübt hatten, vergeltend zu rächen. Der persische Feldzug wurde einstimmig beschlossen, Philipp zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannt und, was das Wichtigste war, dem macedonischen König das Recht ertheilt, die Beiträge der einzelnen Staaten an Geld und an Truppen zu bestimmen. Die gesammte Kriegsmacht, welche Griechenland ohne Macedonien damals aufstellen konnte, wird von einem Geschichtschreiber des späteren Alterthums, vielleicht übertrieben, auf zweimalhundert tausend Mann zu Fuß und fünfzehn tausend Reiter geschätzt.

Philipp stand jetzt am Ziele seiner Wünsche; aber die Ausführung dessen, wofür er mit rastloser Thätigkeit sein ganzes Leben hindurch gearbeitet und jetzt endlich alles vorbereitet hatte, ward ihm vom Schicksal nicht vergönnt. Ein gewaltsamer Tod raffte ihn gerade in dem Augenblicke dahin, als der persische Feldzug beginnen sollte. Schon waren die Contingente der griechischen Staaten aufgerufen, schon war eine Abtheilung des macedonischen Heeres unter den Generalen Parmenio und Attalus nach Kleinasien voraus marschirt, als Philipp vom Schauplatz des Lebens abgerufen wurde, um seine Stelle einem Sohne einzuräumen, welcher mehr, als je ein anderer Sterblicher, zur Unterwerfung des Orients und zur Gründung einer Weltherrschaft befähigt war.

Philipp's Familienverhältnisse waren in den letzten Jahren sehr getrübt und zerrüttet worden. Er lebte mit seiner Gemahlin Olympias, einer Tochter des Königs Neoptolemus von Epirus, lange in Zwietracht, und trennte sich zuletzt von ihr, um sich mit Kleopatra, einer Nichte seines Generals Attalus, zu vermählen. Bei dieser Vermählung kam es, als alle Theilnehmer des Festes

vom Weine erhitzt waren, zu einer heftigen Scene zwischen Attalus und Alexander, dem Sohne der Olympias, und selbst Vater und Sohn geriethen mit einander in einen Zwist der ärgsten Art. Alexander zog sich in Folge davon nach Illyrien zurück, und auch die verstoßene Olympias verließ damals Macedonien, um sich nach Epirus zu begeben, wo ihr Bruder Alexander I. den königlichen Thron inne hatte. Bald nachher söhnte sich Philipp wieder mit Alexander aus, und dieser kehrte an den Hof zu Pella zurück. Olympias suchte zwar von Epirus aus das Feuer von neuem anzufachen, und namentlich auch ihren Bruder für seinen Thron besorgt zu machen und zu einem Kriege mit Philipp zu bewegen; allein alle ihre Bemühungen scheiterten, sobald Philipp, dem beim Beginn des persischen Kriegs Alles an einem friedlichen Verhältniß mit seinen nächsten Nachbarn gelegen sein mußte, dem epirotischen Könige seine und der Olympias Tochter, Kleopatra, verlobte. Die Vermählung wurde in der macedonischen Stadt Aegä gefeiert. Philipp, welcher bei dieser Gelegenheit, zum letzten Male vor der Abreise nach Asien, sich seinem Volke und den Griechen in seinem Glanze zeigen wollte, ließ die Vorbereitungen zu den größten und prachtvollsten Festlichkeiten treffen, und versammelte alles, was irgend in seinem Reiche und in Griechenland ausgezeichnet war. Eine Menge griechischer Künstler, Dichter, Redner und Staatsmänner erschien bei diesem Feste, nebst dem macedonischen Adel und den Häuptlingen der unterworfenen thracischen und illyrischen Völkerschaften.

Der erste Tag des Festes wurde mit Empfangsfeierlichkeiten, Festzügen und Gelagen ausgefüllt. Am zweiten sollten Wettkämpfe im Theater gehalten werden. Alle Straßen zu demselben waren durch das Gewühl der Schaulustigen belebt, als der König im festlichen Schmucke, umgeben von seiner Leibwache und seinem Hofstaate, in das Theater zog. Erfreut über den Jubel der ihm fröhlich zujauchzenden Menge, wollte er vor dem Theatergebäude sich traulich dem Volke nähern, und schickte seine Begleitung in das Theater voraus. In diesem Augenblicke stürzte ein Mensch plötzlich auf Philipp zu, durchbohrte ihn mit einem Dolche, und entfloh auf einem bereitstehenden Pferde, während der König niedersank und sogleich starb. Auf diese Weise verlor Philipp, der

Gründer des macedonischen Reichs, sein Leben, und zwar gleichsam vor den Augen von ganz Macedonien und Griechenland, mitten in dem Glanze der größten Herrschermacht und kurz vor dem Beginne eines Kriegszugs, der den Bestrebungen seines thatenreichen Lebens die Krone aufsetzen sollte (336 v. Chr.).

Sein Mörder war Pausanias, ein macedonischer Edelmann und Soldat der königlichen Leibgarde. Die große Menge, welche stets das Außerordentliche am liebsten glaubt, begnügte sich auch bei Philipp's Tode nicht mit der wirklichen, offenbaren Veranlassung, sondern suchte den Mord aus weiter hergeholten Gründen zu erklären, und manche Schriftsteller haben den Gerüchten, welche in dieser Beziehung verbreitet wurden, Glauben geschenkt, und den Mord Philipp's der Rachsucht der Olympias zugeschrieben. Wenn wir den Nachrichten dieser Schriftsteller trauen dürften, so wäre Pausanias nur das Werkzeug, Olympias aber die Anstifterin der That gewesen, und selbst Alexander hätte um dieselbe gewußt; allein nach einer sorgfältigen Prüfung aller Umstände scheint mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden zu müssen, daß Philipp einer bloßen Privatrache seines Mörders zum Opfer gefallen ist. Pausanias nämlich, ein junger Mensch von heftigem und stolzem Sinne, war durch den General Attalus empfindlich beleidigt worden, und hatte den König vergebens um Rache angefleht; Philipp hatte den jungen Mann, der in seinem Rechte war, mit Geschenken und Ehren zufrieden zu stellen gesucht, weil er aus Schonung gegen einen ausgezeichneten General von diesem keine Genugthuung verlangen wollte. Darüber grollte Pausanias dem König. Als dieser nun sich mit des Attalus Nichte vermählte, sah Pausanias alle Hoffnung schwinden, daß ihm je Genugthuung gegeben werden würde. Seine Rachgier wandte sich seitdem gegen den König selbst, und er beschloß die Ermordung desselben, indem er dabei annahm, daß Olympias und ihr Sohn diese That nicht ungern sehen würden. Auf diese Weise büßte Philipp mit seinem Leben dafür, daß er der Rachgier eines hochfahrenden Jünglings keine Befriedigung gewährt hatte. Olympias scheute sich nicht, die That laut zu billigen; Alexander aber ließ den Pausanias auffangen und nebst allen denen, welche um den Mord gewußt hatten, hinrichten.

Die Nachricht von Philipp's Tod wurde in vielen griechischen Staaten mit großer Freude aufgenommen, am meisten aber bei dem atheniſchen Volke, welches bei dieſer Gelegenheit ſeinen Leichtſinn und ſeine Veränderlichkeit auf eine recht ſichtbare Weiſe zu erkennen gab. Unter allen freien Staaten, die zu dem Hochzeitsfeſte der Tochter Philipp's Ehrenkronen und niedrig ſchmeichelnde Adreſſen geſandt hatten, waren die Athener diejenigen geweſen, welche ſich am niederträchtigſten benahmen. Sie hatten ſogar den Volksbeſchluß gefaßt, daß Philipp unter den Schutz ihrer Geſetze geſtellt, und jeder, der ihm nach dem Leben trachten würde, wenn man ſeiner habhaft werden könne, ausgeliefert werden ſollte. Kaum war aber Philipp ermordet, ſo ließen eben dieſelben Athener ſich durch Demoſthenes bewegen, ein feierliches Dank- und Freudenopfer zu halten und durch einen Volksbeſchluß den Pauſanias des Ehrenkranzes für würdig zu erklären.

VIII. Geistiges Leben und moralischer Zustand der Griechen in der Zeit vom Beginn der Perser-Kriege an bis auf Alexander den Großen.

1. Sittlicher Zustand.

Die hundert und fünfzig Jahre, welche vom Beginn der Perser-Kriege an bis zu Alexander's Thronbesteigung verflossen, umfassen die höchste Blüthe des griechischen Geistes und Lebens, zugleich aber auch den beginnenden Verfall desselben. Athen war in dieser Zeit der Mittelpunkt der griechischen Welt, und gab in jeder Beziehung so sehr den Ton an, daß an den inneren Zuständen und geistigen Bestrebungen dieser Stadt der Charakter des ganzen griechischen Lebens erkannt werden kann. Selbst als der politische Einfluß der Athener gesunken war, erhielt sich diese Bedeutung derselben noch eine lange Zeit hindurch. Athen beherrschte noch lange den Geist und die Sitten der Nation, nachdem seine politische Herrschaft über Griechenland bereits an Theben und Macedonien übergegangen war. Übrigens hängt der sittliche Zustand der Athener, wie der des gesammten griechischen Volks, auf das innigste mit der Entwickelung des politischen Lebens zusammen. Athen verdankte die große Bildung, welche seine Bürger auszeichnete, seiner trefflichen Staatsverfassung und den über die Perser errungenen Siegen, durch welche der Geist seiner Bürger gehoben und mit großartigen Gedanken erfüllt wurde. Die Verfassung artete aber nach und nach in eine schrankenlose Demokratie aus, die erlangte Macht brachte Übermuth und Herrschsucht hervor, der erworbene Reich-

thum führte den Luxus und die Schwelgerei herbei, und so mußte mit der höchsten Blüthe des atheniſchen Staats auch die ſittliche Entartung ſeiner Bürger beginnen.

Das Leben der alten Griechen, namentlich in den demokratiſchen Staaten dieſes Volks, war ein Leben der Bewegung und in ſich ſelbſt ſo abgeſchloſſen, daß alle Beziehungen, alle Genüſſe, Beſchäftigungen und Beſtrebungen in einander eingriffen und von einander abhingen. Nichts war bei den Griechen vereinzelt, und wie der Staat, ſeiner Verwaltung nach, wirklich aus der verbundenen und für einander thätigen Geſammtheit aller Bürger beſtand, ſo übten auch alle Verhältniſſe des Lebens fortwährend einen Einfluß auf ihn aus, und wurden ſelbſt wieder durch die in ihm vorgehenden Veränderungen umgewandelt. Aus dieſem Grunde mußten ſich gerade in der Zeit der größten politiſchen Bewegungen Athen's einerſeits die Poeſie und Kunſt am raſcheſten entwickeln, andererſeits aber durch die im Staate auflebende Parteiwuth und Herrſchſucht die Moral Veränderungen erleiden, welche nothwendiger Weiſe in alle Klaſſen und Verhältniſſe eindrangen. Dieſe Veränderungen ſind oben in der Erzählung der politiſchen Geſchichte Griechenlands, mit deren wechſelnden Ereigniſſen ſie gleichen Schritt hielten, angegeben worden. Es bedarf daher zur Darſtellung des ſittlichen Zuſtands der Griechen in der Zeit vor Alexander dem Großen nur einer Zuſammenſtellung und weiteren Ausführung deſſen, was bereits früher angedeutet worden.

Der moraliſche Zuſtand des griechiſchen Volks war während der angegebenen Zeit in fortwährendem Sinken begriffen, und am Ende derſelben waren ſogar die unentbehrlichen Stützen der Sittlichkeit, die Religion, das moraliſche Gefühl und der Sinn für wahre Ehre, aus der herrſchenden Klaſſe in den griechiſchen Staaten faſt ganz geſchwunden. Wie ſehr zuletzt die große Mehrzahl der Staatsmänner entartet war, leuchtet faſt aus jedem einzelnen Ereigniß der inneren Geſchichte jener Zeit hervor, ſowie aus den Gerichtsverhandlungen, deren Überreſte ſich in den Schriften der griechiſchen Redner erhalten haben. Das einzige Beiſpiel des Timotheus, eines der ausgezeichnetſten atheniſchen Generale, kann genügen, um zu zeigen, wie ſehr bei dem größten Theile der Männer, welche an der Spitze der griechiſchen Freiſtaaten ſtanden, ſogar

der Sinn für sittlichen Werth und die Scheu vor öffentlicher Entehrung geschwunden waren. Timotheus schwur einst in der Volksversammlung, und verband einen Fluch gegen sich und seinen Stamm mit diesem Eide, daß er den Iphikrates anklagen wolle, um die Ausstoßung desselben aus der Bürgerschaft zu bewirken; aber statt diese vor dem gesammten Volke auf das feierlichste übernommene Verpflichtung zu erfüllen, vermählte er kurz darauf seine Tochter mit dem Sohne des Iphikrates, weil er dabei seinen Vortheil fand. Demosthenes trug bei einem Processe, den er um einiger tausend Gulden willen für einen Andern gegen Timotheus zu führen hatte, kein Bedenken, dem im Staate so hoch stehenden Manne jenen Eidbruch öffentlich vor den Richtern vorzuwerfen, und die Erklärung auszusprechen, daß er dem Timotheus den Eid nicht zuschiebe, weil derselbe durchaus keine Scheu vor heiligen Dingen habe, und jeden Eid leisten würde, wenn er dabei nur etwas gewinnen könne. Freilich waren die Menschen damals, wie sie immer zu sein pflegen, wenn sich in einzelnen großen Städten aller Reichthum und alle Genüsse, erlaubte und unerlaubte, beisammen finden: aber es muß doch sehr weit gekommen sein, wenn diejenigen, welche einen Staat leiten, öffentlich des Meineids schuldig erkannt werden, und doch ihre Stellung behaupten.

Wie traurig mußte es mit dem religiösen Gefühl eines Volkes stehen, bei welchem der Meineid fast nicht mehr als ein Verbrechen angesehen wurde! Die Religion hatte ihr Ansehen und ihre Kraft verloren, und galt den Häuptern der Staaten nur für ein Gaukelspiel. Das phokische Volk und die von ihm geworbenen Raubhorden scheuten sich nicht, zu wiederholten Malen den heiligsten Tempel Griechenlands zu plündern, und die Opfergaben der Vorzeit zur Führung des Krieges und zur Befriedigung der rohesten Sinnenlust anzuwenden. Dies war aber nicht etwa das einzige Mal, daß man sich am Heiligsten vergriff, sondern schon vor dem Tempelraube der Phokier hatten Andere in andern griechischen Ländern dasselbe gethan. Der Tyrann Dionysius der Ältere von Syrakus, welcher in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Christo lebte, plünderte, um sich Geld zu verschaffen, die angesehensten Tempel der Griechen in Unteritalien und Sicilien, und erlaubte sich dabei sogar noch höhnenden Spott über die Götter.

Als er z. B. einst einer Jupiter-Statue ihren goldnen Mantel abnehmen ließ, sagte er scherzend zu seiner Umgebung, er wolle den Jupiter von der unnützen Last seines Mantels befreien, denn dieser sei ja im Sommer zu schwer und im Winter zu kalt. Wie Dionysius und die Führer der Phokier, machten es auch Iphikrates und seine Truppen. Als dieser General einst, nach der Einnahme von Korcyra, sein Schiffsvolk fragte, was er mit den in den Tempeln der Stadt gefundenen Weihgeschenken anfangen solle, erhielt er zur Antwort: er möge sich nicht darum bekümmern, was den Göttern gehöre, sondern wie er seine Soldaten bezahle.

Diese Angriffe auf die Religion, durch welche die sittliche Verdorbenheit immer mehr gesteigert ward, blieben nicht blos bei dem äußeren Cultus und dem Eigenthum der Götter stehen, sondern auch der Glauben selbst wurde in seinem innersten Wesen erschüttert. Statt des, schon in den Homerischen Gedichten ausgesprochenen sittlichen Gefühls und statt der poetischen Religion der Tragiker wurde dem Volke politische Weisheit und prosaische Weltklugheit gepredigt, und die Wissenschaft der Sophistik oder die Kunst, alle Dinge spitzfindig zu behandeln und zu seinen eigenen Zwecken beliebig zu wenden und zu drehen, wurde die Weisheit, nach welcher Alle strebten, und die bei der Handhabung der Staatsangelegenheiten einem jeden unentbehrlich war. Unter diesen Umständen blieb von der alten Religion nur das Gerüst stehen, der innere Bau und die Grundlage derselben stürzten zusammen, und es erfolgte in Griechenland, was auch im neueren Italien schon längst eingetreten ist, und was den Jesuiten als Ziel und Plan vorgeworfen wird, daß nämlich nur der Pöbel an die Götter glaubte, die Regierenden aber sich dieses Glaubens zu ihren persönlichen Zwecken bedienten. Die Letzteren gebrauchten Religion und Cultus, so oft es ihnen nöthig und nützlich schien, als Maschinerie; die durch Sophisten verbildeten mittleren Stände aber entwarfen sich ein eigenes System über Welt und Menschheit, und verlachten das ganze überlieferte Religionswesen; der Pöbel endlich ließ sich, weil er zum Denken zu träge war, von dem Glanz der Tempelfeste und von den mit dem Gottesdienste verbundenen Gräueln der sinnlichen Lust hinreißen, und versank immer tiefer in den Schmutz des Aberglaubens. Dazu kam noch, daß damals, wie zu allen Zeiten unter

gleichen Umständen, neben dem Unglauben auch der Mysticismus zu wuchern begann; denn dieser ist einem entnervten Geschlecht stets willkommen, weil dasselbe zum Phantasiren immer noch Kraft genug hat, und der matte, nur passiv sich regende Geist in unklaren Empfindungen und Vorstellungen die ihm allein erwünschte halbthätige Beschäftigung sucht. Damals fanden deshalb die Schwärmereien, welche aus der bei den Pythagoreern aufgekommenen Geistesrichtung sich entwickelt hatten, eine ungemein günstige Aufnahme in Griechenland, und auch der Philosoph Plato trug nicht wenig dazu bei, daß statt der alten sinnlichen und poetischen Religion des griechischen Volkes mystische Systeme überhand nahmen.

Neben dieser religiösen Entartung kam in jener Zeit eine große Rohheit und Unmenschlichkeit auf, welche durch die herrschende geistige Bildung ebensowenig gehemmt wurde, als der Unglauben und Aberglauben durch die Schwärmereien des Mysticismus. Dieser gräßliche Charakterzug der Zeit war eine Folge der eingeführten Sklaverei. Es werden uns Abscheulichkeiten berichtet, durch welche die mishandelten Sklaven und ihre Herren auf gleiche Weise herabgewürdigt wurden. Der geringsten Sache wegen gab man Sklaven der Folter preis, und zwar nicht etwa nur, um das Eingeständniß ihrer eigenen Vergehen zu erpressen, sondern auch um von ihnen als bloßen Zeugen über irgend einen Vorfall Auskunft zu erhalten. Es wurden zuweilen sogar ohne gerichtliche Procedur Sklaven von einzelnen Bürgern gefoltert, weil man irgend einen Argwohn gegen sie hegte. Mitunter erlaubte man sich auch gegen Freie ähnliche Gräuel und Mishandlungen, diese wurden aber freilich stets strenge bestraft, wenn anders irgend jemand seinen Vortheil dabei fand, die Sache vor das Gericht zu bringen.

Gegen dergleichen Barbareien bildet die Überfeinerung und Glätte der damaligen Griechen, besonders der Athener, einen recht schneidenden Gegensatz. Die Schriften aus jener Zeit zeigen in dem herrschenden Ton des Verkehrs eine durch die feinsten Schattirungen sich auszeichnende Urbanität, die attische Ausdrucksweise galt noch in späteren Zeiten für das Muster einer bescheidenen, von Rechthaberei und steifer Behauptung freien Sprache, und doch waren Rohheiten, wie die angeführten, unter den feinen und ge-

fühlvollen Athenern etwas Gewöhnliches. Selbst bei den angesehensten Leuten kamen mitunter Scenen von wahrhaft brutaler Art vor. So z. B. schimpften Demosthenes und Aeschines, die beiden größten Redner des Alterthums, deren Schriften sich doch so sehr durch jene attische Feinheit im Ausdruck auszeichnen, in ihren Reden einander auf die gröbste Weise; sie ließen sich gegenseitig zu Vorwürfen herab, wie sie unter uns kein gesitteter Mann einem andern machen würde, und in den großen Meisterwerken der Beredsamkeit, welche beide Männer uns hinterlassen haben, kommen Worte vor, die wir nur von Fischweibern zu hören gewohnt sind. In den Werken des Demosthenes befindet sich eine gegen Meidias gehaltene Anklage-Rede, welche dadurch veranlaßt wurde, daß Meidias, einer der angesehensten Männer Athen's, den gleichfalls höchst angesehenen Demosthenes im Theater mit Ohrfeigen und Faustschlägen mishandelt hatte.

Ein ebenso großer Contrast zeigt sich in der äußeren Erscheinung der Menschen jener Zeit. Eines Theils war die alte Einfachheit und echte Großartigkeit des Sinnes zurückgeblieben, und man konnte, wie das Beispiel des Epaminondas zeigt, die ersten Stellen im Staate bekleiden, ohne Reichthum zu besitzen und äußeren Glanz zu zeigen; anderes Theils aber war von Asien her die Liebe zu übermäßiger Pracht in alle griechischen Völkerschaften eingedrungen. Jene rühmliche Seite des antiken Wesens war freilich damals auch schon im Schwinden begriffen, so daß Epaminondas, Sokrates, Diogenes und andere Männer, die sich durch Einfachheit und schlichte Lebensweise auszeichneten, ihren eigenen Zeitgenossen als Erscheinungen von außerordentlicher Art bewundernswerth erschienen; aber doch lebte in den Griechen dieser Zeit immer noch so viel von dem alten Geist, daß bei ihnen, wie unter Andern das Beispiel des, von der untersten Stufe der Gesellschaft bis zum höchsten Gipfel emporgestiegenen Iphikrates zeigt, dem Verdienst an und für sich selbst ein leichterer und sichererer Weg zu den ersten Staatsämtern offen stand, als im alten Rom oder in irgend einem Staate des Mittelalters und der neueren Zeit. Wie groß aber die Prachtliebe der Staatsmänner in jener Zeit zum Theil geworden war, und wie sehr das Streben nach eitelem Glanze sich gesteigert hatte, läßt sich nicht besser anschaulich machen, als mit

den Worten des Demoſthenes, welcher in einer ſeiner Reden dem atheniſchen Volk die Einfachheit der früheren Staatsmänner und die fürſtliche Pracht der angeſehenen Bürger ſeiner Zeit vor Augen führt. „In jener früheren Zeit, ſagt Demoſthenes, war es anders als jetzt. Damals war alles, was dem Staate angehörte, reich und glänzend, unter den einzelnen Bürgern aber zeichnete ſich äußerlich keiner vor dem andern aus. Noch jetzt kann jeder von euch ſich durch eigenen Anblick überzeugen, daß die Wohnungen eines Themiſtokles, eines Miltiades und aller übrigen großen Männer der Vorzeit durchaus nicht ſchöner und anſehnlicher waren, als die ihrer Mitbürger. Dagegen ſind die zu ihrer Zeit errichteten öffentlichen Gebäude und Denkmale ſo großartig und prachtvoll, daß ſie ewig unübertrefflich bleiben werden; ich meine die Propyläen, die Arſenale, die Säulengänge, die Hafenbauten des Piräus und andere öffentliche Werke unſerer Stadt. Jetzt aber gibt es Staatsmänner, deren Privatwohnungen viele öffentlichen Gebäude an Pracht überbieten, und welche ſo große Landgüter zuſammengekauft haben, daß die Felder von euch Allen, die ihr hier als Richter verſammelt ſeid, an Ausdehnung denſelben nicht gleichkommen. Was dagegen jetzt von Staatswegen gebaut wird, das iſt ſo unbedeutend und ärmlich, daß man ſich ſchämen muß, davon zu reden."

Daß zugleich mit dieſer übermäßigen Prachtliebe, welche durch die vielen Geſandtſchaften nach Perſien ungemein gefördert ward, auch Schwelgerei und die ſchändlichſten Laſter ſich in die griechiſchen Staaten einſchlichen und die Sitten verpeſteten, läßt ſich von ſelbſt denken. Ausſchweifungen jeder Art waren damals in den größeren Städten Griechenlands herrſchend geworden; ſie bildeten nächſt der Eitelkeit das Hauptübel der Geſellſchaft, und ſtanden im ſchneidendſten Contraſt mit der durch die Geſetze gebotenen Sittenzucht. Die Reden, die ſich aus den gerichtlichen Verhandlungen jener Zeit erhalten haben, berichten wahre Gräuel der Sittenloſigkeit; ſie liefern dadurch aber zugleich auch den Beweis, daß Staaten, in welchen die ärgſten Laſter ſo häufig begangen und faſt täglich in öffentlicher Gerichtsſitzung beſprochen wurden, als ſelbſtſtändige Republiken unmöglich fortbeſtehen konnten.

Eitelkeit und Schwelgerei führen in ihrem Gefolge immer auch den Eigennutz und die Habſucht mit ſich, und ſo bilden denn auch

dieſe Laſter einen Haupt-Charakterzug jener Zeit. Das Streben nach Geld war ſo allgemein herrſchend, daß ein Mann, der wie Epaminondas ganz frei davon war, ſeinen eigenen Zeitgenoſſen eine befremdende Erſcheinung war. Dieſe Gier nach Reichthum hatte die größte Beſtechlichkeit, ſowie den Misbrauch der anvertrauten Gewalt zur Folge. Die gerichtlichen Reden, welche ſich aus jener Zeit erhalten haben, ſind mit Beiſpielen der ſchamloſeſten Beſtechung und der gröbſten, aus Habſucht hervorgegangenen Verletzung der dem Staate ſchuldigen Pflichten angefüllt. So ward z. B. einmal in Athen vor Gericht durch Zeugen bewieſen, daß der Redner Demoſthenes, um ſeinem Gegner zu ſchaden, einem armen, aber ehrenhaften Manne dritthalb hundert Gulden unſeres Geldes angeboten habe, wenn derſelbe ſeinem eigenen Weibe öffentlich eine Schande andichten, das Doppelte dieſer Summe aber, wenn er eine ſolche Lüge noch dazu vor den Richtern eidlich beſchwören wolle. Zur Ehre der Menſchheit können wir hinzuſetzen, daß jener ſchlichte Bürgersmann dem großen und berühmten Redner die ſchöne Antwort ertheilte: er ſei zwar blutarm, allein Demoſthenes irre ſich, wenn er meine, daß ihm jedes Mittel zu Geld zu kommen recht ſei; denn ſo etwas, wie derſelbe ihm zumuthe, werde er nimmermehr thun.

Wie groß die Verkäuflichkeit der Staatsmänner war, iſt aus den früheren Angaben über die perſiſchen und macedoniſchen Beſtechungen bekannt, ſowie insbeſondere auch aus dem, was bei der Erwähnung der Geſandtſchaft des Pelopidas nach Suſa mitgetheilt worden iſt. Die Anführer der Truppen benahmen ſich in ihrer Habgier oft ſo, daß man ſie nur mit Räuberhauptleuten vergleichen kann; meiſtens waren ſie auch nichts Anderes. Zur Zeit Philipp's brandſchatzten dieſelben auf eine gewiſſermaßen regelmäßig gewordene Weiſe die Bewohner der Küſten und Inſeln, und zwangen manche mit Athen verbündeten Handelsſtädte, ſich durch ein großes Geldgeſchenk von ihnen loszukaufen, um nur zu verhüten, daß ihre Kauffahrteiſchiffe als gute Priſe weggenommen würden. Freilich war die finanzielle Lage des atheniſchen Staats damals ſo beſchaffen, daß den Feldherrn und Admiralen oft nichts Anderes übrig blieb, als den Krieg wie Räuber zu führen und die Bundesgenoſſen auszuplündern; denn nicht ſelten erhielten die Truppen

lange Zeit hindurch gar keinen Sold und waren also genöthigt vom Raube zu leben.

Bei so bewandten Umständen brachten freilich die Führer der Heere und die Staatsmänner ganz andere Reichthümer zusammen, als die patriotischen Männer, welche zur Zeit der Perser-Kriege sich um Athen verdient gemacht, oder, wie ein Cimon und Perikles, unmittelbar nachher durch Aufopferung ihres eigenen Vermögens den Glanz ihrer Vaterstadt zu erhöhen gesucht hatten. Der wegen seiner Bestechlichkeit berühmt gewordene Epikrates z. B. (s. oben S. 75) verschaffte sich durch seine Gesandtschaft an den persischen Hof ein Vermögen von sechs hundert Talenten oder anderthalb Millionen Gulden (868,000 Thlrn.), d. h. nach dem Werthe, den das Geld zu unserer Zeit hat, ein Vermögen von etwa zwölf Millionen Gulden oder sieben Millionen Thalern. Zu gleicher Zeit verringerte sich, wie überall, wo nicht Fleiß und Gewerbsthätigkeit das Haupt-Erwerbsmittel sind, neben dem ungeheueren Privatbesitze Einzelner das Gesammtvermögen des Staats, und die größte Armuth zeigte sich neben dem größten Reichthum. Die Einnahmen des Staats und der Gesammt-Erwerb seiner Bürger waren nach und nach sehr geschmälert worden. Der Ertrag der Bergwerke hatte sich sehr vermindert, weil einige Minen bereits erschöpft waren, diejenigen aber, welche die Athener lange Zeit hindurch in Thracien besessen hatten, in andere Hände gekommen waren. Die auswärtigen Besitzungen Athen's waren ebenfalls, bis auf einige wenig bedeutenden Inseln und Städte, verloren gegangen. Der Handel endlich hatte sich größtentheils nach andern Orten hin gezogen. Dabei war man genöthigt, die ersten Lebensbedürfnisse von fernen Gegenden her zu holen: Attika bezog z. B. aus den Seestädten des schwarzen Meeres eine größere Menge Getraide, als irgend ein anderer griechischer Staat, und es gingen für dasselbe jährlich sehr bedeutende Summen Geldes aus dem Lande. Rhodus, Byzanz und die Städte an der Nordküste Kleinasiens hoben sich in demselben Grade, in welchem Athen's Handel sank, und diese damals politisch nicht bedeutenden Staaten häuften bei sich nach und nach die größte Masse des baaren Geldes an.

Hauptgewerbe der reicheren Athener waren übrigens, außer dem Handel und einigen eigenthümlichen Geschäften, der auf Kriegszügen

ausgeübte Raub, die gegen Bezahlung oder Bestechung unternommenen Staatsgeschäfte und das Vermiethen von Sklaven und Soldtruppen. Doch gehörte die letztere Erwerbsquelle nicht zu den bedeutenderen, da die Zahl aller Sklaven in Attika nicht mehr als 100,000 bis 120,000 betrug, und ein Sklave damals in Athen fünfmal weniger kostete, als ein gutes Pferd. Dagegen waren gewisse aus der sittlichen Entartung der Zeit hervorgegangenen Gewerbe, sowie die Wissenschaft und Kunst wichtige Erwerbsmittel für Athen und andere Städte geworden. Athen war der Sitz der Sophistik, der Schmeichler- und Advokatenkünste und des höchsten Grades der Buhlerei, und ein Theil seiner Einwohner bediente sich dieser Verderbniß als einer einträglichen Quelle des Einkommens. Ebenso waren Kunst und Wissenschaft in Korinth, Rhodus, Syrakus und andern griechischen Freistaaten, am meisten aber in Athen, für ganze Klassen von Menschen ein Geschäft und Gewerbe geworden; denn durch die moralischen Verhältnisse, welche zu jener Zeit in und um Griechenland Wurzel faßten, erhielten Musik, Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Tanz- und Schauspielkunst ein neues Leben, und zwar durch dieselben Umstände, welche der Poesie, der Geschichtschreibung und den Sitten verderblich wurden. In welchem Umfange durch diese Unterstützung die Künste zunahmen, kann man daraus ermessen, daß Alexander der Große zu den gymnastischen und musikalischen Wettkämpfen, die er bei dem Leichenbegängnisse seines Freundes Hephästion anstellte, nicht weniger als dreitausend Künstler zusammenrufen ließ. Viele griechischen Schauspieler, welche entweder bloße Possenreißer oder auch wirkliche Künstler im tragischen und komischen Fache waren, wanderten zu Philipp II., zu den syrakusanischen Herrschern Dionysius I. und II., zu den cyprischen Fürsten, ja sogar zu den persischen Königen, und erwarben sich an den Höfen dieser Fürsten durch Talent und Schmeichelei beträchtliche Reichthümer. Athen war und blieb für alle Künste der wichtigste Ort, und behauptete, auch nachdem seine politische Macht bereits größtentheils geschwunden war, seine alte Bedeutung. Die Mehrzahl der Künstler jener Zeit, deren Namen uns überliefert worden sind, waren Athener oder doch wenigstens in Athen gebildet worden. Ganz besonders galt das athenische Theater in allen Gegenden, in welchen griechisch ge-

sprochen wurde, als Muster. Überall legte man auf das Urtheil des griechischen Publikums den größten Werth, und die ausgezeichneteren unter den atheniſchen Schauspielern wurden von den Fürſten und Königen in ſo hohen Ehren gehalten, daß ſie dadurch ſogar für die Staatsverhältniſſe eine Bedeutung erhielten, die wohl einzig in der Geſchichte iſt.

2. Bildung und geiſtiges Leben im Allgemeinen.

Die Betrachtung des geiſtigen Lebens eines Volkes hat in der Weltgeſchichte einen andern Zweck, als in der Geſchichte der Literatur und der Wiſſenſchaften. Es kommt nämlich, für die Erkenntniß der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts, weder darauf an, daß man den Werth beſtimme, welchen die einzelnen Werke des Geiſtes in äſthetiſcher Hinſicht haben, noch auch daß man den bloßen Einfluß derſelben auf die Wiſſenſchaften und deren Gedeihen ermittele; ſondern es muß das Verhältniß erforſcht werden, in welchem die Schriften einer Nation zu dem herrſchenden Geiſt der verſchiedenen Zeiten ſtanden. Die literariſchen Werke eines Volks werden alſo in der Weltgeſchichte einerſeits nur als der Ausdruck deſſen betrachtet, worin das eigentliche Weſen der verſchiedenen Entwickelungsſtufen einer Nation beſtanden hat, andererſeits aber zugleich auch als eines der Mittel, durch welches dieſes beſtimmt und geſtaltet worden iſt. Wenn folglich, bei der eigentlichen hiſtoriſchen Betrachtung, der größere oder geringere Werth einer Schrift feſtgeſetzt werden ſollte, ſo würden dabei äſthetiſche oder rein literariſche und wiſſenſchaftliche Rückſichten durchaus nicht den Maßſtab bilden, ſondern es käme nur auf die Beziehung an, in welcher das Werk eines Schriftſtellers zu ſeiner Zeit ſtand, oder auf die Frage, in wiefern dieſer in demſelben einen Spiegel ſeiner Zeit uns hinterlaſſen, und durch ſeine Schriften die Entwickelung ſeines Volkes überhaupt gefördert oder gehemmt hat. Es ſoll aus den Schriften einer Nation die Cultur derſelben erkannt werden, ſowie der Geiſt, auf welchem alle politiſchen, moraliſchen und geſelligen Verhältniſſe einer gewiſſen Zeit beruhen.

Die anderthalb Jahrhunderte vom Beginn der Perſer-Kriege an bis zu Philipp's II. Tod umfaſſen denjenigen Zeitraum, in

welchem alle griechischen Bildungsformen und alle nicht schon vorher vollendeten Klassen der griechischen Literatur, mit Ausnahme der Mathematik und der realen Wissenschaften, den höchsten Grad ihrer Entwickelung erlangten; und zwar kam bei den Griechen ein Theil der Geistesbildung nach dem andern zur Blüthe, zuerst die dramatische Poesie, dann die Geschichte, hierauf die Philosophie und die Redekunst und zuletzt die mathematischen und realen Wissenschaften. Von diesen fünf Abtheilungen menschlicher Wissenschaft erhielten die vier ersten ihre eigentliche Entwickelung und ihre Vollendung bei dem atheniſchen Volke, die fünfte aber in Alexander's Reich und in den Staaten, welche aus diesem hervorgegangen sind.

Athen war, in der unserer Betrachtung vorliegenden Periode, der Mittelpunkt und gleichsam die Seele des geistigen Lebens der Griechen. Der ganze Gang der Bildung des geistreichsten Volkes der Welt und der wechselnde Charakter seiner Literatur entsprachen dem Gange der Dinge im atheniſchen Staate und den jedesmaligen Verhältnissen desselben. Den kräftigsten Aufschwung erhielt zwar die griechische Bildung durch den großen Nationalkampf gegen die Perser; aber da der Angriff dieses Volkes vorzugsweise auf Athen gerichtet war, und die Athener mehr als jede andere griechische Völkerschaft zu dem glücklichen Ausgang des persischen Krieges beitrugen, so steht auch diese wichtigste äußere Anregung aller geistigen Bestrebungen der Griechen in der unmittelbarsten Beziehung zu dem atheniſchen Volk.

Die griechische Bildung der Zeit, in welcher Athen zugleich der Sitz und die Quelle derselben war, zerfällt ihrem Grundwesen nach in zwei allmälig in einander übergehende Haupt-Epochen, in die Zeit ihrer höchsten Blüthe, welche bis in den peloponnesischen Krieg hinein reichte, und in die Zeit des Verfalls, die mit dem Misbrauch des Sieges über die Perser ihren ersten Anfang nahm. Die Werke beider Zeiten tragen den Charakter des herrschenden politischen und moralischen Geistes an sich. In denen der ersteren Zeit zeigt sich noch die unverdorbene Kraft und das lebendigste Selbstbewußtsein einer geistig und moralisch tüchtigen Nation; griechischer Freiheitssinn, angeborene Ordnungsliebe und strenger Gehorsam sowohl gegen die Völker, als auch gegen die Gesetze des bürgerlichen Lebens werden in diesen Werken überall gegen die

wilde Phantasie, den blinden Gehorsam und die rohe Gewalt des Orients in einen scharfen Contrast gestellt. In den Schriften der zweiten Zeit dagegen spricht sich ebenso klar und bestimmt der Misbrauch des Sieges und die Entartung der guten alten Zucht aus, und die literarischen Werke dieser Periode geben das Sinken des politischen und moralischen Lebens auf das entschiedenste zu erkennen. So zeigt sich, in der Aufeinanderfolge der griechischen Schriftsteller dieser beiden Perioden, zuerst die einem großen Zeitalter eigenthümliche reine Begeisterung und ungeschwächte Kraft, und hierauf der allmälige Fortgang von dieser höchsten Höhe echter Bildung bis zu den, vorzugsweise durch Glätte und Gefälligkeit sich auszeichnenden Erzeugnissen eines zwar gebildeteren, aber auch minder kräftigen Geistes. Das Erstere wird vorzüglich durch einzelne große Männer ausgesprochen, diese erzeugen die vollendeten Bildungen und Schöpfungen des Genie's, welchem die Regel und Vorschrift des Verstandes zwar klar geworden ist, aber ohne daß die Fülle der Phantasie dadurch geschwächt ward. Das zweite besteht in Meisterwerken der bloßen Kunst, die statt der reinen Begeisterung durch Regeln und Beispiele geleitet wird, und nicht eigentlich schöpferisch thätig ist, sondern vielmehr hauptsächlich nur die Gedanken und den Ausdruck zu ordnen versteht; dies ist das Werk des bloßen Talents.

In demselben Grade, in welchem die Kraft, Einfalt und Natur abnahmen, und die aus reiner Begeisterung hervorgegangenen Werke seltener wurden, nahm die Bildung an Umfang zu, und an die Stelle der ungeschwächten natürlichen Kraft trat die Kunst. Die Menschen wurden kenntnißreicher und gebildeter, verloren aber dagegen immer mehr den echten Sinn für das Bessere und Höhere; sie wurden feiner und reizbarer im Empfinden, büßten aber dafür das kräftige, natürliche Gefühl der früheren Zeit ein. Statt daß vorher das allen Menschen innewohnende Bewußtsein des Höheren die Seelen erfüllt und belebt hatte, strebte man jetzt nach einer rein intellectuellen Erkenntniß des Lebens und seines Urgrundes. Die Menschen gewannen auf diesem Wege an Erfahrung und Philosophie, verloren aber an Geist und Kraft, an deren Stelle das Wissen und die Kunst traten; sie wurden gewandter und gefälliger, aber auch prosaischer, träger und mattherziger. Die Gesammtheit

der Bürger endlich war nicht mehr, wie früher, fast gleich gebildet, sondern sie sonderte sich, ihrer Fassungskraft und ihren geistigen Bedürfnissen nach, in Stufen und Klassen von einander; die Werke der Literatur konnten also auch nicht mehr für die ganze Nation, sondern nur für einen einzelnen Theil derselben geschrieben werden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei diesem Gange, welchen das geistige Leben der Griechen nahm, die Bildung immer weniger um ihrer selbst willen geliebt und erstrebt wurde, oder mit andern Worten, daß dieselbe im Verlauf der Zeit immer mehr ein Mittel zu andern Zwecken und folglich auch immer mehr eine bloße Form ward. Zwei Zwecke waren es hauptsächlich, welchen sie dienen mußte: die Befähigung zum feineren geselligen Verkehr, die, in Verbindung mit dem Bedürfniß der Unterhaltung, den Menschen das Wissen und die Bildung wünschenswerth machte, und der Nutzen, welchen Kenntnisse und geistige Gewandtheit für das handelnde Leben und seine Zwecke gewährten. So lange die republikanische Freiheit selbstständig fortdauerte, beschränkte sich das Letztere mit auf die Zwecke des Staatslebens, und die Bildung war daher bis auf Alexander's Zeit vorzugsweise eine politische. Sobald aber das monarchische Element im griechischen Volke das Übergewicht erhielt, wandten sich Wissen und Bildung mehr den Zwecken des Privatlebens zu, und erhielten vorzugsweise eine Bedeutung für die Industrie und die Formen des gesellschaftlichen Lebens. Mit andern Worten, die Bildung der griechischen Nation wurde im Verlauf der Zeit immer formeller, äußerlicher, gelehrter und oberflächlicher. Aus diesem Grunde ist es auch ganz natürlich gewesen, daß bei den Griechen zuerst die dramatische Poesie, hierauf die Geschichte, die Philosophie und Redekunst, und endlich die mathematischen und realen Wissenschaften blühten.

Auch mußte wegen dieses Ganges der griechischen Bildung eine Erscheinung eintreten, welche von Philipp's Zeit an immer deutlicher sichtbar wird. Die Wissenschaft und Literatur gaben nämlich einzelnen Männern und Staaten in demselben Grade eine größere Bedeutung, in welchem die Bildung wissenschaftlicher und gelehrter wurde, und sich mehr auf das äußere Leben richtete. Einzelne Schriftsteller und einzelne als Mittelpunkt der Literatur ausgezeichnete Staaten erhielten dadurch, namentlich zur Zeit Philipp's und

Alexander's, ein Ansehen und einen Einfluß, welche sonst nur durch Macht und Reichthum erlangt werden. Beispiele davon sind Euripides, Plato und andere Männer, welche von dem macedonischen König Archelaus und den beiden syrakusanischen Herrschern Dionysius mit so großer Ehre behandelt wurden, sowie der Werth, den diese und andere Fürsten auf die Meinung und das Urtheil des atheniſchen Volkes legten. Noch mehr aber zeigt sich dies in der Stellung, die der Philosoph Aristoteles durch Philipp II. erhielt und unter Alexander dem Großen behauptete, in der sehr großen Freigebigkeit, mit welcher der Letztere die wissenschaftlichen Arbeiten dieses und anderer Philosophen unterstützte, sowie endlich in der Rolle, welche Athen zur Zeit Philipp's und Alexander's noch fortwährend spielte. Die Athener verloren durch Philipp ihren ganzen politischen Einfluß auf Griechenland; allein ihren literarischen Ruhm und den Vorzug, daß ihr Lob und ihr Tadel in allen Angelegenheiten der Literatur und Kunst entscheidend waren, behaupteten sie in so hohem Grade, daß man sagen kann, die beiden großen Macedonier seien in dieser Hinsicht ebenso sehr ihnen unterwürfig und tributpflichtig geworden, wie umgekehrt die Athener als Volk in die Abhängigkeit derselben gerathen waren.

3. Dichtkunst.

Die vorherrschende Dichtkunst dieses Zeitraumes war die dramatische. Die lyrische Poesie, welche in der zunächst vorhergehenden Zeit vorgewaltet hatte, trat jetzt in den Hintergrund. Der größte lyrische Dichter des Alterthums, Pindar, lebte zwar zur Zeit der Perser-Kriege, aber er war eine einzeln dastehende Erscheinung, und übte keinen anregenden und bestimmenden Einfluß auf die fortschreitende Entwickelung des griechischen Volks aus, sondern seine Werke sind als der Schluß und die höchste Vollendung derjenigen Dichtungsart anzusehen, welche bis zum Beginne dieser Zeit vorzugsweise geblüht hatte.

Pindar, welcher ungefähr von 522 bis 440 v. Chr. lebte, war in Theben oder einem andern Orte des thebanischen Gebiets geboren, und gehörte also demjenigen Theile des griechischen Volks an, der zu allen Zeiten wegen seiner großen Rohheit und Unmäßig-

keit verschrieen war: die Namen Pindar's und der Dichterin Korinna sind fast die einzigen böotischen Namen von Bedeutung, welche in der Geschichte der griechischen Literatur vorkommen. Pindar lebte einige Jahre am Hofe des glänzenden Herrschers Hiero I. von Syrakus, welchen er, sowie auch den Tyrannen Theron von Agrigent und einige andere Fürsten Siciliens und Thessaliens, für reichen Lohn in seinen Gedichten besang. Von den Werken Pindar's haben sich, außer einigen Bruchstücken anderer Gedichte, nur fünfundvierzig sogenannte Epinikien oder Lobgesänge auf die Sieger in den vier großen griechischen Nationalspielen erhalten. —

Die dramatische Poesie ist eine Erfindung der Griechen, bei welchen dieselbe auch stets eine größere Bedeutung hatte, als bei allen andern Völkern der Erde. Das griechische Drama hatte einen religiösen Ursprung, und ging seiner äußeren Form nach aus der lyrischen Poesie und der Tanzkunst hervor. Es war nämlich bei den Griechen gebräuchlich, die Götter an ihren Festtagen durch einen Lobgesang zu verherrlichen, der von einem Chor gesungen wurde. Dieser Gesang war von einem Tanze begleitet, dessen Charakter, wie der aller andern Tänze der Griechen, darin bestand, daß durch die tanzend dargestellten Figuren gewisse Vorstellungen und Empfindungen in dem Zuschauer geweckt wurden. In jenem Lobgesange wurden einzelne Mythen behandelt, der ihn begleitende Tanz aber entsprach dem Inhalte desselben, und es wurde also bei religiösen Festen durch Gesang und Tanz eine bestimmte Handlung dargestellt. Aus dieser Darstellung entwickelte sich nach und nach die dramatische Dichtkunst. In welchen einzelnen Abstufungen dieselbe allmälig entstand, ist uns unbekannt. Wir wissen nur, daß die dramatische Poesie vorzugsweise aus den Festen des Bakchus, dessen Mythen von besonders mannichfaltigem Inhalt waren, hervorgegangen ist, daß Attika dasjenige Land war, in welchem sie zuerst entstand, und daß nach der Meinung des Alterthums der attische Dichter Thespis, ein Zeitgenosse Solon's, es war, welcher zuerst einen Schauspieler neben dem Chor aufstellte, und so den Dialog in die Darstellung brachte. Thespis wird deshalb der Erfinder des Drama's genannt, obgleich anderen Angaben aus dem Alterthum zufolge diese Poesie vielleicht schon früher entstanden ist. Aeschylus fügte, um das Jahr 500 v. Chr., zuerst

einen zweiten Schauspieler hinzu, und damit war eigentlich erst das Drama seiner Form nach vollendet. Übrigens bildeten schon vor Aeschylus nicht mehr blos Mythen die Gegenstände der Darstellung, sondern auch Zeitbegebenheiten wurden bereits auf die Bühne gebracht; Phrynichus z. B., der Schüler des Thespis, stellte die 494 v. Chr. Statt gefundene Eroberung von Milet durch die Perser dramatisch dar.

Der Namen Drama, welchen diese Gattung der Dichtkunst von den Griechen erhielt, bedeutet wörtlich so viel als Handlung. Über den Ursprung der Namen Tragödie und Komödie sind die Meinungen der Gelehrten verschieden. Der letztere Namen ist nach der Ansicht der Meisten durch Freudengesang zu übersetzen, und würde also dem deutschen Worte Lustspiel entsprechen; Einige aber geben ihm eine andere Ableitung, nach welcher er soviel als Dorfgesang bedeuten würde, und seinen Grund darin gehabt hätte, daß die Tragödie viel früher, als die Komödie, in städtischen Theatern aufgeführt worden wäre, und daß deshalb das Lustspiel, als eine lange Zeit nur in Dörfern gebräuchliche Darstellung, von diesen seinen Namen erhalten hätte. Das Wort Tragödie bedeutet soviel als Bocksgesang, und ist dadurch entstanden, daß bei den Bakchus-Festen ein Bock geopfert wurde, oder, wie Andere meinen, daß bei denselben mehrere Dichter wetteifernd auftraten, und derjenige von ihnen, dessen Lobgesang als der beste anerkannt wurde, einen Bock zum Geschenk erhielt, oder endlich, daß der tanzende und singende Chor die Satyrn vorstellte, welche der Mythe nach zu dem Gefolge des Bakchus gehörten, und mit Bocksfüßen abgebildet wurden.

Das Drama der Griechen, dessen Darstellung im Einzelnen kein Gegenstand der Weltgeschichte ist, war in mehr als Einer Hinsicht von dem unsrigen sehr verschieden. Nicht blos war der Chor, welcher das lyrische Element des Stückes bildete, und der neueren dramatischen Kunst fremd ist, ein wesentlicher Theil des griechischen Drama's, sondern die theatralischen Vorstellungen wurden auch fortwährend als ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes angesehen, und fanden deshalb zu Athen nur zweimal im Jahre, an den beiden großen Bakchus-Festen, Statt; endlich aber hing, was für die Geschichte des griechischen Volkes das

Wichtigste ist, das Theater als eine politische Anstalt auch mit dem Staatsleben zusammen. Dasselbe war nämlich ein nationales, dem Zustande der Sitten, dem öffentlichen Leben und der Staatsverfassung angepaßtes Institut, und diente in seiner Blüthezeit vorzugsweise dazu, zeitgemäße Gedanken und Empfindungen unter den Bürgern zu verbreiten, mochte nun der Gegenstand eines Stückes ein mythischer sein oder der Zeitgeschichte angehören.

Von den beiden Klassen, in welche das Drama zerfällt, war die Tragödie oder das sogenannte Trauerspiel diejenige, die zuerst zur Blüthe kam. Die eigentliche Zeit ihrer Blüthe nahm mit dem Auftreten eines der größten tragischen Dichter, Aeschylus, ihren Anfang, erreichte ihre höchste Höhe durch Sophokles, und begann mit dem dritten berühmtesten Tragiker des Alterthums, Euripides, zu sinken. Diese drei Männer folgten sich, ihrer Lebenszeit nach, einander so, daß im Jahr 480 v. Chr. Aeschylus als fünfundvierzigjähriger Mann in der Schlacht bei Salamis mitfocht, Sophokles als fünfzehnjährige Jüngling an der nach dieser Schlacht gehaltenen Siegesfeier Antheil nahm, und Euripides am Tage der Schlacht selbst auf der Insel Salamis, wohin seine Eltern mit den übrigen Athenern geflohen waren, geboren wurde.

Aeschylus, welcher einem der ältesten Adelsgeschlechter Attika's angehörte, wurde 525 v. Chr. zu Eleusis geboren. Er nahm an den Schlachten bei Marathon, Artemisium, Salamis und Platää thätigen Antheil, und zeichnete sich dabei, gleich seinem bei Marathon gefallenen Bruder Cynegirus (s. Thl. I. S. 351), durch große Tapferkeit aus. Im Jahre 484 erhielt er zum ersten Male in einem dramatischen Wettstreite den Preis, den er nachher noch zwölfmal errang. In seinem höheren Lebensalter verließ er, unzufrieden mit der Ausartung der Volksherrschaft, seine Vaterstadt, und begab sich nach Syrakus, wo er an Hiero's I. Hof eine ehrenvolle Aufnahme fand. Er kehrte zwar von da noch einmal nach Athen zurück, begab sich aber bald wieder nach Sicilien, und starb daselbst 456 v. Chr. in der Stadt Gela.

Aeschylus soll nicht weniger als siebenzig oder nach einer andern Angabe achtzig Tragödien geschrieben haben, aber nur sieben derselben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. In allen noch übrigen Werken dieses Dichters zeigt sich das Bild einer

großen Zeit und der ihr eigenthümlichen großartigen Gesinnung. Jede seiner Tragödien ist sowohl ihrer ganzen Anlage nach, als auch in ihren Einzelnheiten, mehr als menschlich erhaben und fast furchtbar hoch. Der Ernst der Mysterien, welcher als ein Zügel der wilden Demokratie gebraucht ward, durchweht alle Stücke des Aeschylus; dieser geheime Gottesdienst selbst wird von dem Dichter mit den Zeiten der ersten Entwickelung der Griechen in einen innigen Zusammenhang gebracht und folglich als uralt hingestellt, obgleich derselbe erst wenige Menschenalter vor Aeschylus in Griechenland eingeführt worden war. Überhaupt zeigt Aeschylus überall das Streben, das Aristokratische in der atheniſchen Verfassung gegen die zu seiner Zeit immer stärker werdenden Angriffe einer zügellosen Volksherrschaft zu schützen. Endlich haben fast alle Tragödien dieses Dichters eine nähere oder entferntere Beziehung zu dem griechischen Nationalkampf gegen die Perser, und heben den Gegensatz der griechischen und persischen Gesinnung und Lebensweise hervor. So bilden also die Religion und der Staat den Mittelpunkt, um den sich bei Aeschylus Alles dreht, und das Ziel, auf welches das Streben des Dichters gerichtet ist; Privat-Angelegenheiten kommen immer nur als Nebensachen vor. Auch der Grundgedanke, von welchem die einzelnen Stücke des Aeschylus ausgehen, ist jedesmal nicht sowohl eine Idee des Dichters, als vielmehr eine Idee der Zeit oder ein in der Mythe und Religion liegender Gedanke, den der Dichter nur durch sein Drama zu versinnlichen strebt.

Die Ideen, welche den einzelnen Tragödien des Aeschylus zu Grunde liegen, sind also immer entweder politische oder religiöse oder auch beide zugleich. In demjenigen seiner Stücke z. B., welches den Titel der gefesselte Prometheus trägt, wird der Gedanken versinnlicht, daß die wahre Freiheit des Menschen nie besiegt werden kann, daß echte Seelengröße jeder Gewalt überlegen ist und auch im Unglücke glänzt, daß über jedem Tyrannen, wenn er auch noch so mächtig ist, ein vergeltendes Schicksal waltet. Der blinde Despotismus und die todte Gewalt werden also im Kampfe mit freier Seelenstärke, sicherer Vernunft und besonnenem Verstande dargestellt; das Hohe und Edle eines um den Besitz geistiger Güter kämpfenden Helden wird in Contrast gebracht mit der knechtischen

Natur des gemeinen Menschen, der um des Geldes willen sich zu Allem versteht, oder mit der weichen und milden Seele, welche zwar mitempfindet und das Rohe und Schlechte ebenfalls haßt, zum Widerstreben und Helfen aber keine Kraft hat, oder endlich mit dem schmiegsamen Wesen des Alltagsmenschen, der sich, um durch die Welt zu kommen, vor jedermann bückt, und dem Unglück nichts Anderes entgegen zu setzen weiß, als auswendig gelernte Trostgründe und Sittensprüche. In einem anderen Stücke, welches die Perser betitelt ist und die Vernichtung der persischen Seemacht in der Schlacht bei Salamis zum Gegenstand hat, werden einerseits die nach Gesetz und Recht geordnete Staatsverwaltung der Griechen, ihr Gemeinsinn, das unter ihnen waltende Selbstgefühl jedes Einzelnen, sowie die Kraft, welche ein freies Volk im Kampfe für sein Dasein aus sich selbst zu schöpfen vermag, dargestellt, andererseits aber und als ein Gegensatz des griechischen Wesens der Charakter des persischen Staates oder die ungeordnete, nicht durch ein inneres Band mit einander verknüpfte Masse von Völkern, die auf Vernichtung der individuellen Freiheit gegründete Willkür und Vergötterung des Regenten, und die Ohnmächtigkeit eines ungeheueren Heeres, das für den Gegenstand des Kampfes weder Sinn noch Gefühl hat, sondern blos durch blinden Gehorsam geleitet wird.

Eine dritte Tragödie des Aeschylus, der Agamemnon, enthält, außer einigen anderen Beziehungen, die an das siegestrunkene Athen gerichtete Warnung, daß, wie Agamemnon's Beispiel zeige, der Übermuth im Glücke den eigenen Untergang nach sich ziehe. In einem vierten Stück, welches den Muttermord des Orestes darstellt, und die Coephoren betitelt ist, wird eines Theils der Sturz eines Usurpators als der Sieg des angestammten Rechts über die Herrschaft der angemaßten Gewalt gebilligt, anderes Theils aber der Muttermord des Orestes als ein schauderhafter Frevel gegen die kindlich religiöse Gesinnung getadelt, obgleich derselbe sogar von der Gottheit geboten worden war, weil eine solche Verletzung des heiligsten Naturgesetzes nur von der Gottheit selbst begangen werden dürfe. In den Eumeniden oder derjenigen Tragödie, deren Gegenstand die Lossprechung des Orestes von der Schuld des Muttermordes ist, führt Aeschylus seinen athenischen Mitbürgern

ihren uralten, mit der Heiligkeit religiöser Weihe ausgestatteten Gerichtshof Areopagus vor, dessen Beisitzer aus den geprüften und erfahrenen Alten des Volkes bestanden. Aeschylus läßt in diesem Gerichte, welches das Urtheil über Orestes zu fällen hat, sogar die beiden Hauptgottheiten Athen's, Minerva und Apollo, auftreten, und umgibt dieselben mit Allem, was dem Athener hehr und heilig war. In dieser Tragödie ist es des Dichters Absicht, die alten Einrichtungen des atheniſchen Staats, an welchen die Demokraten so stark rüttelten, als heilige, mit dem Wohl des Staats unzertrennlich verbundene Anstalt darzustellen. Er will die alten Rechts-Institute, die überlieferten Gebräuche des Cultus, die erblichen Priesterschaften und die mit dem Untergang bedrohte Aristokratie erhalten haben; er reiht daher in dieser Tragödie Alles an die Götter und ihre Geschichte an, und läßt die Schutzgöttin Athen's den Bürgern der Stadt zurufen, daß gesetzliche Ordnung und die Fernhaltung jener Zuchtlosigkeit, welche bei barbarischen Völkern walte, der Zweck aller atheniſchen Einrichtungen, Gesetz und Recht aber die Mittel zu diesem Zwecke seien, daß die Götter selbst die alte Ordnung eingesetzt hätten, und daß also jeder, der dieselbe umzustürzen suche, gegen die Götter frevle. —

Sophokles, welcher 495 v. Chr. in einem kleinen attischen Orte geboren wurde, und 405 v. Chr. starb, lebte in jener bewegten Zeit, in welcher unter den Athenern die zügellosesteVolksherrschaft aufkam, während der Staat zugleich die größte Höhe der Macht erreichte. Auch Sophokles nahm, wie fast alle Bürger der griechischen Freistaaten, thätigen Antheil an dem politischen Leben seiner Vaterstadt, und hatte unter Andern in dem Kriege mit Samos (s. Th. I. S. 420) ein Commando auf der atheniſchen Flotte. Im Jahr 468 v. Chr. trug er in einem dramatischen Wettstreit den Sieg über Aeschylus davon. Obgleich auch er, wie Aeschylus, ehrende Einladungen von auswärtigen Herrschern erhielt, so folgte er denselben doch nicht, sondern lebte bis zu seinem Tode in Attika; er selbst gab in einem seiner Stücke zur Freude des Volkes die Erklärung, daß, wer bei einem Könige lebe, der Sklave desselben werde, wenn er auch mit freier Gesinnung zu ihm gekommen sei. Die Zahl der Stücke, welche Sophokles verfaßte, wird von Manchen bis auf hundert und dreißig angegeben; wahr-

scheinlich betrug sie aber nur etwa siebenzig. Von diesen haben sich nicht mehr als sieben vollständig erhalten.

Obgleich Sophokles ein jüngerer Zeitgenosse des Aeschylus war, und beide Dichter sogar eine Zeitlang wetteifernd neben einander glänzten, so erkennt man doch in ihren Werken einen großen Unterschied der Bildung, des geselligen Verkehrs und der leitenden Grundsätze. In Sophokles Tragödien zeigt sich schon das Perikleische Zeitalter mit seiner ganzen Regsamkeit für künstlerische Bestrebungen und mit der ganzen Beweglichkeit, in welcher dasselbe durch Rede und Dichtkunst erhalten wurde. In Sophokles Werken finden sich keine bedeutenden Spuren mehr von der Aristokratie des Aeschylus. Die in den Tragödien des Letzteren stets so erhaben und furchtbar erscheinende Religion hat bei Sophokles einen heiteren und milden Charakter, selbst dann, wenn z. B. die schrecklichen Göttinnen der Rache erwähnt werden. Das weibliche Geschlecht, welches bei Aeschylus dem Staat und seinen Unternehmungen ganz fremd bleibt, hat bei Sophokles schon die Rolle, die zu Perikles Zeit eine Aspasia und ähnliche Frauen ihm gaben.

Ein Blick auf die einzelnen Tragödien des Sophokles wird diesen Charakter des Dichters und seiner Zeit noch klarer machen. In den beiden Stücken, deren Gegenstand die Geschichte des Oedipus ist, hat selbst das Grausenhafte ein freundliches Ansehen. Die Eumeniden z. B. haben einen Einfluß auf das Schicksal des Oedipus, aber während Aeschylus diese Göttinnen der Rache einst selbst auf der Bühne erscheinen ließ, und in einem so furchtbaren Aufzug vorführte, daß das bewegliche athenische Volk dadurch tief erschüttert wurde, läßt Sophokles dieselben nicht vor den Zuschauern auftreten. Man erkennt daran, wie sehr der gebildete Theil des Publikums sich in kurzer Zeit verändert hatte: dieser wollte nämlich jetzt schon alles das vermieden sehen, was einen unangenehmen Eindruck machte, Sophokles mußte daher alles Grausenhafte fern halten, und das, was Aeschylus durch das Furchtbare bewirkt hatte, durch das Rührende zu erreichen suchen. — In einem anderen Stücke, der Elektra, kommen viel häufigere Anspielungen auf die Ausartung der atheniſchen Freiheit und Zügelloſigkeit, sowie auf den Misbrauch des Siegs vor, als in den Werken des Aeschylus. Ferner hat in dieser Tragödie, wie fast in allen Stücken des So-

phokles, das weibliche Geſchlecht eine große Bedeutung und in der einen der beiden Frauen dieſes Stückes erkennt man diejenige Art von zarter Weiblichkeit, welche nur in einer verfeinerter Zeit entſtehen kann: es iſt jenes Edle und Zarte, das dann bei einer größeren Zahl gebildeter Frauen, aber auch nur bei dieſen ſich entwickelt, weil es nicht ſowohl die Eigenthümlichkeit und das Erbtheil einzelner Menſchen, als vielmehr eines gewiſſen geſellſchaftlichen Zuſtandes iſt.

In dem Ajax des Sophokles werden die Athener mit verſteckem Vorwurf an die Behandlung erinnert, welche ſo viele großen und edlen Männer von ihnen gerade zu des Dichters Zeit zu erleiden hatten. Zugleich ſpiegelt ſich andererſeits in dem Charakter des Ulyſſes das atheniſche Weſen jener Tage ab. Dieſer Held des heroiſchen Zeitalters iſt nämlich, wie es die Tragiker mit allen Perſonen der Sage zu machen pflegten, der Zeit des Sophokles angepaßt: er iſt dadurch ein Staatsmann der Perikleiſchen Zeit geworden, und zwar ein ſolcher, welcher der Klugheit und Moralität zugleich dient, während in einem anderen Stücke des Sophokles, dem Philoktet, derſelbe Ulyſſes wieder von einer andern Seite her den Charakter der damaligen Lenker des Staats darſtellt. In dem letzteren Stücke nämlich läßt der Dichter den Ulyſſes die Moral der Staatsklugheit aufopfern. — In der Antigone zeigt die ſinnliche Liebe des Griechen Einiges von dem, was bei uns im romantiſchen Sinne des Worts Liebe genannt wird, während ſonſt bei den Alten nur wenige Spuren davon zu finden ſind. Außerdem erſcheint in dieſem Stücke das Verhältniß der beiden Geſchlechter faſt gerade ſo, wie es in den Zeiten der Veredlung des geſelligen Lebens überall zu ſein pflegt. Endlich erkennt man in der Antigone die Abſicht des Dichters, die Athener zu warnen, daß ſie nicht mit menſchlichen Geſetzen ſich der geheiligten Sitte des Volks und den göttlichen Geboten entgegenſetzen ſollten, ſowie andererſeits durch das ganze Stück hindurch das atheniſche Volk darauf aufmerkſam gemacht wird, wie leicht der Menſch durch Wohlſein zum Übermuth, durch veränderliches Weſen zur Willkür, durch das Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit zum Trotze geführt werde.

In dem raſenden Herkules hat Sophokles dem Charakter der Deſanira eine Zartheit gegeben, wie ſie nur in einem gebildeten

Zeitalter und unter Umständen, die der Entwickelung der eigentlichen Weiblichkeit besonders günstig sind, sich finden kann. Diese vom Dichter dargestellte Zartheit und Sittsamkeit geht soweit, daß sie auch in den Augenblicken der heftigsten Eifersucht sich nicht verläugnet, ja, daß Dejanira ihrer Liebe selbst die Eifersucht opfert, und dem Gemahl zu Gefallen ihre Nebenbuhlerin freundlich aufnimmt. Ein solcher Charakter ist freilich ein Geschöpf des Dichters, aber dieser konnte doch dabei nur bestehende Verhältnisse idealisiren, und mußte, um verstanden zu werden, sich nach den Sitten und Begriffen seiner Zuhörer richten. — Die letzte der sieben Tragödien des Sophokles endlich, der Philoktet, hat die Beziehung, daß die Athener gewarnt werden sollen, gegen die Besiegten nicht auf die schonungslose Weise zu verfahren, wie sie in Sophokles zweiter Lebenshälfte zu thun pflegten. Übrigens geht durch dieses ganze Stück ein dem ritterlichen Geiste der neueren Zeit ähnliches Gefühl hindurch. —

Ganz verschieden von dem, was in Sophokles Tragödien erkannt wird, erscheinen die Sitten, die Gesinnung und der Geist der Gesellschaft bei Euripides, in dessen Schriften sich die Entartung der athenischen Welt auf das vollkommenste abspiegelt; denn Euripides gehört seinem Charakter und seinem Streben nach einer jüngeren Zeit an als Sophokles, obgleich er sogar noch einige Monate vor diesem starb. Euripides erhielt seine Bildung zum großen Theil durch die Philosophen Anaxagoras, Protagoras, Prodikus und Sokrates, während seine beiden Vorgänger ganz frei von aller Schulphilosophie geblieben waren, und ihre Ansicht der Dinge, wie die Griechen der früheren, besseren Zeit überhaupt, nur aus den überlieferten Werken der Dichtkunst und aus dem wirklichen Leben geschöpft hatten. Auch nahm Euripides, zum Unterschied von diesen Beiden, an den öffentlichen Angelegenheiten Athen's nie einen thätigen Antheil, ungeachtet er neben seinen philosophischen Studien zugleich auch die Redekunst trieb und alles, was mit derselben zusammenhing, sich anzueignen suchte. Wenige Jahre vor seinem Tode verließ er Athen, wo seine dramatischen Leistungen und Bestrebungen zuletzt durch die Satyre des Aristophanes dem heftigsten Spotte preisgegeben worden waren. Er begab sich an den Hof des macedonischen Königs Archelaus, welcher

ihn sehr hochschätzte und mit der größten Auszeichnung aufnahm. Hier, in Pella, endete Euripides sein Leben. Es werden ihm hundert und zwanzig Dramen zugeschrieben, von welchen neunzehn sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Euripides mußte nach dem, was so eben von seinem Leben und seiner Bildung angegeben wurde, auf einen ganz anderen Weg gerathen, als Aeschylus und Sophokles, zumal da ihm nicht, wie diesen, der Funken des göttlichen Genius, sondern nur ein großes Talent zu Theil geworden war. Ihm galt es mit seiner ganzen philosophischen und rednerischen Bildung nicht um eine Wirksamkeit im Staatsleben, auf dessen schlüpferige Bahn er sich nie wagte, sondern um die Anwendung des in der Schule Erlernten auf das Theater. Er schrieb also nach Regeln, statt daß seine beiden großen Vorgänger aus der reinen Quelle ihrer inneren angebornen Kraft geschöpft hatten, und sich von der Natur selbst oder der eigentlichen dichterischen Begeisterung leiten ließen. Euripides ging von dem Streben aus, durch ausgesprochene Gedanken zu lehren und zugleich durch kunstgerecht gestellte Worte dem Zuhörer einen Genuß zu gewähren, statt daß Aeschylus und Sophokles in der dargestellten Handlung selbst eine Quelle der Belehrung eröffneten, und die Rede nur als das Mittel und die bloße Form der Darstellung ansahen. Euripides war das Kind seiner Zeit, er huldigte dem herrschenden Geiste derselben, und da er Dichtertalent, sowie große redneriſche und philosophische Bildung besaß, so war er ganz und gar befähigt, sich den Beifall der großen Menge seiner Zeitgenossen in hohem Grade zu erwerben, während die wenigen Tüchtigeren und Einsichtsvolleren, wie der Komödienschreiber Aristophanes, ihn mit Recht als den Repräsentanten und Beförderer der Schwächen ihrer Zeit auf das heftigste tadelten. Sein poetisches Talent an und für sich selbst war groß, und die Nachwelt hat ihm deshalb auch die Ehre gewährt, als einer der drei ersten Tragiker des Alterthums neben Aeschylus und Sophokles gestellt zu werden, obgleich er seiner dichterischen Befähigung, sowie dem ästhetischen Werthe seiner Stücke nach unter diesen beiden Männern steht; noch viel mehr aber erscheint Euripides von Aeschylus und Sophokles verschieden, ja sogar als ein wahrer Gegensatz gegen dieselben, wenn man ihn nach seiner Richtung, seiner Abhängigkeit

von dem herrschenden Zeitgeist und seinem schädlichen Einfluß auf denselben beurtheilt.

In des Euripides Werken erkennt man eine Zeit, in welcher die Bildung durch Lehre und Rede an die Stelle der eigentlichen Begeisterung getreten ist, und der Geschmack Regeln erhalten hat, die in Verbindung mit Beispielen dem bloßen Talent möglich machen, dahin zu dringen, wohin sonst nur das Genie dringt. Man erkennt eine Zeit, in welcher das Volk nicht mehr blos einen durchaus und tüchtig gebildeten Kern enthält, sondern wo auch die große Menge ein oberflächliches Wissen besitzt, und dieses bei den Meisten die Stelle der Bildung vertritt; eine Zeit der Schwäche und Unstätigkeit, in welcher mattherzige Sentimentalität für Gefühl, sowie Unterhaltungssucht für Liebe zur Wissenschaft gehalten wird. Man erkennt endlich eine Zeit, in welcher die Menschen zur Anstrengung des Denkens zu träge geworden sind, und deswegen alle Gedanken gehörig vor sich ausgebreitet, alle Ideen und Urtheile vollständig entwickelt, alle Bilder ausgemalt haben wollen. Das Zeitalter des Euripides hatte den Sinn für die reine, ungeschminkte Wahrheit und die zum Verständniß eines schweren Dichters nöthige Kraft des Geistes zu sehr verloren, als daß ein Geist, wie Euripides, auf der alten Bahn hätte bleiben können. Er mußte, um seiner Zeit zu genügen und zu gefallen, einen andern Weg einschlagen, als seine Vorgänger. Sobald er dies aber gethan und das Publikum so von sich eingenommen hatte, daß er der beliebteste und am häufigsten gelesene Dichter wurde, mußten auch alle Andern seinen Spuren folgen; diese geriethen jedoch dadurch, wie das immer zu geschehen pflegt, auf neue und noch schlimmere Abwege.

Auf diese Weise kam es, daß in Euripides Tragödien der Dichter, als ein Mann des Tages, nicht über dem Publikum, sondern auf Einer Stufe mit demselben steht. Er ist so zu sagen nur Einer der Vielen, und huldigt deshalb in allen seinen Stücken mehr oder weniger dem zu seiner Zeit herrschenden Treiben der Athener. Euripides befriedigt also die so große und allgemeine Lust des atheniſchen Volks, Reden zu hören, zu politisiren, an den Dingen zweifelnd, spielend und kritelnd zu zupfen, Spitzfindigkeiten zu machen, und sich in allgemeinen Sätzen herumzubewegen. Er fröhnt dem Pathos, jagt moralischen Sentenzen nach, strebt

nach Glätte, Rundung der Perioden, witzigen und überraschenden Wendungen, schiebt dem Rührenden das Jämmerliche, dem Bewegenden das Weinerliche unter, und sucht durch bloße Äußerlichkeiten eine Wirkung hervorzubringen, welche ein Sophokles und Aeschylus stets verschmäht hatten. Die Betrachtung einiger einzelnen Tragödien des Euripides wird diese Charakterzüge anschaulicher machen.

In dem Stücke Hekuba wird von einem, an der trojanischen Königsfamilie begangenen schweren Unrecht Gebrauch gemacht, um die Lieblingssache der Athener, Gerichtsverhandlungen und Reden, auf das Theater zu bringen. Dabei wird denn Ulysses wie ein wahrer athenischer Sykophant (s. oben S. 7) dargestellt, welcher die Wortverdreherei und die Sophistik aus dem Grunde versteht. Ferner sind die Reden, welche der Dichter halten läßt, mit Sittensprüchen und handgreiflichen Maximen angefüllt, sie mußten also einer rednerischen Zeit und einem mehr durch das Nachdenken, als durch unmittelbares Gefühl geleiteten Publikum sehr gefallen, weil man solche Sätze leicht auswendig behalten und bei Gelegenheit anbringen konnte. — In einem andern Stücke, dem Orestes, wird ebenfalls ein Proceß sammt allem, was dazu gehört, auf die Bühne gebracht; selbst ein Zeugenverhör kommt vor, und die langen Reden des Klägers und Beklagten werden durch politische Betrachtungen den Zuhörern interessanter gemacht. Andererseits zeigen sich im Orestes auch einige Spuren der zur Mode gewordenen Philosophie und des Einflusses, welchen dieselbe auf die Untergrabung des Volksglaubens hatte. Außerdem wird in dieser Tragödie die dramatische Kunst zu den Zwecken und Bestrebungen des gemeinen Lebens herabgewürdigt. Es wird z. B. einem königlichen Helden der Homerischen Zeit, dem Menelaus, eine so niedrige Gesinnung beigelegt, wie sie nur in einer gewerbtreibenden Zeit und bei Menschen, welche ausschließlich auf das Erwerben bedacht sind, vorzukommen pflegt. Ebenso läßt der Dichter den Helden des Stückes mitten in einer ernsten Betrachtung die Vermuthung aussprechen, daß Helena als seine künftige Erbin wohl jetzt schon darauf bedacht sei, sich seine Hinterlassenschaft zu sichern.

Geben schon dergleichen Züge deutlich zu erkennen, daß die antike Gesinnung und das Heroische dem Modernen großentheils

gewichen waren, so wird der Unterschied der Sitten und des herrschenden Geistes auf eine noch viel auffallendere Weise sichtbar, wenn man die Phönissen oder Phönicierinnen des Euripides mit den Sieben vor Theben des Aeschylus vergleicht, in welchen derselbe Gegenstand behandelt ist. Während bei Aeschylus der Staat und die Religion den Mittelpunkt des Ganzen bilden, dreht sich die Tragödie des Euripides nur um das Schicksal einzelner Menschen, und Weiber, sowie die dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Empfindungsart sind sogar die Seele des ganzen Stückes. Außerdem besteht ein großer Theil dieser Tragödie des Euripides aus Denksprüchen, und sehr zahlreich sind solche Sätze, welche den Zuhörer durch einen Witz, durch Anspielungen oder durch ähnliche und doch andersbedeutende Worte überraschen sollen. Dabei sinkt wieder das Tragische mitunter zum Alltäglichen und Gemeinen herab, wie z. B. wenn einem der Redenden der Ausspruch in den Mund gelegt wird: „denn Freude ist's den Weibern, wenn Eine Übles von der Andern sprechen kann". Auch eine Gerichtsverhandlung ist in dieses Stück aufgenommen, sie bildet den Schluß desjenigen Theils der Phönissen, von welchem sich in Schiller's Werken eine Übersetzung findet. In den Reden der beiden Brüder Eteokles und Polynices, welche dabei gegen einander auftreten, ist die ganze Kunst eines rednerisch gebildeten Zeitalters aufgeboten, aller Scharfsinn erschöpft und der Witz aufs höchste getrieben. Diese Reden sind ganz nach den Regeln der Kunst eingerichtet, sie bestehen aus einem Eingang, einer darauf folgenden künstlerischen Behandlung des Gegenstandes und einem rührenden Schlusse. Die beiden Gegner suchen einander, wie zwei athenische Advokaten, den Sinn ihrer Aussprüche zu verdrehen oder durch Bitterkeiten zu erwidern, oder auch durch eine geschickte Umdrehung des Gesprochenen lächerlich zu machen. So sehr übrigens die Phönissen des Euripides bei ihrer Vergleichung mit dem ähnlichen Stücke des Aeschylus eine sinkende Zeit zu erkennen geben, so machen dieselben dagegen den umgekehrten Eindruck, wenn man sie mit derjenigen Tragödie zusammenstellt, in welcher Seneca, ein nach Christi Geburt lebender römischer Dichter, ebendenselben Gegenstand dramatisch behandelt hat. Bei diesem Vergleiche zeigt sich nicht nur die Zeit des Euripides überhaupt viel größer und gediegener, als die des

römischen Tragikers, sondern es erscheint namentlich auch die Redekunst derselben, dem in Seneca's Tagen herrschenden Bombast gegenüber, in ihrem vollsten Glanze. Euripides Phönissen enthalten eine wahre Kunst der Rede und die geistreiche Conversation einer geistreichen Zeit, Seneca's Stück dagegen ist aus bloßer Declamation, aus Spielereien und Übertreibungen zusammengesetzt.

In einem andern Stücke, den Trojanerinnen, zeigt sich das dichterische Talent des Euripides im glänzendsten Lichte; die Verse und Versarten sind so kunstreich gebildet und gemischt, daß man an ihnen einen durch alle Wissenschaften seiner Zeit vollständig ausgebildeten Dichter erkennt; bewunderungswürdig ist der rednerische Schwung, sehr geschickt die Anlage in einzelnen Reden, und eine tief eingreifende Wirkung wird durch die richtige Anwendung einzelner Stellen Homer's hervorgebracht, weil diese an des Griechen Ohr und Herz ebenso anschlugen, wie ein Spruch der alten Lutherschen Bibelübersetzung den deutschen Protestanten berührt. Andererseits verräth aber der Inhalt ebenderselben schönen Verse, daß der Dichter das Klägliche nicht poetisch, sondern rhetorisch oder rednerisch auffaßt; und statt der hohen und reinen Begeisterung der früheren Zeit schimmert, mitten in dem Ausdruck der tiefsten Rührung, die Absichtlichkeit und Künstelei des Dichters hervor. Außerdem sucht Euripides in diesem Stücke die Schaulust des Publikums durch Gepränge und Bühnenkunst zu befriedigen, Manches ist sowohl dem Inhalt als der Form nach völlig opernartig, und man erkennt daran auf eine deutliche Weise, wie Euripides, zum Unterschied von Aeschylus und Sophokles, welche ihre Arbeiten nicht ängstlich auf den Effect berechneten, sondern begeistert sangen, in das Matte, Spielende und Kindische verfallen mußte.

Mit Euripides und durch ihn erreichte die Blüthe der tragischen Kunst ihr Ende. Zwar blieb diese auch später noch allgemein und in hohem Grade geschätzt, und fand bei Philipp und Alexander von Macedonien, sowie an andern fürstlichen Höfen die größte und glänzendste Aufmunterung; allein sie kam nie wieder von den Abwegen zurück, in welche Euripides und seine Nachfolger sie geführt hatten, und das allgemeine Interesse, welches an ihr genommen ward, kam nicht ihr selbst, sondern nur der Schauspielkunst zu Statten. In der folgenden Zeit trat zwar eine Menge tragischer Dichter auf, von diesen

galt aber ſelbſt ſchon dem Alterthum keiner für tüchtig genug, um neben die drei großen Tragiker geſtellt zu werden. Was wir von ihnen wiſſen, zeigt auf das deutlichſte, daß vom alten Geiſt und Feuer nur äußerſt wenig ſich erhalten hatte, und die große Zahl dieſer Dichter beweiſt blos, wie ſehr das Theater auch in der ſpäteren Zeit des Alterthums ein Bedürfniß war. Nur drei Dichter, deren Lebenszeit aber noch in das Jahrhundert der drei großen Tragiker fällt, hatten eine größere Bedeutung, nämlich Jon, Achäus und Agathon. Von dieſen wurden die beiden Erſteren auch in den Kanon der Tragödie oder in das Verzeichniß der ausgezeichnetſten Tragiker aufgenommen, welches etwa zweihundert Jahre nach Euripides Tode einige griechiſchen Gelehrte in Alexandria zugleich mit ähnlichen Kanon's der andern Dichtungsarten verfertigten. Jon's Jugendzeit reicht noch bis in die letzten Jahrzehnte von Aeſchylus Leben hinauf. Er war auf der Inſel Chios geboren, ſchlug aber ſeinen Wohnſitz bleibend in Athen auf, und ſtarb etwa vierzehn Jahre vor Sophokles. Die wenigen Bruchſtücke, welche ſich von ihm erhalten haben, zeigen einen Dichter von Talent und Originalität, zu gleicher Zeit aber auch einen Tragiker, der ſich unter ſeinen drei großen Vorgängern am meiſten dem Euripides näherte. Achäus, welcher ſeiner Herkunft nach ein Euböer war, und vier Jahre vor Euripides geboren wurde, iſt uns noch weniger bekannt, als Jon; er ſcheint im Komiſchen größere Stärke gehabt zu haben als im Tragiſchen. Agathon, ein Athener von Geburt, blühte zu der Zeit, als Sophokles und Euripides ſtarben; er war mit dem Letzteren nahe befreundet, und gehörte nach dem Urtheil des Ariſtoteles zu den Dichtern, welche durch geſuchte Künſtlichkeit die Tragödie noch mehr herabbrachten. —

Den Charakter der Schauſpielkunſt jener Zeit können wir uns nicht klar machen, da dieſe eine ſehr vergängliche Kunſt iſt, über welche ſich nur durch unmittelbare Anſchauung urtheilen läßt. Wie ſehr dieſelbe, namentlich in der Zeit vom peloponneſiſchen Kriege an bis auf Alexander's des Großen Tod, geſchätzt wurde und in Blüthe ſtand, kann aus verſchiedenen Verhältniſſen und Umſtänden erſehen werden. Aus keiner Zeit des Alterthums iſt uns eine ſo große Zahl Namen von berühmten Schauſpielern überliefert worden, als aus dieſer, und in keiner andern Periode der

alten Geschichte hatten die Schauspieler einen ausgezeichneteren Rang in der Gesellschaft, einen größeren Einfluß im Staat und mehr Gelegenheit, sich bedeutende Reichthümer zu erwerben, als damals. Es ist aus der politischen Geschichte Griechenlands zur Zeit Philipp's II. bekannt, welche wichtige Rolle in den Staatsgeschäften die athenischen Schauspieler Aristodemus, Neoptolemus und Satyrus spielten. Wie diese bei Philipp im größten Ansehen standen, so waren Athenodor und Thessalus bei Alexander dem Großen sehr beliebt und besaßen einen gewissen Einfluß. Endlich war die Einnahme eines Schauspielers in der Zeit, in welcher seine Kunst sich am meisten der Gunst des griechischen Volkes erfreute, zum Theile so bedeutend, daß z. B. Polus, ein Zeitgenosse des Demosthenes, sich gegen diesen rühmen konnte, er gewinne in zwei Abenden ein Talent oder dritthalbtausend Gulden (gegen 1500 Thlr.); wie viel dies aber heißen will, kann man aus dem Umstand ermessen, daß in Athen damals ein Vermögen von fünfzehn Talenten zu den bedeutenderen gerechnet wurde. —

In derselben Zeit, als die tragische Dichtkunst sank, stand die Komödie in ihrer höchsten Blüthe. Die Art und Weise, wie diese Gattung der dramatischen Poesie nach und nach sich ausbildete, ist eben so wenig sicher bekannt, als die Entstehung der Tragödie. Soviel scheint gewiß zu sein, daß die Komödie ihrem Ursprunge nach nicht dem Lande Attika angehörte. Auch sie ging aus den Bakchus-Festen hervor, bei welchen, namentlich zur Zeit der Weinlese, heitere Lieder zu Ehren des Gottes und zur Lust der Theilnehmer gesungen zu werden pflegten. Diese in festlichem Zuge gesungenen Lieder, welche oft mit spottenden Ausfällen auf Personen und Ereignisse der Gegenwart verknüpft waren, bilden die ersten Anfänge der Komödie. Auf welche Weise diese Lieder und Chor-Züge nach und nach die Gestalt der Dramen annahmen, ist ebenso unbekannt, als bei welchem Theile des griechischen Volkes dies zuerst geschah. Die ältesten Spuren finden sich zugleich in dem den Athenern benachbarten Lande Megaris, wo Susarion um 570 v. Chr. Spottgedichte für die Chöre der Bakchus-Feste verfaßte, und auf der Insel Sicilien, wo Epicharmus, einer der ältesten Komödiendichter, zur Zeit des Aeschylus lebte.

In Sicilien kam auch eine andere Dichtungsart, welche der dramatiſchen Poeſie nahe verwandt war, vorzugsweiſe häufig vor. Dies waren die ſogenannten Mimen oder kleine Dialogen, in welchen irgend ein einzelner Sittenzug, eine Leidenſchaft, ein Auftritt oder auch eine beſtimmte Klaſſe von Menſchen dargeſtellt wurden, alſo Gemälde von Sitten, Charakteren, Ständen und Scenen aus dem Volksleben in dialogiſcher Form. Sie waren meiſtens nicht in Verſen, ſondern in einer nach dem Takt abgemeſſenen poetiſchen Proſa abgefaßt. Man wird ſich den eigentlichen Charakter der Mimen und ihre Mannichfaltigkeit am beſten vorſtellen können, wenn man an die Beweglichkeit des Volkes in Südeuropa, deſſen Leben der Natur näher bleibt als das unſrige, an manche neueren Stücke in der toskaniſchen Volksmundart, an gewiſſe Beluſtigungen durch Geſang und freien Vortrag, wie ſie heut' zu Tage im Neapolitaniſchen vorkommen, u. dgl. m. denkt. Die Mimen, welche meiſt Improviſationen waren, und gewöhnlich einen heiteren und ſpottenden Ton hatten, führte zuerſt der Syrakuſaner Sophron, deſſen Blüthezeit etwa in das Jahr 450 v. Chr. fällt, in der Literatur ein, indem er nach der Art derſelben Dialoge verfaßte und niederſchrieb. Die Mimen wurden durch ihn in eine Art von Komödien umgewandelt, welche unſern Stücken in Einem Aufzuge einigermaßen zu vergleichen ſind, aber weder, wie dieſe, eine eigentliche Verwickelung oder einen ſogenannten Knoten, noch auch, wie das altgriechiſche Luſtſpiel, einen Chor hatten.

In Athen, wo die Komödie ebenſo wie die Tragödie ihre Vollendung erhielt, begann dieſelbe gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung aufzublühen. Die älteſten athenſchen Komödiendichter waren Kratinus, Krates und Eupolis, welche in der ſo eben angegebenen Zeit lebten. Von ihnen zeichnete ſich der Letztere am meiſten aus: er ſoll neben einer großen Derbheit Sinn und Eifer für das Erhabene und Ernſte gehabt haben, und wird namentlich wegen des rückſichtsloſen Muthes gerühmt, mit welchem er die erſten Staatsmänner ſeiner Zeit lächerlich machte. Der größte Komödiendichter, nicht blos im alten Athen, ſondern im ganzen Alterthum überhaupt, war Ariſtophanes, deſſen Blüthezeit in den peloponneſiſchen Krieg fällt. Die Komödie erhob ſich alſo zu derſelben Zeit, in welcher die Tragödie herabſank.

Dies erklärt sich leicht, wenn man den Charakter der Griechen, besonders der Athener, und die Natur dieser Dichtungsart ins Auge faßt. Die Komödie war das treue Bild des Lebens, und konnte also mit der veränderten äußeren Gestalt desselben sich unbeschadet ihres Werthes ebenfalls ändern, statt, wie die Tragödie, dem Fortschritt der Zeit zu erliegen, zumal da die Athener ein lebhaftes Volk, an Originalen sehr reich, und mit einer großen Fähigkeit, das Lächerliche aufzufassen und selbst das Ernsthafteste lächerlich zu machen, begabt waren. Auf diese Weise erhielt sich die Komödie auch in der Zeit des sinkenden griechischen Geistes nicht etwa, wie die tragische Dichtkunst, als eine erschöpfte und auf Abwege verirrte Dichtungsart, sondern sie nahm nur eine andere, den veränderten Verhältnissen entsprechende Gestalt an. Nach den verschiedenen Formen, in welchen das griechische Lustspiel nach einander auftrat, hat man dasselbe in drei Klassen eingetheilt, welche die ältere, die mittlere und die neuere Komödie genannt werden.

Die ältere Komödie brachte das Leben der Gegenwart selbst, nach seinen größeren Verhältnissen und mit der Darstellung und den Namen derjenigen, welche handelnd in dasselbe eingriffen, auf die Bühne. Die Staatsverwaltung, die Poesie, die Philosophie, mit Einem Worte die ganze Wirklichkeit des atheniſchen Lebens wurde in ihrem Contraste mit dem Idealen und Edlen auf grelle Weise satyrisch dargestellt. Durch die mittlere Komödie, welche mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. ihren Anfang nahm und etwa bis zu Alexander's des Großen Thronbesteigung dauerte, wurde dies gemildert. Die Dichter dieser zweiten Gattung des griechischen Lustspiels griffen zwar noch bestimmte Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart an, bedienten sich aber dabei erdichteter Namen. Sie behielten ferner auch die Darstellung der grellen, oft plumpen und gemeinen Sitten zum Theil noch bei, fügten aber der nackten Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens hier und da die Dichtung hinzu, und legten den Personen des Stücks nicht selten eine moralische Lehre in den Mund, welche in der Handlung selbst nicht enthalten war. Die neuere Komödie, welche zu Alexander's Zeit an die Stelle der mittleren trat, hielt sich nicht mehr, wie noch von dieser geschehen war, an die Staatsverhältnisse, und nahm überhaupt ihre Stoffe nicht mehr aus den

Begebenheiten des wirklichen Lebens, sondern sie bediente sich eines erdichteten Ereignisses, um durch die Darstellung desselben die Beziehungen des Privatlebens zur Moral und zum Glücke des Menschen anschaulich zu machen. Sie brachte also, wie unser Lustspiel, die kleineren, geselligen Verhältnisse des Lebens und dessen äußere Verwickelungen auf die Bühne, hielt sich blos an die allgemeinen menschlichen Leidenschaften, und schürzte einen Knoten der Intrigue, durch dessen Lösung der Zuschauer überrascht werden sollte. Die von ihr dargestellten Handlungen waren meistens unsittlicher Art, man suchte aber die nachtheilige Wirkung derselben durch die den Personen in den Mund gelegte Moral zu schwächen.

In den Kanon der Komödie oder das Verzeichniß der vorzüglichsten Komödienschreiber, welches etwa zweihundert Jahre v. Chr. von einigen griechischen Gelehrten in der Stadt Alexandria verfaßt wurde, waren folgende Männer aufgenommen. Der Kanon der älteren Komödie enthielt, außer den oben bereits angeführten Dichtern Epicharmus, Kratinus, Eupolis und Aristophanes, noch Pherekrates aus Athen, einen älteren Zeitgenossen des Letzteren, und Plato aus Athen, welcher ebenfalls zur Zeit des Aristophanes lebte, und nicht mit dem gleichnamigen Philosophen verwechselt werden darf. Von den Werken dieser beiden Dichter sind, wie von denen aller andern mit Ausnahme des Aristophanes nur geringe Bruchstücke auf unsere Zeit gekommen. Der Kanon der mittleren Komödie enthielt blos zwei Dichter, nämlich Antiphanes, dessen Geburtsort nicht sicher bekannt ist, und Alexis aus Thurium in Unteritalien. Jener lebte in der ersten, dieser in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Christo. Von beiden sind ebenfalls nur noch unbedeutende Bruchstücke übrig, obgleich Alexis nicht weniger als zweihundert fünf und vierzig, Antiphanes aber zweihundert und achtzig oder nach einer anderen Angabe sogar dreihundert fünf und sechzig Komödien verfaßt haben soll. Die Dichter der neueren Komödie gehören dem späteren Zeitraum der griechischen Geschichte an, und werden deshalb erst bei der Darstellung desselben erwähnt werden.

Aristophanes ist der einzige Dichter aus der Blüthezeit der griechischen Komödie, von welchem sich ganze Stücke erhalten haben. Von seinen Lebensverhältnissen ist uns so wenig bekannt, daß weder

ſein Geburtsort, noch das Jahr ſeiner Geburt und das ſeines Todes mit Zuverläſſigkeit angegeben werden kann. Er war Bürger von Athen, und lebte in der Zeit des peloponneſiſchen Krieges, ſowie wenigſtens noch zwanzig Jahre nach dem Ende desſelben. Die Zahl der von ihm gedichteten Komödien ſoll vierundfünfzig betragen haben; von dieſen ſind aber nur elf auf unſere Zeit gekommen.

Ariſtophanes iſt ebenſo der Tadler ſeiner Zeit geweſen, wie der von derſelben eingenommene und abhängige Euripides ihr Lobredner war. Die Ariſtophaniſchen Stücke ſtellen den Charakter und die ausgearteten Verhältniſſe der Zeit den unverdorbenen Sitten früherer, beſſerer Zeiten gegenüber. Sie heben den gemeinen Menſchenverſtand in ſeinem Contraſt mit der herrſchenden ſpitzfindigen Klügelei hervor, und zeigen die echte Poeſie in ihrem Gegenſatz gegen das bloße Wort- und Versgeklingel der meiſten Dichter jener Zeit. Das ganze damalige politiſche, moraliſche und geiſtige Leben des atheniſchen Volks bilden die Gegenſtände der Komödien des Ariſtophanes. Eine, durch den Reiz der Verwickelung und durch die überraſchende Löſung eines künſtlich geſchürzten Knotens ausgezeichnete Geſchichte darf man in ſolchen Komödien nicht erwarten, da in ihnen nicht die Entwickelung eines kunſtreich erſonnenen Abenteuers den Zuſchauer beſchäftigen und feſſeln ſoll, ſondern die Kraft der Poeſie, die ſatyriſche Darſtellung einer beſtimmten Seite der Zeit und die ungeſchminkte Wahrheit des Gemäldes.

Von dieſer Anſicht ausgehend, kann man aus den einzelnen Werken des Ariſtophanes die verſchiedenen Seiten des Charakters ſeiner Zeit auf das klarſte erkennen. Die nachfolgenden Bemerkungen über einige Stücke des Ariſtophanes ſollen zu dieſem Zwecke dienen. Diejenige Komödie, welche den Namen Plutus oder der Reichthum trägt, und für einen römiſchen, ſowie für einen franzöſiſchen Dichter, Plautus und Moliere, die verſchiedenartig benutzte Quelle der komiſchen Darſtellung des Geizes geworden iſt, beginnt mit der Traveſtirung einer Tragödie des Euripides und mit der ironiſchen Einmiſchung einiger Verſe aus den Werken desſelben. Euripides wird als ein Dichter verſpottet, der ſeine Zuhörer nicht durch die Kraft der Dichtkunſt ſelbſt, ſondern durch das Romanhafte und Empfindſame der ſeiner Dichtung zu Grunde liegenden

Geschichte erheben will, und dabei durch Künstlichkeit und Glätte der Rede den Beifall des Publikums zu erhalten strebt. Der Hauptgegenstand des Stückes jedoch ist nicht die Poesie des Euripides, sondern die Habsucht der Athener zu Aristophanes Zeit. Der Dichter belehrt seine Mitbürger über die Misverhältnisse des Lebens, welche damals in Athen, gerade wegen der politischen Gleichheit aller Bürger, härter und auffallender waren, als sie heut' zu Tage mit Ausnahme Englands irgendwo sind. Im Gegensatz gegen die gewöhnliche gemeine Ansicht, daß Reichthum und mannichfaltiger Sinnengenuß der Lohn sei, welcher der Tugend gebühre, will Aristophanes seinen Zuhörern das eigentliche Verhältniß des Menschen zu den äußeren Dingen begreiflich machen, sowie die Art, wie man sich die ungleiche Vertheilung der Besitzthümer als erste Bedingung des geselligen Zusammenlebens zu denken habe. Dabei stellt er die Einfachheit der älteren Griechen der zu seiner Zeit herrschend gewordenen Prachtliebe gegenüber, indem er sagt, Zeus selbst sei doch auch nicht als ein im Überflusse schwelgender Gott anzusehen, weil er die Sieger in den ihm geweihten olympischen Spielen nur mit einem elenden Ölzweige belohne, während die Menschen jetzt überall mit goldenen Kronen freigebig wären. Nebenbei tritt Aristophanes in diesem Stücke gegen die Wuth, gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, und gegen das Treiben der Rabulisten auf, welche ihr verderbliches, niederträchtiges Streben mit dem Schein des Eifers für das gemeine Wohl bedeckten. Auch wird von dem Dichter die priesterliche Gaukelei blosgestellt, welche in eben dem Grade gestiegen war und zunehmend misbraucht wurde, als der religiöse Sinn abgenommen hatte.

In den Wolken, dem ausgezeichnetsten von allen Werken des Aristophanes, bildet die, von dem Fortschritte der Cultur und von der Zunahme der Industrie und des Reichthums herrührende Ausartung der Athener den Gegenstand der Satyre, in so fern nämlich diese Verirrung mit der Erziehung und dem Unterrichte jener Zeit zusammenhing. Der Dichter will dem Publikum anschaulich machen, wie Alle nur deshalb nach Bildung und Kenntnissen strebten, um sowohl über alle möglichen Dinge schwatzen zu lernen, als auch um durch Fertigkeit, Gewandtheit und Spitzfindigkeit im Denken den einfachen Sinn der weniger Gebildeten berücken und Alles, je nach-

dem der eigne Nutzen es erheiſche, entweder beweiſen oder widerlegen und verdrehen zu können. Die Hauptfigur in dieſer Tragödie iſt der berühmte Philoſoph Sokrates, in deſſen Perſon die ganze Jugendbildung und philoſophiſche Beſtrebung der damaligen Athener lächerlich gemacht wird. Schon das ſpätere Alterthum, noch mehr aber die neuere Zeit hat es unrecht und unbegreiflich gefunden, daß Ariſtophanes einen Mann, welcher moraliſch untadelhaft war, und zuletzt die Wahrheit ſeines Strebens und ſeiner Überzeugungen mit dem Tode beſiegelte, dem öffentlichen Spotte preisgab; allein eine ſorgfältigere Beachtung deſſen, was der Dichter wollte, zeigt, daß dieſer in der Wahl der Hauptperſon des Stückes eben ſo glücklich war, als in der ganzen übrigen Anordnung und Einrichtung dieſes ſeines Meiſterwerkes. So viel Achtung man nämlich vor dem Charakter und der Lehre des Sokrates haben muß, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß derſelbe mit mehr Eifer und beſſerem Erfolge, als die übrigen philoſophiſchen Lehrer ſeiner Zeit, bemüht geweſen iſt, der alten Religion einen neuen Sinn, der alten Volksſitte eine neue Moral unterzuſchieben. Er war alſo ein Mann, welcher die wichtigſten Stützen und das innerſte Weſen des atheniſchen Lebens untergrub, und ſein Wirken konnte deshalb für die Erziehung und den Unterricht eben ſo ſchädlich werden, wie es das Treiben des von Ariſtophanes ebenfalls angegriffenen Demagogen Kleon für die Politik des Staates war. Der Dichter ſuchte alſo in der Perſon des Sokrates eines Theils das überhand nehmende Grübeln über den Cultus und das Deuteln an den Mythen lächerlich zu machen, anderes Theils aber diente ihm die Darſtellung des Treibens ſolcher Männer, wie Sokrates, um zu zeigen, daß der Volksglaube eine für die Erhaltung des Staats und der Sittlichkeit nothwendige Sache ſei, und daß eine eigentliche Religion durch philoſophiſche Begriffe von den höheren Dingen und durch bloße Lehren der Moral niemals erſetzt werden könne. Ariſtophanes ſtellt, um dieſen Beſtrebungen durch ſatyriſchen Spott entgegen zu arbeiten, dem Sokrates den zwar derben, aber zugleich auch natürlichen Landjunker Strepſiades gegenüber, ſowie der Sitte der Gegenwart die der Voreltern, der neueren Art der Erziehung die frühere, dem ganzen neumodiſchen Weſen und Treiben überhaupt die gute alte Zeit.

Wie in den Wolken die neumodische Philosophie lächerlich gemacht wird, so greift der Dichter in einem andern seiner Werke, den Fröschen, die Modedichterei an, und sucht auch von dieser Seite her der zunehmenden Entartung seiner Zeit entgegenzuwirken. Das ganze Stück gilt dem Euripides und dem verdorbenen Geschmack, welchem derselbe huldigte. Euripides und Aeschylus werden als die Repräsentanten der falschen und der echten Dichtkunst auf die Bühne gebracht. Die hochklingenden Wörter und Redensarten des Euripides, bei denen man sich Alles und nichts denken kann, werden parodirend nachgeahmt, und einzelne Theile seiner Tragödien als bloße Machwerke hingestellt. Der Dichter hebt bei dieser Gelegenheit auch den Nachtheil hervor, welchen die Bildung und der Geschmack der Nation durch die nach und nach aufgekommene Pöbelherrschaft erleiden mußten. Er läßt nämlich den Euripides rühmend sagen, daß in seinen Tragödien ebensowohl der Sklave und das alte Weib, als der Herr, die Frau und die Jungfrau sprächen, und als Aeschylus ihm mit dem Ausruf ins Wort fällt „Und das gab man zu? Man brachte dich nicht um, weil du so sehr die Würde des Dramas zu entehren gewagt hast?", legt Aristophanes dem Euripides die Antwort in den Mund: „Ja beim Apollo! Denn daß ich so that, war demokratische Manier!" Ebenso sucht der Dichter anschaulich zu machen, wie wenige Menschen eigentlich Geschmack und Urtheil hätten; denn auf die Erklärung, daß alle Welt der Poesie des Euripides Beifall schenke läßt Aristophanes die Antwort geben: der wahrhaft Tüchtigen und Verständigen gäbe es bei allen Dingen nur wenige, und die Mehrzahl der Menschen habe ebenso, wie sie nur auf das Geldmachen und Genießen denke, auch in der Poesie blos für das, was recht geglättet und gedrechselt sei, Sinn.

Die Komödie, welche den Namen die Ritter führt, gilt der Pöbelherrschaft und der Demagogie des Gerbers Kleon. Der Hauptzweck derselben ist, dem gemeinen Bürger begreiflich zu machen, wie Alles, was vorgeblich um seinetwillen geschehe, von den Demagogen blos zu ihrem eigenen Vortheil gethan werde; es wird gezeigt, wie lächerlich und schädlich das politische Treiben eines Kleon und ähnlicher Leute sei, und der Mittelstand wird als der wahre Kern des Volks und die einzige Schutzwehr gegen

dargestellt. Es werden also Kleon und der habgierige, abergläubische und rachsüchtige Pöbel dem Spotte preisgegeben, und dem arbeitsamen, rechtlichen und verständigen Theil der Bürgerschaft entgegengestellt. — In einem andern Stücke, den Acharnern, welches im Jahr 425 v. Chr. aufgeführt wurde, hat es der Dichter auf diejenigen vornehmen jungen Athener abgesehen, welche, wie Lamachus (s. Th. I. S. 435), die Übel des Krieges gern fortdauern sähen, damit sie selbst mit den Waffen spielen und sich im Schmuck des Federbusches und Schildes zeigen könnten. Aristophanes sucht auf eine durchaus sinnliche und handgreifliche Weise anschaulich zu machen, wie nachtheilig der Krieg für den arbeitenden Theil des Bürgerstandes sei, und welche Vortheile dagegen der Frieden, besonders in Beziehung auf äußeren Lebensgenuß, haben würde. Offenbar hatte der Dichter bei dieser Komödie die politische Absicht, das Volk zu bewegen, daß es dem Vorschlage des Nicias und seiner Partei, welche einen Frieden mit Sparta zu Stande bringen wollten, Gehör gebe.

In den Wespen bringt Aristophanes den Unfug des Gerichtswesens auf die Bühne. Er verspottet in diesem Stücke die unmäßige Lust des älteren Theils der Bürgerschaft, zu Gericht zu sitzen und sich von Klägern, Beklagten und Advokaten schmeicheln zu lassen, sowie das damit verbundene lächerliche Gefühl der Amtswürde, von welchem die braven Schuster und Schneider erfüllt waren. Er beweist den Athenern, daß die guten Bürgersleute zwar meinten, sie regierten wirklich selbst und hätten wegen der drei Obolen, die ihnen für jede Gerichtssitzung ausgezahlt wurden (s. oben Th. I. S. 407), dabei auch einen kleinen Verdienst, daß sie aber im Grunde nichts als die Sklaven der Demagogen wären, und um einiger elenden Kreuzer willen weit mehr bei ihren Geschäften versäumten, während die eigentlichen Gerichtssporteln in die Hände raubsüchtiger Rabulisten kämen. Um zu zeigen, wie sehr das Volk von seinen Schmeichlern misbraucht werde, führt Aristophanes seinen Zuschauern einige jener angeblichen Verschwörungen vor, welche von den Sykophanten überall gewittert und zu ihren Zwecken benutzt wurden. Zum Schlusse erhält auch die feine Welt mit ihren Laffen und allen denen, die durch ihren Einfluß und Aufwand viel galten, ihre Geißelhiebe

4. Geschichtschreibung.

Die Geschichtschreibung des griechischen Volkes ging, ihrem ersten Ursprung nach, aus der sogenannten cyklischen Dichtkunst hervor (s. Th. I. S. 332 und 342). Sowie nämlich, in Folge der fortschreitenden Bildung, aus der Poesie der älteren Zeiten nach und nach die Philosophie als eine selbstständige geistige Bestrebung sich entwickelte, so entsprang auch aus der poetischen Behandlung der Sagen die Logographie oder die prosaische Erzählung derselben (s. Th. I. S. 342), aus dieser aber die wahre Geschichtschreibung. Herodotus, welcher im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte, ist der erste eigentliche Geschichtschreiber der Griechen gewesen. Alles, was vor ihm in Bezug auf die Ereignisse der Vergangenheit unter den Griechen geschrieben wurde, bestand nur in mythischen Erzählungen oder in dürren chronologischen und genealogischen Notizen, bei deren Zusammenstellung an die eigentliche Aufgabe der Geschichte, Darstellung des Charakters und Entwickelungsganges einer Zeit, nicht im mindesten gedacht wurde. Herodot war der Erste, welcher bei der Erzählung der Begebenheiten von einer Idee ausging. Er ist dadurch der Schöpfer der wahren Geschichtschreibung geworden, und erhielt deswegen auch den Namen des Vaters der Geschichte. Der Abstand zwischen ihm und den Logographen ist noch viel größer, als der zwischen Aeschylus und seinen Vorgängern; denn schon vor Aeschylus war durch Thespis der Form nach, sowie durch Phrynichus dem Stoffe nach die Grundlage der wahren Tragödie gelegt worden, zwischen Herodot aber und den Logographen fehlt jeder vermittelnde Übergang, und die wahre Geschichte wurde durch ihn, sowohl der Darstellung als dem leitenden Gedanken nach, wirklich erst neu geschaffen.

Die Geschichte ging denselben Weg, welchen die tragische Dichtkunst eingeschlagen hatte. Sie war nämlich bei Herodot, gleich der Tragödie des Aeschylus, eine reine Schöpfung der Natur und Begeisterung; sie ward hierauf durch Thucydides ebenso, wie die tragische Kunst durch Sophokles, als ein eigentliches Werk der Philosophie und Kunst zu ihrer höchsten Vollendung gebracht; sie sank endlich durch Xenophon von ihrer Höhe herab, und gerieth auf Abwege, von welchen sie nie wieder zurückkam; denn gleich der dramatischen Dichtkunst des Euripides schlug auch die Geschicht-

ſchreibung des Xenophon die Richtung ein, daß ſie in ihrer Form die glatte Lieblichkeit und den gefälligen Ton der gebildeten Converſation nachahmte, in der Behandlung ihres Gegenſtandes aber moraliſch und pragmatiſch wurde. Die Geſchichtſchreibung der Griechen erlag alſo, gleich der dramatiſchen Poeſie, nach einer kurzen Blüthe dem veränderten Geiſte der Zeiten; ſchon Xenophon, noch mehr aber die nachfolgenden Geſchichtſchreiber wußten dem Leben der Völker, ſtatt der allſeitigen Erkenntniß der menſchlichen Natur, nur Sittenſprüche und Lehren der Moral oder Klugheit abzugewinnen, ſie erkannten ferner in dem Verlauf der Begebenheiten nicht die Spuren einer höheren Leitung und die Entwickelung der Menſchheit, ſondern nur das verwirrte Getriebe der Leidenſchaften, ſie ſahen endlich das Studium der geſchichtlichen Ereigniſſe blos als ein Bildungsmittel für das Staatsleben an.

Herodotus ward um das Jahr 484 v. Chr. zu Halikarnaſſus, einer doriſchen Colonie im kleinaſiatiſchen Lande Karien, geboren. Er verließ ſchon früh ſeine Vaterſtadt, und machte große Reiſen, welche ihn einerſeits durch ganz Griechenland, Macedonien, Thracien und bis an die Mündung des Dniepr, andererſeits aber bis in die öſtlich von Babylon gelegenen Gegenden, ſowie nach Egypten und in die angrenzenden Landſtriche führten. Nach ſeiner Rückkehr ließ Herodot ſich zuerſt auf der Inſel Samos nieder. Hier begann er ſein großes Geſchichtswerk zu ſchreiben, in welchem er die Kriege ſeiner Landsleute mit den Aſiaten, namentlich aber den großen Freiheitskampf gegen die Perſer erzählt, und außerdem in vielen gelegentlich angebrachten Schilderungen die Länder und Völker des Orients beſchreibt. Im Jahr 444 v. Chr. ſchloß ſich Herodot an die atheniſchen Bürger an, welche nach Unteritalien zogen, und daſelbſt das zerſtörte Sybaris unter dem Namen Thurium von neuem gründeten. In dieſer Stadt ſcheint er ſein ganzes übriges Leben hindurch geblieben zu ſein. Sein Tod kann nicht vor dem Jahre 408 v. Chr. erfolgt ſein, ſo daß er wenigſtens 77 Jahre alt geworden iſt. Nach einer Angabe aus dem ſpäteren Alterthum hätte Herodot einen Theil ſeines Geſchichtswerkes zuerſt im Jahre 456 v. Chr. bei den olympiſchen Spielen, hierauf noch einmal in Korinth und endlich im Jahre 446 zum letzten Male in Athen öffentlich vorgeleſen; dieſe Angabe iſt jedoch nicht ſo zuverläſſig, daß man

ſie für ausgemacht gewiß halten darf, wiewohl ſie nicht gerade unwahrſcheinlich iſt.

Herodot, welcher in der Blüthezeit des Aeſchylus geboren worden war, iſt gleichſam als ein Gegenbild dieſes Dichters anzuſehen, ſowohl in Hinſicht auf den Grundgedanken ſeines Geſchichtswerkes, als auch in Bezug auf das Verhältniß, in welchem er zu ſeiner Zeit ſtand. Der Hauptzweck der Geſchichte Herodot's iſt völlig derſelbe wie derjenige, welcher den Perſern des Aſchylus zu Grunde liegt: Herodot will den Gegenſatz des griechiſchen und des orientaliſchen Weſens darſtellen. Schon die Art, wie das Werk abgefaßt und eingerichtet iſt, zeigt dieſen Contraſt, indem Herodot's Geſchichtſchreibung von Verſtand und Ordnung ausgeht, beſtimmte und feſtſtehende Zeitangaben enthält, und die Maſſe der Ereigniſſe in eine auf Urtheil beruhende Auswahl zuſammendrängt, ſtatt daß die Orientalen in ihren hiſtoriſchen Schriften ſich in unendliche und ungemeſſene Zeiträume verirren, und alle Überlieferungen ohne Kritik und Prüfung in phantaſtiſcher Verwirrung zuſammenhäufen. Übrigens iſt dies nicht ſo zu verſtehen, als wenn Herodot mit dem klarſten Bewußtſein und mit Abſicht ſeine Geſchichte auf ſolche Weiſe eingerichtet und geordnet, und alſo jenen Zweck gleichſam künſtlich erreicht hätte, ſondern er wurde vielmehr durch den unter dem griechiſchen Volke herrſchenden Geiſt und durch alles, was er auf ſeinen Reiſen geſehen und erfahren hatte, unbewußt zu dieſer Art von Geſchichtserzählung hingeleitet. Ganz auf ebendieſelbe Weiſe war Aeſchylus dazu gekommen, daß er in ſeinen Perſern die unermeßliche und verwirrte Menge von Völkern und Menſchen der kleinen, aber geordneten Zahl der Griechen entgegenſtellte, und in den Urſachen des Sieges der Letzteren den verſchiedenen Charakter beider Mächte anſchaulich machte. Den Vorzug des höheren Alters, der ſtärkeren Phantaſie und der mehr poetiſchen Auffaſſung der Ereigniſſe läßt Herodot dem Orient. Ja, ſein Geiſt wurde ſogar durch alles dasjenige, was in dieſen Zügen des orientaliſchen Charakters ſeinen Grund hatte, namentlich durch das Prieſterweſen des Orients und das Geheimnißvolle und Überſchwengliche der dortigen Religionen ſo ſehr überwältigt, daß dieſe Dinge ihn zur Bewunderung hinriſſen, und dadurch einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf ſein Werk äußerten. Herodot geht nämlich bei der Dar-

stellung jener Dinge von einer vorgefaßten Meinung aus, und ist deswegen in Betreff derselben ein verdächtiger Zeuge, nicht weil er seine Leser täuschen wollte, sondern weil er selbst durch das, was man im Orient ihm gesagt und gezeigt hatte, getäuscht worden war. Auch gibt er, wegen dieser zu hohen Meinung von dem orientalischen Religionswesen, ebenso wie Aeschylus sich große Mühe, den Mysterien-Cultus, welcher nicht lange Zeit vor ihm von dem Orient her in Griechenland eingeführt worden war (s. Th. I. S. 330), auf jede Weise zu loben und ehrwürdiger zu machen.

Der Hauptgedanke, welcher dem ganzen Werke Herodot's zu Grunde liegt, ist der: daß die Freiheitsliebe und Verständigkeit der Griechen, ihr angeborner Sinn für Ordnung und die unter ihnen herrschende zufriedene Genügsamkeit über orientalische Sklaverei, asiatischen und afrikanischen Pomp, die chaotische Verwirrung der Völkermassen des Orients und die phantastischen Plane ihrer erhitzten Einbildungskraft den Sieg davon trugen. Herodot erzählt den großen Freiheitskampf seiner Nation gegen die Perser, beginnt aber seine Darstellung mit den frühesten feindseligen Berührungen zwischen dem Orient und Griechenland, deren die Geschichte gedenkt. Er erwähnt zuerst die Sagen von der Entführung der Phönicierin Europa, der Kolchierin Medea und der Griechin Helena, und berichtet dann die erste historisch gewisse Bekämpfung von Griechen durch ein asiatisches Volk, nämlich die Unterwerfung der kleinasiatischen Griechen durch den lydischen König Krösus. Dies veranlaßt ihn, die Geschichte der Lydier zu erzählen. Die Besiegung dieses Volkes durch Cyrus führt ihn sodann auf die Perser und Meder über, sowie die Unterjochung der Babylonier und Egypter unter die Perser auf diese beiden Nationen und die Assyrer. Bei der Geschichte der letzteren Völker gibt Herodot sein gesundes Urtheil recht deutlich zu erkennen, da er in die fabelhafte Sagengeschichte der Assyrer, Babylonier und Egypter nicht tiefer eingeht, als zur Erklärung dessen, was er eigentlich erzählen will, durchaus nöthig ist. Bei Gelegenheit der Geschichte des Königs Darius Hystaspis und des von demselben unternommenen Zuges gegen die Scythen gibt er eine Beschreibung der scythischen Völkerschaften und ihres Landes. Dann kommt er, im fünften von den neun Büchern, aus welchen sein Werk besteht, auf die Empörung der

kleinasiatischen Griechen gegen Darius und auf den dadurch herbeigeführten Krieg der Perser mit den europäischen Griechen. Dieser wird hierauf in den folgenden vier Büchern ausführlich erzählt, bis auf die Schlachten bei Platää und Mykale, mit welchen das Werk schließt.

In dem Verlauf der Erzählung nimmt Herodot sehr oft Anlaß, eine Nebengeschichte einzuschalten. Bei diesen Episoden sind es zwei Hauptgesichtspunkte, von welchen er ausgeht: er will theils den Leser fesseln und unterhalten, theils den Unterschied zwischen griechischem und asiatischem Wesen recht anschaulich hervorheben. Das Werk ist nämlich ein Volksbuch und gleichsam ein prosaisches Epos, welches zugleich auch für die Jugend bestimmt war. Herodot schiebt daher in dasselbe viele einzelnen Anekdoten und Wundergeschichten ein, theils um die Aufmerksamkeit der jüngeren Leser oder Zuhörer zu fesseln, theils aber auch um in das Ganze Mannichfaltigkeit und Abwechselung zu bringen, und so das bewegliche, lebhafte Gemüth der Griechen für die eigentlich historische Belehrung empfänglicher zu machen. Was den andern Zweck der Episoden betrifft, so sind viele derselben offenbar hauptsächlich deshalb eingemischt, damit durch das Staunenswürdige, welches Herodot von den Asiaten und ihren Herrschern erzählt, der Vorzug der griechischen Einrichtungen und des griechischen Verstandes um so mehr hervorleuchte.

Als ein recht anschauliches Beispiel davon kann die Erzählung von der Zusammenkunft des Griechen Solon mit dem reichen und mächtigen König Krösus von Lydien dienen. Krösus zeigte nämlich jenem griechischen Weisen seine großen Schätze, und war nicht wenig überrascht, als auf seine Frage, wen Solon für den glücklichsten Menschen halte, dieser nicht ihn dafür erklärte, sondern einige wenig begüterten Privatleute, welche auf ehrenhafte Weise und im ungestörten Genusse einfacher Freuden ihr Leben zugebracht hatten. Empfindlich darüber, daß gewöhnliche Bürgersleute ihm, dem glänzenden Beherrscher von Kleinasien, vorgezogen wurden, fragte Krösus den Griechen, warum er denn nicht ihn selbst für viel glücklicher halte. Solon aber gab ihm die Antwort, daß bei der Unbeständigkeit des Schicksals auch der Reichste und Mächtigste nicht vor Unglück sicher sei, und daß deshalb niemand, so lange er

noch lebe, für unbedingt glücklich zu halten ware, weu jeder kommende Tag ihm Verderben bringen könne. Krösus hatte in ſeinem Übermuthe für eine ſolche Lebensanſicht keinen Sinn, und entließ den griechiſchen Weiſen, deſſen wohlbegründete Warnung er nicht verſtanden hatte, auf eine ungnädige Weiſe. Nicht lange Zeit nachher aber, als Krösus durch den Perſer-König Cyrus plötzlich aller ſeiner Macht beraubt und ſogar zum Tode verurtheilt wurde, ſah er die Wahrheit jenes Ausſpruches ein. Er rief, als er auf dem Scheiterhaufen ſtand, im Gedanken an das, was Solon einſt zu ihm geſagt hatte, den Namen dieſes Weiſen dreimal aus, und verdankte die Erhaltung ſeines Lebens nur dem Umſtand, daß der Perſer-König, verſtändiger als er, die Wahrheit jener Worte einſah, und dadurch zum Mitleiden mit Krösus bewogen wurde (ſ. Th. I. S. 126 f.). Wer ſollte in dieſer Erzählung nicht die Abſicht erkennen, den Gegenſatz griechiſcher Erfahrung und Lebensweisheit und des auf bloße äußere Macht pochenden orientaliſchen Übermuths zu zeigen!

Einen ähnlichen Zweck, wie in dieſer Erzählung, ſucht Herodot durch die Art, wie er den Anfang der perſiſchen Geſchichte behandelt, zu erreichen. Er richtet nämlich die Beſchreibung der alten Perſer ſo ein, daß der Leſer daraus von ſelbſt erkennen muß, wie das Einfache, Mäßige und von Natur Kräftige unter der Götter Schutz ſich von einem kleinen Anfang zu großer Macht erhebe, das Entgegengeſetzte aber durch ſeine Größe ſelbſt ſchwach ſei. Im weiteren Verlauf der perſiſchen Geſchichte bemüht ſich Herodot, die von den Perſern erlangte Macht und Größe recht anſchaulich zu machen, damit ſpäter bei der Darſtellung ihres Kampfes mit den Griechen der Sieg der Letzteren in einem um ſo glänzenderen Lichte erſcheine. Aus dieſem Grunde hat er auch ein ganzes Buch mit der Schilderung der Egypter angefüllt; denn was könnte einen größeren Begriff von der perſiſchen Macht geben, als daß den Angriffen derſelben ſogar auch das von Herodot ſo wunderbar, ſo alt, ſo mächtig und volkreich dargeſtellte egyptiſche Reich unterliegen mußte? Unmittelbar nachher erzählt Herodot, wie auch ein Theil des übrigen Afrika's dem ungeheuren Reiche der Perſer angefügt wurde. Damit aber der Leſer das griechiſche Volk, welches den eigentlichen Mittelpunkt des Werkes bildet, nie aus den Augen

verliere, so wird dabei an einer passenden Stelle die Gelegenheit ergriffen, um über Polykrates von Samos, sowie über die Spartaner und ihre Einrichtungen zu reden.

Herodot kehrt hierauf wieder zur persischen Geschichte zurück, benutzt aber auch in dieser jede sich darbietende Gelegenheit, um als Grieche und zu Griechen zu reden. Dies zeigt sich am deutlichsten darin, daß er von der Thronbesteigung des Darius Hystaspis Anlaß nimmt, griechische Ansichten vom Staate und seinen Verwaltungsformen vorzutragen. Herodot lebte nämlich in einer Zeit, wo in allen Staaten Griechenlands über Oligarchie, Aristokratie und Demokratie viel und mitunter blutig gestritten wurde, wo die Monarchie noch nicht ganz vergessen war, wo Altes und Neues noch im Kampfe mit einander lagen. Die der Thronbesteigung des Darius vorausgegangene persische Revolution nun regt in dem Erzähler den politischen Geist an, der seinem Volke und seiner Zeit eigenthümlich war, und er kann bei der Darstellung jener kurzen inneren Unruhen eines sonst so bewegungslosen Reiches nicht umhin, dieselben in griechischer Weise zu behandeln. Herodot läßt nämlich die persischen Großen, als sie nach dem Sturze des Pseudo-Smerdes zur Wahl eines Königs versammelt waren, über die Form der Reichsverfassung berathschlagen, und dabei über das Wesen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie Reden halten, in welchen der Geschichtschreiber seine eigene Ansicht und das Urtheil der Verständigeren unter seinen Landsleuten niederlegt. Bald nachher benutzt Herodot die Erwähnung des Griechen Demokedes, welcher Leibarzt des Königs Darius I. gewesen war, um in einem ausführlichen Berichte über diesen Mann die Wissenschaft der Griechen dem geistigen Wesen der Perser gegenüber zu stellen. Zu demselben Zwecke dienen ihm der Halbgrieche Skylax, durch welchen Darius das westliche Indien erforschen ließ, und der Baumeister Mandrokles von Samos, der ebendemselben Könige für seinen scythischen Feldzug eine Brücke über den Bosporus schlug.

Herodot hat in seinem Werke manches Fabelhafte erzählt, um dessentwillen schon oft die Zuverlässigkeit aller seiner Angaben in Zweifel gestellt worden ist; allein auch abgesehen davon, daß nicht Weniges von dem, was die ältere Zeit für bloße Mährchen hielt, durch die umfassendere Erkenntniß der Länder und Völker in unseren

Tagen bewährt worden ist, haben die Legenden und Wundergeschichten Herodot's ihren guten Grund. Sein Werk ist von Anfang bis zu Ende auf allgemeine Belehrung berechnet, es sollte ein Volksbuch sein, und konnte als solches des Wunderbaren und Fabelhaften nicht entbehren. Der Geist südlicher Völker verlangt durchaus eine Berücksichtigung der Phantasie; das zeigen noch heutiges Tages die Neugriechen, die Italiäner und die Bewohner des Südens von Spanien und Frankreich, welche noch immer bei weitem mehr auf die Heiligen und ihre Legenden, als auf Gott und seine Lehre halten. Herodot, der seinen Griechen nicht religiöse Lehren, sondern Geschichte vortragen wollte, mußte also auch dergleichen Dinge in sein Werk aufnehmen. Bei manchen dieser Erzählungen gehörte er freilich selbst zu den Gläubigen; bei gar vielen aber deutet er durch das hinzugesetzte Wort „so sagen sie" oder „das habe ich gehört" leise seinen Zweifel an, und scheidet dadurch also das, was er selbst nicht für ausgemacht gewiß hält, von dem Übrigen. Ein Betrüger ist er nie, da er niemals etwas nach seiner Überzeugung Unwahres als wahr hinstellt. Übrigens gibt die im ganzen Werk waltende Einfachheit und Herzlichkeit des Tones jeder Erzählung noch eine besondere Seite, durch welche sie auch das Herz des Lesers oder die rein menschliche Empfindung desselben berührt. Dabei erinnert aber die prosaische Sprache des Werkes, sogar mitten in solchen Beziehungen und bei allen Fabeln und Wundergeschichten, den Leser immer daran, daß er auf einem historischen Boden stehe und ein historisches Ziel der Belehrung vor sich habe. —

Thucydides, der zweite der drei großen Geschichtschreiber des griechischen Alterthums, wurde 471 v. Chr., also etwa dreizehn Jahre nach Herodot, zu Athen geboren. An dem peloponnesischen Krieg, den er in einem besonderen Werke beschrieben hat, nahm er anfangs thätigen Antheil; er befehligte unter Andern im achten Jahre desselben eine Abtheilung der atheniſchen Flotte, wurde aber, weil er die Stadt Amphipolis nicht gegen den Angriff der Spartaner unter Brasidas hatte schützen können, seiner Stelle entsetzt und aus Athen verbannt. Er schlug damals in einer kleinen thracischen Stadt, welche der Geburtsort seiner Gattin war, seinen Wohnsitz auf, und brachte daselbst, einige Reisen nach verschiedenen griech-

ischen Städten abgerechnet, nicht weniger als zwanzig Jahre zu. In dieser langen Zeit beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Vorarbeiten zu seinem berühmten historischen Werk über den peloponnesischen Krieg. Nach der Einnahme Athen's durch Lysander machte er von der ausgesprochenen allgemeinen Amnestie Gebrauch, und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Wann er sein Leben geendet hat, ist unbekannt; wir wissen nur, daß er unmittelbar nach dem Ende jenes Krieges noch lebte, und folglich ein Alter von wenigstens siebenzig Jahren erreichte.

Das Werk des Thucydides umfaßt nur die ersten ein und zwanzig Jahre des peloponnesischen Krieges, da der Tod ihn an der Vollendung der ganzen Geschichte desselben hinderte. Dieses Werk ist von dem des Herodot sowohl seinem Zwecke, als auch seinem Geiste nach gänzlich verschieden. Das Letztere sollte ein Volksbuch sein. Thucydides aber lebte in einer Zeit, in welcher die Bildung der gesammten Masse der Bürger nicht mehr, wie früher, bis auf einige geringe Unterschiede dieselbe war, sondern in der die Erziehung der Gebildeten eine mehr gelehrte und philosophische Richtung angenommen hatte. In einer solchen Zeit ist es unmöglich durch ein und dasselbe Mittel zugleich die Verständigen und Gebildeten und den, einer tieferen Einsicht in die Dinge unfähigen und meistens blos seinem Gefühle folgenden gemeinen Haufen zu belehren. Thucydides war also genöthigt, sich sein Publikum zu wählen, und schrieb nur für den gebildeten Theil der griechischen Nation.

Ebenso, wie in dem gewählten Standpunkte, ist Thucydides auch dem Ziel und der ganzen Art der Auffassung, Darstellung und Behandlung nach von Herodot sehr verschieden. Der Letztere machte, ohne es selbst zu ahnen, die großen Gesinnungen der Zeit des Perser-Kriegs, als das Ergebniß einer innerhalb der Schranken der Religion, der Sitte und des Gesetzes gehaltenen Freiheit, dem Sinne fühlbar; Thucydides dagegen gehörte einer Zeit an, in welcher die Bildung ihre volle Höhe erreicht, aber der Geist, aus dem sie hervorgegangen, und die Kraft, durch welche sie so hoch gestiegen war, sich verloren hatten; er spricht daher blos zu dem Verstande seiner Zeitgenossen, und setzt sich die Aufgabe, sowohl die Ursachen, durch welche jene Gesinnungen verschwunden sind, nachzu-

weisen, als auch denen, welche denken und urtheilen können, den Menschen und Staat seiner Zeit darzustellen, jenen nach seinen verschiedenartigen Bestrebungen, diesen in seinem Zustande der Zerrissenheit. Mit andern Worten, aus Herodot spricht seine Zeit; Thucydides aber ist nicht, wie Herodot, das Organ, sondern das Product seiner Zeit, er steht zugleich mitten in und über seiner Zeit, ist mit der Philosophie, Erfahrung und Menschenkenntniß, welche diese Zeit vor der früheren voraus hatte, ausgerüstet, und ertheilt der kleinen Zahl von Verständigen, an welche allein sein ernster und gedrängter Vortrag gerichtet ist, Belehrung darüber, wie auch in ihrer Zeit noch das Rechte gethan werden könne. Thucydides spricht, indem er dies thut, ebenso durch den ganzen Ton und Zusammenhang seiner geschichtlichen Darstellung, wie Aristophanes durch seinen Spott und der Philosoph Plato durch seine Untersuchungen über den Staat, die Meinung und den Sinn des kleinen besseren Theils der Athener aus; er ist nämlich der Volksherrschaft, welche zu einer wahren Tyrannei ausgeartet war und die Gewalt an einzelne Demagogen gebracht hatte, entschieden abgeneigt, und findet die Möglichkeit einer wahren Freiheit nur in der Wiederherstellung der Aristokratie im alten und guten Sinne dieses Wortes.

Während ferner Herodot, welcher nie die Phantasie und das Gefühl des Lesers aus dem Auge verliert, durch den Wechsel und das Wunderbare der Gegenstände seinem Werke Leben und Bewegung gibt, erreicht Thucydides dies durch das in seiner Darstellung waltende geistige Leben, durch den in allen einzelnen Erzählungen sichtbaren Reichthum innerer Erfahrung und durch eine Charakterzeichnung, mit welcher es nicht, wie z. B. in den geschichtlichen Werken unseres Schiller, auf dramatischen Effect, sondern ganz allein auf historische Erkenntniß abgesehen ist. Wie mit der Schilderung der Charaktere und der Erzählung der Begebenheiten, so verhält es sich auch mit den Reden, welche Thucydides den historischen Personen hier und da in den Mund legt.

Dieser der neueren Geschichtschreibung fremde Gebrauch, Reden in die Erzählung einzumischen, war bei den Griechen und Römern, besonders den Ersteren, sehr wohl begründet und gewissermaßen nothwendig. Nur diese beiden Völker hatten ein eigentliches Staats-

leben, vermöge deſſen die Menge nicht blos als eine todte Maſſe von einigen wenigen Leitern in Bewegung geſetzt wurde, und alſo nicht etwa nur ein einzelner Gebieter oder eine mächtige Ariſtokratie handelnd auftrat. Wenn es ſich vielleicht auch mit dem Volk im römiſchen Staate nicht ganz ſo verhielt, ſondern daſſelbe vielmehr meiſtens wirklich nur als bloße Maſſe wirkte, ſo war dies dagegen in den kleinen griechiſchen Republiken durchaus nicht der Fall; denn in ihnen hatte jeder Theil des Ganzen ſein eigenes Leben und eine ſelbſtſtändige Bewegung. Das Mündliche war bei dieſem Volke ſchon früh in alle Geſchäfte eingedrungen, das ganze Leben der griechiſchen Völkerſchaften war ſtets ein handelndes, und hatte immer ſo zu ſagen etwas Dramatiſches an ſich. Schon in Homer's Gedichten tritt dieſer Charakterzug des griechiſchen Volkes in ſehr bedeutender Weiſe auf, und die in ihnen enthaltenen Reden konnten daher auch für die Beredſamkeit der ſpäteren Zeiten als Muſter dienen. So erklärt es ſich denn auf ganz natürliche Weiſe, daß in der griechiſchen Geſchichtſchreibung die Reden etwas ſehr Weſentliches waren, während dieſelben, ſo oft man ſie bei uns anzuwenden verſucht hat, ſich ſtets als etwas Unpaſſendes und Läſtiges erwieſen haben. Keine Zeit der alten Welt aber war für dieſen Gebrauch mehr geeignet, als die des Thucydides, ſowie kein Geſchichtſchreiber der Griechen und Römer hierin ein ausgezeichneteres Talent bekundete, als Thucydides. Man kann deshalb auch allein ſchon aus den Reden des Thucydides, wenn man ſie mit denen anderer Geſchichtſchreiber vergleicht, den Unterſchied erkennen, welcher zwiſchen der Bildung ſeiner Tage und der aller anderen Zeiten des griechiſchen Volkes Statt fand. Bei Herodot z. B. ſind die Reden naiv, wie ſeine Zeit, und nichts als die Äußerung der natürlichen Beredſamkeit des Herzens; bei Thucydides dagegen ſind ſie der Ausdruck einer kräftigen Philoſophie, welche jedoch noch nicht eine bloße Schulphiloſophie geworden war; bei Xenophon aber, welcher unmittelbar nach Thucydides lebte und ſchrieb, enthalten ſie nur die gewöhnliche Lebensklugheit und diejenige Moral, welche dem Xenophon und ſeinen Zeitgenoſſen diente, um den Mangel der Religion zu erſetzen; noch ſpäter endlich ſind die Reden in den Geſchichtswerken bloße Deklamationen und redneriſche Kunſtſtücke, und dieſen Charakter haben ſie auch bei den Geſchichtſchreibern des römiſchen Volks.

Betrachten wir die Reden, welche in des Thucydides Geschichte vorkommen, an und für sich selbst, so zeigen sie auf das deutlichste, daß die Bildung dieses Geschichtschreibers derjenigen Zeit angehörte, in welcher der Geist der Griechen bereits vorzugsweise nach Ideen und Ansichten strebte, in der aber noch nicht ein Euripides, sondern Aeschylus und Sophokles in Ansehen standen. Während bei Herodot ebenso, wie bei Homer, die Reden hauptsächlich nur dazu hatten dienen sollen, daß die Erzählung gehoben und belebt werde, daß gleichsam das Dramatische mit dem Epischen abwechsele, verfolgt dagegen Thucydides mit seinen Reden einen ganz anderen Zweck: er will nämlich, neben den äußern Handlungen der Hauptpersonen seiner Geschichte, auch die Gesinnung und innere Kraft, auf welcher diese Handlungen beruhten, dem Leser anschaulich machen. Dabei hat er aber nicht, gleich so manchen Schriftstellern der neueren Zeit, das fruchtlose Bestreben, dasjenige dem Sinne und der Phantasie faßlich zu machen, was nur der Verstand des denkenden Lesers zu begreifen vermag. Auch sind es weniger die in den Reden ausgesprochenen Gedanken und Grundsätze, durch welche Thucydides das innere Wesen der leitenden Männer veranschaulichen will, als vielmehr die Art und Weise, wie diese ihre Ideen verbinden und sich ausdrücken. Wir erkennen daher z. B. in den Reden, welche Thucydides den großen Perikles halten läßt, alles dasjenige, was diesem seine außerordentliche Wirksamkeit verschaffte, obgleich Perikles nicht wörtlich so gesprochen hat. Die scharfe, tief philosophische Art der Auffassung und Behandlung der Gegenstände zeigt uns den Perikles als einen Schüler des Anaxagoras. Man erkennt ferner daran, daß der Redner so häufig an die öffentlichen Anstalten, Gebäude und Kunstwerke Athen's erinnert, den Staatsmann, welcher stets die Kunst und die Wissenschaft als wesentliche Bestandtheile der atheniſchen Volksherrschaft geltend machte. Durch die Art und Weise endlich, wie in diesen Reden Perikles dem demokratischen Stolze der Athener schmeichelt, und ihre Einrichtungen denen der Spartaner gegenüberstellt, wird die Menschenkenntniß und Gewandtheit jenes großen Staatsmannes anschaulich gemacht, der das zügellöseste Volk der Welt nach seinem eigenen Willen zu lenken im Stande war.

Ebenso zeigen die beiden Reden, welche Thucydides dem spartanischen General Brasidas in den Mund legt, die zwei Hauptseiten des Charakters dieses Mannes, nämlich Tapferkeit und strenge spartanische Gesinnung, wenn es Kampf und Krieg galt, Milde und Freundlichkeit aber, wenn Bundesgenossen zu gewinnen oder festzuhalten waren. Thucydides will uns auch hier, durch die Art des Denkens und Sprechens, das Innere und die Handlungsweise eines für den Gang des peloponnesischen Krieges sehr wichtigen Mannes kenntlich machen, und läßt aus diesem Grunde denselben zweimal eine längere Rede halten. Aber er verfällt dabei nicht in den, gerade hier nahe liegenden Fehler so vieler römischen, französischen und englischen Geschichtschreiber, welche aus manchen von ihnen dargestellten Männern bloße Theaterhelden gemacht haben. Der denkende Leser erkennt aus den Worten des Brasidas das edle Selbstvertrauen desselben, seine Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Staatsverwaltung Sparta's, seinen spartanischen Stolz auf angeborene Tapferkeit, der jedoch nicht in Hochmuth ausartet, sowie endlich die Ruhe, welche dieser wahrhaft kräftige Mann im Augenblicke der Gefahr besaß. Dabei ist in beiden Reden nirgends eine Sprachkünstelei oder auch nur ein einziger auf gesuchte Weise feierlicher und rührender Ausdruck angewandt. Ebenso wenig verirrt sich Thucydides in den, von einigen großen deutschen Schriftstellern der neueren Zeit ohne Glück gemachten Versuch, die Redeweise und den Ton fremder Zeiten und Völker nachzuahmen; er läßt vielmehr den Redenden in der durch das ganze Buch hindurch gebrauchten Sprache sprechen, und thut den Lesern damit auf das deutlichste kund, daß nicht der wirkliche oder ein statt desselben vorgeführter tragischer Brasidas vor ihnen auftritt, sondern daß der Schriftsteller selbst in dessen Seele und Geist redet, und zwar so, wie er dem Charakter des Brasidas gemäß in dem vorliegenden Fall reden zu müssen glaubte. —

Xenophon aus Athen, dessen wichtigste Lebensumstände bereits oben (S. 30) berichtet worden sind, steht zu Thucydides ungefähr in eben demselben Verhältniß, wie Euripides zu Sophokles. Seine Schriften geben den Charakter der letzten Zeit des peloponnesischen Kriegs und der nächsten zehn Jahre auf eine noch anschaulichere Weise und von noch mehr Seiten her zu erkennen, als die des

Euripides. Deshalb verdienen dieselben auch eine sorgfältigere Betrachtung, und da der eigentliche Zweck, welchen Xenophon bei seiner Geschichtschreibung verfolgte, in den philosophischen Werken dieses Mannes seine Erklärung findet, so müssen hier zugleich auch die Letzteren berücksichtigt werden.

Eine der wichtigsten philosophischen Schriften Xenophon's ist diejenige, welche den Titel Denkwürdigkeiten des Sokrates führt. Sie kann mehr als alle anderen zur Erkenntniß der Lebensansichten Xenophon's und seiner Zeit dienen, weil Xenophon in derselben seinen Lehrer Sokrates diejenige Philosophie vortragen läßt, zu welcher er selbst und der größte Theil seiner Zeitgenossen sich bekannten. Xenophon machte das Reelle und Praktische zum Hauptziel seines Strebens, und verstand daher auch die Lehren des Sokrates nur so, daß nach seiner Meinung blos das Begreifliche und Nützliche den Gegenstand und das Ziel jeder Philosophie bildeten. Er verlor aber dadurch den Unterschied aus den Augen, welcher zwischen einer, auf rein philosophischem Wege erlangten Erkenntniß und der begeisterten inneren Anschauung dessen, was in der Natur denkender und fühlender Wesen selbst liegt, besteht. Indem nun Xenophon blos dem Nützlichen nachging, und das Endziel aller Bildung im Grunde nur in deutlichen Begriffen von demselben fand, beschränkte sich seine ganze Philosophie und folglich auch der Endzweck seiner Geschichtschreibung auf Moral, Lebensklugheit und Staatsweisheit. Dies ging so weit, daß Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates sogar das Vaterland, die verwandtschaftlichen Verhältnisse und die Freundschaft zu bloßen Besitzthümern herabwürdigte. Die frühere Zeit hatte diese, mit dem innersten Wesen des Menschen zusammenhängenden Beziehungen immer als zur Religion selbst gehörend angesehen, und sie deshalb auch mit in den Begriff des Wortes Pietät aufgenommen; Xenophon aber stellt dieselben mit Haus, Acker, Sklaven u. dgl. in Eine Reihe, und empfiehlt sie der Aufmerksamkeit seiner Leser nur darum, weil sie für das Leben und den Verkehr einen gewissen Werth hätten. Xenophon zeigt dadurch, wie sehr seine Zeit allem Idealen und Edlen entfremdet worden und von jener Höhe herabgesunken war, auf welcher der Mensch alles, was er Heiliges und über jede Vergleichung mit äußerem Nutzen Erhabenes kennt, mit

frommem Sinne umfaßt, und eines wie das Andere in seinem Herzen festhält. Eine solche Zeit sucht und findet ihr Glück in bloßer Vernünftelei, in einer handgreiflichen Moral und in der Fähigkeit, über alle möglichen Dinge schwatzen zu können. Auch Xenophon's Schriften leiden an diesen Mängeln seiner Zeit.

Wenn übrigens diese Beschaffenheit der Denkwürdigkeiten des Sokrates uns den prosaischen, blos auf das Praktische gerichteten Charakter jener Zeit zu erkennen gibt, so offenbart sich dagegen in einigen andern Zügen, welche diese Schrift enthält, auch die Größe Xenophon's und seiner Zeit. Diese Züge springen besonders dann hervor, wenn man die Denkwürdigkeiten des Sokrates mit der Cyropädie, einem andern Werke Xenophon's, vergleicht, weil in dem Letzteren persische Einförmigkeit und Mattigkeit waltet, in den Ersteren aber der Geist des athenischen Lebens mit seinen, auf der Mannichfaltigkeit des menschlichen Wesens und auf Bewegung beruhenden Reizen. Die Denkwürdigkeiten des Sokrates zeichnen sich nämlich durch die große Lebendigkeit des Dialogs und durch die in ihnen enthaltenen Charakterzeichnungen aus, welche, in einer an originellen Charakteren so reichen Zeit, nach der Natur gemacht sind, sowie außerdem durch die Art, wie Xenophon den Sokrates seine Moral auf die Verhältnisse anwenden läßt. Wir werden durch alles dies mitten nach Athen versetzt, der ganze Zustand der damaligen Gesellschaft breitet sich sichtbar vor unserem Blicke aus, und wir lernen zugleich den verschiedenen in derselben herrschenden Ton kennen. Die Menschen, die Umstände, die ganze Lebensweise der Zeit werden uns nicht blos beschrieben, sondern wir sehen und betrachten sie auch von dem vortheilhaftesten Standpunkte aus, weil der Schreiber selbst für alles, was er uns vorführt, im höchsten Grade eingenommen ist.

Geht man von der, aus den Denkwürdigkeiten des Sokrates gewonnenen Erkenntniß der Lebensansichten Xenophon's zu dem vorhin erwähnten Werke über, welches den Titel Cyropädie d. h. Bildungsgeschichte des älteren Cyrus trägt: so wird das, worin nach Xenophon's Meinung die Aufgabe der Geschichte besteht, erst recht klar, und man erkennt auf eine bestimmte Weise, welche Art von Belehrung dieser Geschichtschreiber aus dem Studium der menschlichen Dinge und ihres Verlaufs zieht. Xenophon hat in

der Cyropädie die Geschichte des Stifters der persischen Monarchie in einen Roman verwandelt. Schon die zu einem solchen Versuche leitende Meinung, daß die Geschichte in dieser Weise behandelt besser und angenehmer sei, als in ihrer eigentlichen Form, verräth eine Zeit, welche der unsrigen an Verwöhnung und Überbildung nahe stand. Xenophon gibt in der Cyropädie das nach Sokratischen Begriffen entworfene Ideal eines Herrschers, und geht dabei von dem Gedanken aus, daß ein solcher seinen Staat wie eine Maschine lenken, und durch Liebe, Sanftmuth und gebildeten Verstand sein Volk zu vollkommenem Glücke führen könne. Ein einziger Mensch soll gleichsam der Lenker des Schicksals Aller sein, den Millionen seiner Unterthanen durch jene Mittel Ruhe und Frieden spenden, und sie wie eine Heerde Schafe regieren. Zu Herodot's Zeit, wo die Kraft und Selbstständigkeit der Bürger die eigentliche Seele des Staates war, wo die Individualitäten der Einzelnen, gerade weil sie frei walteten, einander in Schranken hielten, Religion und Gesetz aber die Wächter der Sitte und Ordnung waren, wäre ein solcher Gedanken gewiß niemanden in den Sinn gekommen, derselbe würde im Gegentheil Allen lächerlich erschienen sein. Wenn Herodot seine Leser mit den Launen des Schicksals aussöhnen, wegen des ewigen Kampfes der Leidenschaften beruhigen, und über die in einer Welt wie die unsrige unaufhörlich waltenden Frevel und Unruhen trösten will, so führt er nicht, wie Xenophon, das Ideal eines Herrschers vor, welcher Gesetz, Recht und Frieden in seiner Hand hat, alle Leidenschaften zügelt und über sein Reich die Ruhe des Schlafes ausbreitet. Im Gegentheil, Herodot's Werk enthält fast auf jeder Seite den Beweis, daß diejenige Verfassung die beste ist, unter welcher jeder Bürger sich fühlt, und nicht die Klugheit einzelner Menschen, sondern die Gottheit und das Gesetz herrschen. Freilich ist auch ein solcher Staat nicht frei von Unruhen und Ungerechtigkeit; denn die Leidenschaften ersticken und etwa durch Polizeigewalt Todtenstille einführen, heißt ebensoviel, als fließendes Wasser in einen faulen Sumpf verwandeln. Aber wenn Herodot uns hierüber aufklären und beruhigen will, so führt er uns nicht, wie Xenophon, nach Utopien, in das Reich der Träume, sondern er weist uns theils auf die Nemesis oder die im Stillen waltende Göttin der Vergeltung hin, theils auf das in seinem

Verhältniß zur menschlichen Freiheit ewig unerklärliche Schicksal, theils endlich auf einen sogenannten Neid der Gottheit, durch welchen jeder Mensch, der den Gipfel der Größe erreicht hat und überglücklich geworden ist, von diesem Gipfel herabgestoßen wird, weil derselbe der Gottheit allein angehört. Ganz anders Xenophon. Zu seiner Zeit lebte eine bereits erschlaffte Generation, welche nach Genuß und Ruhe strebte und, bei den steten Bewegungen der Volksherrschaft, den ewigen Kriegen und den unaufhörlichen Verbrechen und Gesetzlosigkeiten, sich gern in eine idyllische Welt versetzte, in welcher Alles nach einer bestimmten Ordnung friedlich und ruhig verläuft, freilich aber auch das Hauptübel waltet, daß bei einer solchen Einförmigkeit und Bewegungslosigkeit Alles in Ermattung versinken und nach und nach absterben muß. Man denke sich jene Stürme einer demokratischen Republik, die steten Unruhen und Gräuel der Menge, das Treiben der Demagogen, Sophisten und Sykophanten; man berücksichtige außerdem, daß in Xenophon's Tagen die gesunde Kraft aus Geist und Seele gewichen war, und die Vernunft dem Verstande, die Religion der Moral, alles Höhere und Edlere dem Nützlichen und Äußeren nachstehen mußte: und man wird es begreiflich finden, daß die Menschen dieser Zeit ein nach der Art hierarchischer Einrichtungen unwandelbare Ordnung der Dinge liebgewinnen konnten, in welcher Alles seinen bestimmten Platz hat, aus dem es nicht weichen darf und kann. Man wird es dann ebenso erklärlich finden, wie die Menschen einer solchen Zeit sich gern der Betrachtung des Idyllischen zuwendeten, und folglich der ernsten, einfachen und trockenen Belehrung der Geschichte jene idealen Gemälde vorzogen, bei welchen von dem wirklich Historischen nur soviel übrig bleibt, als nöthig ist, um den Rahmen zu bilden.

Darum ging es auch mit Xenophon's Cyropädie gerade ebenso wie mit Fenelon's Telemach. Wie Xenophon die Gebilde des Romans der Cyropädie dem wilden und stürmischen Treiben des atheniſchen Volks und seiner Führer gegenüberstellte, ebenso hat jener edle französische Bischof dem steifen Hofwesen Ludwig's XIV. und dem zu seiner Zeit herrschenden eitlen Streben nach Kriegsruhm die sanften und gefühlvollen Gestalten seines Telemach entgegengesetzt. Beide Bücher haben daher auch gewisse Vorzüge mit einander gemein; nur steht Fenelon gegen Xenophon dadurch im

Nachtheil, daß er ſeinen Roman in die homeriſche Zeit verlegt hat, mit welcher das Publikum der neueren Zeit beſſer bekannt iſt, als die alten Griechen mit den von Xenophon geſchilderten perſiſchen Verhältniſſen. Das Romanhafte fällt dadurch bei Fenelon für den denkenden Leſer viel unangenehmer auf, als bei Xenophon. Der Letztere hatte außerdem den großen Vortheil, daß er das ſeinen Landsleuten ſehr wenig bekannte Land und Volk der Perſer mit eigenen Augen geſehen hatte, daß er deshalb auch von den Sitten und Einrichtungen derſelben Vieles auf eine treffliche und lebendige Weiſe einſchieben, und in ſeinem Roman überdies von der wirklichen Geſchichte eines Volkes, ſoweit dieſelbe ſeiner Hauptabſicht diente, Gebrauch machen konnte. Dabei iſt es für die Beurtheilung von Xenophon's Philoſophie und deren Werth ſehr bezeichnend, daß er, obgleich er das perſiſche Reich zur Zeit ſeiner Geſunkenheit mit eigenen Augen geſehen hatte, die ganze Einrichtung desſelben rühmend auf Cyrus als den Urheber und Stifter zurückführt, ohne auch nur ahnen zu laſſen, daß eine ſolche Organiſation, welche den Staat zu einer bloßen Maſchine machte, demſelben nothwendiger Weiſe auch für die Zeit der Noth alle Kraft und Einſicht rauben, und die Perſer in jenen Zuſtand bringen mußte, in welchem ſie mit ihrer ganzen ungeheuren Macht nicht einmal 13,000 Griechen zu beſiegen vermochten. Übrigens haben Xenophon's Cyropädie und Fenelon's Telemach ihre Wirkung auch durch ähnliche Mittel der Sprache und der ganzen Behandlung des Gegenſtandes gemacht. Beide Schriften ſind durch einen ſtets gehaltenen Ton der Ruhe und Würde, ſowie durch das Auftreten vieler freundlichen Geſtalten und einer größeren Anzahl guter Menſchen, als man im Leben ſelbſt zu ſehen gewohnt iſt, höchſt anziehend; außerdem leiſten aber bei Xenophon der leichte Fluß der Rede und eine liebliche Verbindung der einzelnen Sätze zu klaren und volltönenden Perioden ebendasſelbe, was bei Fenelon durch die Reinheit der Sprache, die fließende poetiſche Proſa und die Aufnahme von ſo viel Homeriſchem bewirkt wird, als die Franzoſen nach dem Charakter ihrer Bildung vertragen können.

Ganz anders, als das ſüße Gewebe der Cyropädie, das Leichte und Liebliche ihrer Sprache und das ſentimentale Weſen ihrer Geſtalten, ergreift uns die Wahrheit der Darſtellung und die einfache,

feste, gleichsam gediegene Erzählung in der Anabasis, einem andern Werke Xenophon's. In dieser Schrift wird der berühmte Marsch der 13,000 griechischen Söldner beschrieben, welche im Dienste des jüngeren Cyrus nach Kunaxa und von da unter unzähligen Schwierigkeiten zurück nach Griechenland zogen (s. oben S. 26). Xenophon, welcher selbst auf dem schwierigsten Theile dieses Marsches der eigentliche Führer war, entwarf die Beschreibung desselben nach den von ihm geführten Tagebüchern. Diese Schrift bildet einen wahren Gegensatz gegen die Cyropädie; denn sie stellt uns die Zeit Xenophon's in ihren Handlungen und Unternehmungen dar, und läßt auf eine glänzende Weise ebenso alle Vorzüge der damaligen Griechen hervorleuchten, wie die Cyropädie uns dieses Volk von Seiten seiner Erschlaffung und geistigen Verirrung zeigt. In der Anabasis findet sich nichts von dem halb persisch, halb griechisch gefärbten Styl der Cyropädie, sondern Alles ist ernst und wahr. An rhetorischen Schmuck denkt der Verfasser nicht, weil er von der Sache selbst ergriffen ist. Ebenso wenig zeigt sich in diesem Buche etwas von der in den Denkwürdigkeiten des Sokrates herrschenden Ansicht des Lebens und der höheren Dinge, sondern Xenophon ist hier ganz Grieche im echten und alten Sinne des Worts; er nimmt die Götter für das, was sie seinem Volke schon von der ältesten Zeit an waren, nämlich für Mittel, deren sich der verständige Theil der Nation bediente, um dem Eigensinn der Unverständigen eine Schranke zu setzen. Xenophon schreibt das Gedeihen jeder Unternehmung, welche von den muthigen Griechen gemacht wurde, den Göttern zu und läßt den Anführern nur den Ruhm, daß sie stets das rechte Mittel gefunden haben, die nach dem Willen der Götter beschlossene Sache auszuführen. Er berichtet, wie bei jeder Gelegenheit den Göttern Opfer gebracht und, um ihren Willen zu erforschen, die Eingeweide der Thiere befragt wurden, und er läßt dabei auch nicht entfernt ahnen, daß er selbst jemals an der Untrüglichkeit eines solchen Mittels gezweifelt habe.

Dabei erscheint die griechische Kunst und Wissenschaft, wie auf dem Zuge selbst, so auch in Xenophon's Beschreibung desselben überall, dem wüsten und wirren Wesen des Orients gegenüber, im glänzendsten Lichte. Es leuchtet aus dem einfachen Berichte des Buches auf das klarste hervor, wie sehr die Griechen durch ihren

Verstand und ihre Erfahrung den ungeheuren Schaaren der Perser überlegen waren. Die während des langen Marsches allenthalben angestellten Messungen, die gegen die persische Übermacht angewandte Taktik und die auf dem Zuge gemachten geographischen Entdeckungen werden von Xenophon in schlichten Worten und ohne Prunk mitgetheilt; sie sind unmittelbar aus dem Tagebuch des Führers entnommen, und erhalten dadurch, sowie durch ihre ungekünstelte Beschreibung erst ihren wahren Werth. Auch in der Art, wie Xenophon von sich selbst spricht, zeigt sich die Vortrefflichkeit dieses Werkes und der große Unterschied desselben von den Denkwürdigkeiten Cäsar's und von so vielen ähnlichen Schriften der neueren Zeit, bei welchen man theils die Wahrheit, theils das Urtheil, theils und noch häufiger die Anspruchlosigkeit vermißt. Xenophon tritt immer mit großer Bescheidenheit vor dem Leser auf; er gibt durch das ganze Werk hindurch zu erkennen, daß nicht er der Mittelpunkt ist, auf welchen die beschriebenen Thaten sich beziehen, daß diese nicht, wie es bei Cäsar der Fall war, von dem Führer ausgegangen sind, sondern der Nation selbst und ihrer Bildung angehören. Kurz, Xenophon und die Griechen seiner Zeit zeigen sich uns in diesem Buche ebenso, wie bei der in demselben beschriebenen Unternehmung, von ihrer trefflichsten Seite her. Xenophon erscheint also im praktischen Leben und da, wo er nur ein reines Abbild desselben geben will, ganz anders, als in denjenigen seiner Schriften, in welchen er als Philosoph auftritt, und durch seine Ansichten vom Leben auf den Geist der Zeit einwirken will.

Ebenderselbe Gegensatz in Xenophon's Schriften zeigt sich auch dann, wenn man die Anabasis als eine Specialgeschichte mit seinem Versuche, eine allgemeine Geschichte zu schreiben, vergleicht. Xenophon hat nämlich auch eine griechische Geschichte verfaßt, in welcher er es wagte, das unübertreffliche Meisterwerk des Thucydides fortzusetzen. Schon der Ton und Styl dieser griechischen Geschichte, welche bis zur Schlacht bei Mantinea reicht, gibt zu erkennen, daß in derselben nicht eine durchdringende, allseitige Prüfung und kräftige Darstellung des menschlichen Treibens zu erwarten ist, sondern daß die Begebenheiten von einem beschränkten Standpunkte aus und nach bestimmten abstracten Begriffen geschildert werden sollen; denn dieser Ton ist zwar nicht zart und sentimental wie in der

Cyropädie, er erreicht aber eben so wenig die Kraft des Tones, welcher in der Anabasis oder gar in des Thucydides Werk waltet; er hält gewissermaßen die Mitte zwischen dem der Cyropädie und dem der Anabasis.

Ebenso, wie in der Darstellung, steht Xenophon's griechische Geschichte auch der Auffassungsweise nach weit hinter der Anabasis und dem Werke des Thucydides zurück. Durch das ganze Buch geht nämlich eine gewisse Art von milder Weisheit hindurch, und die Erzählung der Ereignisse dient dem Verfasser nur dazu, daß diese Weisheit bewährt und gleichsam versinnlicht werde. Xenophon hat also in seiner griechischen Geschichte einen ganz anderen Zweck, als in der Beschreibung seines denkwürdigen persischen Feldzugs. Dieser Zweck und das Verhältniß, in welchem jenes Werk zu dem Geist der Zeit stand, lassen sich am besten dadurch anschaulich machen, daß man Xenophon's Ansicht von der Aufgabe der Geschichte mit denen seiner beiden Vorgänger vergleicht. Herodot behandelt die Geschichte als eine im Gange der Ereignisse sich kund gebende Offenbarung des, an und für sich selbst ewig dunkeln und räthselhaften Schicksals, welches Alles beherrscht und alle Veränderungen bewirkt; oder mit andern Worten, bei Herodot ist die Geschichte die Darstellung des sich von selbst entwickelnden Zusammenhangs der menschlichen Begebenheiten. Dem Thucydides dagegen ist die Betrachtung der historischen Ereignisse ein Mittel, die schwer zu begreifende, stets sich verbergende innere Natur des Menschen zu erforschen, und er sucht dies durch scharfe Prüfung und vielseitige Betrachtung der sichtbaren äußeren Handlungen zu erreichen. Xenophon endlich hat, wie die Geschichtschreiber des römischen und fast aller neueren Völker, keinen allgemeinen, sondern einen einzelnen sittlichen oder politischen Zweck vor Augen. Nach einer solchen Ansicht von der Aufgabe der Geschichte dient diese blos als ein Mittel, um in dem Leser irgend eine Gesinnung zu erwecken oder ihm eine moralische Lehre einzuschärfen, um den Menschen der Gegenwart Zustände und Formen einer früheren Zeit als Muster oder als abschreckende Beispiele vorzuführen, oder endlich um ein bestimmtes Volk oder eine bestimmte Regierungs- und Verwaltungsweise über die andere zu erheben und diesen Vorzug durch die Geschichte zu beweisen. Xenophon's Hauptstreben ist,

Sparta und seine militärisch-oligarchische Regierungsform vor den übrigen griechischen Staaten und ihren Verfassungen hervorzuheben.

Einzelne bestimmte Zwecke können von einem Geschichtschreiber nicht anders als auf Kosten der Wahrheit erreicht werden. Deshalb ist denn auch Xenophon durch seine Bemühung, vermittelst der Geschichte seiner Tage den Vorzug der Spartaner und ihrer Einrichtungen nachzuweisen, ein unzuverlässiger Berichterstatter geworden. Er mußte nämlich, um diesen Zweck zu erreichen, manche Dinge auf eine geschickte Weise zu verdecken suchen, und dagegen andere über Gebühr hervorheben. Gleich im Anfange seines Buches gibt die Art, wie Lysander und Alcibiades behandelt werden, ein einleuchtendes Beispiel davon. Ein Thucydides hätte hier die vielseitigen angebornen Talente des Letzteren, der blos angebildeten Klugheit und kleinlichen, heimtückischen List des Ersteren gegenüber, auf eine recht anschauliche Weise hervortreten lassen; er würde außerdem bei der Darstellung des wichtigsten Lebensereignisses des Alcibiades, seiner triumphirenden Rückkehr nach Athen, den Leser mit dem neuen Verhältnisse bekannt gemacht haben, in welches Alcibiades seit der Zeit gekommen war, wo Thucydides zuletzt von ihm gesprochen hatte. Xenophon aber schiebt den ausgezeichneten Athener kalt bei Seite, und sucht dagegen ganz leise den Lysander in den Augen des Lesers zu heben; er verschweigt die von dem Letzteren angewandten gemeinen Mittel, oder erwähnt sie wenigstens nur im Vorbeigehen; namentlich unterläßt er bei der Darstellung der Einnahme von Athen durch Lysander ganz und gar, des schändlichen Einverständnisses zwischen dem Letzteren und Theramenes zu gedenken, welches doch höchst wichtig und unbezweifelt gewiß ist. Alle Schuld gleitet, durch diese diplomatische Manier der Darstellung, von Lysander ab, und fällt auf die oligarchische Partei in Athen. Bei der Erzählung des weiteren Verlaufs der Begebenheiten kann Xenophon freilich nicht verhehlen, daß die Spartaner ruhig zusahen, als Lysander die athenischen Tyrannen bei der grausamen Unterdrückung ihrer Mitbürger unterstützte, und daß, nachdem jene vertrieben worden waren, nur die persönliche Eifersucht eines spartanischen Königs und mehrerer Ephoren die Rückkehr derselben verhinderte; allein dieses Alles wird ohne die mindeste Bewegung des Gemüths, ohne irgend eine Spur des

Misfallens erzählt, so daß man vor der kalten, ganz modernen Unparteilichkeit eines Mannes schaudert, der im Stande war, das traurige Schicksal seiner Vaterstadt auf eine solche Weise zu berichten.

Noch auffallender zeigt sich der Charakter der Geschichtschreibung Xenophon's in der Schilderung einer Verschwörung, welche im ersten Jahre der Regierung des Agesilaus von einigen jungen Spartanern gemacht, aber noch vor ihrem Ausbruche unterdrückt wurde. Bei dieser Gelegenheit wird weder die Stellung der spartanischen Oligarchen zu ihren Mitbürgern geschildert, noch die schreckliche, grausame Art dieser Gebieter, ihre ungerechte Herrschaft zu behaupten, beschrieben, noch endlich die herrschende Treulosigkeit, welche eine nothwendige Folge davon war, erwähnt. Und doch hätte man gerade von einem so guten Kenner der Verfassung und des inneren Zustands von Sparta erwarten sollen, daß er dieß alles beschreiben und den Leser über das Verhältniß von Klugheit und Tugend im menschlichen Verkehr belehren würde. Wie ganz anders schildert Thucydides solche Verschwörungen! Wie hebt er bei jeder Gelegenheit diejenigen Umstände hervor, aus welchen der eigentliche Charakter einer Regierung erkannt werden kann!

Sobald in der weiteren Erzählung der griechischen Geschichte der Zusammenhang es erlaubt, gibt Xenophon, in der seinen modernen Manier, seiner ganzen Darstellung den Charakter einer Privatgeschichte des Agesilaus. Weil dieser Mann überall hervorgehoben werden soll, so erwähnt Xenophon, obgleich er doch eine Geschichte von Griechenland geben will, weder die in Athen vorgefallenen Veränderungen, noch den Druck, welchen Lysander und die von ihm eingesetzten Oligarchen in fast allen griechischen Staaten ausübten. Man hat in Betreff der Geschichte jener Zeit dem Xenophon außerdem noch den Vorwurf gemacht, daß er die beiden großen Thebaner, durch welche allerdings sein Liebling sehr verdunkelt wurde, absichtlich in den Schatten zu stellen gesucht, und aus diesem Grunde bei der Befreiung von Theben die Hauptrolle dem Mellon, nicht dem Pelopidas zugetheilt habe; wenn man aber auch diesen Vorwurf nicht für gegründet halten kann, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß Xenophon den Antheil, welchen Agesilaus an der das Völkerrecht so sehr verletzenden Überrumpel-

ung der Burg von Theben hatte, mit dem Mantel der Liebe zudeckt. Ja, Xenophon geht in seiner Vorliebe für Agesilaus sogar so weit, daß er sich durch dieselbe zur gänzlichen Verkennung des Hauptganges der Ereignisse in den nächsten zwanzig Jahren verleiten läßt. In dieser Zeit erlangten nämlich die Thebaner die höchste Macht in Griechenland, und ihre Angelegenheiten wurden der Mittelpunkt, um welchen sich die ganze griechische Geschichte drehte; Xenophon aber läßt in seiner Darstellung dieser zwei Jahrzehnte davon durchaus nichts merken. Ebenso wird der Leser nirgends darauf hingeführt, daß eigentlich nur durch die Bestrebungen der beiden Männer Pelopidas und Epaminondas Sparta's Übergewicht in Griechenland unwiederbringlich verloren ging.

Man erkennt in allen diesen Mängeln den modernen Charakter der Geschichtschreibung, nach welchem der Erzähler theils sich allzusehr von einer einzelnen Persönlichkeit einnehmen läßt, theils im Streben nach einer ruhigen, leicht fließenden und angenehmen Darstellung niemals tief eindringt, sondern immer nur oben hinstreift. Dieser Charakter zeigt sich auch darin, daß Xenophon, wie Hume, Robertson, Gibbon und fast alle neueren Geschichtschreiber, von recht Vielen gelesen zu werden wünscht, ohne sich darum zu kümmern, wie diese große Zahl seiner Leser beschaffen ist. Deshalb befleißigt sich Xenophon auch ebenso, wie jene, einer leichten und scheinbar einfachen Schreibart, opfert aber dabei der Klarheit der Rede die Tiefe des Gedankens auf. Er bleibt dadurch natürlich weit hinter Thucydides zurück, dessen Darstellung nicht, wie die des Xenophon, mit der Klarheit des Baches, in welchem man alle Kieſel zählen kann, wohl aber mit der Tiefe eines mächtigen Weltstromes zu vergleichen ist. Xenophon nähert sich außerdem auch darin der modernen Art und Weise der Geschichtschreibung, daß er in seinem allgemeinen Geschichtswerk der echt griechischen Sitte, Reden in die Erzählung einzumischen, nur selten huldigt, und also seine Darstellung in der Regel nicht bis zum Dramatischen steigert. Jedoch zeichnen sich einige wenige Stellen des Werkes durch diesen antiken Charakterzug der Geschichtschreibung auf eine schöne Weise aus, und namentlich wird bei Einer Gelegenheit ein trefflicher Gebrauch von dem Dramatischen gemacht. Diese Stelle verdient ausführlicher besprochen zu werden, da sie uns die Geschichtschreibung

Xenophon's von ihrer guten Seite her zeigt. Sie gewährt außerdem den Vortheil, daß wir an ihr erkennen, wie sehr in Xenophon's Zeit die freien Staaten noch Leben und Bewegung hatten, und wie wenig damals noch, zum Unterschied von späteren Zeiten, die Charakterzeichnungen in den Geschichtswerken bloße rhetorische Kunststücke des Schriftstellers waren.

Bei der Erwähnung einer Friedensunterhandlung zwischen Athen und Sparta nämlich läßt Xenophon drei athenische Gesandte vor dem spartanischen Volke und seinen Bundesgenossen auftreten, und die denselben in den Mund gelegten Reden dienen ihm dazu, um den Charakter der verschiedenen athenischen Staatsmänner seiner Zeit auf eine ganz vortreffliche Art darzustellen. In der Rede des einen Gesandten, Kallias, läßt Xenophon den Stolz des athenischen Adels hervorleuchten, in der des zweiten, Autokles, die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Demagogen, in der des dritten, Kallistratus, aber das Talent, die Beredsamkeit und Gewandtheit derjenigen Männer, welche die Regierung und Verwaltung der Staaten wissenschaftlich erlernt hatten. Kallias, ein reicher Mann von altem Adel und zugleich ein angesehener Priester in Athen, war, wie Xenophon sagt, ein Mensch, der sein Lob ebenso gern aus seinem eigenen Munde als von Andern verkünden hörte. Die Rede, welche Xenophon ihn halten läßt, bezeichnet ihn als einen eingebildeten und gehaltlosen Menschen, welcher nur Adelstolz und prunkende Worte besaß, und deshalb dasjenige, worauf es eigentlich ankam, ganz und gar verfehlte. Alles, was er sagt, bezieht sich im Grunde nur auf ihn selbst, nicht auf die Sache, um derentwillen er das Wort ergriffen hat. Er spricht vor allem Andern von sich und seinen Ahnen, von dem Vertrauen, welches die Athener stets in seine Familie gesetzt hätten, und von den Gesandtschaften nach Sparta, mit welchen er selbst schon mehrmals beauftragt gewesen sei. Dabei holt er denn so weit aus, daß den Zuhörern die Geduld vergehen mußte. Zuletzt spricht er, sowohl um sich selbst zu heben, als auch um seinen Vorstellungen eine religiöse Beziehung geben zu können, von den athenischen Göttern, deren Priesterschaft in seiner Familie erblich war, sowie von dem geheimnißvollen Dienst derselben, welcher in uralter Zeit von Athen aus in den Peloponnes gebracht worden wäre. Dies benutzt er dann,

um mit dem ganz geistlichen Ausspruche zu schließen, es sei unrecht, daß Staaten, welche auf diese Weise durch die Religion mit einander verbunden wären, sich gegenseitig haßten und bekriegten; und wenn denn unter den Menschen durchaus Krieg sein müsse, so sollte man denselben wenigstens erst so spät als möglich ausbrechen lassen und so schnell als möglich wieder beendigen. Dieser theologische Schluß und der in dem ganzen Vortrag sichtbare Mangel an politischer Einsicht gibt den Redner als einen leeren Kopf und, um uns eines neueren Ausdrucks zu bedienen, als einen hochadeligen Geistlichen zu erkennen, welcher von sich, seinem Stande und seiner Familie auf eine lächerliche Weise eingenommen war, und dies auch da nicht verbergen konnte, wo es sich am allerwenigsten um seine Person und um religiöse Angelegenheiten handelte.

Wie Kallias durch Dünkel und Stolz der seiner Leitung anvertrauten Sache schadet, so verfehlt Autokles durch Leidenschaftlichkeit und persönlichen Widerwillen seinen Zweck. Dieser zweite Gesandte wird von Xenophon mit dem einzigen Ausdruck geschildert, daß er in Athen für einen sehr verschmitzten Redner gegolten habe. Er war nämlich einer von jenen Demagogen, welche es verstanden, die Leidenschaften des atheniſchen Volks aufzuregen und zu ihrem Vortheile zu benutzen. Als solchen zeichnet Autokles sich selbst in den Worten, welche Xenophon ihm in den Mund legt. Der Geschichtschreiber will dabei zugleich seine Leser darauf aufmerksam machen, wie schlecht ein Volk berathen sei, dessen Angelegenheiten in der Hand solcher Menschen lägen, weil diese nie ihrer Leidenschaften Herr werden, und folglich da, wo es sich um allgemeine Interessen handelt, ihre persönliche Abneigung und die Lust, den Gegner zu kränken, nicht unterdrücken können. Autokles kann sich nämlich, obgleich er doch die Spartaner für den Frieden gewinnen soll, nicht enthalten, dieselben gleich im Anfang seiner Rede wegen ihres Verhaltens gegen ihre Verbündeten auf eine derbe Weise zu tadeln, und ebenso endigt er damit, daß er ihnen in bitteren Worten ihre Treulosigkeit und Herrschsucht vorwirft. Durch dieses Verfahren erlangte er zwar, wie Xenophon hinzusetzt, den Beifall aller derjenigen unter den Anwesenden, welche gleich ihm leidenschaftlich gegen die Spartaner eingenommen waren, verfehlte aber natürlich ganz und gar den Zweck, um dessentwillen er gesprochen hatte.

Wie Xenophon durch die Vorträge des Kallias und Autokles zeigen wollte, auf welche Weise man bei Staatsverhandlungen sich nicht benehmen dürfe, so dient ihm dagegen der dritte Gesandte, um anschaulich zu machen, worin nach seiner Meinung die Eigenschaften des wahren Staatsmannes und Unterhändlers beständen. Kallistratus nämlich, von welchem Xenophon nichts weiter sagt, als daß er ein Staatsmann gewesen sei, geht ohne Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit gerade auf sein Ziel los, und ermüdet weder, wie Kallias, die Geduld seiner Zuhörer, noch sucht er, wie Autokles, die Gemüther derselben zu erbittern und aufzuregen. Er bemüht sich im Gegentheil, die aufgeregte Stimmung zu besänftigen, und spricht überhaupt so, daß man deutlich sieht, wie Xenophon in der Rede desselben seine eigenen Lebenserfahrungen und seine eigene Kenntniß der Verhältnisse niederlegte, und uns in dem Kallistratus sein Ideal eines Staatsmannes darstellen wollte.

Dieselbe rein praktische Beziehung, dieselbe Klugheit und Erfahrung, aber auch ebendieselbe oben hinstreifende Philosophie, welche man in Xenophon's größeren Werken als den eigentlichen Charakter dieses Schriftstellers erkennt, leuchten auch aus seinen kleineren Schriften hervor. Die von Xenophon verfaßte Lebensbeschreibung des Agesilaus ist, wie schon der Titel „Rede auf Agesilaus" ausspricht, nichts als eine Lobrede oder das, was die Franzosen ein éloge nennen, nur in griechischer Art. Sie hat keinen historischen Werth, und ist als ein bloßes Denkmal der Freundschaft anzusehen. In der Schrift, welche Oekonomikus oder das Buch vom Haushalte betitelt ist, läßt Xenophon seinen Lehrer Sokrates ein förmliches System der Haushaltungskunst im neueren Sinne des Wortes vortragen, und zwar auf eine angenehme populäre Art und so, daß dabei bis in die kleinsten Einzelnheiten eingegangen wird. Wer sollte daran nicht den ganz praktisch gewordenen, vorzugsweise auf Erwerb und äußeren Lebensgenuß gerichteten Sinn der Menschen in Xenophon's Zeit erkennen! Unter der Aufschrift Hiero hat Xenophon einen Dialog verfaßt, in welchem er den syrakusanischen König Hiero I. sich mit dem Dichter Simonides darüber unterhalten läßt, daß das Schicksal eines Herrschers nicht zu beneiden sei. In diesem Werke kommt Xenophon zuletzt wieder auf denselben Gedanken, welcher von ihm bereits in der Cyropädie

entwickelt worden war, der aber dem echt griechischen Geiste stets als ein Grundirrthum des Orients gegolten hatte: es ist die Meinung, daß das Glück eines Staates das Werk eines einzelnen Menschen sein könne, welcher die Regierung und Verwaltung mit unumschränkter Gewalt leite. Nachdem nämlich Xenophon zuerst die Entbehrungen eines Herrschers in Bezug auf die wichtigsten rein menschlichen Verhältnisse und Freuden nachgewiesen hat, sucht er zu zeigen, wie es demselben möglich sei, vermittelst der in seiner Hand ruhenden Macht ein Wohlthäter seiner Unterthanen und der Schöpfer ihres Glückes zu werden. Übrigens ist dieser letzte Theil des Hiero für die moderne Zeit sehr nützlich, da er recht gute Lehren für Prinzen enthält.

Xenophon hatte noch zwei Schriften verfaßt, welche, wie die Denkwürdigkeiten des Sokrates, eine unmittelbare Beziehung zu seinem Lehrer haben, die Apologie oder Vertheidigung des Sokrates und das sogenannte Gastmahl. Die erstere Schrift enthält nicht sowohl eine förmliche Vertheidigung jenes Philosophen gegen die Anschuldigungen, wegen deren er zum Tode verurtheilt wurde, sondern sie besteht vielmehr nur aus einigen Worten der Liebe und Verehrung, welche der Bosheit und den Verläumdungen der Feinde des Sokrates entgegengesetzt werden. Im Gastmahl hat Xenophon die Absicht, die Grundsätze seines Lehrers in Bezug auf Freundschaft und Liebe darzulegen. Da auch Plato eine ähnliche Schrift unter demselben Titel geschrieben hat, so ist schon viel darüber gestritten worden, in wie fern das eine dieser beiden Bücher als eine Gegenschrift gegen das andere anzusehen sei, welche erst durch dieses hervorgerufen worden wäre. Zwischen beiden Schriften besteht allerdings ein sehr bestimmter Gegensatz; allein man braucht den Grund davon nicht in einem Verhältnisse der erwähnten Art zu suchen, da der sehr große Unterschied, welcher zwischen beiden Büchern obwaltet, sich viel einfacher aus der ganz entgegengesetzten Natur und Richtung ihrer Verfasser erklärt. Xenophon hält sich bei seiner Betrachtung über Liebe und Freundschaft blos an den Verstand, und sucht in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens jene Art von Behaglichkeit zu entdecken, in welcher nach seiner Meinung das Glück besteht; Plato dagegen, ein mit lebendiger Phantasie und tiefdenkendem Geiste begabter Philosoph,

findet die gesuchte Befriedigung im ganzen weiten Reiche der Sinnlichkeit nicht, und erhebt sich daher mit seinen Wünschen und Ansichten in höhere Regionen.

Fassen wir alles über Xenophon Gesagte zusammen, so erkennen wir in ihm den echten Sohn seiner Zeit, in dessen Schriften die Hauptseiten des griechischen Wesens und Lebens, wie dasselbe seit dem peloponnesischen Krieg beschaffen war, sich aufs deutlichste abspiegeln. Die eigentliche Religion, die Begeisterung und das so zu sagen unbewußte Leben für die Götter und das Vaterland waren untergegangen, und wurden durch Verstandesbildung und praktische Moral ersetzt; die Menschen mußten sich eines bestimmten Zweckes bewußt werden, dieser konnte aber in nichts Anderem bestehen, als in dem Nützlichen und in den Annehmlichkeiten des äußeren Lebens; die Art, wie diesem Zwecke gemäß das Leben einzurichten sei, und wie auf ihn Gottesfurcht, Freundschaft, Vaterlandsliebe, kurz alle höheren Güter zurückbezogen werden können, lehrt Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates theoretisch. In seinen geschichtlichen Werken dagegen, besonders in der Cyropädie, sucht er eben dasselbe praktisch zu lehren. Darum werden von Xenophon die persischen Einrichtungen, durch welche jede Individualität vernichtet wurde, idealisch dargestellt, und den Griechen als ein Muster vorgeführt, wie man jenen Zweck der äußeren Ruhe und Behaglichkeit mechanisch erreichen könne. Ebenderselbe Gedanke geht durch Xenophon's griechische Geschichte hindurch: eine feststehende Ordnung, wenn auch, wie bei den Spartanern, eine militärische, sowie berechnende Klugheit, wenn auch, wie ebenfalls bei diesem Volke, eine für die Freiheit anderer Staaten verderbliche, sind allein in den Augen des Verfassers unbedingt lobenswürdig, und die Absicht, diese Dinge zu empfehlen, läßt sich in seiner Erzählung nirgends verkennen.

Xenophon's Werke sind der Ausdruck eines Zeitalters, dem die republikanischen Tugenden bereits fehlten, und in welchem der Verstand zum Denken über das Leben gebildet war, das Regieren und Verwalten aber, sowie die Anführung der Heere nicht mehr als eine bloße Ehre und Last angesehen wurde, sondern ein Amt und ein Geschäft geworden war. In einer solchen Zeit kann die Geschich-

schreibung nicht eine bloße Darstellung bleiben, sie muß in ein Betrachten und Überdenken des Dargestellten übergehen. Die Erzählung wird ruhig und faßlich, sie nimmt stets auf die Verhältnisse des Lebens Rücksicht, sie unterhält und belehrt, sie regt aber nie ein tieferes Eindringen in die menschliche Natur an.

So sank die Geschichte durch den veränderten Geist der Zeit von der erhabenen Stellung herab, welche Thucydides ihr gegeben hatte. Xenophon setzte ihr die beschränkte Aufgabe, eine bestimmte politische oder moralische Belehrung zu gewähren. Dadurch hörte sie auf, eine selbstständige geistige Beschäftigung zu sein; sie wurde namentlich zu einer der Wissenschaften gemacht, welche zur Bildung für das Staatsleben dienten. Unmittelbar nach Xenophon traten zwei Umstände ein, welche der Geschichtschreibung eine neue Richtung gaben, und zugleich ihr Sinken beschleunigten. Einerseits wandelte nämlich der berühmte Lehrer der Redekunst, Isokrates, die Beredsamkeit in eine förmliche Kunst und in eine Schulwissenschaft um, und wirkte dadurch auch auf die Geschichtschreibung nachtheilig ein; andererseits aber nahmen die Verhältnisse der griechischen Staaten eine solche Gestalt an, daß aus ihnen jede lebendigere und tiefere Anregung für die Geschichtschreibung verschwand. Durch das Übergewicht, welches Isokrates der eigentlichen Kunst der Darstellung über die natürliche Beredsamkeit verschaffte, gewöhnte man sich, den Werth einer Schrift nicht nach ihrem Inhalt, sondern blos nach ihrer Form zu bemessen, und folglich auch bei der Geschichtschreibung den Styl und Ton der Darstellung als die Hauptsache anzusehen. Die Behandlung historischer Gegenstände war daher in der nächsten Zeit für jeden, der sich damit abgab, nur ein Mittel, sich selbst als einen guten Kopf und geschickten Darsteller zu zeigen. Ob dies durch die Wahrheit oder durch den bloßen Schein derselben erreicht würde, war dabei Nebensache. Es wurde also der erste und hauptsächlichste Zweck aller Geschichtschreibung, das Aufbewahren und Überliefern des Geschehenen, der bloßen Form der Darstellung untergeordnet. Dadurch wurde die Geschichte zu einem Zweige der rhetorischen Wissenschaft oder der Kunst der Beredsamkeit gemacht, und ihrer eigentlichen Bestimmung, dem Leben selbst und seinen höheren Zwecken zu dienen, ganz und gar entzogen; sie ward

gleichſam aus dem Lichte des Lebens in das Dunkel des Kabinets und in die Stille der Studirſtube verſetzt.

Die Begebenheiten ſelbſt trugen zu dieſem Untergang der echten Geſchichtſchreibung nicht wenig bei. Die Geſchichte der griechiſchen Freiſtaaten beſtand von dem Tode des Epaminondas an bis auf Alexander den Großen meiſtentheils nur aus ſolchen Ereigniſſen, welche entweder keinen entſcheidenden Einfluß auf das Schickſal der geſammten Nation hatten, oder blos traurige und von ſchlechten Menſchen geleitete Unternehmungen waren. Ein begeiſtertes Intereſſe an dieſen Begebenheiten und ihrer Erkenntniß konnte es alſo nicht ſein, was einen Geſchichtſchreiber zur Darſtellung derſelben trieb. Überdies hatte auch das Publikum ſelbſt, namentlich aber die beiden wichtigſten Theile desſelben, das atheniſche Volk und der macedoniſche Hof, keinen Sinn für wahre Geſchichtſchreibung. Die Athener, welche in Angelegenheiten der Literatur die höchſte entſcheidende Macht blieben, waren durch die auflebende Schulberedſamkeit verwöhnt worden, und ohnedies in ihren geiſtigen Genüſſen längſt entartet; der macedoniſche Hof aber, welcher als Sitz der höchſten politiſchen Gewalt ebenfalls einen ſehr großen Einfluß auf die Literatur ausübte, konnte, ſeiner politiſchen Zwecke wegen, nur unpatriotiſchen und ſchmeichleriſchen Geſchichtſchreibern Ehre und Belohnung gewähren.

Alle dieſe Verhältniſſe zuſammengenommen gaben, unmittelbar nach Xenophon's Auftreten, der griechiſchen Geſchichtſchreibung den Todesſtoß. Die Hiſtoriker, welche in der Zeit von Xenophon's Blüthe an bis auf Alexander den Großen auftraten, ſtanden daher auch noch tiefer unter Xenophon, als die ſpäteren Tragiker unter Euripides. Dieſe Geſchichtſchreiber, deren Werke übrigens bis auf einige Bruchſtücke insgeſammt untergegangen ſind, haben deshalb auch ebenſo wenig für die Erkenntniß des herrſchenden Geiſtes, als für die Wiſſenſchaft der Geſchichte einen Werth. Ihre einzige Bedeutung beſteht nur darin, daß einige von ihnen, wie Philiſtus, Theopompus und Ephorus, ſpäter den römiſchen Geſchichtſchreibern als Muſter und Vorbilder dienten, und dadurch auf die Literatur des römiſchen Volkes einen Einfluß ausübten.

5. Philosophie.

Die ersten Anfänge der griechischen Philosophie sind, wie früher (Th. I. S. 339—342) gezeigt worden ist, in den religiösen und mythischen Gedichten der Vorzeit zu suchen. Im sechsten Jahrhundert vor Christo waren drei philosophische Schulen entstanden, oder richtiger es waren die drei ersten Versuche gemacht worden, vermittelst der denkenden Kraft die übersinnlichen Dinge in ihrem Zusammenhange aufzufassen und die Beziehung derselben zur sichtbaren Welt zu erklären. Von diesen Schulen erhielten zwei, die ionische und die eleatische, erst dann Ansehen und Bedeutung, als sie nach Athen verpflanzt wurden, weil dies den Anlaß gab, daß auch die philosophische Wissenschaft der Griechen sich in der Hauptstadt von Griechenland, neben den andern Künsten und schönen Wissenschaften und in Verbindung mit ihnen, entwickelte. Die dritte Schule oder die pythagoreische Lehre stand mit dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften in Athen lange Zeit in keinem unmittelbaren Zusammenhang, erlangte aber nichtsdestoweniger eine große Bedeutung für den Entwickelungsgang der griechischen Cultur. Sie war nämlich einerseits die Quelle, aus welcher zuerst die wissenschaftliche Behandlung der Mathematik hervorging, und andererseits entsprangen aus ihr jene mystischen Schwärmereien, welche als eine unvertilgbare Verirrung einzelner Menschen unter den Griechen ebenso, wie bei andern Völkern, großen Eingang fanden. Dies ist stets der Fall, wenn die Menschen durch Üppigkeit erschlaffen oder durch Überbildung der Natur untreu werden. Alle drei Schulen haben also einen Einfluß auf die unter den späteren Griechen herrschenden Ansichten gehabt; allein die pythagoreische übte denselben nur von Zeit zu Zeit in einem bedeutenderen Umfange aus, und wirkte auf das Entstehen der in Athen sich entwickelnden Philosophie nicht ein, diese ward dagegen durch die ionische und eleatische Schule recht eigentlich erst hervorgerufen.

Anaxagoras, welcher der ionischen Schule angehörte (s. Th. I. S. 340), war einer der ersten Philosophen, die in Athen lehrend auftraten und daselbst einen Einfluß erhielten. Er hatte im Jahr 456 v. Chr. seinen Wohnsitz nach Athen verlegt, und war Lehrer und Freund des Perikles und Euripides geworden. Zu gleicher Zeit mit ihm waren auch einige Eleatiker nach Athen gekommen,

und hatten daselbst kurze Zeit gelehrt. Diese Männer verbreiteten also die Ansichten der eleatischen und ionischen Schule von derjenigen Stadt aus, welche gerade zu ihrer Zeit der Mittelpunkt und die Hauptstadt des geistigen Lebens der Griechen wurde. Da das, was beide Schulen von Gottheit und Welt lehrten, mit dem griechischen Volksglauben im Widerspruch stand, so untergruben die nach Athen gewanderten Philosophen diesen Glauben, und wirkten umgestaltend auf die herrschenden religiösen Ansichten ein, welche man seither nur aus den Dichtern und den Mysterien geschöpft hatte. Deswegen begannen auch in Athen alsbald die Verfolgungen des Staats gegen Anaxagoras und andere Philosophen. Anaxagoras selbst entging nur durch die Flucht dem Tode (siehe Th. I. S. 426). Bald nach ihm wurden die Philosophen Diagoras von Melos, Protagoras von Abdera und Prodikus von Ceos als Gotteslängner verfolgt und verurtheilt. Der Erstere mußte nämlich, weil er mit aller Bestimmtheit das Dasein der Götter läugnete, die Flucht ergreifen; die Athener setzten aber einen Preis auf seinen Kopf, und ließen ihm eine Schandsäule errichten. Protagoras wurde aus Athen verbannt, weil er in einem Buche ausgesprochen hatte, er wisse nicht, ob es Götter gebe; die Athener ließen seine Schriften öffentlich verbrennen, und untersagten bei Strafe den Verkauf und Besitz derselben: das erste, in der Geschichte vorkommende Beispiel der Verbrennung und des Verbots von Büchern. Prodikus endlich hatte unter Andern gesagt, der Glauben an die Götter habe keinen andern Grund, als daß die Menschen Erscheinungen in der Natur, welche ihnen vorzugsweise nützlich wären, vergöttert hätten. Er wurde deshalb als Atheist verurtheilt und hingerichtet.

Die neuen Lehren und Lebensansichten, welche durch die Philosophen in Athen und von dieser Stadt aus verbreitet wurden, waren es nicht allein, was der Verpflanzung der Philosophie nach Athen eine so große Wichtigkeit gab. Im Gegentheil, noch viel einflußreicher war der Umstand, daß die Philosophie kurz vorher eine neue Richtung erhalten hatte, und in Folge davon unter den Athenern zur Bildung für das Staatsleben angewandt wurde. Statt daß die Philosophen der früheren Zeit schwärmend und dichtend blos die Natur der Dinge zu erforschen gesucht hatten,

beschäftigten sich, kurz vor Anaxagoras Auftreten in Athen, die denkenden Köpfe unter ihnen mit der sogenannten Wissenschaft der Dialektik oder mit dem, was man heut' zu Tage vielleicht angewandte Logik nennen würde. Die Dialektik gab nämlich die Mittel an die Hand, mit Hülfe der erkannten Gesetze des Denkens den Schein von der Wahrheit unterscheiden zu können; sie enthielt die Anweisung, wie man eine jede Sache nach ihrem Begriffe, ihren Gründen und Verhältnissen philosophisch auffassen, das Für und Wider bei derselben ermitteln, und sie von ihren verschiedenen Seiten her verschieden darstellen und behandeln könne. Durch die Dialektik wurde also die Philosophie in eine Art von Kunst umgewandelt, deren man sich bei allen möglichen Bestrebungen bedienen konnte, und durch welche besonders in republikanischen Staaten die philosophische Bildung einen großen Werth für das politische Leben erhalten mußte. Diese Denkkunst gewährte den Männern, welche eine Rolle im Staate spielen wollten, nirgends größere Vortheile, als da, wo das Volk zugleich gebildet war und eine demokratische Verfassung hatte. Sie fand daher auch in Athen die beste Aufnahme. Hier wurde durch die Art, wie man die Dialektik gebrauchte, die Philosophie so zu sagen zu einem Theil der Staatswissenschaften gemacht, und insbesondere auf die Bildung in der Beredsamkeit angewandt.

Aus der Dialektik, welche bei den Eleatikern sogleich in die größte Spitzfindigkeit ausartete, bildete sich in Unteritalien eine zweite philosophische Kunst, welche den Namen der Sophistik erhielt, und ebenfalls sehr bald nach Athen verpflanzt wurde. Die Sophistik war nichts Anderes, als die Benutzung der Dialektik zur Befriedigung der Eitelkeit und des Eigennutzes. Sie bestand nämlich in der Kunst, Alles nach Belieben zu beweisen oder zu widerlegen, oder durch Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse den bloßen Schein als Wahrheit und die Wahrheit als Irrthum darzustellen. Die berühmtesten Männer, welche in dieser Fertigkeit sich auszeichneten und als die größten von allen Sophisten anzusehen sind, waren Georgias von Leontini in Sicilien, Protagoras von Abdera, Prodikus von Ceos, Hippias aus Elis und Thrasymachus von Chalcedon. Sie lebten in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Einige Sophisten, wie z. B. Protagoras,

waren erfinderische Köpfe; die Mehrzahl derselben aber bestand aus solchen Menschen, welche blos eine Art von Scheinwissen und eine große Fertigkeit im Disputiren sich angeeignet hatten. Diese suchten aus der Thorheit und Beschränktheit der großen Menge soviel Vortheil als möglich zu ziehen, und traten gleichsam als philosophische Tausendkünstler und Marktschreier überall auf, wo sie ihre Gewinnsucht und Eitelkeit am besten befriedigen zu können glaubten. Durch diese Sophisten wurde also die Philosophie geradezu zu einem Gewerbe der niedrigsten Art herabgewürdigt; denn sie boten sich allen denen, welche im Staate einen Einfluß erlangen wollten, als Lehrer der Rede- und Disputirkunst an, trugen bei den Wechslertischen in Athen, bei den Festen zu Olympia, und überhaupt an jedem Orte, an welchem viele Leute zusammenkamen, ihre Trugkünste vor, erklärten sich bereit, über alles, was ihnen vorgelegt würde, in jedem beliebigen Sinne zu reden, und suchten durch Spitzfindigkeiten und Künsteleien jeder Art sich Geld und Beifall zu verschaffen.

Athen war auch für die Sophisten der Ort, wo sie besser, als in irgend einer andern griechischen Stadt ihr Wesen treiben konnten. Sie waren für ein Volk, das am Regieren und Rechtsprechen seine größte Freude hatte, die willkommenste Erscheinung, und fanden daher in Athen die beste Gelegenheit, sich als Lehrer der neuen Kunst große Reichthümer zu erwerben. Dort strömte deshalb die größte Menge von Sophisten zusammen. Diese übten den nachtheiligsten Einfluß auf das Staatsleben und die Literatur aus; denn die öffentlichen Verhandlungen erhielten durch sie ein ganz sophistisches Gepräge, die Kunst der Beredsamkeit, als deren beste Lehrer sie bald angesehen wurden, erlitt durch sie eine gänzliche Umgestaltung, und selbst in die gesellige Unterhaltung und das Privatleben drang die von ihnen gepredigte Weisheit ein. Dialektik und Sophistik wurden jetzt die Modephilosophie der entarteten Athener, und dienten der großen Mehrzahl derselben als die besten Mittel, sich Scheinbildung, Geld und Einfluß im Staate zu verschaffen.

Der kleine verständigere Theil der Athener erhob sich auf das nachdrücklichste gegen den Unfug des Sophisten-Wesens, welches so verderblich auf die Sitten und das Staatsleben einwirkte. Vor

allen andern Männern aber trat gegen die Sophisten ein Philosoph auf, dessen größtes Verdienst in seinem unausgesetzten Kampf gegen die Lüge, Eitelkeit und Gewinnsucht seiner Zeitgenossen bestand. Dies war Sokrates, der Sohn des Bildhauers Sophroniskus und der Hebamme Phänarete. Er war 469 v. Chr. zu Athen geboren, und lebte bis zum Jahre 400, wo er als ein Opfer seines Strebens den Verfolgungen seiner Gegner erlag. Sokrates trieb anfangs das Gewerbe seines Vaters, gab dasselbe aber, ungefähr im dreißigsten Jahre seines Alters, auf, und lebte seitdem dürftig von seinem kleinen Vermögen. Gleich allen Bürgern des athenischen Staats nahm er im männlichen Alter an den Kriegen desselben Antheil: er befand sich unter Andern bei dem Heere, welches am Anfang des peloponnesischen Kriegs Potidäa belagerte, und nahm an den Schlachten bei Delium und Amphipolis Theil. Er zeichnete sich dabei nicht allein durch Tapferkeit aus, sondern erweckte auch durch seine körperliche Abhärtung und Ausdauer die Bewunderung seiner damals schon verweichlichten Mitbürger. In der Schlacht bei Delium, in welcher die Athener aufs Haupt geschlagen wurden, focht er mit so großer Tapferkeit, daß einer der Anführer später versicherte, die Athener würden den Sieg davon getragen haben, wenn alle ebenso wie Sokrates ihre Schuldigkeit gethan hätten. Selbst noch auf der Flucht, zu welcher das athenische Heer genöthigt ward, zeigte er sich tapfer und rettete durch fortgesetzten Kampf während derselben seine Ehre. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Sokrates von Feinden umzingelt sein Leben verloren haben würde, wenn nicht Alcibiades mit einigen Andern ihm zu Hülfe geeilt wäre und ihn befreit hätte.

An der Regierung und Verwaltung des Staates nahm Sokrates nicht mehr Antheil, als die Pflicht es erforderte; denn er wollte seinem Vaterlande nicht als Staatsmann, sondern als Volkslehrer und Sittenrichter dienen. So oft er aber bei Gericht oder in der Volksversammlung mit sprechen und entscheiden mußte, zeigte er sich als einen Mann, der ohne Rücksicht auf Vortheil oder Gefahr seiner Überzeugung gemäß handelte. Bei dem Gerichte z. B., welches nach der arginusischen Schlacht über die von den Anführern verabsäumte Pflicht gegen die Gebliebenen gehalten wurde (siehe Th. I. S. 475—477), war er, trotz der aufgeregten Stimmung

des Volkes und der drohenden Stellung der Demagogen, der einzige von allen damaligen Prytanen, welcher der Verurtheilung der Angeklagten sich widersetzte. Unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen wurde Sokrates nicht verfolgt, während so viele andere Bürger ihr Leben verloren oder in die Verbannung getrieben wurden, ungeachtet er sich sogar einst einem an ihn ergangenen Befehle der Gewaltherren widersetzte. Er blieb offenbar nur deshalb verschont, weil er zu keiner politischen Partei gehörte und keine Rolle im eigentlichen Staatsleben spielen wollte, oder, wie er selbst sich ausdrückte, weil er nie Ehrgeiz besaß.

Über Sokrates Privatverhältnisse sind manche Erdichtungen in Umlauf gekommen, und die Geschichte seines Lebens ist durch vielerlei Anekdoten ganz romanhaft geworden. Dies gilt besonders auch von dem, was man von seiner Gattin, Xanthippe, erzählt. Spätere Schriftsteller des Alterthums haben uns in Betreff derselben allerlei Geschichten überliefert, welche erst nach Sokrates Tode aufgekommen sind. Nach diesen Erzählungen wäre Xanthippe eine sehr mürrische und zänkische Frau gewesen. Die zu Sokrates Zeit lebenden athenischen Schriftsteller, sowohl die gegen ihn feindlich gesinnten als die ihm befreundeten, berichten nichts der Art, obgleich sie sonst in Betreff seiner Privatverhältnisse vieles in ihren Schriften mitgetheilt haben. Es geht im Gegentheil aus einer Stelle Xenophon's, eines der vertrautesten Schüler und Freunde dieses Philosophen, hervor, daß Sokrates seine Gattin als gute Hausfrau und Mutter sehr schätzte. Nur das Eine wird von eben demselben Schriftsteller berichtet, daß Xanthippe neben diesen schönen Eigenschaften auch den Fehler hatte, launenhaft zu sein, und daß sie deshalb unter Andern einmal mit einem ihrer Söhne in Zwist gerieth. Offenbar rühren aus diesem Umstande alle jene übertriebenen Berichte und Erzählungen her, in Folge deren der Namen der Xanthippe als eines bösen Weibes sprichwörtlich geworden, und in den bekannten Vers unserer ABC-Bücher gekommen ist.

Sokrates hatte alles das, was seine Zeit als Bildungsmittel ansah, zu seiner Ausbildung angewandt. Er hatte Mathematik, Physik, Grammatik, Musik, Poesie und die verschiedenen Zweige der philosophischen Wissenschaft sorgfältig getrieben; auch die

Kunſt der Sophiſten hatte er, unter der Leitung des Prodikus von Ceos, ſtudirt. Er hatte außerdem, im Verkehr mit Aſpaſia und andern ausgezeichneten Frauen, die Bildung der Welt und des geſelligen Lebens ſich anzueignen geſucht. Bei allen dieſen Beſtrebungen verfolgte er von Anfang an den alleinigen Zweck, ſelbſt weiſe zu werden, nicht aber, wie die meiſten Philoſophen ſeiner Zeit, eine Schule zu errichten und den Katheder zu beſteigen, oder gar, wie die Sophiſten, vermittelſt der erlangten Kenntniſſe und Fertigkeiten ſich Geld zu erwerben. Dieſer Zweck ſeiner Studien unterſchied ihn von allen Philoſophen, welche zu gleicher Zeit mit ihm lebten, und mußte ihn auf einen andern Weg führen, als der war, welchen jene betreten hatten.

Sokrates konnte, wegen ſeines angebornen praktiſchen und durchaus verſtändigen Sinnes, ſich nicht durch diejenige Art Philoſophie befriedigt fühlen, welche von der Entſtehung dieſer Wiſſenſchaft an bis zu ihrer Ausartung in Dialektik und Sophiſtik getrieben worden war. Die Bemühungen der griechiſchen Philoſophen waren von Anfang an vorzugsweiſe auf die Erkenntniß der Natur und des Überſinnlichen gerichtet geweſen; einem Manne wie Sokrates mußte aber alles Grübeln über Natur gehaltlos und unnütz ſcheinen, ſobald ſich dasſelbe nicht auf Erfahrung und Beobachtung, ſondern auf Folgerungen und Schlüſſe ſtützte, und ebenſo mußte es ihm abgeſchmackt vorkommen, daß man bei dem Nachdenken über die erſten Urſachen der Dinge und über die Gottheit nicht von den ſittlichen Anlagen des Menſchen und von der Natur des menſchlichen Willens ausging. Er erkannte, daß ſeine Zeitgenoſſen auf dieſem Wege ſich durch den Schein des Wiſſens und der Erkenntniß zur eiteln Selbſttäuſchung und zu mancherlei Thorheiten hatten verleiten laſſen; er ſah ein, daß ſie durch den dialektiſchen und ſophiſtiſchen Misbrauch der Philoſophie daran gewöhnt worden waren, ſich über jeden Grundſatz der Moral hinwegzuſetzen und jedem natürlichen Rechtsgefühl Hohn zu ſprechen. Was war daher natürlicher, als daß Sokrates die Moral und das Studium des Menſchen zum Hauptgegenſtand ſeiner philoſophiſchen Forſchungen machte, und daß er nicht durch die philoſophiſche Lehre an und für ſich ſelbſt, ſondern hauptſächlich durch die Anwendung derſelben aufs Leben zu wirken ſuchte! Wegen dieſer Richtung, welche

Sokrates seiner Wirksamkeit gab, sagt Cicero von ihm: er zuerst habe die Philosophie vom Himmel in die Städte und Wohnungen zurückgeleitet, sie in das wirkliche Leben der Menschen eingeführt, und diese angetrieben, ihr eigenes Wesen zum Gegenstand ihres Nachdenkens zu machen, damit sie sich über ihr Thun und Lassen, über das Gute und Böse und die eigentliche Aufgabe des Lebens Rechenschaft geben könnten. Sokrates selbst erklärte in diesem Sinne den Ausspruch „Erkenne dich selbst!", welcher über dem Eingang in den Tempel zu Delphi als Inschrift angebracht war, für den Inbegriff der wahren Weisheit. Er sprach die Meinung aus, daß das Übersinnliche und die verborgenen Kräfte und End-Ursachen der Natur dem menschlichen Verstande unerreichbar seien, und daß, auch wenn die Erkenntniß derselben möglich wäre, dies doch keinen unmittelbaren Nutzen für das Leben und seine Zwecke haben würde. Er erklärte daher auch, um den Vorzug des natürlichen Verstandes vor allem Wissen recht nachdrücklich hervorzuheben, im Gegensatz gegen die sophistischen Marktschreier seiner Zeit, von sich selbst, daß er ein Mann wäre, der gar nichts wisse, aber gerade deshalb, weil er dieses erkenne und sich eingestehe, weiser sei als alle anderen Menschen.

Sokrates konnte nach allem diesem nicht auf den Gedanken kommen, eine neue Grundansicht von den Dingen aufzustellen und also ein neues philosophisches System zu schaffen, sondern seine Lehre war eine ganz einfache und volksmäßige, für den unbefangenen Verstand eines Jeden berechnete. Er suchte der Verirrung des sittlichen Lebens und dem Treiben der Sophisten dadurch entgegenzuarbeiten, daß er mit Hülfe der bloßen gesunden Vernunft dagegen auftrat. Er wollte seinen Zeitgenossen nicht philosophische Ansichten mittheilen, sondern sie zum Denken anregen, die Menschen nicht belehren, sondern bilden, sie nicht kenntnißreich und gelehrt, sondern verständig und tugendhaft machen. Sokrates hielt daher auch keine Schule, sondern er war gleichsam nur ein Volkslehrer, ein Philosoph, welcher unmittelbar auf den Geist und das Herz seiner Zeitgenossen einwirken, und die Menschen aller Stände und Berufsthätigkeiten aufklären und veredeln wollte. Mit diesem bestimmten Ziel und Zweck seines Auftretens hängt auch die Art und Weise desselben auf das innigste zusammen, sowohl in Bezug dar-

auf, daß er keine Schule gründete und kein philoſophiſches Syſtem ſchuf, als auch in Betreff ſeiner Lehrmethode. Sokrates hielt nämlich keine Vorträge, ſondern unterrichtete fragend, ſo daß es jedesmal ſchien, als wenn er ſelbſt erſt im Zwiegeſpräch mit einem Andern die Wahrheit ſuchen wollte. Er pflegte ſcherzend zu ſagen, daß er in geiſtiger Weiſe das Geſchäft ſeiner Mutter treibe, denn er ſtehe anderen Menſchen gleichſam als Geburtshelfer bei, damit die verborgene Frucht ihres Verſtandes an das Licht gebracht werde. Sein Talent in der katechetiſchen oder fragenden Weiſe des Unterrichts war ſo ausgezeichnet, daß man dieſe Unterrichtsart noch jetzt öfters die Sokratiſche Lehrmethode nennt. Sokrates ſelbſt hatte ſich durch ſein unabläſſiges und aufrichtiges Streben nach Wahrheit eine gewiſſe Sicherheit des Urtheils errungen, ſo daß er in allen Dingen ſich ganz feſt auf ſich ſelbſt verlaſſen konnte. Dieſe gleichſam inſtinktartig wirkende Vernunft, welche er ſich im ſteten Kampfe mit der herrſchenden Dialektik und Sophiſtik gebildet hatte, pflegte er ſeinen Genius oder Schutzgeiſt zu nennen, der ihn nie verlaſſe und ihn warne und abhalte, ſo oft er etwas Verkehrtes unternehmen wolle oder in Gefahr ſei, irre zu gehen.

Obgleich Sokrates keine Schule gründete, ſo gab es doch eine kleine Zahl von jüngeren Männern, welche mit ihm in unabläſſigem Verkehr ſtanden, und durch ſeine Belehrung ihre Bildung oder eine beſtimmte Richtung ihres Strebens erhielten. Dieſe wurden deshalb als ſeine Schüler angeſehen. Die ausgezeichnetſten unter ihnen waren: der Geſchichtſchreiber Xenophon, der berühmte Alcibiades, der Tyrann Kritias, welcher zur Zeit ſeiner Schreckensherrſchaft der Feind ſeines ehemaligen Lehrers war, der große Philoſoph Plato, der ſogenannte Sokratiker Aeſchines, welchem dieſer Beinamen zum Unterſchied von dem gleichnamigen Redner gegeben wurde, ferner Euklides von Megara, Ariſtippus von Cyrene und Antiſthenes von Athen. Über das nähere und fernere Verhältniß, in welchem Sokrates zu ſeinen einzelnen Schülern ſtand, und über die Art, wie er dieſelben an ſich gezogen hatte, ſind uns verſchiedene Anekdoten überliefert worden, welche zwar meiſtens nicht für wahr gehalten werden können, aber doch insgeſammt ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſich auf beſtimmte Charakterzüge des Weſens dieſes praktiſchen Philoſophen und ſeiner Lehre beziehen, und zu-

gleich die in der ſpäteren griechiſchen Welt vorherrſchende Anſicht von ihm zu erkennen geben. Die Bekanntſchaft Xenophon's ſoll Sokrates auf folgende Weiſe gemacht haben. Er begegnete dem jungen Mann auf der Straße, und ward durch die Schönheit und das anſtändige Weſen desſelben überraſcht. Sogleich hielt er ihn an und legte ihm die Frage vor, ob er wiſſe, wo man Mehl und andere Lebensbedürfniſſe kaufe. Als Xenophon mit ja antwortete, fragte Sokrates ihn weiter: „Weiß du aber auch, wo man ſich Weisheit und Tugend erwirbt?“ Der junge Menſch ſtutzte, und ſah den Fragenden betroffen an. „Wohlan, ſagte Sokrates zu ihm, folge mir, ich will es dir zeigen!“ Seit dieſer Zeit war Xenophon der treueſte Anhänger und Schüler des Philoſophen. Zwei andere Schüler des Sokrates, Euklides von Megara und der Athener Antiſthenes, welcher in dem faſt zwei Stunden von der Stadt entfernten Hafen Piräus wohnte, fühlten ſich von Sokrates ſo ſehr angezogen, daß ſie, trotz der großen Entlegenheit ihrer Wohnorte, ſich ſo oft als nur möglich zu ihm nach Athen begaben. Als einſt, aus Anlaß eines Krieges zwiſchen Athen und Megara, den Bürgern der letzteren Stadt bei Todesſtrafe verboten wurde, ſich auf dem atheniſchen Gebiete betreten zu laſſen, ſetzte Euklides deſſen ungeachtet ſeine Beſuche bei Sokrates fort: er kam oft in Weiberkleidern Abends nach Athen, und kehrte vor Tagesanbruch wieder in ſeine faſt eine halbe Tagereiſe entfernte Vaterſtadt zurück. Der junge Aeſchines, welcher in dürftigen Umſtänden war, wünſchte ſehr des Sokrates Schüler zu ſein, ließ ſich aber dadurch einſchüchtern, daß er einige Jünglinge aus den reichſten Familien in der Umgebung desſelben ſah. „Ei wie?“ ſagte Sokrates, als er dies gewahr wurde, zu ihm; „ſchätzeſt du dich denn ſo gering? und rechneſt du das Geſchenk, welches du mir mit dir ſelbſt machſt, für gar nichts?“

Nach allem vorher Angegebenen kann von einem philoſophiſchen Syſtem des Sokrates keine Rede ſein, und man dürfte als ſolches etwa nur die bereits angedeuteten Grundſätze für das ſittliche Leben anſehen, welche Sokrates ſeinen Zeitgenoſſen vortrug, wiewohl es ihm auch mit dieſen nicht um eine dogmatiſche Lehre oder um ein in ſich abgeſchloſſenes und feſtſtehendes Syſtem zu thun war. Er ſelbſt hat keine Schriften verfaßt, weil er ſtets nur für ſeine Zeit und

mit bloßer Rücksicht auf das Bedürfniß des Augenblicks seine Lehren vortrug, und also auch keinen Anlaß hatte, diese niederzuschreiben. Drei von seinen Schülern, Aeschines, Xenophon und Plato, haben uns die Aussprüche ihres Lehrers schriftlich überliefert, und zwar in der dialogischen oder katechetischen Form, in welcher er selbst seine Lehren immer vortrug. Alle drei stellen aber ihren Lehrer und Meister nur so vor, wie jeder derselben ihn aufgefaßt hat, und legen ihm zum Theil ihre eigenen Gedanken in den Mund.

Übrigens waren die Ansichten des Sokrates gewiß nicht ganz unabhängig von derjenigen Philosophie, welche vor ihm in Athen gelehrt worden war, da auch das ganze geistige Leben der Menschen ebenso, wie alle äußeren Begebenheiten der Geschichte, mit dem Gange der Dinge überhaupt verkettet sind. Höchst wahrscheinlich war es die ionische Philosophie, mit welcher des Sokrates Ansichten am nächsten in Zusammenhang standen. Archelaus, des Anaxagoras Schüler, welchen einige Schriftsteller des Alterthums geradezu für einen der Lehrer des Sokrates erklären, hatte in Athen neben der Naturphilosophie auch eine philosophische Sittenlehre vorgetragen. Diese scheint von allem, was dem Auftreten des Sokrates vorausging, am meisten Einfluß auf die Ansichten und Bestrebungen desselben gehabt zu haben. Doch war des Archelaus Lehre von der des Sokrates verschieden, und wurde nicht eigentlich in diese übertragen, sondern rief dieselbe vielmehr nur anregend hervor. Das Verhältniß zwischen beiden ist etwa so anzusehen, wie das des Christenthums zu dem alten Testamente. Es hat sich nämlich zwar die Sokratische Lehre aus der des Archelaus entwickelt, sie war aber etwas Neues und Selbstständiges, welches mit seiner Quelle nur wenig gemein hatte.

Sokrates konnte überhaupt keines von allen den philosophischen Systemen, welche ein Grübler baut und ein anderer wieder zerstört, für das Schiff halten, das den Menschen durch die stürmischen Wogen eines bewegten Lebens tragen soll. Er knüpfte daher auch seine Wirksamkeit ebensowenig an eines der früheren philosophischen Systeme an, als er die politische Religion seines Volkes, die zugleich Staatsreligion war, und deren äußere Formen er achtete und wahrte, zu der seinigen machen konnte. Er sah seine bethörten Zeitgenossen entweder nach bloßem Wissen oder nach äußerem Be-

sitze streben, und sich der zur Mode-Philosophie gewordenen Dialektik bedienen, um das Eine oder das Andere zu erlangen. Er sah die Dialektik und Sophistik vor allen andern Wissenschaften geehrt, weil die eiteln Athener durch sie in den Stand gesetzt wurden, selbstsüchtige Zwecke zu erreichen, sich träge mit dem bloßen Schein und Schimmer von Kenntnissen zu brüsten, und alle die Wahrheiten zu beseitigen, welche dem unbefangenen Verstand sich gleichsam von selbst aufdringen, dem ehrgeizigen und habsüchtigen Menschen aber drückend und verhaßt sind. Sokrates verschmähte und haßte solche Zwecke, sowie die Mittel, welche zur Erreichung derselben dienten. Selbst weiser zu werden, um die Gründe des Guten und Wahren zu erkennen, und nicht durch den Schein der Lüge geblendet und um den Zweck des Lebens betrogen zu werden, dies war das Ziel und die Triebfeder seines Strebens nach Bildung. Mit den erworbenen Kenntnissen und Erfahrungen aber dem natürlichen Verstande der Menschen zu Hülfe zu kommen, allen denen, welche keine sophistische Bildung besaßen, Vertrauen zu ihrer eigenen Natur einzuflößen, seine Zeitgenossen auf sittliche Beweggründe und Zwecke aufmerksam zu machen, und ihnen die Gehaltlosigkeit der sophistischen Spitzfindigkeiten, sowie das Unnütze aller nicht auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Forschungen über Natur, Welt und Gottheit darzuthun, — dies war das Ziel seines Wirkens, die eigentliche Aufgabe seines Lebens. Sokrates trat seinen theils betrügenden, theils betrogenen Zeitgenossen mit Wahrhaftigkeit und reinem Sinne entgegen, wurde aber dafür von allen denen verfolgt, deren Eitelkeit und Gewinnsucht durch seine Bestrebungen in Gefahr kamen. Er setzte den Verfolgungen seiner Feinde Ruhe, Mäßigung und Standhaftigkeit entgegen, und besiegelte zuletzt die Wahrheit, die er gelehrt hatte, mit dem Tode.

Am wohlthätigsten wurde Sokrates Wirksamkeit dadurch, daß er die Prahlereien und Spitzfindigkeiten der Sophisten, in deren Künsten er selbst wohl erfahren war, am gesunden Menschenverstande scheitern ließ. Dabei kam ihm das große satyrische und ironische Talent, welches er besaß, vortrefflich zu Statten. Es gelang ihm auch wirklich, dem Unwesen der Sophisten zu steuern. Diese und alle anderen Bestrebungen des Sokrates waren im höchsten Grade nützlich, in so fern dieselben verneinend blieben, und

also nur die Vernichtung der Lüge und Schlechtigkeit bezweckten; ja, auch als bloße Lehre für das Volk waren die von Sokrates vorgetragenen Ansichten in so fern passend und gut, als die alte Religion bereits ihr eigentliches Ansehen und ihre Kraft verloren hatte. Allein es knüpften sich andererseits auch große Nachtheile an das, was Sokrates wirkte. Seine Philosophie hatte das Schicksal aller moralischen und religiösen Lehren: sie wurde durch seine Schüler aus dem Leben, für welches sie allein bestimmt war, in die Schule zurückgedrängt, in Formen eingekleidet und in Systeme umgewandelt. Dazu kommt noch, daß keine Philosophie, keine Vernünftelei und keine Moral bei der großen Menge jemals die Religion ersetzen kann. Außerdem ist aber auch die bloße Erkenntniß des Guten für die große Mehrzahl der Menschen, besonders in südlichen Ländern, allzu schwach, um die Leidenschaften niederzuhalten; es müssen dabei durchaus die Phantasie, die Furcht und die Hoffnung mitwirken, damit Leidenschaft gegen Leidenschaft gesetzt, und die eine durch die andere im Zaum gehalten werde. Endlich hat jede in das Volk gebrachte Philosophie den Nachtheil, daß sie die ungebildete Menge zu einem leeren Grübeln veranlaßt, und das natürliche Gefühl derselben verwirrt, ohne sie doch zugleich in den Stand zu setzen, sich einen festen und leitenden Grundsatz zu bilden. Aus diesen Gründen hatte Aristophanes nicht Unrecht, den edeln und weisen Sokrates zu bekämpfen, weil derselbe den Glauben des griechischen Volkes untergrub und, so sehr er auch die Sophisten bekämpfte, durch seine Bestrebungen eine neue Sophistik hervorrief.

Unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen, welche fast jeden besseren Bürger mit grausamer Wuth verfolgten, hatte Sokrates ungefährdet seine Wirksamkeit fortsetzen können, weil ein Mann, welcher weder einer politischen Partei angehörte, noch überhaupt jemals in den Gang der Staatsangelegenheiten eingreifen wollte, für das Bestehen jener Regierung nicht gefährlich war. Anders aber war es, als mit der Wiederherstellung der Volksherrschaft das Heer der Sophisten, der heuchlerischen Priester und der selbstsüchtigen Staatsmänner von neuem freien Spielraum erhielt. Für ihre Absichten und Bestrebungen war Sokrates der gefährlichste Feind. So lange der peloponnesische Krieg die Bürgerschaft in

ewiger Spannung und Unruhe gehalten hatte, war es ihnen nicht wohl möglich gewesen, das Volk so sehr und so anhaltend gegen Sokrates aufzuregen, daß sie eine gerichtliche Anklage gegen ihn mit der Hoffnung auf Erfolg hätten versuchen können. Nach der Wiederherstellung des Friedens aber war dies viel eher möglich, und Sokrates war seinen Feinden auch im Greisenalter noch so furchtbar, daß dieselben sein nahes Lebensende nicht abwarten konnten. Sie vereinigten sich mit einander zu einer gemeinschaftlichen Verfolgung ihres Todfeindes. Zuerst bereiteten sie durch boshafte Verläumdungen die beabsichtigte Anklage desselben vor. Sie bedienten sich dazu namentlich der, allen Bürgern noch in lebendiger Erinnerung stehenden Schreckensherrschaft des grausamen Kritias, eines Schülers des Sokrates, sowie der bekannten Religions-Entweihung, welche ein anderer Schüler des Sokrates, Alcibiades, einst begangen haben sollte. Zwar hatten beide Männer, von welchen der eine ebenso grundsatzlos war, als der andere, im Verkehr mit Sokrates nur die für ihre ehrgeizigen Plane nöthige rednerische und philosophische Gewandtheit sich zu erwerben gesucht, und nach der Erreichung dieses Zweckes ihren Lehrer sammt allen seinen Bestrebungen seinem Schicksale überlassen, ja, Kritias war sogar ein entschiedener Feind desselben geworden; allein was wäre bei der Leichtgläubigkeit und Unselbstständigkeit, welche dem gemeinen Volk überall und zu allen Zeiten eigen sind, in einem Staate, wie der athenische war, unmöglich gewesen! Man suchte also die Meinung zu verbreiten, daß Alcibiades und Kritias im Verkehr mit Sokrates den irreligiösen und tyrannischen Sinn erhalten hätten, durch welchen sie den Athenern so großen Schaden gebracht hatten. Die Gegner des Sokrates konnten dabei um so mehr auf Erfolg rechnen, da derselbe von dem oft wahrhaft unsinnigen Treiben der Volksversammlung nicht eben sehr gut dachte, und folglich nichts leichter war, als seine Ansichten in Betreff der Volksreligion und der Volksherrschaft zu verdächtigen.

Nachdem auf diese Weise Alles gehörig vorbereitet worden war, traten die Feinde des Sokrates mit einer förmlichen Anklage gegen ihn auf. Sie warfen ihm vor, daß er das Dasein der Götter läugne und durch seine Lehren die Jugend verderbe. Sokrates verschmähte bei seiner Vertheidigung alle die Mittel, deren

die Angeklagten in Athen sich gewöhnlich bedienten, um die Gemüther der Richter zu rühren und für sich zu gewinnen; er blieb auch in der Todesgefahr sich selbst getreu, und sprach zu seinen Richtern zwar mit Ehrerbietung, aber auch mit rücksichtsloser Entschiedenheit und mit dem Ausdruck eines männlichen Selbstbewußtseins. Er widerlegte seine Ankläger mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit und Ironie, so daß er das Ungereimte ihrer Anschuldigungen auf eine Allen einleuchtende Weise nachwies, und sie selbst lächerlich machte und beschämte. Zu den Richtern aber sprach er mit einer vor atheniſchen Gerichten so seltenen Rücksichtslosigkeit und Entschiedenheit, daß das nur an Schmeicheleien gewöhnte Volk seine Rede einige Male durch Murren unterbrach, und daß hauptsächlich aus diesem Grunde das Schuldig über ihn ausgesprochen wurde. Das atheniſche Prozeß-Verfahren gewährte einem für schuldig erklärten Bürger das Recht, daß er selbst, vor der Erlassung des Strafurtheils, sich aussprechen konnte, welche von den gewöhnlichen Strafen er verdient zu haben glaubte. Dieses Recht wurde von den Angeklagten gewöhnlich benutzt, um die Richter zu einem milden Spruche zu bewegen; Sokrates aber, welcher sich selbst nicht für schuldig halten konnte, erklärte im vollen Bewußtsein seines Werthes und ohne Rücksicht auf die Empfindlichkeit seiner Richter, er glaube von seinen Mitbürgern nicht mehr und nicht weniger verdient zu haben, als daß er zum Lohn für seine Bemühungen um das Wohl der Athener, das Recht erhalte, auf Kosten des Staats im Prytaneum zu speisen (s. Th. I. S. 309). Die Richter verurtheilten ihn hierauf, den Schierlingsbecher zu trinken, welches die in Athen gebräuchliche Art der Todesstrafe war. Sokrates hörte den Urtheilsspruch mit der Fassung und Ruhe eines wahrhaft weisen Mannes an, und erwiderte ihn durch eine kurze Rede, in welcher er seinen Richtern mit edelm Selbstgefühl zeigte, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich mit Hülfe der gewöhnlichen Überredungsmittel zu retten, daß er aber sein ganzes Leben hindurch unwandelbar den Grundsatz befolgt habe, lieber alles mögliche Unrecht zu erleiden, als dasselbe durch Untreue gegen seine Überzeugungen von sich abzuwenden.

Unter den Schriften Plato's, des berühmtesten Schülers von Sokrates, befindet sich auch eine Vertheidigungsrede des Sokrates,

welche so abgefaßt ist, als wenn Sokrates dieselbe wirklich vor seinen Richtern gehalten hätte. Dies ist aber erwiesener Maßen nicht der Fall gewesen, sondern Plato hat jene Rede erst nach dem Tode des Sokrates und zu einem anderen Zwecke geschrieben. Plato hat dabei wohl im Allgemeinen die Art und Weise, wie Sokrates vor seinen Richtern sprach und sich benahm, wiedergegeben, bei der Abfassung seiner Schrift aber die offenbare Absicht verfolgt, seinen Lehrer durch die Worte, die er ihm in den Mund legte, vor dem gesammten griechischen Volke zu rechtfertigen und zu ehren; Plato's Schrift kann also auch im Einzelnen nicht mit dem übereinstimmen, was Sokrates wirklich gesprochen hat.

Das gegen Sokrates erlassene Todesurtheil konnte erst dreißig Tage nachher vollzogen werden, weil das Schiff, welches jährlich mit Opfergaben nach Delos gesandt wurde (s. Th. I. S. 181), kurz vor der Verurtheilung abgesegelt war und erst so spät wieder zurückkam; nach einem alten Gesetze durfte aber so lange, als dieses Schiff unterwegs war, keine Hinrichtung vorgenommen werden. Sokrates brachte die ihm dadurch vergönnte Frist in der gewohnten Weise mit seinen Schülern zu, welche ihn jeden Tag im Gefängnisse besuchten. Die Ruhe und Standhaftigkeit, durch welche er sein ganzes Leben hindurch sich ausgezeichnet hatte, verließen ihn auch jetzt nicht, und er blieb bis zum letzten Augenblicke seinen Überzeugungen und Grundsätzen getreu. Einer seiner Schüler traf wenige Tage vor der Hinrichtung die nöthigen Maßregeln, um ihm zur Flucht zu verhelfen; Sokrates weigerte sich aber, von der dargebotenen Gelegenheit, sein Leben zu retten, Gebrauch zu machen, weil er glaubte und lehrte, daß nichts den Menschen berechtige, den Gesetzen des Staats ungehorsam zu sein.

Plato hat von der letzten Unterhaltung des Sokrates mit seinen Schülern Anlaß genommen, in einer besondern Schrift die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele sokratisch zu entwickeln, und dabei zugleich den Tod seines Meisters in ein rührendes Drama verwandelt. Diese schöne tragische Darstellung der letzten Augenblicke des Sokrates gehört aber, als eine dem Ernst und der Wahrheit der Geschichte fremde Sache, nicht hierher. —

Sokrates hatte, wie schon vorher bemerkt ward, kein System aufgestellt und keine Secte gebildet; seine Schüler aber mußten,

um seine Lehre wissenschaftlich gestalten zu können, dieselbe nothwendiger Weise in Systeme und Dogmen umwandeln. Sie drängten also das, was Sokrates für das Leben selbst und den Verkehr bestimmt hatte, in die Schule. Dies war auch ganz dem Geiste der Zeit angemessen; denn in der damaligen griechischen Welt war Verstandesbildung und ein Leben voller Bedürfnisse und Verwickelungen an die Stelle der Einfachheit und des natürlichen Gefühls der Vorfahren getreten, in solchen Zeiten aber bedarf der Mensch positiver Ansichten oder mit andern Worten eines Glaubens, welcher nicht die Seele erfüllt und belebt, sondern die denkende Kraft befriedigt und auf Begriffen und Vernunftgründen beruht. Weil Sokrates Lehre auf diese Weise ihrer eigentlichen Bestimmung und der fast blos verneinenden Richtung, welche sie zu Lebzeiten ihres Stifters gehabt hatte, ganz entzogen wurde, so war es auch natürlich, daß ihre Anhänger sich bald in Secten spalteten. Ja, manche Schüler des Sokrates riefen auf diese Weise sogar eben dieselben Bestrebungen von neuem hervor, gegen welche ihr Lehrer und Meister mit so großem Nachdruck aufgetreten war. Es ward nämlich durch einige der Schulen, welche von den Anhängern des Sokrates gegründet wurden, die frühere Sophisterei und sittliche Verirrung, wenn auch in veränderter Form, wieder in das athenische Leben zurückgeführt.

Die philosophischen Systeme, welche von Sokrates Schüler aufgestellt wurden, mußten eine um so größere Bedeutung erhalten, als dem Gange der griechischen Bildung nach gerade damals die Philosophie derjenige Zweig der menschlichen Wissenschaft war, dessen die Zeit bedurfte und den sie forderte. Die nächsten hundert Jahre nach Sokrates Tod sind nämlich die Zeit, in welcher die Philosophie bei den Griechen mit dem größten Eifer gepflegt wurde. Die Philosophie oder die wissenschaftliche Erkenntniß der Welt, des Menschen und der Gesetze des Zusammenhangs Beider mit einer höheren Ordnung der Dinge war der griechischen Nation, schon als sie aus ihrer Kindheit heraustrat, ein Bedürfniß geworden, und blieb für sie seitdem eben so unentbehrlich, als die Poesie und die Redekunst. Je weiter aber das griechische Volk in seiner Bildung voranschritt und sich von dem Wege der Natur entfernte, um so mehr mußte das Bedürfniß einer philosophischen Beschäftigung sich

steigern. In den Zeiten nach Sokrates forderte überdies der griechische Geist eine zunehmende Herrschaft des Verstandes, es war also auch diejenige Wissenschaft, welche diesen vorzugsweise beschäftigt, vor allen andern eine zeitgemäße, und deshalb hauptsächlich erlangte damals die Philosophie ihre größte Bedeutung. Es wirkten übrigens dabei noch einige besonderen Umstände mit. Die Philosophie war nämlich auch eines der Bildungsmittel für das Staatsleben geworden, und mußte außerdem den höheren Ständen die Religion ersetzen. Die griechische Volksreligion war etwas rein Poetisches und Sinnliches, sie ermangelte ganz und gar der moralischen Beziehungen und der abstracten Glaubenslehren; denn sie bestand nur aus Mythen und Ceremonieen, gab dem Menschen in Bezug auf den Zweck seines Daseins keine Anleitung, und gewährte dem Gemüth des Gebildeten keinen Trost und keine Beruhigung in den wechselnden Geschicken des Lebens. Die Philosophie mußte daher einem jeden, welcher über die moralische Bestimmung des Menschen und über sein Verhältniß zu dem Höheren sich aufklären, und für die Stürme des Lebens einen festen Halt gewinnen wollte, jene Lücke der Religion ausfüllen. Aus diesem Grunde hatte die Philosophie bei den Griechen, wie bei den Römern, eine viel größere Bedeutung für das Leben, als bei den übrigen Völkern der Geschichte. Es erklärt sich daher auch, warum nach des Sokrates Zeit die Angabe, daß dieser oder jener Mann, welcher im Staat eine Rolle spielte, ein Anhänger der stoischen, der epikureischen oder irgend einer anderen philosophischen Secte sei, in der Geschichte beider Nationen ungefähr eben dieselbe Bedeutung hat, wie in manchen Zeiten der neueren christlichen Völker die Frage, ob eine der handelnden Personen protestantisch oder katholisch sei Die Philosophie hatte endlich bei den Griechen und Römern, zum Unterschied von neueren Völkern, noch dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß sie an und für sich selbst die Lieblingsbeschäftigung der Staatsmänner war. Diese suchten nämlich bei ihr nicht nur in den Tagen des Unglücks eine Zuflucht, sondern jeder Staatsmann bediente sich der Philosophie auch in seinen Mußestunden, besonders aber während er vorübergehend vom Ruder verdrängt war, als des besten Mittels, sich angenehm zu beschäftigen.

Unter den Schülern des Sokrates waren in Betreff ihres Einflusses auf das Leben und die Bildung überhaupt Xenophon, Aristippus, Antisthenes und Plato die angesehensten. Der Erstere rief, sowohl durch die von ihm vorgetragene Popularphilosophie, von welcher bereits früher die Rede war, als auch namentlich durch den Inhalt und Ton seiner Geschichtswerke, unter den Griechen eine mehr oder weniger von Klugheit ausgehende Moral in das Leben und gab den Geschäften eine der neueren Staatsverwaltung und Oekonomie ähnliche Richtung und Behandlungsweise. Der Einfluß, welchen Aristippus und Antisthenes auf die Denkweise und die Sitten der Menschen ausübten, erstreckte sich sogar noch über das griechische Volk hinaus bis zu den Römern und bis auf die christliche Zeit. Plato's ideale Schöpfungen aber sind für die gesammte civilisirte Welt aller Zeiten bedeutender geworden als, mit Ausnahme der aristotelischen Philosophie, irgend ein anderes System. Mit ihm beginnen wir daher zuerst.

Plato, welcher 430 v. Chr. zu Athen geboren wurde und daselbst im Jahre 348 starb, gehörte einem alten attischen Geschlechte an, das seinen Ursprung bis auf den König Kodrus zurückleitete. Was in den Werken späterer griechischer Schriftsteller von der Geschichte seiner Jugend erzählt wird, besteht größtentheils aus sinnbildlichen Dichtungen, in welchen sich das große Wohlgefallen an seiner unvergleichlichen Kunst der Darstellung ausspricht: wie z. B. daß er einst als Knabe schlafend von den Bienen des Hymettus-Berges mit Honig genährt worden sei. Plato wandte sich anfangs der Poesie zu, und verfaßte epische, lyrische und dramatische Gedichte. Im zwanzigsten Jahre seines Lebens wurde er mit Sokrates bekannt, und blieb bis zum Tode desselben einer seiner vertrautesten Schüler. Bald nachher machte er Reisen nach Cyrene, Egypten, Unteritalien und Sicilien. In Athen stiftete er eine philosophische Schule, welche von seinem Lieblingsaufenthaltsorte, der Akademie, ihren Namen erhielt. Dies war eine Anlage vor der Stadt, in deren Nähe Plato einen Garten besaß, und in welcher er vorzugsweise gern mit seinen Schülern zusammenzukommen pflegte.

Von den einzelnen Begebenheiten seines Lebens sind die drei Reisen, welche er nach Unteritalien und Sicilien machte, die wich-

tigsten, weil sie für die von Plato eingeschlagene Richtung sehr bezeichnend sind, und einen großen Einfluß auf seine philosophischen Bestrebungen ausübten. Die erste dieser Reisen unternahm Plato in der Absicht, die Naturwissenschaft, welche von den damaligen sogenannten Pythagoreern mit großem Eifer betrieben wurde, zu studiren, und zugleich in die Geheimnisse dieser in einen Bund vereinigten Philosophen sich einweihen zu lassen. Das Ordenswesen war damals in den reichen und schwelgerischen griechischen Städten Unteritaliens sehr in Aufnahme gekommen, weil die Verhältnisse in denselben diejenige Gestalt angenommen hatten, bei welchen überall ähnliche Erscheinungen eintreten. Wo nämlich die Sitten verdorben und die Menschen erschlafft sind, und wo daher die Natur durch Künstelei und Üppigkeit, der echte Sinn für das Schöne und Gute aber durch Zierlichkeit und Tändelei verdrängt wird: da legt der Philosoph gern das Gewand des Priesters an, und die Weisheit des Lebens wird zu einem Geheimniß geschlossener Gesellschaften gemacht. In Großgriechenland oder Unteritalien hatte sich eine solche Gesellschaft gebildet, welche ihre philosophischen Lehren gleichsam als eine privilegirte, nur Eingeweihten zugängliche Weisheit ansah, und sich zugleich mit mathematischen und physikalischen Wissenschaften beschäftigte. Sie nannte sich die *pythagoreische Gesellschaft*, weil ihre Lehren aus den Überbleibseln der Philosophie des Pythagoras hervorgegangen waren, und weil sie selbst in ihrer Richtung den Bestrebungen dieses Mannes und seiner Schüler am nächsten standen. Der wichtigste und angesehenste der damaligen Pythagoreer war *Archytas* von Tarent, dessen Hauptbedeutung jedoch in seinen mathematischen und physikalischen Studien lag.

In diesen wiederhergestellten Orden der Pythagoreer ließ Plato sich bei seiner ersten Anwesenheit in Unteritalien aufnehmen, und er blieb seitdem mit den Mitgliedern desselben in einem ununterbrochenen regen Verkehr. Durch *Dion*, eines der Bundesglieder, kam er auch mit dem syrakusanischen Herrscher Dionysius I., dem Schwager desselben, in Verbindung. Plato begab sich an den Hof dieses Fürsten, welcher durch Pracht, durch Beschützung der Wissenschaften und durch eigene poetische Versuche Ruhm unter den Griechen zu erlangen suchte. Dion und andere edeln Schwärmer

welche dem pythagoreiſchen Bunde angehörten, hofften mit Hülfe des Dionyſius eine neue und beſſere Ordnung der Dinge in Sicilien und Unteritalien herbei führen zu können, und brachten den atheniſchen Philoſophen an den Hof von Syrakus, weil ſie von ſeinen Talenten und ſeiner Perſönlichkeit viel für die Verwirklichung ihres Planes erwarteten. Plato ertheilte dem Beherrſcher von Syrakus ungefähr dieſelben Rathſchläge, welche Machiavelli in ſeiner berühmten Schrift vom Fürſten für denjenigen aufſtellt, der ſich die Herrſchaft von Italien zu erwerben vermöge. Wie nämlich Machiavelli einem ſolchen Herrſcher räth, auf den Trümmern der Freiheit eine rein italieniſche Macht zu gründen und mit derſelben die Ausländer zu verjagen, ſo forderte Plato den älteren Dionyſius auf, das ganze ſeitherige Syſtem ſeiner Politik zu ändern, ſich zum König über die Griechen von Unteritalien und Sicilien aufzuwerfen, und an ihrer Spitze die Karthager, welche daſelbſt feſten Fuß gefaßt hatten, nach Afrika zurückzutreiben. Plato und ſeine ſchwärmeriſchen Freunde ſahen alſo die Karthager ebenſo an, wie Machiavelli die Deutſchen und Franzoſen; allein ihnen lag vor allen Dingen das griechiſche Volk am Herzen, während dieſer vorzugsweiſe auf das Intereſſe des Herrſchers bedacht war. Nach der Meinung Plato's und der übrigen pythagoreiſchen Schwärmer ſollten die griechiſchen Städte durch Dionyſius zwar zu einer Geſammtmacht gegen die Barbaren vereinigt werden, in ihrem Innern aber ſelbſtſtändige Freiſtaaten bleiben und von einer oligarchiſchen Partei beherrſcht werden, welche aus Pythagoreern beſtehe oder doch von ihnen abhängig ſei. Dieſer Plan konnte unmöglich verwirklicht werden, weil der Mann, auf welchen es dabei vorzugsweiſe ankam, ſich von ganz andern Gedanken leiten ließ, als von Nationalſinn und von Begeiſterung für höhere Dinge. Dionyſius zerfiel ſehr bald mit Plato und ſeinen Freunden, und wurde durch die rückſichtsloſe Freimüthigkeit des Erſteren zuletzt ſo ſehr erbittert, daß dieſer ſich genöthigt ſah, Syrakus eiligſt zu verlaſſen. Der beleidigte Tyrann hatte aber die gehörigen Maßregeln getroffen, um ſeine Rachgier zu befriedigen, und wußte auf eine ſchlaue Weiſe den Philoſophen ins Verderben zu ſtürzen, ohne dadurch ſeinem eigenen Rufe bei dem griechiſchen Volke zu ſchaden. Er hatte nämlich den Kapitain eines ſpartaniſchen Schiffes, mit

welchem Plato nach Griechenland zurückreiste, zu dem Versprechen bewogen, diesen unterwegs entweder in die See zu werfen oder als Sclaven zu verkaufen. Der Eigennutz des Spartaners wählte das Letztere, und Plato wurde an Aegineten verkauft, deren Vaterstadt damals gerade in einem Kriege mit Athen begriffen war. Der Philosoph ward indessen von seinen Freunden bald wieder losgekauft. Er kehrte nach Athen zurück, wo er damals seine philosophische Schule gründete.

Nach dem Tode des älteren Dionysius reiste Plato zum zweiten Male nach Sicilien. Dion suchte nämlich den jungen Sohn und Nachfolger jenes Fürsten, Dionysius II., ganz und gar für die Zwecke der Pythagoreer zu gewinnen, und rief zu seiner Unterstützung seinen Freund Plato nach Syrakus. Dieser kam, und zugleich mit ihm drängten sich viele anderen Glieder des Bundes in die Umgebung des syrakusanischen Fürsten, so daß der Hof desselben bald größtentheils aus pythagoreischen Schwärmern bestand. Indessen hatte weder Dionysius noch der kleine Überrest der früheren Hofleute Gefallen an dem Wesen und Treiben der Pythagoreer, und diese konnten sich daher nicht lange am Hofe behaupten. Dionysius war zwar der Beschäftigung mit philosophischen Dingen nicht abgeneigt, fühlte sich aber noch viel mehr von den Freuden des Weins und von tollen Lustbarkeiten angezogen. Er sah Plato im Grunde nur darum gern bei sich und erwies ihm ausgezeichnete Ehren, weil er wünschte, daß man denselben für seinen Freund halte, und daß das athenische Volk, welches in Griechenland den Ton angab, von ihm nicht übel rede. Bald war er des pythagoreischen Wesens überdrüssig, und es gelang deshalb den Männern der alten Regierung, an deren Spitze der Geschichtschreiber Philistus stand, die Pythagoreer vom Hofe zu verdrängen. Philistus und seine Partei riefen an deren Stelle den Philosophen Aristippus herbei, welcher im Gegensatz gegen jene die Weltklugheit und den Genuß des Lebens als höchste Weisheit pries. Dion selbst wurde von Dionysius verbannt; Plato blieb zwar noch einige Zeit am Hofe, sah sich aber bald ebenfalls genöthigt, denselben zu verlassen, und kehrte nach Athen zurück. Bei seiner Abreise hatte er dem Dionysius das Versprechen geben müssen, wieder zu kommen, sobald Dion aus der Verbannung zurückgerufen werde.

Trotz des Aristippus, des Philistus und ihrer ganzen lustigen Schaar brachten die Anhänger Plato's es bald wieder dahin, daß dieser von Dionysius eingeladen wurde, nach Syrakus zu kommen. Dionysius hatte mit Plato, auch nachdem derselbe sich von ihm getrennt hatte, eine freundliche Verbindung und einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten. Er bestürmte ihn mit den schmeichelhaftesten Einladungen zur Rückkehr, Plato weigerte sich aber lange, anders als zugleich mit Dion nach Syrakus zu kommen. Doch reiste er zuletzt, auch ohne daß dieser zurückgerufen wurde, zu Dionysius, weil Archytas und andere Bundesglieder ihn dringend ersucht hatten, der Einladung zu folgen, sowohl um Dion's willen, als auch damit der pythagoreische Bund nicht die politischen Vortheile einbüße, welche man von dem Tyrannen erwartete. Dionysius ließ den Philosophen auf einer zu diesem Zwecke nach Athen gesandten Galeere abholen, empfing ihn sehr ehrenvoll, und wies ihm in dem Park des fürstlichen Palastes eine Wohnung an, welche er eigens für ihn hatte erbauen und einrichten lassen. Hier lebte jedoch Plato nicht anders als in einer Art Gefangenschaft; denn die Thore des Parks waren mit Wachen besetzt, welche niemand ohne Erlaubniß aus- und einließen. Plato scheiterte bei seinem Versuche, den Tyrannen mit Dion auszusöhnen, und zerfiel bald ganz und gar mit demselben. Dionysius suchte sich an dem Philosophen auf eine ähnliche Weise zu rächen, wie einst sein Vater. Er entfernte unter dem Vorwande, daß seine Weiber ein Fest im Park feiern wollten und hierzu auch Plato's Wohnung nöthig hätten, diesen aus dem Bereich der Burg, damit derselbe den rohen Schaaren seiner Miethtruppen preisgegeben wäre, welche den Philosophen als ihren Feind ansahen. Diese machten einen Anschlag auf das Leben Plato's, und würden ihn auch getödtet haben, wenn er nicht durch einige in Syrakus wohnenden Landsleute einen Wink erhalten hätte. Er schrieb, da die Flucht unmöglich war, einen Brief nach Tarent, wo die Regierung damals ganz in den Händen des pythagoreischen Bundes war. Die Tarentiner schickten sogleich eine eigene Gesandtschaft nach Syrakus, welche bei Dionysius die Entlassung Plato's auswirken sollte. Der Tyrann gewährte das Gesuch derselben, und gab dem Philosophen die Erlaubniß zur Abreise. Plato kehrte hierauf in

ſeine Vaterſtadt zurück, und verließ dieſelbe ſeitdem nicht wieder.

Die Bedeutung Plato's für die Philoſophie als Wiſſenſchaft iſt kein Gegenſtand der Weltgeſchichte, wohl aber der ungemein große Einfluß, welchen er auf den Geiſt ſeiner Zeit und auf die Entwickelung der griechiſchen Cultur ausgeübt hat. Dieſe mächtige Wirkung Plato's beruhte ebenſowohl auf der Form, als auf dem Inhalte ſeiner Schriften. Ja, es hat ſogar nie einen Philoſophen gegeben, für deſſen Wirkſamkeit die Erſtere eine gleich große Wichtigkeit gehabt hätte. Dieſelbe muß daher auch ganz beſonders berückſichtigt werden, wenn man das Verhältniß erkennen will, in welchem Plato's Schriften zu ſeiner Zeit und zur Bildung der Menſchheit überhaupt ſtehen; denn dieſe übten vorzüglich durch ihre Form den außerordentlichen Einfluß aus, den ſie gehabt haben. Die feine Welt, welche ſo gern der Form das Weſen opfert, würde nie dem Plato ſo willig gehuldigt haben, wenn derſelbe nicht die Kunſt der Darſtellung auf eine meiſterhafte Weiſe verſtanden hätte. Welch ganz verſchiedenen Eindruck macht der zierlich ariſtokratiſche Sokrates, den Plato in ſeinen Schriften uns vorführt, im Vergleich mit der Art, in welcher bei Xenophon der halb demokratiſch, halb monarchiſch auftretende Sokrates erſcheint! Wie ſehr empfiehlt ſich der Erſtere der feinen Welt durch Ausdruck und Empfindung, durch den Ton des gebildeten Verkehrs und durch die ganze Art ſeines Benehmens und Verhaltens! Sogar wenn Plato die Sophiſten mit den derbſten Worten verſpottet, wird doch Alles auf das ſtrengſte in den Grenzen des äußeren Anſtandes gehalten.

Die fünf und dreißig noch übrigen Werke, welche Plato's Namen tragen, von denen jedoch manche nicht als echt anerkannt werden, ſind alle in dialogiſcher Form abgefaßt. Sie ſind Schöpfungen eines Geiſtes, welcher ebenſowohl ein großes Dichtertalent als einen angeborenen philoſophiſchen Beruf hatte. Wie bedeutend ſie als poetiſche Erzeugniſſe ſind, kann man am beſten beurtheilen, wenn man ſie mit denjenigen Dialogen Cicero's vergleicht, welchen dieſer ebenfalls einen dichteriſchen Charakter zu geben verſucht hat, z. B. mit der Schrift über die Natur der Götter. Man wird bei dieſer Vergleichung leicht erkennen, daß Cicero nichts als ein Redner, Plato aber ein ebenſo großer Dichter als Redner war.

Jeder Dialog Plato's hat neben dem philosophischen Zweck noch einen poetischen: jeder ist, abgesehen von seinem philosophischen Inhalt, ein Dichtwerk, eine Art von Drama, in welchem alle einzelnen Personen, Stände und Beschäftigungen, die aufgeführt werden, ebenso wie in einer Komödie oder Tragödie treu nach dem Leben gezeichnet sind. Nicht Philosophen allein haben daher den Plato studirt, sondern auch Dichter, Redner und alle diejenigen, welche der Welt- und Menschenkenntniß bedurften, suchten aus seinen Dialogen Nutzen zu ziehen, und Plato's Schriften haben den höheren Ständen der gesammten alten Welt denselben Dienst geleistet, welchen Sokrates, als er sich zum Volkslehrer zu machen versuchte, dem gesammten atheniſchen Volke seiner Zeit leisten wollte. Die mannichfaltigsten Elemente der griechischen Bildung vereinigten sich in Plato's Schriften wie in einem Brennpunkte, und das griechische Leben ward uns in seiner edelsten Bewegung, nach außen wie nach innen, nur durch Plato überliefert.

Die Hülfsmittel, deren sich Plato bei seinen Studien in Bezug auf die Form seiner Schriften bediente, waren von verschiedener Art. Niemanden verdankte er, in Hinsicht der Auffassung und Darstellung des Lebens und Treibens der Menschen, mehr, als dem großen Komödienschreiber Aristophanes, dessen Stücke er sein ganzes Leben hindurch und sogar noch auf dem Todbette studirt haben soll. Was dieser Mann, welcher ebenso lebendig dargestellt, als tief geschaut hat, dem Plato sein konnte, wird man aus den früher über ihn gemachten Bemerkungen beurtheilen können. Neben des Aristophanes Komödien studirte Plato vornehmlich die Werke des syrakusanischen Dichters Sophron, welcher kurz vorher die Mimen aus dem Volksleben in die Literatur eingeführt und in eine besondere Art von Komödie umgewandelt hatte (s. oben S. 191). Plato hatte diese, mit den lebendigsten Farben gemalten Darstellungen des menschlichen Lebens, welche man zu Athen damals noch nicht in ihrer ganzen Vollkommenheit kannte, in Sicilien kennen gelernt. Sie dienten ihm ganz vortrefflich zu dem Zwecke, seinen Lesern neben der Philosophie stets auch das wirkliche Leben dramatisch vorzuführen; denn sie waren sowohl als Gemälde von Sitten, Charakteren, Ständen und Scenen aus dem Leben, als auch durch die Lebendigkeit ihrer Darstellung die besten Muster für

ſolche Dialoge, wie Plato ſie verfaßte. Sie boten ihm die paſſendſte Form für die Ironie und den feinen Scherz dar, welche ihm eigenthümlich waren, und da ſie in einer poetiſchen Proſa abgefaßt waren, ſo eignete ſich auch ihre Sprache ganz und gar für die Zwecke eines dichteriſchen Geiſtes. Sophron's Mimen wurden daher, in Verbindung mit des Ariſtophanes Komödien, die Muſter für die Dialoge, in welchen Plato ſeine Lehren vortrug. Dieſe Dialoge ſind nicht etwa blos philoſophiſche Abhandlungen, ſondern auch eigentliche Dichtwerke, in welchen Perſonen, Reden, Umſtände und Verhältniſſe zum Theil bloße Schöpfungen des Dichters ſind, und in denen daher, wie in anderen Poeſieen, mitunter auch die Zeitrechnung und die Geſchichte der auftretenden Perſonen ſehr vernachläſſigt wird.

Zur lebendigen Darſtellung des äußeren Lebens dienten dem Plato alſo der Meiſter der alten Komödie und der Erſte der Mimen-Dichter. Die vollkommene Fähigkeit aber, ſeine Ideen in glänzenden Bildern darzuſtellen, oder den hohen Schwung der Phantaſie ſuchte er ſich aus den Werken der früheren Dichter und der joniſchen Philoſophen zu erwerben. Was dieſe Quellen und Muſter ihm nicht gaben, erhielt er durch die Weihe ſeiner Pythagoreer. Damit noch nicht zufrieden, ſuchte Plato auch im Orient Bilder und Zeichen, durchdrang den Geiſt der Lehren, auf welchen die dortigen Prieſterſtaaten und ihre Einrichtungen beruhten, und benutzte endlich zu ſeinen Darſtellungen noch die Myſterien ſeines eigenen Volkes. Er erkannte in den Letzteren ein paſſendes Mittel, den Geiſt ſeiner Leſer mit Hülfe von Ahnungen, Mythen, bloßen Andeutungen und Träumen dahin zu verſetzen, wohin kein Verſtand zu bringen vermag, oder wohin wenigſtens der große Haufen durch Belehrung nie geführt werden kann. Plato machte auf dieſe Weiſe von dem religiöſen Glauben des griechiſchen Volks einen dichteriſchen Gebrauch, und konnte daher, ſo oft er an die Grenze des Forſchens und Wiſſens gelangte, eine unendliche Ausſicht in das Land der Träume eröffnen; er konnte andeuten, was zu lehren er entweder nicht vermochte oder nicht wagen durfte. Zu Plato's Zeit waren dieſe ſeine Schwärmereien unſchädlich, weil das äußere Leben ſehr aufgeregt war und alle Kräfte in Anſpruch nahm; in den ſpäteren Jahrhunderten aber haben dieſelben manche Kraft

dem Leben entzogen, und nicht wenige Menschen über den Zweck ihres Daseins getäuscht. Plato hatte übrigens, außer allen angegebenen Hülfsmitteln der Darstellung, auch die ganze Dialektik und Sophistik seiner Zeit sich so sehr zu eigen gemacht, daß man sogar sagen kann, er habe, obgleich ein Feind der Sophisten, doch selbst ihre Kunst gelehrt und dadurch einen schädlichen Einfluß ausgeübt. In einigen seiner Dialogen nämlich, z. B. im Theätet, Protagoras und Gorgias, hat er die dialektischen und sophistischen Erfindungen seiner Nation so vollständig zusammengetragen, daß diese Schriften als eine Anweisung zu jenen verfänglichen Schlußfolgerungen und Wendungen dienen konnten, welche vor Gericht und in der Staatsverwaltung gebräuchlich geworden waren.

Plato hat in allen seinen Dialogen den Charakter und das Leben des Sokrates benutzt, um die von ihm vorgetragenen Lehren anschaulich zu machen. Er hat, und zwar bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, doch im Ganzen und in der Handlung selbst immer auf eine und dieselbe Weise, die Geistesüberlegenheit, Ruhe, Zufriedenheit und Bescheidenheit dieses Weisen der Verblendung, Vielwisserei, Unstetigkeit, Unzufriedenheit und Anmaßung seiner sophistischen Zeitgenossen gegenübergestellt. Von allen den Lehren, welche Plato durch den Mund des Sokrates ausspricht, haben keine eine größere Bedeutung für die Erkenntniß der griechischen Cultur und des Verhältnisses von Plato zu derselben, als diejenigen, welche das Wesen der menschlichen Natur und die Staatseinrichtungen betreffen. In Betreff dieser Lehren und Ansichten aber sind drei Schriften Plato's die wichtigsten, nämlich der Politikos oder der Staatsmann, die Politie oder der Staat und die Schrift über die Gesetze.

Plato hielt die Thorheiten seiner Zeit und die Vorurtheile der Menge für unheilbar, und wollte sich deshalb auf ihre Besserung gar nicht einlassen. Er stellte daher in seinen politisch-philosophischen Schriften das Bild eines rein idealen Staates mit aristokratischer Form auf, während Xenophon einen wirklichen oligarchischen Staat im Auge hatte, Aristoteles aber einen monarchischen, in welchem die Freiheit in Wissenschaft und Kunst die Stelle der politischen vertritt. Plato gibt in der Politik das Ideal einer Ordnung und Unterordnung der einzelnen Fähigkeiten des Menschen, und entwirft demselben gemäß das Bild eines Staats, welcher

nach diesem Ideal des menschlichen Wesens eingerichtet ist. Dabei wird von Nationalität und von allem andern Positiven oder Gegebenen ganz und gar abgesehen, und Plato erklärt in Betreff seiner Staatseinrichtung ebenso, wie Rousseau in Betreff des Erziehungs-Ideales, welches derselbe in seinem Emil mittheilt, daß es unsinnig sein würde, einen Theil seiner Ideen der Wirklichkeit anpassen zu wollen, wenn man nicht Alles zusammen aufzunehmen im Stande sei. Beide Männer sprechen zugleich aus, der Eine, daß seine Staatseinrichtung, der Andere, daß seine Erziehung eine Unmöglichkeit bleiben werde, wenn nicht einmal ein von den Fehlern der früheren Generationen ganz und gar freies Geschlecht irgendwo auf der Erde erscheine. Wendet man dagegen ein, daß demnach der Mensch und der Staat beider Philosophen bloße Hirngespinnste seien, so ist dies in so fern wahr, als jedes philosophische Moralsystem ein Hirngespinnst ist, weil der größte Theil der Vorschriften desselben weder jemals ausgeführt wird, noch, so lange die menschliche Natur bleibt wie sie ist, jemals ausgeführt werden kann. Übrigens fällt in Plato's Schrift vom Staate ebenso, wie in Rousseau's Emil, manches Sonderbare darum mehr auf, weil beide Männer ihr Ideal, um es recht anschaulich zu machen, auf die Verhältnisse des wirklichen Lebens zurückführten. In der Schrift über die Gesetze dagegen sucht Plato das Bild eines idealen griechischen Staates zu entwerfen, welches auf gegebenen Elementen, nämlich auf den Stämmen der griechischen Nation und ihren Nationaleigenheiten, beruht, und er geht daher hierbei fast in zu kleinliche Einzelnheiten ein.

Um die drei Werke, in welche Plato seine idealen Ansichten von dem Staate niedergelegt hat, einzeln zu betrachten, so ist der sogenannte Politikos gewissermaßen eine Vorarbeit zu der Politie. Diese Schrift geht von einem Gedanken aus, von welchem Plato ebenso verfolgt wird, wie Rousseau von der Grille eines Naturzustands, der niemals und nirgends Statt gefunden hat. Plato glaubt nämlich, daß es einst besser um das menschliche Geschlecht gestanden habe, und daß die Rückkehr zu diesem verlorenen Glück oder zu dem, was Rousseau den Naturzustand nennt, das letzte Ziel aller Staatseinrichtungen sein müsse. Eine solche Vorstellung war den Lehren des Orients, der Mysterien und des pythagore-

ischen Bundes ganz angemessen, und zum Theil hatte Plato sie auch aus diesen Quellen geschöpft. Allein Plato war ein Athener, und achtete die menschliche Freiheit; er war also auch weit davon entfernt, eine sich ewig gleich bleibende Ordnung, wie der Orient sie liebte, auf diese Idee gründen zu wollen, er erklärte vielmehr selbst, daß das ewig Feste und Gleiche bei körperlichen Wesen eine Unmöglichkeit sei, weil es der Natur und dem Begriffe derselben widerstreite. Plato hat sich folgende Vorstellung über den Urzustand der Menschheit gebildet und sie im Politikos ausgesprochen. In der Urwelt lenkte allein der Gottheit heiliger, ewig gleicher Wille das menschliche Geschlecht, es gab keinen Wechsel und keine Veränderung. Die Menschen bedurften also damals auch der Verfassungen und Gesetze nicht. Als aber der Naturzustand schwand, fing die Welt an ihren eigenen Gang zu gehen. Eine Zeitlang blieb zwar noch das göttliche Gesetz, durch welches bis dahin Alles geleitet worden war, in der Erinnerung der Wesen zurück, bald aber wurde dasselbe ganz vergessen. Unordnung und Verwirrung traten ein, und alle Wesen empfanden aufs lebhafteste das Bedürfniß eines bestimmten Gesetzes und einer leitenden Gewalt; Thiere und Menschen sehnten sich nach Schützern und Hirten. Die Menschen insbesondere fühlten das Bedürfniß eines Mannes, der allen den Geschäften und Gewerben, welche durch den neuen Zustand der menschlichen Gesellschaft nöthig geworden waren, leitend vorstehen, und das Amt, welches einst die Gottheit selbst gehabt hatte, übernehmen könne. Dieser Mann ist der echte und vollkommene oder, wie Plato ihn nennt, der eigentlich königliche Staatsmann.

Plato zeigt nun, daß die Staatskunst ihrer Natur nach nur von Wenigen verstanden werden könne, daß sie also, damit überhaupt eine gute Regierung möglich werde, in Gesetze gefaßt und auf diese Weise denen, welche die meiste Fähigkeit besitzen, überliefert werden müsse. Er sucht hierauf den Charakter und das Walten des wahren Staatsmannes anschaulich zu machen, und erklärt aus diesem Grunde zuerst das Verhältniß aller verschiedenen Kräfte und Thätigkeiten zur Idee des menschlichen Lebens überhaupt, und dann das Verhältniß der monarchischen, aristokratischen und demokratischen Regierungsformen zu der idealen Verfassung.

an deren Spitze er den königlichen Staatsmann stellen will. Von diesen Erklärungen geht er zur Darstellung des Wesens jener dreierlei Verfassungen und der Entartung einer jeden von ihnen über. Wenn in der Aristokratie, heißt es, das Gesetz und die Sitte, d. h. das, was im Laufe der Zeit sich als das Erhaltende einer gewissen Staatsform bewährt hat, von den Regierenden vollkommen geschützt wird, so ist die Staatsform eine echte Aristokratie; wenn nicht, so ist sie eine entartete Aristokratie oder eine Oligarchie. Ebenso in der Monarchie; hält der Regierende Gesetz und Recht aufrecht, ohne etwas dazu oder davon zu thun, so ist er ein Monarch; beugt er dagegen das Recht und Gesetz unter seinen eigenen Willen, so ist er ein Despot. Die dritte Verfassungsform oder die Demokratie beachtet Plato weniger, weil er, wie seine pythagoreischen Brüder, derselben stets abgeneigt war, und es beinahe für unmöglich hielt, daß die Menge je Gesetz und Recht unverbrüchlich bewahre.

In Rücksicht des Wesens des wahren Staatsmannes zeigt Plato, daß in jeder Verfassung zwei waltende Tugenden nöthig sind, wenn das Wesentliche bestehen, oder mit andern Worten wenn Gesetz und Recht erhalten werden sollen. Diese Tugenden sind Festigkeit und weise Mäßigung. Dieselben streiten oft scheinbar mit einander, und nur der seltene Mann, welcher den wahren Herrschergeist besitzt, trägt sie unzertrennlich vereinigt in seinem Innern. Die weise Mäßigung lehrt denselben das Rechte und Gute schützen und sichern, die Festigkeit aber setzt ihn in den Stand, alles, was die Ordnung stört, abzuhalten oder auszustoßen. Wie die wahre oder königliche Sinnesart auf zwei oft scheinbar einander widersprechenden Tugenden beruht, so bedient sie sich zur Erreichung ihres Zweckes auch zweier verschiedenen Mittel, eines göttlichen und eines menschlichen. Jenes besteht in der Religion, in Ceremonien und in mäßigem Aberglauben, dieses in Strafen und Belohnungen.

Nach allem dem, was Plato im Politikos lehrt, ist also die vollkommene Regierung eines Staats die Kunst, Strenges und Mildes, Festes und Weiches, Starkes und Schwaches gehörig mit einander verbinden zu können. Die Eigenschaft, vermöge deren es möglich wird, die richtige Vertheilung zu machen und das nöthige Maß zu halten, oder mit Einem Worte die Gerechtigkeit ist das-

jenige, worin das Wesen des wahren oder königlichen Staatsmannes besteht. Von jenem Begriff der eigentlichen Aufgabe einer jeden Regierung ausgehend, entwirft Plato in seiner größeren Schrift, welche Politie oder der Staat betitelt ist, das Bild eines völlig regelrecht eingerichteten idealen Staats und des diesem entsprechenden wahren und echten Menschen. Von der Herstellung eines solchen Staates kann ebensowenig die Rede sein, als von der Verwirklichung aller andern Ideale, und Plato selbst erklärt seine Idee für unausführbar, so lange die Menschen so bleiben wie sie einmal sind; denn die Einrichtung eines wirklichen Staates hängt von Nationaleigenthümlichkeiten, Zeitverhältnissen, Landesbeschaffenheit und von andern Umständen ab, welche bei einem Ideal nicht in Betrachtung kommen. Ja, Plato's Muster eines menschlichen Staates ist, gleich den idealen Darstellungen aller anderen Verhältnisse, so weit von der Wirklichkeit entfernt, daß der Ausdruck platonische Republik noch jetzt zur Bezeichnung einer in das Reich der Träume gehörenden Sache gebraucht wird. Plato's Bild eines vollkommenen Staates soll dazu dienen, den wahren Begriff von der zuvor erwähnten Gerechtigkeit und den Charakter des echten Staatsmannes aufzufinden, weil die Betrachtung eines solchen Staates nothwendiger Weise zu dieser Erkenntniß führen muß.

Plato beginnt seine Darstellung des idealen Staates damit, daß er sagt, derselbe sei das Abbild eines ganz vollkommenen Menschen. Der Staat ist nämlich nach Plato's Vorstellung gleich dem Menschen eine innige Verbindung verschiedener Fähigkeiten und Anlagen, sowohl niederer als höherer. Die einzelnen Theile der Gesellschaft entsprechen den Leidenschaften, den Begierden, den Sinnen, den geistigen Fähigkeiten unserer eigenen Natur. Wie dem Einzelnen alle körperlichen und geistigen Anlagen zur Erfüllung seiner menschlichen Bestimmung durchaus nothwendig sind, und wie die Leidenschaften und Begierden, vorausgesetzt, daß eine jede an ihrem Platze bleibe und in Schranken gehalten werde, ebenso nützlich sind, als die Vernunft und die Phantasie, so sind auch die verschiedenen Naturen der Menschen zum Zweck des Staats gleich nützlich und brauchbar. In der Unterscheidung dieser Anlagen aller und in der Verweisung der gemeinen Natur an den niederen,

sowie der edleren an den höheren Ort besteht die erste Bedingung eines vollkommenen Staates.

Eine jede Gesellschaft, fährt Plato fort, muß zunächst ihrer Sicherheit und Dauer gewiß sein, und da diese Hauptbedingung ihres Bestehens fortwährend von innen und außen gefährdet werden kann, so müssen die zum Schutze bestimmten Glieder des Staats die verständigsten und kräftigsten sein. Diese Schützer und Regierer bilden also das erste Organ eines wohleingerichteten gesellschaftlichen Ganzen, oder mit andern Worten sie sind das, was beim Menschen Kopf und Herz ist. Plato denkt aber dabei nicht an eine Aristokratie der Geburt oder an eine Kasten-Einrichtung; denn er sagt ausdrücklich: in der Regel werde zwar ein edler Stamm edle Früchte hervorbringen, sehr häufig sei es aber der Fall, daß derselbe ausarte; deshalb müsse bei der Auswahl der Regierenden und Schützenden immer nur auf die Früchte, nicht auf den Stamm Rücksicht genommen werden. Durch eine solche Aristokratie der Talente und edleren Naturen fällt der Unterschied der Stände in dem Platonischen Staate von selbst hinweg. Die Ungleichheit des Besitzes dagegen wird, weil sie nur auf der Ungleichheit des Genusses beruhen kann, dadurch fern gehalten, daß man diesen verbannt, weil ohne den Reiz des Genusses niemand nach großem Gut streben wird. Enthaltsamkeit kann aber nicht durch ein Verbot des Genusses hervorgerufen werden, sondern nur dadurch, daß man die Begierde in ihrem Entstehen zurückdrängt, und den Sinnen ein anderes Ziel, als den Genuß, steckt. Die einzig sicheren Mittel zu Beiden sind die Religion und die Erziehung. Durch jene wird in allen Bürgern das Bewußtsein erhalten, daß der Mensch einer höheren Ordnung der Dinge, als die sinnliche Welt ist, angehört. Durch eine wahrhaft gute Erziehung aber wird die ganze Zahl von kleinen moralischen und polizeilichen Anordnungen, wie alle älteren griechischen Verfassungen sie enthielten, durchaus überflüssig gemacht, weil ein gut erzogenes Geschlecht im Einzelnen das Rechte immer selbst findet, ein schlecht erzogenes aber selbst die besten Verordnungen Solonischer und Drakonischer Sittenstrenge unbefolgt läßt.

Aller Erziehung und Religion ungeachtet wird jedoch immer noch keine völlige Gleichheit der Menschen Statt finden; denn durch

das Bestehen von Familien und von Eigenthum wird dieselbe immer wieder aufgehoben. Deshalb müssen auch diese beiden Verhältnisse ganz und gar beseitigt werden. Plato führt also in seinem idealen Staate Weiber- und Gütergemeinschaft ein, und will männliche und weibliche Geschäfte ohne Unterschied von beiden Geschlechtern verrichtet haben. Auf den ersten Blick hin wird man hierbei in Plato den Philosophen vermissen oder einen bloßen Scherz zu vernehmen glauben; allein diese auffallende Forderung hat, wie der Schriftsteller selbst andeutet, einen besonderen Sinn. Plato will uns damit durch eine Art von Satyre auf die schwachen Seiten aller unserer Einrichtungen aufmerksam machen, die Quelle der einzelnen Verkehrtheiten andeuten, und auf die Ursachen hinweisen, warum auch in den am besten eingerichteten Staaten Unordnungen nicht vermieden werden können.

Verfassung, Ordnung und Gesetz, fährt Plato fort, können aber den Staat nicht erhalten, wenn nicht die Leiter desselben das lebendige Bild des Gesetzes sind, oder, wie er selbst sich ausdrückt, ein Staat ist nur dann glücklich, wenn die Philosophen regieren. Da der Begriff Philosoph ebenso vieldeutig ist, als unter den Christen der Ausdruck die Frommen, so erklärt sich Plato in bestimmten Worten darüber, was er unter einem Philosophen verstehe. Ein Philosoph ist nach ihm ein Mann, welcher wahrhaftig und aus Grundsatz mäßig, freigebig, tapfer, großherzig und sanftmüthig ist, und mit Festigkeit über die Haltung des Gesetzes wacht. Einem solchen Regenten stellt Plato sodann die Staatsmänner seiner Zeit vergleichend gegenüber, und geißelt bei dieser Gelegenheit die Sophistereien, welche nur auf Wortstreit und Eigennutz abzweckten, und doch in die Gerichte und in den Verkehr des Lebens eingedrungen waren. Er spottet der öffentlichen Reden voll glatter Worte und Sätze, in denen Eins aus dem Andern künstlich abgeleitet werde, nichts aber sich von selbst und aus der Natur der vorgetragenen Sache ergebe. Recht grell zeichnet Plato hierauf den Contrast des Lebens einer edeln Seele, welche im Bewußtsein ihres eigenen Werthes in ihrer Kraft sich über die Erde und ihre Genüsse erhebt, mit der Gemeinheit eines Lebens ohne höheren Genuß und ohne wahre Wissenschaft. Er bedient sich dazu einer sinnlichen Dichtung. Er stellt nämlich die reine Seele, welche

sich über die körperlichen Triebe erhebt, als ein im Lichte der Freiheit lebendes Wesen dar, dessen Arme nie eine Fessel getragen haben, und das stets mit sicherem Auge die Sonne schaute; den sinnlichen Menschen dagegen, welcher nur der Befriedigung seiner Begierde nachrennt und von seinen Leidenschaften abhängig ist, vergleicht er mit einem Gefangenen, welcher Jahre lang an die Bande und das Dunkel des Kerkers gewöhnt worden ist, und dessen Erkenntniß daher zu der des edleren besseren Menschen sich wie der Widerschein zum Licht oder wie der bloße Schatten zu dem Körper desselben verhält. Plato verlangt ferner von den Leitern des Staats, daß sie nicht blos dem betrachtenden oder wissenschaftlichen, sondern auch dem thätigen Leben angehören sollen, weil sie nur in diesem Falle fähig sind, die Wissenschaften zugleich als praktische und als reine Erkenntnisse, d. h. sowohl in ihrem Verhältniß zum täglichen Leben, als auch in ihrer höheren Beziehung zum innern Wesen des Menschen, zu betrachten und Andern darzustellen.

Auf diese Weise zeichnet Plato in dem größeren Theile seiner Schrift das Ideal eines Staates und das diesem entsprechende Ideal des Menschen; denn der Letztere ist das vollkommene Abbild eines solchen als die edelste Aristokratie dargestellten Staates, in so fern er seine Kräfte, Fähigkeiten und Anlagen, in dieselbe Verfassung gebracht hat, welche Plato dem Staate gibt. In dem übrigen Theile seiner Schrift deutet Plato an, warum kein wirklicher Staat jenem Ideal jemals entsprechen könne. Diese Unmöglichkeit beruht nicht etwa darauf, daß man die sonderbaren Einrichtungen, welche Plato, nur um einen Zusammenhang in seine bildliche Darstellung zu bringen, vorgeführt hat, nirgends annehmen wird, sondern darauf, daß nach der Natur unseres Wesens jede wahre Aristokratie zuerst in eine falsche, dann in die Demokratie und endlich in Despotie ausarten muß. Diesen Gang der Entartung stellt Plato ausführlicher dar. Der erste Schritt dazu ist das Misverstehen jener Anordnung, nach welcher die Besten den Staat leiten sollen, indem man nämlich unter diesen die durch ihre Abstammung Ausgezeichneten meint. Dadurch verirren sich die Menschen eines Staates zu dem Kasten-Wesen oder zu einer diesem ähnlichen Einrichtung. Bei dieser Gelegenheit zeichnet Plato mit

leicht erkennbaren Zügen den spartanischen Staat, und wenn deutlich nach, wie weit die gepriesene Verfassung desselben hinter dem Ideal eines Staates zurückbleibe. Nachdem er sodann den Übergang der aristokratischen Regierung zu einer Oligarchie mit Lehensrechten angedeutet hat, zeigt er, daß die Letztere stets gewaltsam in eine Demokratie würde umgewandelt werden, weil das Volk zuletzt des Druckes müde sein werde. Die auf diese Weise entstandene Volksherrschaft kann aber nicht so beschaffen sein, wie die rechte, vernunftgemäße Demokratie beschaffen sein muß, weil aus der Sklaverei nimmer die wahre Freiheit hervorgehen kann.

Bei der Betrachtung der Demokratie wird ebenso das Wesen des atheniſchen Staates gelegentlich geschildert, wie vorher der Charakter des spartanischen Staates dargestellt worden war. Plato nennt die Demokratie spöttelnd die schönste aller Verfassungen, weil sie einem bunten Kleide, in welches alle möglichen Blumen eingewirkt seien, zu vergleichen wäre; sie sei, sagt er, eine Verfassung, in der alle möglichen Sitten und Charaktere neben einander beständen. Die nur auf das Äußere achtende große Menge pflegt, wie Plato hinzufügt, über die demokratische Verfassung gerade eben so zu urtheilen, wie Weiber und Kinder über ein recht buntes Gewand, welches ihnen wegen seiner Buntheit für das schönste Kleid gelte. So wenig übrigens auch Plato die Demokratie von ihrer vortheilhaften Seite her schildert, so leuchtet aus seiner Darstellung doch auf eine recht anschauliche Weise hervor, welch große Mannichfaltigkeit des Lebens, welche Bewegung, Unabhängigkeit und Ungebundenheit der atheniſche Staat in sich hegte. Plato gibt hierauf die Art und Weise an, wie eine Demokratie allmälig in Despotie ausarte. So anlockend nämlich, sagt er, eine solche Verfassung für jeden sein muß, der das menschliche Leben nur nach der äußeren Erscheinung desselben auffaßt, so ist sie doch im höchsten Grade verderblich; denn die Sinnlichkeit, welche in einem ungebundenen demokratischen Staate weder durch Gesetz noch durch Sitte gezügelt ist, wird jeder Obrigkeit zum Trotz bald allein herrschen. Jeden besseren Genuß, jedes edlere Gefühl, jeden über das gemeine Leben hinaus gehenden Gedanken wird die große Menge verachten und verspotten. Dies wird um so leichter und schneller geschehen, je schneller sich in einem so regen Lebensverkehr, als der eines ge-

bildeten Volkes mit demokratiſcher Verfaſſung iſt, eine Sophiſtik bildet, welche alles Ernſte und Tüchtige lächerlich zu machen verſteht. Die Verhöhnung des Edleren und Höheren wird dann als Bildung, die Zügelloſigkeit als Freiheit, die Lüderlichkeit als Genialität, die Schamloſigkeit als männlicher Sinn dargeſtellt, kurz jede Thorheit und Schlechtigkeit mit großer Geſchicklichkeit gerechtfertigt werden. Wenn die Demokratie bis zu dieſem Grade entartet iſt, ſo hört alle Ordnung auf, die Beſtechlichkeit wird allgemein herrſchend, der Eine übt gegen den Andern Gewalt aus, und dies ſtürzt ein Volk mitten aus der höchſten Freiheit in die ärgſte Knechtſchaft und Sklaverei. Die Menge von Armen nämlich wird käuflich ſein und deshalb das Dienſtvolk eines Einzelnen werden, der nach Alleinherrſchaft ſtrebt, und dieſer muß, wenn er zu ſeinem Ziele gelangt iſt, die errungene Macht durch dieſelben Gewaltmittel zu behaupten ſuchen, durch welche er ſie ſich verſchafft hat.

Bei der Schilderung des Tyrannen verweilt Plato etwas länger. Er bietet an dieſer Stelle ſeine ganze Beredſamkeit auf, um ſeinen Abſcheu vor willkürlicher Alleinherrſchaft auszudrücken. Er ſchließt ſich hierin an Aeſchylus, Herodot und Thucydides an, und zeigt denſelben Eifer gegen willkürliche Regierung, welcher alle großen Männer der früheren beſſeren Zeit beſeelte, als noch Begeiſterung für wahre Freiheit und Scheu vor den Geſetzen und vor allem, was heilig, recht und gut iſt, in der freien Athener Herzen lebten. Plato malt den Tyrannen und ſein Leben mit ſo glühenden Farben, daß alle ausgezeichneten Griechen der ſpäteren Zeit, ſowie alle Gebildeten des römiſchen Volkes an dieſer Stelle ihren Abſcheu gegen geſetzloſe Gewalt genährt haben, und daß auch die neuere Welt ihren Haß gegen Tyrannei und Willkür aus dieſer Quelle ſchöpfte, als unter den Italiänern, in den Tagen ihrer Selbſtſtändigkeit, mit der Liebe zu Kunſt und Wiſſenſchaft auch die Liebe zur Freiheit wieder allgemein herrſchend wurde. „Nicht einmal ſeinen Zweck, ein Herrſcher zu ſein, erreicht der Tyrann! ruft Plato aus. Nein, mag es auch äußerlich anders zu ſein ſcheinen, der wahre Tyrann iſt ein Sklave der elendeſten Schmeichler und niedrigſten Knechte, ſowie er ſelbſt ein Schmeichler der verworfenſten Menſchen iſt! Auch ſeine Begierden werden nimmer geſtillt, die meiſten der-

selben bleiben ewig ungesättigt. Sein Herz wird stets verwaist, stets mit Furcht erfüllt, stets von Schmerzen und Schrecken gepeinigt sein. Von Tag zu Tag muß er immer mehr das werden, was er von Anfang an war, beneidet und gehaßt, argwöhnisch, der Freunde entbehrend, ungerecht, allem Göttlichen feind und dagegen ein Schützer und Pfleger alles dessen, was schlecht ist. So ist er selbst der unglücklichste von Allen. Der Staat aber, welcher von einem Despoten regiert wird, gleicht der Seele dieses Despoten und seiner Knechte und Schergen."

Nach der Schilderung des Tyrannen stellt Plato die Eigenschaften der andern Leiter des Staates zusammen, um sie mit der wahrhaft königlichen Natur, welche in der eigentlichen, idealischen Aristokratie herrscht, zu vergleichen. Die Letztere, sagt er, sucht allein von allen in der Erkenntniß und in dem Bemühen, dieser gemäß das Leben zu ordnen, Glück und Ruhm; die übrigen dagegen werden nur von Ehrsucht oder Habgier getrieben, und gehen deshalb auf verschiedenen Wegen irre. Plato selbst weiß wohl und spricht es aus, daß die von ihm gezeichnete königliche Natur eine blos idealische ist, und daß das, was allein wahres Glück verleiht, nämlich die vollständige Entfernung von aller Selbstsucht, nirgends gefunden werden kann.

Im letzten der zehn Bücher, aus welchen die Schrift über den Staat besteht, entwickelt Plato das Wesen der menschlichen Seele, als des sich selbst erkennenden und begreifenden Theils unserer Natur. Er weist dabei den Unterschied zwischen Schein und Erscheinung nach, und zeigt die Schwierigkeit, von dem Ersteren zur Erkenntniß der Wirklichkeit, vom Eingebildeten zum Wahren, vom Endlichen zum Unendlichen und Ewigen zu dringen. Hiermit ist er an der Grenze menschlicher Erkenntniß angelangt, und er geht deshalb, wie er in diesem Falle zu thun pflegt, zur Dichtung und Mythe über. Obgleich er selbst dabei die poetische Schönheit, Größe und Trefflichkeit sorgfältig von der philosophischen unterscheidet, so hat er doch durch diese, wie durch ähnliche Stellen seiner Werke, allen denen, welche in späteren Zeiten sich für seine Ideen begeisterten, ein weites Feld der Schwärmerei geöffnet.

Wie Plato's Politie den idealen Staat und Menschen darstellen soll, so wird in der Schrift über die Gesetze das Ideal einer

griechischen Verfassung gegeben, die von allen den Gebrechen frei sei, welche Plato in diesem Buche sowohl der spartanischen als der athenischen Verfassung vorwirft. Es ist nicht nöthig, die Art, wie er in dieser Schrift seinen Plan ausführt, näher anzugeben, weil in dem Obigen Plato's politische Ideen bereits hinreichend angedeutet worden sind. —

Plato's Schüler erhielten die Lehranstalt, welche er selbst gegründet hatte, und bildeten eine philosophische Secte oder Schule, die nach jener den Namen der Akademie führte. Später traten in den Ansichten und in der Richtung dieser Philosophen nach einander gewisse Änderungen ein, welche den Anlaß gaben, daß man die platonische Schule in die ältere, mittlere und neuere Akademie eintheilte. Der unmittelbare Nachfolger des Stifters der Lehranstalt und das Haupt der älteren Akademie war Speusippus, ein Schwestersohn Plato's, welcher im Jahre 339 v. Chr. starb. Dieser Mann lehrte schon für Geld, und folgte also dem Beispiel der Sophisten, welche doch namentlich ihrer Gewinnsucht wegen von Sokrates und Plato so heftig angegriffen und verspottet worden waren. Speusippus hatte für die Bildung der griechischen Weltleute und Staatsmänner in doppelter Hinsicht eine Wichtigkeit: er machte nämlich aus der akademische Schule eine Lehranstalt für Redner und Staatsleiter, und brachte den Pythagoreismus in eine innigere Verbindung mit Plato's Philosophie. Speusippus wandelte die Lehranstalt der Akademie in eine Schule um, deren Hauptziel die Bildung für das Staatsleben war. Zu diesem Zwecke kaufte er, wie es heißt, für schweres Geld die Geheimnisse des Isokrates, des größten griechischen Lehrers der Beredsamkeit. Wenn dies wahr ist, so darf man von Speusipp's rhetorischen Lehren und Übungen nicht viel halten; denn jene Geheimnisse bestanden gewiß nur aus bloßen Kunstgriffen und aus den Regeln, wie man, auch ohne Redner zu sein, auf blos mechanische Weise Schönheit des Ausdrucks erlangen, Klang und Rundung in die Rede bringen könne, sie sind also etwa mit den Anweisungen zu vergleichen, durch welche man ohne das geringste poetische Talent Verse machen lernt. Neben der rhetorischen Seite der Bestrebungen Speusipp's, durch welche er auf den Staat selbst unmittelbar einwirkte, ist auch seine pythagoreische Richtung von Wichtigkeit, weil er durch diese auf die

Weltleute einen großen Einfluß ausübte. Speuſippus ſtand mit dem großen pythagoreiſch-ariſtokratiſchen Bund in Sicilien in einer noch engeren Verbindung, als Plato; er hatte noch weit mehr die Lehren und den Ton des Ordens angenommen, und war deshalb den höheren Ständen Athen's, welche bei der Erſchlaffung ihrer Nerven Nahrung für die Phantaſie ſuchten, ein viel willkommenerer Lehrer, als ſein Meiſter Plato. Auch machte er einen Unterſchied zwiſchen den blos für Eingeweihte beſtimmten und den auch für Uneingeweihte zugänglichen Wahrheiten oder, wie die Alten dies ausdrückten, zwiſchen eſoteriſchen und exoteriſchen Lehren, und dies mußte ihm ebenfalls bei den vornehmen Leuten ſeiner Zeit großen Beifall verſchaffen. Speuſippus trat alſo als Lehrer der Philoſophie für die Ariſtokratie und gebildete Welt ſeiner Vaterſtadt auf. Er hatte dabei ſo großes Glück, daß ſelbſt Damen ſeiner Richtung folgten, und ſich auf Unkoſten ihres guten Rufs in die ſüßen Schwärmereien ſeiner platoniſch-pythagoreiſchen Philoſophie vertieften.

Schon der erſte Nachfolger Plato's alſo gab der Philoſophie desſelben eine veränderte Richtung, obgleich er, nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe des Alterthums, den Lehren ſeines Meiſters, mit Ausnahme der ſo eben angegebenen Beziehungen, durchaus getreu blieb. Er hob nämlich denjenigen Theil der platoniſchen Philoſophie hervor, welcher mit dem Pythagoreismus zuſammenhing, beſchäftigte ſich alſo vorzugsweiſe mit den Ideen vom Staate, und trug über die beſtehende Ordnung der Dinge und über das Verhältniß der Einzelnen zu derſelben Lehren vor, welche eine entſchieden pythagoreiſche Färbung hatten. Sein Nachfolger in der Leitung der Akademie, Xenokrates, welcher bis 314 v. Chr. lebte und ebenfalls im Ganzen die reine platoniſche Philoſophie beibehielt, folgte der von Speuſipp gegebenen Richtung. Er ſah alſo ebenſo, wie ſein Vorgänger, die Bedürfniſſe des Staatslebens als den Hauptgegenſtand der Lehranſtalt der Akademie an, und dieſe wurde daher unter ihm ganz und gar eine Bildungsſchule für die reicheren, zur Leitung der Staaten berufenen Klaſſen des griechiſchen Volks. Welch großen und ausgedehnten Einfluß ſie dadurch erhielt, kann man leicht daraus ermeſſen, daß ſeit Plato's Zeit die bedeutendſten Männer der griechiſchen Welt ſich in Athen zuſammenfanden, wo

sie vorzugsweise gern in der Akademie zu erscheinen pflegten. Unter Xenokrates Leitung scheint der Ruf der Akademie als einer Bildungsschule für Staatsmänner noch mehr gestiegen zu sein, weil Alexander der Große sich eine wissenschaftliche Anweisung der Regierungskunst von Xenokrates erbeten haben soll. Das Ansehen der Akademie und ihres Vorstehers Xenokrates war damals so groß, daß ebenderselbe macedonische König diesem einst die Summe von fünfzig Talenten (130,000 Gulden oder 72,000 Thlrn.) als Geschenk zugesandt haben soll, welche jedoch Xenokrates, aus Rücksicht auf die demokratische Eifersucht des athenischen Volks, nicht annahm.

Die auf Xenokrates folgenden Häupter der älteren Akademie waren Polemo, Krates von Tarsus und Krantor. Auch diese Männer, von welchen nur der Erstere und der Letztere uns durch Berichte aus dem Alterthum etwas näher bekannt geworden sind, blieben der Philosophie Plato's und der von ihren Vorgängern eingeschlagenen Richtung getreu. Dies geht aus allem dem hervor, was von Polemo und Krantor uns überliefert wird. Der Erstere schrieb ein Werk, in welchem er lehrte, daß der Natur gemäß zu leben die höchste Seligkeit sei, d. h. er predigte das, worin bei den späteren Griechen, wie bei den Römern, die Lebensweisheit des gebildeten Weltmannes bestand, welcher, so weit es die Umstände erlaubten, nach moralischen Grundsätzen handelte, sonst aber seinen persönlichen Interessen oder der Stimme seiner eigenen Natur folgte. Krantor schrieb ein Buch über die Trauer. Auch dies steht in Beziehung zu dem Hauptzweck der Akademie; denn Krantor wurde zur schriftlichen Behandlung dieses Gegenstandes nur durch den Umstand bewogen, daß alle philosophischen Secten des späteren Alterthums den künftigen Staatsmann für den Fall eines schnellen Glückswechsels wappnen zu müssen glaubten, weil derselbe mehr als jeder andere Mensch den Launen des Schicksals preisgegeben war. Krantor war der letzte Vorsteher der älteren Akademie. Sein Nachfolger, Arcesilaus, welcher um 318 v. Chr. geboren wurde und bis zum Jahre 241 v. Chr. lebte, schlug eine ganz neue Richtung ein, und wurde dadurch der Stifter der mittleren Akademie. Von dieser kann jedoch erst später die Rede sein, weil sie ganz dem folgenden Zeitraum angehört. —

Neben der platonischen Philosophie wurden von zwei Männern, welche ebenfalls Schüler des Sokrates gewesen waren, zwei andere, ganz und gar verschiedenen Lebensansichten als die Grundsätze besonderer philosophischen Secten aufgestellt. Diese beiden Männer waren Antisthenes von Athen und Aristippus von Cyrene. Beide waren zugleich mit Xenophon diejenigen Schüler des Sokrates, welche die Lehren ihres Meisters unmittelbar auf das Leben selbst anwandten, während Plato und die übrigen Anhänger des Sokrates vorzugsweise die wissenschaftliche Erkenntniß an und für sich selbst und die Beziehung derselben zum Staate ins Auge faßten. Jene beiden Männer würden daher schon aus diesem Grunde für die Geschichte des griechischen Alterthums eine ebenso große Wichtigkeit haben, als Xenophon; ihre Bedeutung ist aber noch viel größer dadurch geworden, daß ihre Einwirkung auf den Geist und die Sitten der Menschen sich noch viel weiter erstreckt, als Xenophon's Einfluß, und daß in ihrem Auftreten eine Erscheinung zu erkennen ist, welche in der Geschichte der Menschheit sich unter gewissen Umständen immer wiederholt. Obgleich Xenophon, Antisthenes und Aristippus, einer wie der Andere, die rein praktische Seite des Menschen ins Auge faßten, die philosophische Erkenntniß zu den Zwecken des eigentlichen Lebens anzuwenden suchten, und also im Allgemeinen ein und dasselbe Endziel sich gesteckt hatten: so schlugen sie doch bei dieser Bestrebung sehr verschiedene Wege ein, und gelangten zu ganz entgegengesetzten Resultaten. Xenophon wollte das alte griechische Wesen so umwandeln, daß eine Moral der Klugheit ins Leben, eine der modernen Empfindsamkeit und Höflichkeit ähnliche Sitte in den Umgang und eine der Verwaltungsweise unserer Zeit zu vergleichende Art, Staat und Haus zu leiten, in die Geschäfte gebracht werden sollte. Aristippus dagegen predigte die Philosophie des Genusses, durch welche die üppige und elegante Lebensweise der Reichen und Vornehmen in ein förmliches System gebracht wurde. Er gab dieser Klasse der Gesellschaft, welche ohne eine gewisse Art von Geistesbildung nicht bestehen kann, eine Kunst und Wissenschaft des Genusses, verfeinerte dadurch diesen, und lehrte die vornehme Welt mit Verachtung auf die Armseligen herabsehen, denen das Schicksal jeden Genuß versagt hat, oder welche wenigstens die ihnen ver-

statteten Genüsse nicht durch geistigen Zusatz zu würzen verstehen. Des Antisthenes Philosophie endlich war dasselbe für die niederen Klassen, was die Lehre Aristipp's für die höheren war. Er brachte nämlich das, woran sich das Selbstgefühl des gebildeten Theils der Armen und Niederen zu halten pflegt, in ein System, und predigte die Philosophie der Entbehrung. Er lehrte die des äußeren Besitzes Ermangelnden, daß das Glück der Armen in dem Selbstbewußtsein und der Unabhängigkeit ihres inneren Wesens bestehe, und daß nur die Erkenntniß der Erbärmlichkeit und Hohlheit, welche der Geistesbildung der oberen Klassen eigen ist, den Niederen und Armen gegen die Demüthigung schütze, seine Ehre von seiner eigenen Erniedrigung zu erwarten. Er suchte endlich den gedrückten unteren Ständen zu zeigen, daß jeder, der sich vom Glanze nicht blenden, vom Brosamen des Genusses der Reichen nicht anlocken, von ihrer falschen Höflichkeit nicht gewinnen lasse überall und in jeder Lage ein freier Mann sei.

Aristippus, der Stifter der Philosophie des Genusses, stammte aus einer der vornehmsten und reichsten Familien des Staates von Cyrene, dessen Bürger wegen ihrer Schwelgerei und Prachtliebe berühmt waren. Es ist daher sehr erklärlich, daß Aristipp, seiner schon in früher Jugend erhaltenen Richtung gemäß, dazu kam, den Genuß zum Gegenstand und Ziel seiner philosophischen Lehre zu machen. In der so sehr gebildeten Hauptstadt der griechischen Welt und im Verkehr mit Sokrates suchte er zu dieser Lebensansicht sich noch die Genüsse und Vorzüge der wissenschaftlichen Bildung und des feineren Verkehrs zu erwerben. Die Verbindung der letzteren Dinge mit jener üppigen Richtung bildet das eigentliche Wesen der Lehre Aristipp's, welche nicht mit Unrecht nach der Vaterstadt des Stifters die cyrenaische genannt ward. Sie wurde etwa achtzig Jahre nach Aristippus durch Epikur in einigen Beziehungen umgestaltet, und erhielt davon den Namen der epikureischen Philosophie.

Antisthenes, der Stifter der entgegengesetzten Philosophie, war sehr arm und gehörte der unteren Klasse der atheniſchen Bürgerschaft an. Dieser Umstand und der höhnende Gegensatz, welchen, bei eintretender moralischer Entartung und bei der mit ihr verbundenen schärferen Absonderung der Stände, die Reichen überall

gegen die Ärmeren geltend zu machen pflegten, brachten ihn zu derjenigen Lebensansicht, durch deren philosophische Begründung er seinen Namen für alle Zeiten berühmt gemacht hat. Das eigentliche Wesen dieser Grundansicht des Lebens besteht in der Opposition des natürlichen Zustands gegen den unnatürlichen, in dem Bewußtsein des dem äußeren Glanze überlegenen inneren Werthes und in dem Stolze wahrhafter Unabhängigkeit gegenüber dem Übermuth jener Vornehmen und Reichen, welche auf ihren Reichthum und andere äußeren Vorzüge pochen, selbst aber die Sklaven ihrer Verhältnisse und Genüsse sind. Eine Anekdote, die man von Antisthenes erzählt, bezeichnet dieses stolze Gefühl, von welchem der Stifter der cynischen Philosophie sich leiten ließ, auf eine treffende Weise. Antisthenes pflegte nämlich noch ärmlicher gekleidet zu sein, als seine Vermögensverhältnisse es gestatteten, und soll namentlich sich auf seinen durchlöcherten Mantel etwas zu Gute gethan haben. „Antisthenes, sagte daher eines Tages Sokrates zu ihm, die Eitelkeit blickt aus den Löchern deines Mantels hervor."

Die Lehre des Antisthenes führt den Namen der cynischen Philosophie, entweder weil ihr Stifter in einer der Akademie ähnlichen Anlage bei Athen, der Cynosarges genannt, vorzugsweise gern zu unterrichten pflegte, oder weil man später, als die Cyniker die Anwendung des Grundsatzes der Entbehrung bis zur Mißachtung jeder Sitte und jeder Rücksicht des Anstandes übertrieben, ihnen als Spott jenen Namen beilegte; denn dieser kann auch von einem griechischen Worte abgeleitet werden, welches soviel als hündisch bedeutet. Wahrscheinlich ist das Erstere der eigentliche Grund der Benennung gewesen, die zweite Ableitung aber nur eine spöttelnde Erklärung, welche man erst später diesem Worte gab. Auch die cynische Philosophie wurde etwa ein Menschenalter nach ihrer Entstehung umgestaltet, und verlor dadurch ihren früheren Namen. Sie wurde seitdem die stoische Philosophie genannt, weil Zeno, der Reformator der cynischen Philosophie, in der früher schon (Th. I. S. 417) erwähnten Stoa oder Säulenhalle Pöcile in Athen zu lehren pflegte.

Die Schriften des Antisthenes und Aristippus sind, bis auf äußerst wenige Überreste, untergegangen; dagegen aber haben sich die Spuren ihrer Lehren weit dauerhafter in den Sitten der

folgenden Zeiten und in den Werken vieler anderen Schriftsteller erhalten. Ja, beide Männer übten sogar noch lange nach ihrem Tode eine so mächtige Wirkung aus, daß ihr Einfluß sich in der Geschichte des römischen Volks und im Leben der Großen desselben fast noch auffallender und deutlicher zeigt, als in Griechenland und unter den Griechen selbst.

Der philosophische Gehalt der Lehren beider Männer und ihr Werth oder Unwerth für die Philosophie als Wissenschaft ist für die rein historische Betrachtung derselben ganz gleichgültig; bei dieser gilt es nur um die Wirkung, welche von der cynischen und cyrenaischen Philosophie auf die unter den Menschen bestehenden Lebensformen und leitenden Grundsätze ausgeübt wurde. In dieser Beziehung aber gehören dieselben zu den wichtigsten philosophischen Lehren der Menschheit; denn sie bestehen aus Ansichten, welche in der Tiefe der menschlichen Natur wurzeln, und daher in allen Zeitaltern und Landstrichen unter gewissen Umständen immer wieder hervorsprossen und neu aufblühen. Voller Lebensgenuß auf der einen und der Heroismus des Entbehrens auf der andern Seite, oder mit andern Worten die Ergreifung des Geistes der Zeit und der aus ihr hervorgegangenen Schwelgerei und Bildung einerseits und das Zurückgehen auf den Naturzustand andererseits, dies sind die beiden Gegensätze, welche in allen Zeiten großer Entartung neben einander als höchste Aufgabe des Lebens, als höchstes Ziel der Bestrebung, als höchste Seligkeit dargestellt werden. In solchen Zeiten wird nämlich eines Theils die herrschende Sittenlosigkeit und die Verfeinerung des geselligen Lebens in ein System gebracht, und als höchste Weisheit gelehrt, anderes Theils aber ruft diese Entartung und Verkünstelung als Opposition auch die Theorie von der Bedürfnißlosigkeit und vom Naturzustande des Menschen hervor.

Diese neben einander erscheinenden Gegensätze, welche beide sich in übertriebener Weise geltend zu machen streben, lassen sich durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch verfolgen. So zeigt uns z. B. die Geschichte des Orients, wie in Indien von den strengeren Klassen der Bramanen neben der herrschenden Üppigkeit die Lehre von der Selbstverläugnung gepredigt und ausgeübt wird. Derselbe Gegensatz findet sich, wie bereits früher (Th. I. S. 337) gezeigt wurde, in der lyrischen Dichtkunst der kleinasiatischen

Griechen, als dieses Volk sich schnell zum Wohlstand erhoben hatte, und durch denselben zur Schwelgerei fortgerissen worden war. Von den Liedern, welche damals unter den kleinasiatischen Griechen gedichtet wurden, fordert nämlich die eine Hälfte zum vollen Genuß des Lebens auf, die andere dagegen predigt die Nichtigkeit aller sinnlichen Genüsse und die Seligkeit betrachtender Ruhe. Ebendasselbe Schauspiel bietet uns die Geschichte der Römer in den letzten Zeiten ihrer Republik und unter ihren Kaisern dar: die große Mehrzahl der Römer, welche damals der Üppigkeit huldigte und unerhörte Frevel beging, verband mit ihren Schwelgereien und Gräuelthaten eine Art Philosophie, während zu gleicher Zeit die wenigen Edlen und Besseren sich durch den strengen Grundsatz der Entbehrung und inneren Unabhängigkeit gegen die allgemeine Schlechtigkeit zu stählen suchten. Später entstand im römischen Reich ebenso das erste christliche Mönchswesen mitten im Jammer der Christen-Verfolgungen, der Sittenlosigkeit des herrschenden Heidenthums und der Rohheit der einbrechenden barbarischen Völker. Das Anachoreten- oder Eremiten-Wesen blühte am meisten, als die Welt geistig und sittlich so sehr entartet war, daß jede menschliche Bildung in der rasch zunehmenden Verwilderung zu verlöschen schien. Es hatte daher auch die große anfängliche Strenge des Mönchthums, sowie das rasche Gedeihen desselben unstreitig hauptsächlich darin seinen Grund, daß das Klosterwesen schon bei seinem Entstehen die entschiedenste Opposition gegen die Richtung der Zeit bildete. Ebenso erhielt auch die Religion Mohammed's, als durch die Üppigkeit der Höfe der Khalifen die Seele des Volks vergiftet worden war, ihre Derwische und Fakir's. Ferner, als in den Zeiten der Merowinger das Volk der Franken in schauderhafte Rohheit versunken war, fand bei demselben die strenge Zucht der drittischen Mönche, als ein den Besseren willkommenes Heilmittel, überall eine gute Aufnahme. Dieselbe Erscheinung läßt sich auch durch die späteren Jahrhunderte der Geschichte bis in die neuere Zeit hinein verfolgen. In den Zeiten des Mittelalters, als Rohheit und Raubsucht den Charakter des Lebens bildeten, und das Mönchthum schon längst ausgeartet war, als die Ritterschaft der Schwelgerei und Prachtliebe nachging, ein großer Theil der Geistlichkeit aber und die Tempelherrn in Verworfenheit gesunken waren,

und als dieses Leben der Ritter und Priester sogar in Gesängen verherrlicht wurde, entstanden die Bettelorden und die Karthäuser, deren Leben und Lehre jenem Treiben ganz und gar entgegengesetzt war, und deshalb allgemeinen Beifall erhielt. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gingen aus eben denselben niederländischen Städten, in welchen damals der Wohlstand Sittenverderbniß und Übermuth erzeugt hatte, fromme Büßer-Secten, wie die Beguinen und Begharden, hervor, und wurden in jenem Land so freudig aufgenommen, daß fast kein Ort zu finden war, der nicht eine Anzahl derselben unter seinen Bürgern gezählt hätte. In eben demselben Lande wirken nachher, mitten in der herrschenden Üppigkeit, Thomas a Kempis und andere Männer, welche ein ernstes Leben der Frömmigkeit und Betrachtung predigten. In England entwickelten sich, unter der Herrschaft der üppigen Stuart's, die auf Enthaltsamkeit dringenden Lehren der Quäker und Independenten, sowie in Frankreich, unter Ludwig XIV. und der Regentschaft, die strenge Secte der Jansenisten. Bald nachher faßten in Frankreich, unter der weichlichen und sittenlosen Regierung Ludwig's XV., die Lebensansichten der Cyrenaiker und Cyniker neben einander Wurzel, jene durch Voltaire's, Diderot's und Helvetius Theorieen, diese durch Rousseau's Lehre von einem Naturzustand und rein moralischen Leben repräsentirt.

So bieten also die Ansichten, die den Lehren Aristipp's und Antisthenes zu Grunde liegen, eine Erscheinung dar, welche für die innere und äußere Geschichte des ganzen Menschengeschlechts von der größten Bedeutung ist. In Bezug auf das Alterthum insbesondere mögen einige Bemerkungen über beide Lehren die Wichtigkeit derselben ausführlicher andeuten. Aristippus wandte die von Sokrates gegebene Anregung auf das feinere Leben und seine Genüsse an. Nach seiner Lehre bestand die wahre Philosophie in der Kunst, die sinnlichen und geistigen Genüsse weise mit einander zu verbinden. Im Grunde ist eine solche Philosophie eher ein Ton, ein Takt, eine Weise des Lebens zu nennen, als ein System oder eine eigentliche Lehre. Aristippus selbst hatte es hierin bis zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit gebracht, und besaß im ausgezeichnetsten Grade das Talent, abwechselnd alle feineren und gröberen Genüsse mit Maß und Anstand zu genießen, ohne

daß die Geſundheit Schaden litt, oder der Würde eines Mannes von ſeiner Bildung etwas vergeben wurde. Seine Lehre vom weiſeſten Lebensgenuß oder die Kunſt, geiſtige und körperliche Genüſſe zweckmäßig und auf anſtändige Weiſe mit einander zu verbinden, fand in der griechiſchen Welt großen Beifall; ſie wurde namentlich auch an den Höfen der aus Alexander des Großen Eroberungen hervorgegangenen griechiſchen Reiche bereitwilligſt aufgenommen. Welche Lehre hätte aber auch für die feine Welt und für den Hof dieſer Reiche paſſender ſein können, als eine Philoſophie, mit welcher man zugleich die Wiſſenſchaften und Künſte beſchützen und treiben, allen Vergnügungen nachjagen, und der auf Luxus gegründeten Induſtrie freien Spielraum gewähren konnte! Dieſe Philoſophie wurde daher auch die höchſte Lebensregel für die erſten ptolemäiſchen Könige in Egypten, für die Beherrſcher des nach Alexander's Tode in Syrien entſtandenen Reiches, für die Fürſten von Pergamum, für Sulla und die nach ihm in Rom waltende Ariſtokratie, ſowie für einen Theil der beſſeren römiſchen Kaiſer.

Schon zu Lebzeiten des Stifters breitete ſich dieſe Lebensphiloſophie ſehr aus, und Ariſtipp's Perſönlichkeit trug nicht wenig dazu bei, da er Takt und Feinheit im Benehmen, großen Anſtand und namentlich auch eine ausgezeichnete Dialektik und Beredſamkeit beſaß. Er ſpielte, wie bereits früher in der Geſchichte Plato's angegeben wurde, am Hofe von Syrakus eine wichtige Rolle, und das Beiſpiel des jüngeren Dionyſius, welcher der Philoſophie Ariſtipp's ſein Ohr lieh, zeigt am beſten, wie gefährlich eine ſolche Lehre allen denen werden kann, welche ſtärkere Leidenſchaften haben, als Ariſtippus ſelbſt gehabt zu haben ſcheint. Beſonders großes Glück machte die cyrenaiſche Philoſophie in der Vaterſtadt ihres Stifters und bei den reichen Handelsherrn der Inſel Aegina, unter welchen Ariſtippus zuerſt lehrend auftrat. Ariſtipp's Philoſophie mußte von allen Reichen und Vornehmen um ſo begieriger aufgenommen werden, da ein zugleich ſo gebildeter Philoſoph und ſo feiner Weltmann, wie Ariſtippus war, ſie vortrug, und da er ſie dialektiſch und redneriſch ebenſo gut zu beweiſen und zu vertheidigen verſtand, als Plato die ſeinige. In Cyrene gewann dieſe Lehre namentlich noch dadurch vielen Boden, daß Ariſtipp's ſchöne Tochter Arete, welche von ihrem Vater mit der größten Sorgfalt erzogen

worden war, eine Schule stiftete, und die cyrenaische Philosophie öffentlich vortrug.

Nach Aristipp's und seiner Tochter Tod artete die cyrenaische Philosophie bald bis zur Verwerfung jeder Moral aus, und der Umstand, daß die späteren Nachfolger Aristipp's, besonders Theodorus von Cyrene, auch die Religion angriffen, hatte zur Folge, daß man sich nicht gern mehr öffentlich zu dieser Lehre bekannte. Um das Jahr 300 v. Chr. ward von Epikur eine Philosophie gelehrt, die von demselben Grundsatz ausging, wie die Lehre Aristipp's, und durch welche die entartete cyrenaische Philosophie in einer neueren und besseren Form wiederhergestellt wurde. Diese Lehre gehört jedoch erst dem folgenden Zeitraum der griechischen Geschichte an.

Wie Aristipp's Philosophie mit den Verhältnissen seiner Geburt, mit seiner Erziehung und mit dem Reichthum und Luxus seiner Vaterstadt Cyrene zusammenhing, so ist auch des Antisthenes Lehre, neben dem oben angegebenen allgemeinen Grunde, von seiner Herkunft und seinen Vermögensumständen herzuleiten. Antisthenes war von geringen Eltern geboren, besaß nicht einmal das volle athenische Bürgerrecht, und wohnte im Piräus, wo das Schiffervolk und die ärmeren Bürger lebten; ganz diesen Verhältnissen entsprechend wandte er sich mit seiner Philosophie ebenso den niederen Ständen zu, wie Aristipp mit der seinigen den höheren. Er verzweifelte an der Möglichkeit, die höhere Klasse der Gesellschaft zu bessern, er entsagte also der Bestrebung seines Lehrers Sokrates, welcher eine für alle Stände passende Moral gelehrt hatte, und richtete sein Augenmerk blos auf den rohesten, aber auch noch unverdorbenen oder wenigstens doch noch nicht völlig erschlafften Theil der Nation. Er ließ sich daher auch nicht, wie fast alle damaligen Philosophen, für seinen Unterricht bezahlen. Antisthenes war ein entschiedener Feind der höheren Stände und des weiblichen Geschlechts, und goß über Beide den bittersten Spott aus. Auch trug er seine Lehre in der Anlage Cynosarges vor, wo in einer daselbst befindlichen öffentlichen Ringschule diejenigen Jünglinge zusammenzukommen pflegten, welche an den Leibesübungen der freien Bürgersöhne keinen Antheil nehmen konnten. Alle diese Umstände waren keineswegs geeignet, der Lehre des Antisthenes größes

Ansehen zu verschaffen. Aber er selbst hatte es auch darauf gar nicht abgesehen. Er wollte offenbar, wie die Stifter vieler Mönchsorden und wie in der neueren Zeit Rousseau, durch Beispiel und Lehre zeigen, daß der Mensch nur wenig bedarf, um glücklich zu sein, und daß der Zustand, auf welchen die Völker durch fortschreitende Betriebsamkeit sich hinaufschrauben, etwas ganz Unnatürliches ist. Antisthenes wollte keine Schule stiften, sondern nur eine kleine Zahl von Männern bilden, welche gleich ihm der Weichlichkeit Hohn sprächen und nach strengen Grundsätzen lebten. Daß seine Lehre je allgemein angenommen werde, hoffte er gewiß selbst nicht; denn hätte er dies erwartet, so würde er sie gewiß in einer anderen Art und Weise der Welt vorgetragen haben. So ging also des Antisthenes Lehre aus den unteren Ständen des athenischen Volks hervor und wurde nur für diese gelehrt.

Es liegt der Philosophie des Antisthenes der große Gedanken zu Grunde, daß die Seele dessen, der sich selbst besiegt, mitten in einer Welt voll Thoren allein weise, mitten unter Sklaven allein frei ist, und daß der wahrhaft Weise keiner Bücher und Systeme, sondern nur der Natur und der Selbsterkenntniß bedarf. Die edelsten Weisen und Regenten des Alterthums haben diesen Gedanken als den erhabensten bewundert, den der menschliche Geist zu fassen im Stande ist. Die christliche Kirche hat denselben sogar geheiligt, und auf ihn die Institute der Dominikaner, Kapuziner und Franziskaner gegründet. Es hat sich aber immer gezeigt, daß die Ausführung und richtige Anwendung dieses Grundsatzes ebenso, wie die der cyrenaischen Lehre, eine eigentliche Anlage und einen Takt voraussetzt, welche nur selten gefunden werden. Antisthenes selbst, sowie die zwei ausgezeichnetsten Anhänger seiner Lehre, Diogenes und Krates, besaßen diesen Takt und dieses Talent: sie lebten, wie sie lehrten, und die beiden Letzteren brachten daher auch die neue Lehre für eine kurze Zeit zu großem Ansehen. Solche Männer waren aber nur seltene Ausnahmen, und es ging mit der cynischen Philosophie, wie es mit allen übermäßig strengen und den Grundbedingungen der menschlichen Gesellschaft widerstreitenden Lehren und Secten gegangen ist; sie selbst veränderte bald ihr Wesen, und ward durch eine rasche Entartung zu einer bloßen Maske der Gemeinheit und des Schmutzes. Ganz auf dieselbe

Weiſe ſind die ſich ſelbſt quälenden Frommen und Weiſen des Orients zu einer Art von Gauklern geworden, und die Fakir's und Derwiſche werden wegen der gleichen Entartung von ihren eigenen Glaubensgenoſſen ſchon längſt nur als unverſchämte Bettler angeſehen. Ebenſo hatte auch das Mönchthum ſchon hundert Jahre nach ſeiner Entſtehung, das Inſtitut der Bettelorden aber noch früher ſeine Natur geändert, und die begeiſterten Frommen des Mittelalters, wie die des neueren Englands und Frankreichs, arteten bald in Fanatiker oder in Heuchler aus. Der Cynismus ſelbſt ſank, nicht lange nach dem Tode ſeines Stifters, ſo tief, daß ſein Namen ſeitdem zur Bezeichnung einer Gemeinheit, welche jedem Anſtande und jeder Scham entſagt hat, gebräuchlich geworden iſt.

Die ausgezeichnetſten und berühmteſten Anhänger der Lehre des Antiſthenes waren Diogenes von Sinope und Krates von Theben, von welchen jener ein Schüler des Stifters, dieſer aber ein Schüler von jenem war. Diogenes, welcher 414 v. Chr. in der paphlagoniſchen Stadt Sinope geboren wurde und im Jahre 324 ſtarb, iſt durch ſeine höchſt ſonderbare Erſcheinung ſo berühmt geworden, daß die Geſchichte dieſes Philoſophen durch Anekdoten vielleicht mehr, als die irgend eines anderen Mannes des Alterthums, entſtellt worden iſt. Er kam ſchon in früher Jugend nach Athen, und wurde daſelbſt einer der eifrigſten Schüler des Antiſthenes. Später lebte und lehrte er in Korinth. Den Grundſätzen der cyniſchen Lehre gemäß beſtrebte er ſich, ſo wenige Bedürfniſſe als nur möglich zu haben. Darauf beziehen ſich manche jener Erzählungen, von welchen man nicht beſtimmen kann, was in ihnen wahr oder unwahr iſt. Seine Wohnung ſoll, während er in Korinth lebte, ein Faß geweſen ſein, wobei man jedoch nicht an unſere Fäſſer, ſondern an die großen thönernen Weinbehälter der Alten denken muß. Sein ganzes Hausgeräthe ſoll in einer Schale beſtanden haben, mit welcher er ſich das Waſſer zum Trinken aus dem Brunnen ſchöpfte. Auf einer Reiſe nach Sicilien fiel Diogenes in die Hände von Seeräubern, welche ihn als Sklaven verkauften. Ein Korinther erhandelte ihn auf dem Sklavenmarkte, und machte ihn zum Aufſeher ſeines Hauſes und zum Erzieher ſeiner Kinder. In dieſer Lage blieb er bis zu ſeinem Tode.

Die ſpäteren Griechen haben dem Diogenes allerlei witzige Äußerungen zugeſchrieben. So wird z. B. ein Ausſpruch von ihm berichtet, der offenbar nur eine Übertragung des oben mitgetheilten Tadels iſt, welchen Sokrates über Antiſthenes ausgeſprochen haben ſoll. Als nämlich Diogenes einſt bei den olympiſchen Spielen einige junge Leute aus Rhodus in prachtvoller Kleidung auftreten ſah, rief er aus: „Nichts als Stolz!“. Gleich nachher ſagte er beim Anblick einiger nachläſſig gekleideten Spartaner: „Ebenfalls nichts als Stolz, nur ein Stolz anderer Art!“. Als ihn jemand nach ſeiner Rückkehr von Olympia fragte, ob viele Menſchen dort geweſen wären, antwortete er: „Viele Zuſchauer, aber nur wenige Menſchen!“. Eines Tages ſoll Diogenes um die Mittagsſtunde mit einer brennenden Laterne auf dem Marktplatz von Athen umhergegangen ſein. „Was machſt du denn?“, fragte man ihn. „Ich ſuche einen Menſchen!“, antwortete Diogenes.

Durch ſolche und viele anderen Ausſprüche und Anekdoten wurde das Andenken eines Mannes verewigt, welcher allerdings einzig in ſeiner Art und darum für ſeine Zeitgenoſſen wie für die Nachwelt eine unbegreifliche Erſcheinung war; denn was hätte den Griechen jener Zeit ſonderbarer vorkommen können, als ein Philoſoph, der aus der Philoſophie nicht, wie alle übrigen Lehrer der Weltweisheit, ein Handwerk machte, und nicht, wie alle ſeine Zeitgenoſſen, vornehm, ſondern gering ſein wollte! Da Diogenes dreiſt genug war, alle Wiſſenſchaften, Künſte und Erfindungen eines an geiſtige Unterhaltung und an Bequemlichkeiten gewöhnten Zeitalters, ſowie alle damaligen Schulweiſen zu verſpotten, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die greiſtreichſte Nation der Welt die ſchärfſte Lauge ihres Witzes über ihn ausgegoſſen hat, und daß aus dieſem Grunde ſeine Sonderbarkeiten bis ins Wunderlichſte entſtellt worden ſind. Ob zu dieſen Übertreibungen und Erdichtungen auch dasjenige gehört, was von ſeiner Zuſammenkunft mit Alexander dem Großen erzählt wird, iſt nicht zu ermitteln. Unbezweifelt gewiß iſt das Eine, daß Alexander ihn bewunderte. Dieſe Bewunderung macht, gegenüber dem Spott der feilen Griechen, die den König umgaben, dem macedoniſchen Helden und ſeiner Einſicht in das menſchliche Weſen mehr Ehre, als irgend einer ſeiner glänzendſten Siege. Übrigens gibt die Zuſammenkunft Alexander's mit Diogenes auch

den sichersten Beweis, daß Diogenes nicht der lächerliche Sonderling und halbe Narr war, der er, nach einigen jener vielen Anekdoten von ihm, gewesen zu sein scheint; denn daß Alexander ihm dann die Ehre des Besuchs und einer achtungsvollen Antwort nicht erwiesen haben würde, darf man einem Schüler des Aristoteles wohl zutrauen. Alexander ließ sich nämlich bei Gelegenheit der griechischen Nationalversammlung, die er bald nach seiner Thronbesteigung in Korinth hielt, zu Diogenes führen, welcher vor den Mauern der Stadt wohnte. Er fand den Philosophen vor seinem Fasse liegen, um sich zu sonnen. Alexander unterhielt sich lange mit Diogenes, und fragte ihn zuletzt, ob er ihm irgend einen Gefallen erweisen könne. „O ja, war des Philosophen Antwort; sei so gut, mir ein wenig aus der Sonne zu gehen." Alexander's Gefolge, welches nur Schmeicheleien zu reden und zu hören gewohnt war, wurde aufs höchste gegen Diogenes aufgebracht, weil derselbe eine dargebotene Gunst des Königs verächtlich zurückzuweisen wagte. Alexander aber erkannte die ganze Größe eines Mannes, welcher seinerseits ebenso die Welt zu entbehren im Stande war, wie andererseits der König selbst die Kraft in sich fühlte, sie erobern und besitzen zu können. Er verwies seiner Umgebung ihren Unwillen mit dem berühmten Ausspruch: „Er hat Recht, und wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein!"

Des Diogenes Schüler, Krates von Theben, dessen treffliche Gattin Hipparchia ebenfalls die cynische Philosophie lehrte, war der edelste und in seinem Wirken segensreichste von allen Bekennern dieser Lehre. Auch genoß er in Athen allgemeine Achtung; eine Schule wollte und konnte er jedoch nicht stiften, weil Menschen, wie Krates und seine Gattin, in der Welt immer sehr selten sind, eine Lehre wie die der Cyniker aber vom Leben und Wandel durchaus nicht getrennt werden kann. Nach Krates Tod artete die cynische Philosophie sehr schnell und in hohem Grade aus. Schon die Männer, welche unmittelbar nach diesem edlen Philosophen als Lehrer der cynischen Weisheit auftraten, überschritten die Grenzen des Wohlstands und der Schicklichkeit, und machten ihre eigene Unverschämtheit zum Hauptbegriff der cynischen Lehre. Die Beschreibungen dieser unwürdigen Cyniker, welche in den Schriften

des Alterthums ſich finden, paſſen vollkommen auf die ausgearteten Bettelmönche des vierzehnten Jahrhunderts, die im Grunde eine Art chriſtlicher Cyniker waren. Übrigens lebte im folgenden Zeitraum der Cynismus, durch die von Zeno geſtiftete ſtoiſche Philoſophie, in einer ſehr veredelten Weiſe wieder auf.

6. Redekunſt oder Staatswiſſenſchaft.

Der Zeitraum vom peloponneſiſchen Krieg bis auf Alexander des Großen Thronbeſteigung iſt die Blüthezeit der griechiſchen Redekunſt, welche damals alle zur Staatsverwaltung nöthigen Wiſſenſchaften in ſich begriff. Sie war unter den Griechen ebenſo, wie die Poeſie, eine Naturgabe, und läßt ſich deshalb ſchon in Homer's Gedichten, dem älteſten griechiſchen Schriftwerke, als ein angeborener Charakterzug dieſer Nation erkennen. Die Art und Weiſe derſelben war allerdings nach Zeitaltern, Stämmen und Verfaſſungen verſchieden, und man mußte z. B. ganz andere Mittel gebrauchen, um auf die ernſten und erfahrenen Greiſe des ſpartaniſchen Senats zu wirken, als wenn es darauf ankam, das bewegliche und leichtſinnige atheniſche Volk zu irgend einem Entſchluſſe zu beſtimmen. Indeſſen war die Beredſamkeit der Griechen, ungeachtet ſolcher Unterſchiede, doch ſtets nicht eine erlernte Kunſt, ſondern eine natürliche Eingebung, ein angeborenes Talent, bis ſie im fünften Jahrhundert vor Chriſto wiſſenſchaftlich ausgebildet zu werden begann. Daß ſie erſt damals zu einer eigentlichen Kunſt gemacht wurde, und erſt nach dem Beginne der Entartung des griechiſchen Geiſtes ihre höchſte Vollendung erhielt, hat einen ganz natürlichen Grund, welcher ſich aus der nachfolgenden Darſtellung ihres Entwickelungsganges ergeben wird.

Die Beredſamkeit hatte bei den Griechen eine ſo große Bedeutung, daß ſie in dieſer Hinſicht mit der Redekunſt keines einzigen ſpäteren Volkes zu vergleichen iſt. Der Grund davon liegt theils in jener natürlichen Anlage des griechiſchen Volkes, theils aber auch in einem beſonderen Umſtande anderer Art. Die Beredſamkeit iſt nämlich von Freiheit und Öffentlichkeit des Lebens unzertrennlich. Deshalb findet ſie ſich überall, wo dieſe beſtehen. Sie kommt dann in ihrer kunſtloſen Geſtalt ſelbſt bei ſolchen Völkern vor, welche ent-

weder noch gar keine oder nur eine geringe Cultur besitzen. Wir finden sie daher ebensowohl bei den nordamerikanischen Wilden und den alten Germanen, als bei den Griechen des Homerischen Zeitalters. Sie ist aber in einem solchen Zustande der Cultur immer nur ein bloßer Erguß der natürlichen Bewegung des Geistes und Herzens. Wie sehr jedoch das griechische Volk schon in seiner frühesten Zeit durch diese natürliche Beredsamkeit sich vor anderen Völkern auszeichnete, geht daraus hervor, daß von den späteren Lehrern der Redekunst, obgleich dieselben auf das Kunstgerechte im Vortrag den größten Werth legten, die in Homer's Gedichten vorkommenden Reden als Muster angesehen und benutzt wurden. Die Beredsamkeit blieb auch bei der fortschreitenden Cultur der Griechen noch lange Zeit von allen Regeln der Kunst frei, weil die Lage der Dinge in den griechischen Staaten so beschaffen war, daß Alles stets mehr durch die Sache selbst, als durch Worte entschieden wurde.

In diesem Zustande blieb die Beredsamkeit der Griechen bis etwa in die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christo. Damals wurden die Verhältnisse der Staaten im Inneren und Äußeren verwickelter, die Bildung allgemeiner, das Wissen mannichfaltiger und die Dialektik und Sophistik fanden überall Eingang; deshalb erforderte seitdem auch das öffentliche Reden von einem Jeden eine gewisse philosophische Bildung, sowie staatswissenschaftliche Studien und einen Takt, welcher nicht mehr blos durch Lebenserfahrung erworben werden konnte. Von dieser Zeit an wurde es daher auch immer seltener, daß jemand in der Volksversammlung oder vor Gericht redend auftrat und einen Rath ertheilte, der sich nicht den Staatsgeschäften ausdrücklich gewidmet, und für dieselben wissenschaftlich ausgebildet hatte. Damals entstand daher zuerst eine eigentliche Kunst der Rede und eine Art von Staatswissenschaft. Der erste Staatsmann, mit welchem dieses bemerkbar zu werden begann, war Themistokles; doch legte man zu seiner Zeit noch nicht auf die Form, sondern nur auf den Gehalt der Rede Werth, und die Beredsamkeit war daher immer noch nicht eine nach Regeln erlernte Kunst. Erst von Perikles Zeit an wurde sie dies.

Der erste Mann, welcher in Athen eine Schule der Redekunst hielt, und die Beredsamkeit nach Regeln lehrte, war Antiphon, ein jüngerer Zeitgenosse des Perikles. Er war 479 v. Chr. geboren, und gehörte zu jenen Verschworenen, welche mitten im peloponnesischen Krieg zu Athen gewaltsam eine oligarchische Regierung einsetzten (s. Th. I. S. 466). Er wurde nach dem Sturze der schändlichen Oligarchen wegen Verrätherei verurtheilt, und starb in der Verbannung. Antiphon war auch der erste Athener, der gegen Bezahlung für Beklagte und Volksführer Reden verfertigte, welche dann von diesen auswendig gelernt und vorgetragen wurden. Er legte also, mit andern Worten gesagt, eine Redefabrik in Athen an. Vorher soll er in Korinth eine Bude mit der Inschrift: „Hier werden Unglückliche getröstet" aufgeschlagen haben, und er wäre also anfangs ein bloßer Marktschreier gewesen, welcher philosophischen Trost feil bot. Wegen aller dieser Umstände würde Antiphon kaum der Erwähnung werth sein, wenn er nicht dadurch eine große Wichtigkeit hätte, daß er zuerst eine Schule der Beredsamkeit in Athen eröffnete, und folglich das, was seither blos Talent gewesen war, in eine Kunst umwandelte. Er stellte in derselben Redeübungen an, schrieb außerdem Anweisungen zur Redekunst, und versetzte also die Beredsamkeit, welche seither, als etwas blos Öffentliches, mit dem Staate und seinen Angelegenheiten unzertrennlich verbunden gewesen war, aus dem Leben in die Schule. Endlich hat Antiphon auch dadurch eine Bedeutung, daß Thucydides, Alcibiades und der Redner Lysias seinen Unterricht genossen. Übrigens haben sich unter seinem Namen einige Reden erhalten, diese sind aber wahrscheinlich insgesammt unecht.

Während Antiphon zu Athen die Beredsamkeit in eine Schulwissenschaft umschuf, ward in Sicilien die Philosophie auf dieselbe angewendet. Zwei Männer, Korax und Tisias, schrieben daselbst Anweisungen zur Redekunst, und auch die Sophisten, welche gerade damals anfingen ihr Wesen zu treiben (s. oben S. 233) warfen sich auf die Redekunst, und machten dadurch, daß sie dieselbe mit ihren philosophischen Fertigkeiten in Verbindung brachten, das größte Glück. Die Sophisten wandten sich nach Athen, wo die zügellose Volksherrschaft ihnen das beste Feld öffnete, und wo überdies Antiphon durch seine ganz schulmäßige Redekunst der

Wortkünstelei den Weg gebahnt hatte. Bald wurden die Verhandlungen vor Gericht und im Volke ganz sophistisch geführt, und dieses Unwesen drang selbst in den Verkehr des geselligen Lebens ein, so daß schlechterdings jeder Gebildete sich mit der Sophistik und der auf ihr beruhenden Art von Beredsamkeit vertraut machen mußte. Alles strömte, um die neue Weisheit zu erlernen, zu Gorgias, Protagoras und andern Sophisten, welche dadurch Gelegenheit erhielten, sich die größten Reichthümer zu erwerben. Die Revolution, welche auf diese Weise durch die Sophisten in der Redekunst herbeigeführt wurde, trat jedoch nicht sogleich ein; denn es war noch zuviel gesunder Sinn und Geschmack vorhanden, und einige verständigeren Männer, namentlich Sokrates, kämpften nicht ohne Erfolg gegen die einbrechende Verirrung. Dadurch ward die umgestaltende Einwirkung der Sophistik auf die Redekunst noch eine Zeitlang gehemmt, und so kam es denn, daß mitten in der Zeit in welcher die sophistischen Fertigkeiten und Künsteleien unter den Athenern förmlich Mode wurden, auch noch einige Redner auftraten, die ganz frei davon waren.

Unter diesen Männern war der berühmte Redner **Andocides** der ausgezeichnetste. Andocides, welcher 468 vor Ch. geboren war, wurde in den Proceß des Alcibiades wegen der Entweihung der Mysterien und des an den Hermes-Säulen verübten Frevels (siehe Th. I. Seite 455) verwickelt, und entging dabei nur mit Mühe der Todesstrafe. Er wurde später dreimal genöthigt, Athen zu verlassen, und starb zuletzt auch in der Verbannung (400 v. Chr.) Dieser Mann gehörte noch ganz der ungekünstelten Beredsamkeit der älteren Zeit an. Er erscheint in den Reden, welche sich von ihm erhalten haben, nirgends als Redekünstler, sondern überall als ein Geschäftsmann, der immer gleich auf die Sache selbst losgeht, sich von allem Gesuchten in der Sprache frei hält, und von Pathos, Sophistik und allgemeinen philosophischen Sätzen nichts wissen will.

Neben Andocides und einigen andern Männern von ähnlicher Art schlugen die übrigen Staatsmänner den Weg ein, auf welchen Antiphon und die Sophisten die Redekunst geführt hatten. Auch die Schüler des Sokrates förderten diese Richtung durch die populäre Philosophie, die sie vortrugen, und durch die neue Art von Sophistik, welche sie und ihr Meister hervorgerufen hatten. Die

für dieſe Entwickelung der künſtlichen Beredſamkeit einflußreichſten Männer waren Euripides, Theodorus und Lyſias. Euripides nämlich trat zwar nie vor Gericht oder in der Volksverſammlung auf, er hatte aber die ganze redneriſche Bildung ſeiner Zeit ſich angeeignet, und wandte ſie in ſeinen Tragödien an. Da nun ſeine Stücke überall in Griechenland mit dem größten Beifall aufgenommen wurden, und der Dialog derſelben allgemein als Muſter der feineren Converſation angeſehen ward, ſo trug er ſehr viel dazu bei, daß die Sophiſtik in alle Theile des griechiſchen Lebens eindrang, und daß durch die ihm eigenthümlichen Künſteleien die neue Richtung der Beredſamkeit gefördert wurde. Theodorus von Byzanz trat zwar ebenſowenig als Euripides öffentlich auf, wirkte aber doch gleichfalls ſehr bedeutend auf die Redekunſt ein, und zwar namentlich dadurch, daß er die erſte ſyſtematiſche Darſtellung der neuen Art von Beredſamkeit ſchrieb.

Lyſias iſt unſtreitig der bedeutendſte von den drei genannten Männern. Er war der Sohn eines Syrakuſaners, wurde aber zu Athen geboren (459 v. Chr.). Im fünfzehnten Jahre ſeines Lebens wanderte er nach Thurium in Unteritalien aus, von wo er erſt zwei und dreißig Jahre ſpäter nach Athen zurückkehrte. Während dieſer langen Zeit bildete er ſich unter der Leitung des Tiſias und anderer Männer theoretiſch und praktiſch zum Redner aus, und er hatte gerade in Thurium die beſte Gelegenheit dazu, weil damals in Unteritalien und Sicilien die Redekunſt in voller Blüthe ſtand. In Athen genoß er hierauf den Unterricht des Antiphon und des Sokrates. Die Philoſophie des Letzteren faßte er gerade ebenſo auf, wie Euripides und Xenophon, d. h. er machte das Reelle und Praktiſche zum Ziel ſeiner Beſtrebungen. Er wurde zwar zum Bürger von Athen gemacht, es war aber dabei ein Fehler in der Form begangen worden, und Lyſias kam deshalb nie zum vollen Genuſſe des Bürgerrechts, er konnte alſo auch als eigentlicher Staatsmann nicht auftreten. Auf dieſe Weiſe von einer unmittelbaren Wirkſamkeit im Staate ausgeſchloſſen, beſchäftigte er ſich mit der Verfertigung von Reden für Andere, oder, wie wir das nennen würden, er errichtete ein Conſultations-Kabinet. Er verfaßte mehrere hundert Reden, von welchen noch vier und dreißig übrig ſind. Unter der Herrſchaft der dreißig Tyrannen mußte er

Athen verlassen, schloß sich an Thrasybul an, und trug nicht wenig zur Vertreibung jener Gewalthaber bei. Nicht lange nachher starb er.

Da Lysias fast nur durch Schriften wirkte, so war bei ihm die Redekunst blos eine rein wissenschaftliche, mit dem Leben nicht in unmittelbarer Beziehung stehende Beschäftigung. Seine Thätigkeit blieb zwar der Hauptrichtung angemessen, welche die Redekunst eingeschlagen hatte; aber er hielt sich doch, wie Andocides, von den Künsteleien Antiphon's und der Sophisten ganz und gar frei, und bahnte durch sein Beispiel der atheniſchen Beredsamkeit den Weg zu der Vollendung, welche sie später durch Demosthenes und Aeschines erhielt. Seine Sprache ist einfach, natürlich und gedrängt, von allem gesuchten Pathos und theatralischen Pompe frei; er sucht nur durch die Darstellung der Sache selbst zu wirken, und auch wo er das Gemüth seiner Zuhörer bewegen und rühren will, nimmt er nie sophistische Künste und gesuchte Ausdrücke zu Hülfe.

Unmittelbar nach Lysias erhielt die Beredsamkeit eine viel größere Bedeutung, als sie vorher gehabt hatte; denn es trat jetzt die Zeit ein, in welcher die Redekunst zugleich mit der Philosophie der wichtigste und unentbehrlichste Theil der Bildung wurde. Alle Verhältnisse dieser Zeit waren der Entwickelung der Redekunst sehr günstig, und es ist daher nicht zu verwundern, daß sie damals zu ihrer höchsten Blüthe gelangte. So lange die Dichtkunst und die Geschichte blühten, blieb die Beredsamkeit unvollkommen, weil sie noch keine Kunst, sondern blos Natur war. In demselben Grade aber, in welchem die Natur selbst mehr aus dem Leben schwand, und alle Verhältnisse verwickelter wurden, mußte die Beredsamkeit zugleich an Bedeutung gewinnen und kunstmäßiger werden. Die Dichtkunst erlag dem prosaischen Geiste der Zeit und der verfeinerten Bildung, die bessere Geschichtschreibung mußte untergehen, weil aus dem Leben alle Wahrheit geschwunden war; dagegen gewannen aber diejenigen geistigen Beschäftigungen, welche, wie die Philosophie und Redekunst, auf die bloße Erfahrung und Beobachtung fest und sicher gegründet und durch gereiftes Nachdenken entwickelt werden können. Für sie war aus der früheren Zeit noch genug Wärme und innere Bewegung vorhanden, der erweiterte Kreis der Kenntnisse und die größere Verwickelung der äußeren Zustände

vermehrten die Erfahrung, das überwiegende Verstandesleben gab den Begriffen dieselbe Bedeutung, welche vorher nur die Dinge selbst gehabt hatten. Das Künstliche und Schwierige endlich, welches in alle Lebensverhältnisse eindrang, machte die praktische Ausbildung des Verstandes und die Gewandtheit zu den unentbehrlichsten Eigenschaften aller derer, welche handelnd auftraten. Unter diesen Umständen mußten, im vierten Jahrhundert vor Christo, die Philosophie und die Redekunst vor allen andern geistigen Beschäftigungen emporblühen; jene ward durch Aristoteles, diese durch Demosthenes zu ihrer höchsten Vollendung gebracht.

Außer dem Geiste der Zeit im Allgemeinen förderten damals noch einige besonderen Umstände die Entwickelung der Beredsamkeit. Die zwei Menschenalter, welche vom Ende des peloponnesischen Kriegs an bis zur Schlacht bei Chäronea verflossen, waren ganz eigentlich eine Zeit der Diplomatie. Die Entscheidung wurde meistentheils weniger auf dem Schlachtfelde, als in den Zusammenkünften der Abgeordneten oder an den Höfen von Persien und Macedonien gegeben; das Übergewicht über andere Staaten konnte also nicht mehr allein durch die Überlegenheit in den Waffen erlangt und erhalten werden, sondern man bedurfte dazu wenigstens ebenso sehr der Gewandtheit im Unterhandeln und Täuschen, und die leitenden Männer des Staats hatten mehr im Kabinet, im diplomatischen Verkehr mit fremden Gesandten oder regierenden Fürsten, als in der Volksversammlung und im Senate zu wirken. Für eine solche Thätigkeit war die sophistische, gekünstelte Beredsamkeit, nicht blos als Bildungsmittel, sondern auch als erlernte Fertigkeit, die beste und unentbehrlichste Eigenschaft, welche ein Staatsmann besitzen konnte. Überdies war nach und nach alles das, was der Beruf des Staatsmannes erheischte, in den Bereich der Redekunst hineingezogen worden, so daß im vierten Jahrhundert vor Christo der Namen Redner, neben seiner wörtlichen Bedeutung, zugleich einen Mann bezeichnet, welcher alle Zweige des Staatswesens theoretisch und praktisch studirt hatte. Der Redner jener Zeit war also nicht mehr blos der Leiter des versammelten Volks oder seines Ausschusses, sondern ein Staatsmann im weitesten Sinne des Wortes; er mußte finanzielle und administrative Kenntnisse besitzen, alle politischen Verhältnisse genau kennen, das Gleich-

gewicht der Staaten künstlich zu erhalten wissen, und im Kabinet ebenso gewandt sein, als in der gesellschaftlichen Unterhaltung und auf der Rednerbühne.

Außerdem übte auch die Philosophie durch die Richtung, welche Sokrates und seine Schüler ihr gaben, einen mächtigen Einfluß auf die Förderung der Redekunst aus. Seit Sokrates suchten die Philosophen vorzugsweise das Wesen des Menschen und die Verhältnisse des Lebens zu erkennen und von den verschiedensten Seiten her aufzufassen; welche Vortheile mußte dies einer Kunst gewähren, die es zugleich mit der Vernunft und den Leidenschaften der Menschen zu thun hat!

Auch der Zustand der Schauspielkunst trug nicht wenig dazu bei, daß die Redekunst im vierten Jahrhundert vor Christo ihre höchste Vollendung erreichte. Die Schauspielkunst stand damals in voller Blüthe, sie genoß zu keiner anderen Zeit eine größere Achtung, und wurde in Griechenland nie von ausgezeichneteren Männern ausgeübt, als gerade damals (s. oben S. 189); dies mußte aber auf die Redekunst um so bedeutender einwirken, als das Mimische oder der Ausdruck durch Geberden im Orient und im südlichen Europa von jeher vorherrschten, und als der Sinn für Declamation und für Musik der Sprache zu allen Zeiten dort viel reger war, als im Norden.

Den eigentlichen Übergang von den Rednern der vorhergehenden Zeit zu der Vollendung, welche die Redekunst unter Philipp II. von Macedonien erreichte, bildet Isokrates, einer der wichtigsten Männer in der Geschichte der griechischen Geistesbildung. Isokrates war 436 v. Chr. zu Athen geboren, und lebte bis zum Jahr 338, wo er, im Schmerz über die auf dem Schlachtfeld von Chäronea untergegangene griechische Freiheit, sich selbst den Tod gab. Er war ein Schüler der Sophisten Prodikus und Gorgias. Wegen seiner schwachen Stimme und seiner angeborenen Schüchternheit wagte er nicht öffentlich als Redner aufzutreten. Er verfaßte statt dessen schriftliche Reden und eröffnete eine Schule zur Bildung von Rednern. Von den ein und zwanzig Reden des Isokrates, welche auf unsere Zeit gekommen sind, ist der sogenannte Panegyrikus sein ausgezeichnetstes Werk, und galt bei dem ganzen späteren Alterthum für eines der Hauptwerke der griechischen Literatur.

Dieſe Schrift, an welcher Iſokrates nicht weniger als zehn oder gar fünfzehn Jahre gearbeitet haben ſoll, iſt eine Lobrede auf die Athener, und hatte zugleich den Zweck, die Griechen zum Kampfe gegen die Perſer zu ermuntern.

Iſokrates vollendete durch unmittelbaren Unterricht, ſowie durch die Aufſtellung von neuen Regeln und Muſtern die ſchulmäßige Ausbildung der Beredſamkeit. Dadurch erhielt er die größte Bedeutung nicht blos für die Redekunſt, ſondern auch für die Bildung des menſchlichen Geſchlechts überhaupt; denn die Redner der nächſten Zeit, alle ſpäteren Geſchichtſchreiber des griechiſchen Volkes, die meiſten übrigen proſaiſchen Schriftſteller desſelben, ſowie Cicero und die anderen Redner der Römer bildeten ihren Vortrag nach des Iſokrates Vorſchriften und Muſtern. Die mächtige Wirkung, welche Iſokrates auf ſeine Landsleute ausübte, beruhte darauf, daß ſein Vortrag ganz und gar auf das feine Ohr eines Atheners berechnet war; auch auf ſpätere Zeiten und auf andere Nationen wirkte er, wie die meiſten neueren italiäniſchen Schriftſteller, durch den Rythmus und die Muſik der Sprache. Nie hat irgend ein Schriftſteller beſſer, als Iſokrates, alles, was hierzu gehört, zu berechnen verſtanden. Der kunſtreiche Bau der Perioden, die mit der ſorgfältigſten Rückſicht auf Wohllaut gemachte Anordnung der Wörter und Sätze, die ſich bis auf die einzelnen Sylben beziehende Harmonie aller Theile, die durchgehende Herſtellung eines Zeitmaßes und Klanges, ohne daß die Rede im mindeſten poetiſch ward, — dies ſind die Hauptvorzüge, wegen deren Iſokrates der Gegenſtand der Bewunderung und Nachahmung des Alterthums geworden iſt. Ungeachtet aller dieſer Vortrefflichkeiten aber iſt ſelbſt das ſchönſte Werk des Iſokrates einer Statue zu vergleichen, welche nicht durch Begeiſterung geſchaffen, ſondern mit berechnendem Nachdenken und ſorgfältigem Fleiße gearbeitet iſt. Man gewahrt in allen ſeinen Schriften ebenſo, wie in den franzöſiſchen Lobreden der neueren Zeit, überall nur die Abſichtlichkeit der Kunſt, es fehlt jedes wahre Leben, und das Gemüth des Leſers wird niemals tief ergriffen; denn Iſokrates hatte bei keiner ſeiner Reden den Zweck, irgend etwas im Leben ſelbſt auszurichten, ſondern er wollte nur für ſich und ſeine Schule Bewunderung erregen, ſein eigenes Herz und Gemüth hatte daher an der Bewegung,

welche er mit Worten auszudrücken suchte, nur einen sehr geringen Antheil. Die Staatsmänner, welche, wie Demosthenes und Cicero, in Isokrates den vollendeten Meister des Styls erkannten, konnten ihn recht gut zu ihrem Muster und Vorbild wählen, ohne doch in den gleichen Fehler zu verfallen, weil sie öffentlich auftraten, durch das Leben selbst zum Reden getrieben wurden, und mit ihren Werken unmittelbar in dasselbe einzugreifen beabsichtigten.

Übrigens hatte Isokrates noch das besondere Verdienst, daß er den Sinn seiner Schüler auf das wirkliche Leben richtete. Die gewöhnlichen damaligen Lehrer der Beredsamkeit verstrickten die jungen Leute in die Netze ihrer sophistischen Kunststücke; sie beschäftigten den Geist derselben mit unnützen Beweisführungen über abstracte philosophische Sätze, und hielten sie zur rednerischen Behandlung von solchen gleichgültigen Sachen an, welche keinen andern Werth hatten, als daß sie ganz ungewöhnliche Gegenstände von Reden wären, dadurch die Menge überraschten und so Gelegenheit gaben, vor derselben mit elenden Kunstfertigkeiten zu prahlen. Isokrates trat durch Lehre und Beispiel nachdrücklich gegen dieses Unwesen auf, und wies seine Schüler auf die wirkliche Welt und das thätige Leben als das eigentliche Ziel ihrer Bildung hin. Die berühmtesten Schüler des Isokrates waren die Redner Isäus, Lykurg, Hyperides und Demosthenes, die Geschichtschreiber Ephorus, Theopompus und Philistus und der Feldherr Timotheus, Konon's Sohn.

Die Zeit, in welcher Isokrates am thätigsten wirkte, war für die Ausbreitung der kunstgerechten, schulmäßigen Beredsamkeit die allergünstigste. Nach dem peloponnesischen Kriege nämlich, mit dessen Ende das kräftigste Mannesalter dieses Mannes begann, trat in der großen Bewegung des atheniſchen Volkes gleichsam eine Pause ein, welche bis zu Philipp's Zeit fortdauerte; die politische Bedeutung des atheniſchen Volkes war größtentheils geschwunden, und die erschütternden Stürme jenes langwierigen Kampfes hatten die Kraft desselben gelähmt. Diese Zeit der Ruhe war also ganz geeignet, in Athen die Beredsamkeit, welche seither immer in der unmittelbarsten Beziehung zum Staatsleben gestanden hatte, in die Schule zurückzudrängen und nach Regeln auszubilden. Gerade als dies durch Isokrates geschehen war, ging jene lange Pause zu

Ende, und es traten Umſtände ein, durch welche die Redekunſt in das öffentliche Leben zurückgerufen wurde, und den weiteſten Schauplatz der Thätigkeit erhielt. Die Thebaner konnten nämlich nach dem Tode des Epaminondas ihr errungenes Übergewicht nicht behaupten, Philipp von Macedonien bedrohte mit ſeiner unaufhörlich wachſenden Macht die Freiheit der griechiſchen Staaten auf eine immer bedenklichere Weiſe, Sparta war erſchöpft und ſah theilnahmlos den Fortſchritten Philipp's zu; Athen dagegen, welches vorzugsweiſe den Angriffen Philipp's ausgeſetzt war, erlangte im Kriege mit Macedonien ſein früheres Bewußtſein wieder, es ward noch einmal, wie einſt zur Zeit der Perſer-Kriege, die vorkämpfende und leitende Macht von Griechenland, und erhielt, wie damals, durch die Verhältniſſe ſelbſt die glänzende Aufgabe, an der Spitze der griechiſchen Nation den neuen Feind der Freiheit zu bekämpfen. So begann, gegen das Ende von Iſokrates Leben, die frühere politiſche Bewegung und Regſamkeit des atheniſchen Volkes von neuem, und die unterdeſſen kunſtgerecht ausgebildete Beredſamkeit wurde ſogleich in dieſelbe hineingezogen. Sie kehrte damals gleichſam aus der Einſamkeit und aus dem Dunkel der Schule in das lebendige Treiben der Volksverſammlung und in das Licht des Marktplatzes zurück, in welchem die todte Bildſäule des Iſokrates bald zu einer lebendigen Geſtalt wurde. Ja, die Redekunſt erhielt jetzt, wegen des ganz diplomatiſchen Charakters der Zeit, ſogar eine noch viel größere Bedeutung, als ſie je zuvor gehabt hatte. Sie wurde damals durch die ganze Lage der Dinge zugleich ihrer Vollendung raſch entgegengeführt. Philipp von Macedonien erreichte alle ſeine Zwecke hauptſächlich durch die Kunſt der Unterhandlung, und ſeine militäriſchen Unternehmungen dienten ihm im Grunde weniger, um ſich eine größere Macht zu erwerben, als um das Erworbene zu ſichern und zu behaupten. Seine Feinde mußten ihm alſo auch auf die gleiche Weiſe begegnen, und der griechiſche Staatsmann bedurfte daher von jetzt an der größten Gewandtheit im Unterhandeln, Reden und Schreiben, ſowie einer vollkommenen Einſicht in die Verhältniſſe der Staaten und Völker. Dadurch wurde der Geiſt des Staatsredners erweitert und zugleich ſeinem Talente ein größeres Feld der Thätigkeit eröffnet. Bei allen griechiſchen Völkerſchaften fühlte man jetzt das Bedürfniß der

eigentlichen Staatswissenschaft, und es drängte sich daher Alles zu der Redekunst, die durch Isokrates zum Inbegriff aller Staatsweisheit gemacht worden war. Athen, welches der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Nation war, und schon längst als die eigentliche Bildungsschule derselben angesehen wurde, ward auf diese Weise mehr, als jemals, der Sitz der politischen Weisheit des gesammten griechischen Volks. Ganz Griechenland holte jetzt seine Staatsweisheit von Athen, und auch Philipp scheute keine Kosten, um Männer, die sich in Athen gebildet hatten, in seine Dienste zu ziehen.

Von den vielen Männern, welche damals die gesammte Staatswissenschaft in sich vereinigten und unter dem Namen Redner in Ausübung brachten, sind Isäus, Demosthenes, Aeschines, Lykurg, Hyperides und Dinarchus die berühmtesten. Sie gehören mit Antiphon, Andocides, Lysias und Isokrates in den Kanon der Redekunst, oder in das Verzeichniß der ausgezeichnetsten griechischen Redner, welches im dritten Jahrhundert vor Christo von griechischen Gelehrten zu Alexandria aufgestellt wurde. Diese zehn Redner waren insgesammt Athener, mit alleiniger Ausnahme des Dinarchus, welcher zu Korinth geboren war, und des Isäus, von dem es ungewiß ist, ob Athen oder Chalcis auf Euböa seine Vaterstadt war; aber auch diese beiden Männer lebten und wirkten in Athen.

Isäus, dessen Geburts- und Todesjahr unbekannt ist, war ein Schüler des Lysias und Isokrates und einer der Lehrer des Demosthenes. Er war nicht Staatsmann, sondern hielt, wie Isokrates, eine Rednerschule und verfaßte, wie Lysias, Reden zum Gebrauch für Andere. Die Redeübungen, welche er durch seine Schüler anstellen ließ, waren alle auf das Praktische und die wirklichen Verhältnisse des Lebens gerichtet, und unterschieden sich dadurch sehr von dem, was seither in den meisten Rednerschulen und zum Theil sogar noch in der des Isokrates gebräuchlich gewesen war. Selbst Isokrates hatte nämlich noch Gegenstände, wie das Lob der Helena und anderer mythischen Personen, in einzelnen Reden behandelt und von seinen Schülern behandeln lassen, und die Sophisten hatten, um recht prahlen zu können, sogar die kleinlichsten Dinge mit pomphaften Worten besprochen; Isäus dagegen wandte

sich ganz allein den Verhältnissen des öffentlichen Lebens zu. Darin besteht seine eigentliche Bedeutung. Die elf von ihm noch übrigen Reden, welche insgesammt gerichtliche sind, haben mit Lysias Reden eine gewisse Ruhe und Würde gemein, stehen denselben aber darin nach, daß ihr Verfasser zugleich auch nach Glätte und künstlicher Zierlichkeit strebte.

Drei Männer sind es, welche nach Isäus die Kunst der Beredsamkeit auf ihren höchsten Gipfel erhoben, Demosthenes, Aeschines und Hyperides. Von ihnen ist Demosthenes der erste Redner nicht nur der Griechen, sondern des ganzen Alterthums überhaupt gewesen. Seine Größe gründete sich zwar zum Theil darauf, daß er alles dasjenige sich aneignete, was unmittelbar vor ihm für die Entwickelung der Redekunst gethan worden war; der Hauptsache nach aber war der Vorzug dieses Mannes angeborenes Genie und eigene Schöpfung. Dies geht schon aus seiner Bildungsgeschichte hervor, der wir deshalb hier einen Platz einräumen müssen.

Demosthenes war 385 v. Chr. in einem kleinen attischen Orte geboren, und gab, wie in der späteren politischen Geschichte angezeigt werden wird, sich selbst im drei und sechszigsten Jahre seines Lebens den Tod. Er war von Natur schwächlich und kränklich, und man erzählt vielerlei von der Art, wie er durch die größten Anstrengungen die Hindernisse, welche seine körperlichen Mängel ihm in den Weg legten, zu besiegen gesucht habe; in diesen Erzählungen ist aber Manches verdächtig. Seine schwache Stimme stärkte er, wie es heißt, dadurch, daß er öfters am Meeresufer das Tosen der Wellen zu überschreien sich bemühte; das Stottern soll er sich mit Hülfe von Kieseln abgewöhnt haben, indem er diese in den Mund nahm und dessen ungeachtet alle Arten von Lauten deutlich zu sprechen suchte; um endlich seine von Natur schwache Brust zu stärken, soll er öfters steile Anhöhen hinaufgegangen sein und dabei mit lauter Stimme Reden hergesagt haben. Philosophische Bildung erwarb er sich in den Lehranstalten des Plato und Isokrates, wo er zugleich der Sprache Meister ward. Den Isäus aber nahm er in sein Haus auf, und übte sich vier Jahre hindurch unter dessen Leitung. Was er diesem Manne verdankte, bestand nicht etwa in dem Ergebniß bloßer schulmäßiger Übungen, sondern in einer An-

eignung der ganzen Richtung des Isäus, die sich auf das Praktische und auf die Verhältnisse des Lebens bezog.

Demosthenes erfreute sich auf diese Weise eines so vortrefflichen mündlichen Unterrichts, wie er keinem andern Redner je geboten ward. Dazu kam noch, daß seine Jugend und sein erstes Mannesalter in eine Zeit fielen, in welcher gerade die Redekunst wieder als eigentlich praktische Wissenschaft zu blühen begann, und die Volksversammlung wie die Gerichte wahre Schulen der Beredsamkeit wurden. Nicht zufrieden mit allem diesem suchte Demosthenes sich auch durch Bücher zu belehren, eine Art des Unterrichts, welche sonst dem Alterthum fremd war: er verschaffte sich namentlich die Werke ausgezeichneter Redner, um sie sorgfältig zu studiren, und schrieb, wenn anders diese Nachricht zuverlässig ist, des Thucydides Geschichte ihres Styles wegen nicht weniger als achtmal ab. Endlich benutzte Demosthenes zu seiner Ausbildung auch die Schauspielkunst, welche zu seiner Zeit in der höchsten Blüthe stand. Er ließ sich schon früh von Satyrus und Neoptolemus, welche nächst Aristodemus die ersten Schauspieler ihrer Zeit waren, Unterricht geben. Trotz seiner großen Bemühungen, sich Anstand, Gewandtheit und richtiges Maß in der Haltung des Körpers und im Geberdenspiel anzueignen, blieb Demosthenes doch anfangs darin weit zurück. Ein dritter berühmter Schauspieler, Andronikus, welcher seine ersten öffentlichen Reden mit angehört hatte, machte ihn auf diesen Mangel aufmerksam, und half ihm durch belehrende Anweisung denselben beseitigen. Erst dann gelang es endlich dem Demosthenes, alles Äußeren im Vortrag oder dessen, was man die Action nennt, vollkommen Meister zu werden. Er erkannte seitdem die große Wichtigkeit dieses Theils der Redekunst so entschieden an, daß man folgende Äußerung von ihm erzählt. Als er eines Tags gefragt wurde, was für den Redner die Hauptsache sei, antwortete er: Die Action. Was aber nach dieser? Die Action. Und was ist denn das Dritte? Die Action.

Es haben sich ein und sechzig Reden des Demosthenes erhalten, von welchen ein Theil vor dem Senat und der Volksversammlung, die übrigen aber in verschiedenen Gerichten gehalten worden sind. Zwölf derselben beziehen sich auf das Verhältniß der Athener zu dem macedonischen Könige Philipp II. Das eigentliche

Meiſterwerk des Demoſthenes iſt die Rede, welche er zu ſeiner Rechtfertigung hielt, als der Senat beſchloſſen hatte, daß ihm zum Lohn für ſeine Verdienſte von Staatswegen ein goldner Ehrenkranz gegeben werden ſolle. Aeſchines hatte dieſen Beſchluß angegriffen, Demoſthenes trug aber mit jener Rede den Sieg über ſeinen Gegner davon.

Das Alterthum und die neuere Zeit haben mit einſtimmigem Preiſe die unübertroffene Meiſterſchaft des Demoſthenes anerkannt; ſeine glänzende Beredſamkeit an und für ſich ſelbſt iſt es aber nicht allein, was ſeine Wirkſamkeit für die Staats- und Culturgeſchichte der Griechen ſo wichtig machte, ſondern das Verhältniß, in welchem er zu ſeiner Zeit ſtand, und ſeine Thätigkeit als Staatsmann überhaupt. Demoſthenes war freilich, wie Hyperides und andere Redner, durch ſein Talent faſt ebenſo mächtig, als Philipp von Macedonien durch ſein Heer; aber dies beruhte nicht blos auf ſeiner großen natürlichen Anlage zur Beredſamkeit und auf der vollkommenſten Entwickelung derſelben, ſondern auch darauf, daß er die ganze Bildung des griechiſchen Volkes in ſich vereinigte, ſeine Zeit richtig erkannte und ſich die rechte Stellung zu derſelben zu geben wußte. Außerdem iſt aber hierbei namentlich noch der Umſtand zu beachten, daß in den Tagen des Demoſthenes die Wirkſamkeit eines Staatsredners ausgedehnter und mannichfaltiger war, als in irgend einer andern Zeit der Geſchichte. Die Redekunſt war damals ſo zu ſagen der Brennpunkt des geſammten griechiſchen Lebens. Der Redner war nicht nur ein Staatsmann nach allen möglichen Beziehungen dieſes Wortes, ſondern er vertrat auch die Stelle des eigentlichen Volkslehrers und des Dichters. Was einige wenige Menſchenalter vorher die Tragödie und noch früher die lyriſche Dichtkunſt geleiſtet hatten, das mußte jetzt der Staatsredner leiſten: er war das Organ alles deſſen, was die Zeit bewegte, der lebendige Mittelpunkt aller ihrer Beſtrebungen, die Quelle, aus welcher das Volk jede Belehrung ſchöpfte, die ihm Bedürfniß geworden war. Sogar die Unterweiſung in der praktiſchen Moral ſuchte man in den Staatsreden; ja, ſelbſt in Betreff der Vorſtellungen, welche an die Stelle der alten Religion getreten waren, bildeten dieſe die eigentliche Seele des griechiſchen Lebens

Die vielfachen Beziehungen, in welchen auf diese Weise Demosthenes zu seiner Zeit stand, können nicht durch bloße Schilderung der einzelnen Seiten und Charakterzüge seiner Wirksamkeit zur Anschauung gebracht werden. Das Staatsleben des Demosthenes, seine Stellung und sein Wirken kann man nur aus seinen hinterlassenen Schriften und im Zusammenhang mit der Geschichte selbst erkennen. Vermittelst einer einzelnen, stückweise mitgetheilten Rede aber einige Hauptpunkte anschaulich zu machen, würde hier zu vielen Raum erfordern. Es können daher nur einige Hauptzüge andeutungsweise vorgeführt werden.

Demosthenes besaß jene Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, Erfahrungen und Fähigkeiten, welche die zuvor angegebene Bedeutung der öffentlichen Beredsamkeit von jedem Staatsmann forderte. Er war tief in den Geist und in die Verhältnisse der Zeit eingedrungen, und wußte seine Stellung zu derselben so richtig zu bestimmen, daß er manchmal, wie z. B. beim letzten Zuge Philipp's nach Griechenland, recht eigentlich die gesammte Macht des athenischen Staats in seiner Person vereinigte. Ebendeshalb sind auch des Demosthenes Werke ein Spiegel des ganzen öffentlichen Lebens seiner Zeit, sowie sie andererseits die große Verschiedenheit zeigen, welche zwischen seiner durchaus praktischen Bildung und Thätigkeit und der bloßen Schulweisheit des Isokrates, der Advokaten-Beredsamkeit des Isäus und der nur mittelbaren Wirksamkeit eines Lysias bestand.

Leben und Bewegung in den Vortrag zu bringen, hat nie ein Redner in so hohem Grade verstanden, als Demosthenes. Er versetzt durch die Art der Darstellung seine Zuhörer stets mitten in die Ereignisse, auf welche seine Worte sich beziehen. Er entwickelt den Athenern nicht allein die Politik und Geschichte ihrer Zeit aufs klarste, sondern er belehrt sie zugleich auch, warum Alles geschehen sei, und zwar auf eine so bündige und lichtvolle Weise, als wenn er jeden seiner Zuhörer zum Staatsmanne bilden wolle. Dabei belegt er Alles mit Urkunden aus dem atheniſchen Archiv, und bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher er diese Aktenstücke gleichsam als lebendige Zeugen auftreten läßt, und sie zu gleicher Zeit benutzt, um einen Wechsel in die Scene zu bringen. Wenn

er ſich nämlich längere Zeit bei der Darſtellung und Auseinanderſetzung der Verhältniſſe verweilt hat, dann hält er plötzlich ein, und ruft dem Staatsſchreiber das kurze Wort „jetzt lies!“ zu. Dieſer tritt vor, um das Aktenſtück mitzutheilen, und ſo wird den Zuhörern durch eine neue Scene Erholung gewährt, dem Redner ſelbſt aber die Möglichkeit gegeben, Athem zu ſchöpfen und ſeine Kräfte zu ſammeln. Auf dieſe und manche andere Weiſe wechſelt Demoſthenes den Ton und die Art der Darſtellung, ſo daß die Zuhörer beſtändig gefeſſelt bleiben und nie ermüdet werden. Er gibt ſeinem Vortrage bald eine komiſche oder ſarkaſtiſche Wendung, durch welche die Zuhörer zugleich unterhalten und aufgeklärt werden, bald wird er wieder etwas ernſter, bald aber nimmt er einen völlig ernſten Ton an, um dem Volke entweder Staatsgrundſätze einzuſchärfen, die es vergeſſen hatte, oder ihm die Verhältniſſe auf eine ſo lichtvolle Weiſe vorzulegen, daß ſeine Zuhörer in alle Beziehungen der verwickelten Diplomatie ihrer Zeit eingeweiht werden. Nicht ſelten geräth er in eine tragiſche Bewegung, und führt dann die Athener gleichſam aus der Proſa ihrer Volksverſammlung und ihrer Gerichte vor jene Bühne, auf welcher die Meiſterſtücke ihrer Poeſie und ihrer unvergleichlichen Schauſpielkunſt ſie in eine ganz andere Welt zu verſetzen pflegten, als die des alltäglichen Geſchäftslebens war. Noch häufiger wandelt er ſeinen Vortrag in Fragen um, welche er an ſeinen Gegner oder an die Athener richtet und in ihrem Namen beantwortet; auf dieſe Weiſe verſteht er es, mit einer unnachahmlichen Geſchicklichkeit die Anweſenden aus ſtummen Zuhörern zu mitredenden und mithandelnden Perſonen zu machen, und ſo eine förmliche theatraliſche Scene zu ſchaffen, in welcher er bald mit dem Volke, bald mit ſeinen Gegnern, bald mit Beiden zugleich ſpielt. Ebenſo lebendig und natürlich iſt Demoſthenes bei jeder andern Wendung, welche er ſeinem Vortrag zu geben für gut findet. Er weiß mit durchaus ungekünſteltem Pathos und mit wahrhaft ſeelenvollem Feuer die Herzen ſeiner Zuhörer zu bewegen und zu erſchüttern. Er verſteht es, die erſchlafften Athener mit neuem Patriotismus zu erfüllen, indem er, mitten in der Darſtellung der Begebenheiten des Augenblicks und mitten in der Entwickelung deſſen, was die geſunde Staatsweisheit fordert, ſeine Zuhörer plötzlich anredet, ihnen zeigt, daß ſie allein die Stützen

der griechischen Freiheit seien, sie an die Großthaten ihrer Väter erinnert, und so den alten atheniſchen Geiſt in ihnen erweckt.

Sehr auffallend iſt nach unſern Sitten und Begriffen die große Derbheit, zu welcher Demoſthenes mitunter hinabſinkt, und die man nur mit dem, was in den Komödien der älteren Athener vorkam, vergleichen kann. Er wird dann ſo heftig, und ergießt ſich in einen ſolchen Strom von Schmähungen, daß ſeine Worte manchmal ſogar noch unter dem ſtehen, was die komiſche Bühne zu Athen ſich erlaubte. Dieſe für uns höchſt anſtößigen Derbheiten haben ihren Grund in den unter den Griechen herrſchenden Begriffen von äußerem Anſtand. Sie zeigen uns aber auch, wie ſehr man in der atheniſchen Republik der Natur und der Leidenſchaft freien Lauf laſſen durfte, um wie viel leichter man aber deshalb dort auch einen Staatszweck auf geradem Wege erreichen konnte, als in den Staaten der neueren Zeit, in welchen immer ſo viele äußeren Rückſichten zu wahren ſind.

Der furchtbare Gegner des Demoſthenes, Aeſchines, iſt derjenige Mann, welcher allgemein als der größte griechiſche Redner nach jenem anerkannt wird. In Armuth und Niedrigkeit geboren, widmete er ſich, wie es heißt, zuerſt der Schauſpielkunſt, und diente dann als Schreiber bei einigen Staatsmännern um Geld. Dieſer Laufbahn verdankte er, nächſt ſeinem angeborenen Talente, einen Theil von dem, worauf ſeine Größe als Redner beruhte. Über ſeine eigentliche Bildungsgeſchichte ſind die Angaben aus dem Alterthum verſchieden; nach der einen hätte er gar keinen Unterricht in der Beredſamkeit gehabt und für ſich allein ſeinen Weg gemacht, nach der anderen aber wären Iſokrates und Plato ſeine Lehrer geweſen. Aeſchines nahm erſt in ſeinem vorgerückten Lebensalter an den Staatsgeſchäften Antheil. Er wurde das Haupt der macedoniſchen Partei in Athen und der Nebenbuhler und Gegner des Demoſthenes. Als er den oben erwähnten Vorſchlag des Senats daß dem Demoſthenes ein goldener Kranz gegeben werden ſolle, angegriffen hatte und dabei ſeinem Gegner unterlegen war, verfiel er in die Geldſtrafe, welche zu Athen über jeden verhängt ward, der bei einer Anklage nicht wenigſtens den fünften Theil der Stimmen für ſich hatte. Da er die geſetzliche Buße nicht bezahlen konnte, ſo mußte er ſeine Vaterſtadt verlaſſen (330 v. Chr.). Er

begab ſich nach Rhodus, wo er eine Rednerſchule gegründet haben ſoll, und von da ſpäter nach Samos. Hier ſtarb er, nicht lange nach ſeiner Ankunft, im fünf und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters (317 v. Chr.).

Wir beſitzen nur drei Reden des Aeſchines, von welchen die gegen des Demoſthenes Ehrenkranz gehaltene ebenſo, wie die Rede ſeines Gegners, vom ganzen Alterthum als ein Meiſterſtück der Beredſamkeit angeſehen wurde. Wer, wie Aeſchines, einem Demoſthenes gegenüberſtehen und den Rang ſtreitig machen konnte, war gewiß kein gewöhnlicher Redner. Auch hat ihm das einſtimmige Zeugniß des Alterthums den nächſten Platz nach Demoſthenes eingeräumt, und ſeine Schriften rechtfertigen die Ehre, welche ihm dadurch erwieſen worden iſt. Jeder von beiden Männern hatte übrigens gewiſſe beſonderen Eigenthümlichkeiten, durch welche er ſich als Redner und Staatsmann von dem Anderen ſehr unterſchied. Aeſchines beſaß weder des Demoſthenes Heftigkeit, Kühnheit und dramatiſches Leben, noch jenen Reichthum an Wendungen und philoſophiſchen Sätzen, die wir in den Reden des Demoſthenes bewundern. Dagegen zeigen die Werke beider Männer, daß der Eine wie der Andere die Komödie ihrer Zeit benutzte, um aus ihr, als dem Bilde des Privatlebens ihrer Vaterſtadt, die lebendige Darſtellung beſtimmter Charaktere, Sitten und Leidenſchaften und ganz beſonders die Invective oder den bitteren Ausfall auf den Gegner zu entlehnen. Beide ſind ſich ferner ihres perſönlichen Vorzugs und Talents ſehr wohl bewußt, und handeln danach. Demoſthenes iſt nicht, wie Aeſchines, Meiſter in Charakterſchilderungen, er ſucht dieſe daher auch zu vermeiden, weil er wohl weiß, daß ſie unter ſeiner Hand zu Carricaturen werden; Aeſchines dagegen haſcht nicht nach Witz, weil er wahrſcheinlich ſelbſt fühlte, daß ihm derſelbe, ſo oft er ihn verſuchte, ſtets misglückte, während Demoſthenes ebenſo witzig als ſcharfſinnig iſt, und ſich deswegen im Erzählen und Darſtellen, im Apoſtrophiren oder Anreden des Gegners, in Invectiven und anderen Bitterkeiten gefällt.

Aeſchines hat ſeine Zeit von einer ganz anderen Seite her aufgefaßt und ganz anders angeſehen, als Demoſthenes. Man braucht ihn daher auch nicht für ſo ſchlecht zu halten, als Demoſthenes

ihn hinstellt, und nicht mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er von Philipp II. bestochen worden sei, zumal da die historischen Zeugnisse darüber keine Gewißheit geben Aeschines konnte, schon weil er von der Lage der Dinge und vom Geiste der Zeit anders urtheilte als Demosthenes, sich veranlaßt fühlen, einen gelinderen Weg einzuschlagen, als dieser, und seinen Mitbürgern ein freundlicheres Verhältniß zu Macedonien anzurathen. Wie es sich aber auch damit verhalten haben mag, so beruhte seine Politik jedenfalls auf der bloßen Klugheit, und dies setzte ihn als Redner in großen Nachtheil gegen Demosthenes; denn eine solche Ansicht konnte unmöglich, gleich dem Streben des Demosthenes, von edlem Feuer für die Wahrheit und von dem Ausdruck des Heroismus begleitet sein, weil Aeschines bei seiner Politik von einem kalten Begriff ausging, Demosthenes aber die Sache und Gesinnung der guten alten Zeit vertrat.

Aeschines ist sich übrigens, wie Demosthenes, der ganzen Bedeutung bewußt, welche ein Redner in seinen Tagen hatte: er fühlt, welche wichtige Rolle er in der gebildeten Welt einnimmt, welches Publikum um ihn versammelt ist, welche Wirkung von ihm ausgeht, und was er namentlich als Vertreter und Lehrer der Staatsweisheit, der Regierungskunst und der den öffentlichen Sitten schuldigen Rücksicht zu leisten vermag. Die Sittenschilderungen, welche er in seinen Reden gibt, sind deshalb zugleich sehr bezeichnend für den herrschenden Geist seiner Zeit. Sie enthüllen auf eine Grausen erregende Weise die moralische Entartung der damaligen Griechen, und rechtfertigen ebenso sehr die von Aeschines geforderte strenge Handhabung der Sittengesetze, wie sie andererseits uns unwillkürlich zur größten Bewunderung des Demosthenes hinreißen, der, wenn auch nur auf kurze Zeit, in einem solchen Volke große Gesinnungen und edlen Patriotismus zu erwecken im Stande war. Aeschines, obgleich er selbst nicht moralisch rein war, sieht doch als Staatsmann die Nothwendigkeit der Sittenzucht ein, und sucht deshalb in seinen Mitbürgern auf jede Weise die Überzeugung zu beleben, daß ohne dieselbe keine republikanische Verfassung bestehen könne. Auf diesen unbestreitbaren, in Athen nur zu sehr verkannten Grundsatz stützt Aeschines seine ganze Ansicht von dem Wesen der Demokratie, welches er ebenso richtig aufgefaßt hat, als

er andererseits die Monarchie und Aristokratie schief beurtheilt. Er hat nämlich, gleich allen andern Staatsrednern jener Zeit, das Wesen des Staats tief durchdacht, und sich über dasselbe ein System gebildet, kennt aber nur drei Arten von Verfassungen. Die Monarchie ist nach seiner Theorie diejenige Verfassung, in welcher ein Einzelner willkürlich herrscht, die Aristokratie, die er nur im oligarchischen Sinne auffaßt, erklärt er für diejenige Form der Verwaltung, in welcher eine kleine Zahl von Bürgern die Regierung an sich gerissen hat, die Demokratie aber besteht nach seiner Ansicht darin, daß die gesammte Masse des Volkes regiert. Jede dieser drei Verfassungsarten hat, nach der Entwickelung, welche Aeschines dieser seiner Darstellung gibt, eine verschiedene Quelle des Gesetzes: in der Monarchie und Oligarchie waltet nur der veränderliche Wille einzelner Menschen, in der Demokratie aber gibt es ein fest bestimmtes Grundgesetz, und auf dieses muß daher auch, wenn nicht Alles im ewigen Wechsel untergehen soll, strenge gehalten werden. Wegen dieser verschiedenen Grundlage der herrschenden Gewalt beruht nach des Aeschines Ansicht in den Demokratieen Alles ebenso ganz und gar auf Gesetzen, wie in den beiden andern Arten von Staaten auf Mistrauen und bewaffneter Macht, und es muß deshalb in den Ersteren mit größter Strenge dafür Sorge getragen werden, daß jeder, der die Gesetze verletzt, sogleich seine Strafe erhält. „Nur so lange, ruft er dem atheniſchen Volke zu, wird daher eure Macht dauern, als eure trefflichen Gesetze bestehen, und das Band, das euch umschlingt und zusammenhält, nicht durch sittenlose Menschen zerrissen wird!“ —

Die übrigen Redner der letzten Zeit der griechischen Selbstständigkeit lassen sich, ihrem Charakter und Streben nach, nicht so wie Aeschines und Demosthenes schildern, weil sich von ihren Reden theils gar keine, theils nur geringe Überreste erhalten haben. Keiner unter allen ist berüchtigter, als Demades, und keiner als Staatsmann ausgezeichneter, als Lykurg. Demades aus Athen war von niedriger Herkunft, und zeichnete sich während seines ganzen Lebens durch Grundsatzlosigkeit und Unsittlichkeit aus. In der Schlacht bei Chäronea gerieth er in macedonische Gefangenschaft, König Philipp aber, für welchen er in Athen thätig gewesen war, schenkte ihm die Freiheit. Nach dem Tode Philipp's ward er ein

Schmeichler Alexander's des Großen und seines Statthalters Antipater, und veranlaßte, in Verbindung mit einem andern elenden Menschen, den Tod des Hyperides und Demosthenes. Er selbst wurde nachher von Kassander, dem Sohne Antipater's, ums Leben gebracht. Von seinen Reden ist keine auf unsere Zeiten gekommen.

Der Redner Lykurg, von dessen Reden sich nur eine einzige erhalten hat, war um das Jahr 408 v. Chr. zu Athen geboren, und beschloß sein Leben in einem Alter von mehr als achtzig Jahren. Er hatte den Unterricht des Plato und Isokrates genossen, und war in Verbindung mit Demosthenes und Hyperides einer der Hauptgegner Philipp's von Macedonien. In der noch übrigen Rede dieses Mannes, welche zu den vortrefflichen Werken der antiken Redekunst gehört, weht der Geist des Demosthenes, obgleich man ihr auch ansieht, daß Lykurg dasjenige mühsam und ängstlich arbeitete, was Demosthenes mit genialer Kraft leicht hinwarf. Auch die Heftigkeit des Letzteren spricht sich in Lykurg's Rede aus, nur streift dieser noch näher an das Theatralische, als Demosthenes, und geht hierin über die Grenze der wahren Redekunst hinaus. Dies läßt sich namentlich aus der öfteren Einmischung und Anführung langer Dichterstellen schließen, welche zum Theil der vorgetragenen Sache allzu fremd sind, und die er natürlich doch mit der Gesticulation begleiten mußte, an welche die Athener gewöhnt waren. Was indessen den Lykurg, sowohl als Redner, wie als Staatsmann und Mensch, am meisten auszeichnet, ist seine große sittliche Strenge. Durch sein ganzes Werk hindurch erkennt man die Würde eines Mannes, welcher dem edeln Aristides an die Seite gestellt zu werden verdient. Schmähungen, beißender Spott, überhaupt alle Arten von demagogischen Hülfsmitteln finden sich nirgends, aber überall die furchtbare Strenge, welche den Namen Lykurg's zum Schrecken aller Staatsverbrecher und aller Räuber des Staatsvermögens machte. Diese rücksichtslose, jedoch von aller demagogischen Gemeinheit freigehaltene Verfolgung derer, welche dem atheniſchen Volke durch Schlechtigkeit oder Unfähigkeit Verderben brachten, spricht sich namentlich auch in dem schönen Bruchstück einer Rede aus, durch welche Lykurg die Athener bewog, den elenden Lysikles, der bei Chäronea ihr Heer angeführt und durch

ſeinen Unverſtand ins Verderben geſtürzt hatte, zum Tode zu verurtheilen. „Tauſend atheniſche Bürger, ruft Lykurg aus, ſind in der Schlacht gefallen, zweitauſend zu Gefangenen gemacht worden, der Feind hat zur Schmach unſerer Stadt ein Siegeszeichen errichtet und ganz Griechenland unter ſein Joch gebeugt. Das Alles iſt geſchehen, weil du dich zum Feldherrn aufgeworfen hatteſt und das Heer anführteſt; und du wagſt es, noch zu leben? wagſt, noch ferner der Sonne Licht zu ſchauen? wagſt, unter uns in der Volksverſammlung zu erſcheinen? Du, der du ein Denkmal der Schande und Schmach deines Vaterlandes geworden biſt?“

Ein Mann von ſolcher Strenge, ſollte man denken, hätte als Staatsmann im damaligen Athen nicht aufkommen, daſelbſt keine Rolle ſpielen können. Gerade umgekehrt; die Athener ſahen ein, daß Lykurg der einzige Mann ſei, deſſen Leben ſeinen Worten entſpreche, ſie vertrauten daher ſeinen Händen die Polizei und die Finanzen ihres Staates an, und dankten ihm für ſeine treffliche Verwaltung mehrere Male durch öffentliche Ehren, die ſie ihm zuerkannten. Er war fünfzehn Jahre lang Schatzmeiſter oder, nach unſerer Weiſe zu reden, Finanzminiſter der Republik. Während ſeiner Verwaltung hatte er 14,000 oder nach einer anderen Nachricht gar 18,900 Talente (über 49 Millionen Gulden oder 27 Millionen Thaler) zu verrechnen, ließ viele Schiffe bauen und ein Menge koſtſpieliger öffentlichen Arbeiten ausführen, verbeſſerte das Zollweſen und handhabte mit großer Strenge die Polizei. Die dankbaren Athener ehrten ſein Andenken auch noch im Tode, ſie ließen ihm eine eherne Statue errichten, und gewährten ſeinem älteſten Sohne das Recht, auf Staatskoſten im Prytaneum zu ſpeiſen.

Hyperides, ein Schüler des Plato und Iſokrates, war lange Zeit der Freund des Demoſthenes, klagte ihn aber zuletzt der Beſtechlichkeit an und bewirkte ſeine Verbannung. Er ſelbſt wurde 322 v. Chr., auf Betreiben des elenden Demades, durch den macedoniſchen Statthalter Antipater hingerichtet. Von ſeinen Werken hat ſich nichts erhalten. Lange Zeit glaubte man fälſchlicher Weiſe, daß eine der Reden, welche des Demoſthenes Namen tragen, dem Hyperides angehöre, und ebenſo wurde in neuerer Zeit irrthümlich noch eine andere Rede des Demoſthenes als ſein Werk angeſehen,

Schon dieser Umstand zeigt, daß Hyperides dem größten Redner des Alterthums an Talent, Bildung und Einsicht sehr nahe gestanden haben muß, weil es sonst nicht möglich gewesen wäre, daß eine große Zahl von Kennern und Gelehrten sich jene Verwechselung zu Schuld kommen ließ.

Nach Demosthenes, Aeschines, Lykurg und Hyperides sank die Redekunst von ihrer Höhe herab, und verlor die außerordentliche Bedeutung, welche sie zur Zeit dieser Männer gehabt hatte. Sie wurde, bei dem gänzlichen Untergang der Freiheit und der alten Sitten Griechenlands, so ganz und gar umgewandelt, daß man sie von jetzt an nur als das, mit Flitterstaat ausgeschmückte, Schattenbild ihrer früheren Gestalt ansehen konnte. Dieses Sinken begann schon mit Dinarchus, einem Korinther von Geburt, der aber in Athen erzogen wurde und wirkte, und nach dem Tode des Demosthenes und Hyperides zu Ansehen gelangte. Obgleich derselbe noch den zehn großen attischen Rednern zugezählt wird, so ist doch in seinen Werken schon die Entartung der Redekunst zu erkennen. Er machte aus dem Verfertigen von Reden einen Erwerb, und die wenigen Reden, welche sich von ihm erhalten haben, sind zwar von dem erkünstelten Schmucke der späteren Zeit noch frei, verrathen aber schon eine gewisse Magerkeit. Seit Dinarch's Zeit wurde die Redekunst oder Staatswissenschaft enge mit der Philosophie verbunden, und in den Schulen fast aller philosophischen Secten gelehrt.

7. Kurze Andeutung über die Kunst.

Die Zeit vom Beginn der Perser-Kriege an bis auf Alexander den Großen war auch die Blüthezeit der bildenden und zeichnenden Kunst des griechischen Volks. Diese war zu allen Zeiten eine der Hauptseiten des griechischen Wesens, und beruhte, wie die Poesie und die Beredsamkeit, auf einem angebornen Sinne der Griechen dafür. Sie wurde, als etwas allen Stämmen der Nation Eigenthümliches, überall gepflegt, wo Griechen ihre Hütten aufgeschlagen hatten, und läßt sich ebenso auch bis in die fernste Zeit des griechischen Alterthums hinauf verfolgen. Die Geschichte ihrer Entwickelung bildet einen Theil der griechischen Culturgeschichte, jedoch nur

in so fern, als die Kunst eine der Haupt-Erscheinungen ist, aus welchen das Leben dieses Volkes bestand; der ästhetische Charakter der griechischen Kunst aber und der Vorzug ihrer Gebilde vor denen anderer Völker sind ebensowenig ein Gegenstand der allgemeinen Geschichte, als das Verhältniß der poetischen und literarischen Schöpfungen des griechischen Geistes zu der Idee des Schönen oder zu den Forderungen der Wissenschaft.

In den Zeiten, welche den Perser-Kriegen vorausgingen, hatte die Entwickelung der griechischen Kunst denselben Weg genommen, auf welchem die Poesie, die Philosophie und die Staatseinrichtungen der Griechen sich ausgebildet hatten. Die Kunst hatte nämlich zuerst bei den Dorern des Peloponnes und der Insel Sicilien einen neuen Aufschwung erhalten, und war alsdann vorzugsweise in Großgriechenland, Kleinasien und den Inseln des ägäischen Meeres aufgeblüht. Am Ende jener Zeit hatte sie mit dem zunehmenden Wohlstande der vielen griechischen Handelsplätze sich noch weiter ausgebreitet. Zu gleicher Zeit war sie in einzelnen Gegenden dadurch sehr gefördert worden, daß manche der damaligen Tyrannen, wie Polykrates und Andere, ihre Herrschaft theilweise auf die Pflege der Kunst und auf die Errichtung großer Bauwerke zu stützen suchten. Zuletzt waren Samos und Aegina die Hauptsitze der griechischen Kunst geworden. Auf der letzteren Insel wurde 1811 eine Anzahl Bildwerke gefunden, welche um die Zeit des ersten Perser-Krieges verfertigt worden zu sein scheinen. Diese *äginetischen Kunstwerke*, die sich jetzt in München befinden, liefern, in Verbindung mit einigen beim alten Selinus in Sicilien gefundenen Resten, den Beweis, daß die griechische Kunst bereits bei dem dorischen Stamme eine glänzende Periode hatte, ehe sie in Athen ihre höchste Blüthe erhielt.

Der große Nationalkampf gegen die Perser, welcher das Nationalgefühl der Griechen in so hohem Grade belebte und alle ihre Kräfte anregte, hatte auch auf die raschere Entwickelung der Kunst einen mächtigen Einfluß. Doch ward die Kunst nicht blos durch diesen Kampf an und für sich selbst gehoben und gefördert, sondern namentlich auch dadurch, daß in demselben Athen zu Macht und Ansehen gelangte. Diese Stadt wurde jetzt der Mittelpunkt aller

geistigen Bestrebungen des griechischen Volks, und die Kunst erhielt in derselben ebenso, wie die Poesie und Philosophie, ihren eigentlichen Sitz. Ihre höchste Blüthe erreichte sie durch Perikles; denn die schönen Künste bedürfen zu ihrem Aufschwung stets der Unterstützung von einflußreichen gebildeten Männern. Alle auf den äußeren Nutzen berechneten Künste, von dem Mahlen des Getraides an bis hinauf zu den sinnreich ausgedachten Spinnmaschinen und Dampfschiffen der neuesten Zeit, finden überall, wo Betriebsamkeit ist, im Volke selbst und sogar beim großen Haufen gemeiner Seelen Anerkennung und Unterstützung; die schönen Künste aber können nur durch die Aufmunterung solcher gebildeten Männer gedeihen, welche entweder herrschende Fürsten oder Leiter von Republiken oder Häupter großer, angesehener Familien sind. Daher sehen wir die Kunst ebenso im Perikleischen Zeitalter, wie nachher unter Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern, bei den Römern unter Augustus und Titus, in der neueren Zeit aber durch die Mediceer gedeihen und blühen. Doch findet für die griechische Kunst zwischen dem Zeitalter des Perikles und dem des großen macedonischen Königs und seiner Nachfolger der Unterschied Statt, daß dieselbe in dem Ersteren ihre höchste Vollendung, in dem zweiten ihre größte Ausdehnung und vielfältigste Pflege erhielt.

Die ausgezeichnetsten Künstler, welche zu Perikles Zeit in Athen lebten, und die Hauptwerke der Baukunst, welche damals in dieser Stadt erbaut wurden, sind früher (Th. I. S. 415) angezeigt worden. Von den Bauwerken, welche zu jener Zeit in anderen griechischen Städten errichtet wurden, sind die berühmtesten: der große Tempel des Zeus zu Olympia, von einem elischen Künstler um das Jahr 436 v. Chr. erbaut, der Apollo-Tempel zu Phigalia in Arkadien, welchen Iktinus aus Athen, wahrscheinlich zu eben derselben Zeit, erbaute, der um das Jahr 423 v. Chr. aufgeführte Juno-Tempel zu Argos, das Werk eines weniger bekannten Baumeisters, und der durch seine außerordentlich großartigen Verhältnisse ausgezeichnete Tempel des olympischen Jupiter zu Agrigent in Sicilien (s. Th. I. S. 252), welcher der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung angehört. Die ersten Bildhauer dieser Zeit waren, außer Phidias, die beiden Schüler desselben, Agorakritus von Paros und Alka-

menes von Athen, Polyklet aus Argos oder Sikyon und Myron aus einer kleinen attischen Stadt.

In der nächstfolgenden Zeit, vom peloponnesischen Kriege an bis auf Alexander den Großen, waren folgende Künstler die ausgezeichnetsten Bildhauer: Skopas von Paros, Praxiteles von Athen, Euphranor aus Korinth, welcher aber in Athen lebte, und Lysippus von Sikyon. Von den Hauptwerken dieser und der kurz zuvor genannten Bildhauer sind bereits früher (Th. I. S. 416) die Minerva-Statuen des Phidias und die entweder von ihm selbst oder doch unter seiner Leitung gearbeiteten Elginischen Marmor angeführt worden. Hinzuzufügen ist noch die kolossale Statue des Jupiter im Tempel von Olympia, eine der berühmtesten Arbeiten des Phidias. Von Polyklet's Werken bewunderte das Alterthum am meisten seine Juno, unter Myron's Arbeiten ward vorzüglich eine Kuh gepriesen und sogar in Gedichten besungen. Dem Skopas haben einige neueren Kunstkenner die berühmte Gruppe der Niobe, welche sich jetzt in Florenz befindet, zugeschrieben, während andere dieselbe für ein Werk des Praxiteles erklären. Manche Kunstkenner halten sie sogar nur für die bloße Copie einer Arbeit des Skopas. Euphranor, welcher noch unter Alexander dem Großen lebte, und den Übergang zur folgenden Zeit bildete, war zugleich ein ausgezeichneter Maler und Bildhauer. Auch Lysippus gehörte schon der Zeit Alexander's an. Dieser Künstler wurde von dem macedonischen Könige allen andern damaligen Bildhauern vorgezogen; Alexander wollte sich nur von ihm abbilden lassen. Auch verstand von allen damaligen Künstlern Lysippus allein, Alexander's Auge in Stein und Erz treu wiederzugeben, er allein vermochte die dem Könige eigenthümliche Neigung des Hauptes gegen die eine Schulter, sowie das aufwärts Gerichtete seines Blickes darzustellen, ohne daß dem Bilde durch Verdrehung des Nackens geschadet, oder über dem Ausdruck des Weichen und fast weiblich Freundlichen das, ebenfalls in Alexander's Mienen liegende, Männliche und Löwenartige außer Acht gelassen wurde.

Die Malerei hatte ihre höchste Blüthe fast zu gleicher Zeit mit der Bildhauerkunst. Ihre Hauptsitze waren Athen, Sikyon und die ionischen Städte. Der erste Maler von besonders großem

Ruhm war Polygnotus, auf Thasos geboren, aber in Athen eingebürgert, ein Zeitgenosse und Freund Cimon's. Seine Hauptwerke waren ein Theil der Wandgemälde in der Pöcile zu Athen (s. Th. I. S. 417) und die in einer Halle zu Delphi gemalten Bilder, welche Scenen aus dem trojanischen Kriege darstellten. Der berühmteste Maler der nächsten Zeit war Zeuxis aus Heraklea, welcher um das Jahr 400 v. Chr. blühte, und von dessen Werken bereits oben (S. 98) eines angeführt worden ist. Sein Zeitgenosse Parrhasius aus Ephesus hatte gleich großen Ruhm, und malte hauptsächlich für das athenische Volk. Pamphilus aus Amphipolis lebte in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Christo, und war einer der letzten Künstler der alten Sikyonischen Malerschule. Welcher großen Gunst zu seiner Zeit die Malerei sich erfreute, kann man daraus ermessen, daß Pamphilus ein Talent oder vierzehnhundert Thaler für seinen Unterricht erhielt. Sein Schüler, Apelles von Kolophon, war einer der größten Maler des gesammten Alterthums. Er verband die Theorie mit der Praxis, die kunstreichste Darstellung mit Philosophie der Kunst. Alexander der Große, der sich nur von ihm malen ließ, zeichnete ihn so sehr aus, daß oft die angesehensten Personen seiner Umgebung demselben nachstehen mußten. Apelles berühmtestes Werk war das Bildniß Alexander's; es stellte den König als Göttersohn mit dem Blitze in der Hand dar, und zwar so großartig und vortrefflich, daß man zu sagen pflegte, Alexander, Philipp's Sohn, sei unbesieglich, und Alexander, Apelles Werk, unnachahmlich.

Neben diesen Männern werden uns, besonders aus der Zeit Alexander's und seiner Nachfolger, noch eine Menge anderer Maler und Bildhauer genannt. Unter ihnen kommen auch Malerinnen vor, welche zu ihrer Zeit berühmt waren; denn je gebildeter die griechische Welt geworden war, um so mehr nahmen, wie dies immer zu geschehen pflegt, auch die Damen an den geistigen Angelegenheiten der Nation Antheil. Aus diesem Grunde gab es damals ebensowohl viele Damen, welche sich in die Platonische Philosophie oder gar in die Lehre der Cyrenaiker vertieft hatten, und es im geistreichen Wettkampf über philosophische Dinge mit jedem Manne aufnahmen, als andererseits auch nicht wenige Malerinnen sich unter ihren, der Kunst und dem Kunstgerede huldigenden, Zeit-

genossen ein gewisses Ansehen verschafften. Jene Zeit war überhaupt, sowohl ihrem Geiste als ihren äußeren Verhältnissen nach, ganz gemacht, um den bildenden und zeichnenden Künsten, sowie der Schauspiel- und Tanzkunst eine größere Aufmunterung und Belohnung zu gewähren, als ihnen bis dahin unter den Griechen zu Theil geworden war. Freilich war dies zugleich auch eine Zeit, in welcher, wegen der herrschenden Weichlichkeit und Genußsucht, der rechte Sinn für Kunst und wahre Poesie nicht mehr aufkommen konnten, und in der deshalb auch die vollendeten Schöpfungen der Kunst immer seltener werden. Die neu entstandenen monarchischen Verhältnisse erhöhten das Bedürfniß der Kunst, und reizten alle diejenigen, welche Talent für dieselbe besaßen, durch die Aussicht auf reichen Lohn. Die fürstlichen Höfe, deren Zahl in der nächsten Zeit noch mehr zunahm, bedurften für ihre prachtvollen Feste der Kunst, sowie einer großen Zahl der verschiedenartigsten Künstler. Die Kunst war deswegen auch in allen größeren gewerbtreibenden Städten, wie Athen, Korinth, Syrakus und Rhodus, ein Theil der Industrie, ein förmliches Geschäft und Gewerbe geworden. Unter diesen Städten hatte Athen, welches auch zur macedonischen Zeit der Mittelpunkt der Literatur war und blieb, in allen Angelegenheiten der Kunst den Vorrang, und diejenigen Künstler, welche in Athen geboren waren, oder wenigstens daselbst ihre Bildung erhalten hatten, waren die gesuchtesten in allen Ländern griechischer Zunge.

Die Baukunst änderte damals ihren Haupt-Charakter: sie ward theils vorzugsweise auf Bequemlichkeit und Schönheit des Privatlebens angewendet, theils mußte sie in ihren öffentlichen Werken den bloßen persönlichen Zwecken der Herrscher dienen, während sie früher, als eigentliche höhere Kunst, gleichsam nur für die Religion und den Staat selbst vorhanden gewesen war. Wie weit in den vorhergehenden Zeiten die Privat-Baukunst hinter der öffentlichen zurückstand, und wie sehr sich dies schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christo in das Entgegengesetzte umgeändert hatte, kann man am besten aus einigen Worten des Demosthenes erkennen, welche oben (S. 166) mitgetheilt worden sind. Das berühmteste und gepriesenste griechische Bauwerk der ganzen Zeit von Perikles an bis auf Alexander den Großen war das Mausoleum (s. oben

S. 92), ein viereckiges, rings mit einer Säulenhalle umgebenes Gebäude von 411 Fuß im Umfang, auf welchem sich eine Pyramide mit einem marmornen Viergespann befand. Für die rein historische Beziehung der Kunst aber, oder für das Verhältniß derselben zu den übrigen Haupt-Erscheinungen im Leben, ist in Betreff dieses Werkes nur das Eine wichtig und interessant, daß dasselbe von Künstlern gebaut wurde, welche der atheniſchen Cultur angehörten, und daß also auch dieses berühmteste Werk jener Zeit die Bedeutung Athen's zu erkennen gibt. Sowie schon bei der Aufführung dieses Gebäudes nicht das eigentlich Schöne und das wahrhaft künstlerisch Große das Ziel war, nach welchem man strebte, so trat auch in den andern Werken jener Zeit und noch mehr in denen der nachfolgenden das Prächtige, Ungeheure und Staunenerregende überall hervor. Selbst ein so großer Geist, wie Alexander der Große, vermochte sich hierin nicht über seine Zeitgenossen zu erheben.

IX. Die Zeit Alexander's des Großen.

1. Charakter und Bildung Alexander's.

Alexander der Große wurde wahrscheinlich im Jahr 356 vor Chr. geboren. Alle Umstände vereinigten sich, um ihn zu einem der größten Könige zu machen, deren die Geschichte erwähnt. Er war von der Natur mit allen Anlagen zu einem wahrhaft königlichen Geiste ausgestattet worden; die Verhältnisse seiner Jugendzeit waren so beschaffen, daß diese Anlagen alle entwickelt wurden; die Welt bedurfte eines Mannes, der sie aus den republikanischen Formen des Lebens in die monarchischen hinüberführe; und als Alexander den Thron bestieg, hatte Philipp ihm so vorgearbeitet, daß es ihm leicht war, das auszuführen, was Philipp selbst sich zum Zweck seines Lebens gemacht hatte, aber nur ein Mann wie Alexander durchführen konnte. Die staunende Mit- und Nachwelt hat, wie dies bei allen großen Männern zu geschehen pflegt, Alexander's Geschichte durch manche Übertreibungen ausgeschmückt; denn der gewöhnliche Sinn der Menschen vermag das wahrhaft Große an und für sich selbst nicht zu begreifen, er faßt daher blos einzelne äußeren Seiten desselben ins Auge, und verwechselt es mit dem Wunderbaren, oder bringt es wenigstens mit diesem in Verbindung. So hat man später gefabelt, daß Philipp II. die Nachricht von der Geburt seines Sohnes Alexander zugleich mit zwei anderen freudigen Nachrichten erhalten habe (s. oben S. 114). Ebenso sind allerhand Zeichen und Wunder mit der Stunde, in welcher Alexander geboren wurde, in Verbindung gebracht worden, und man hat es namentlich bedeutungsvoll gefunden, daß in der Nacht

seiner Geburt das heiligste und berühmteste griechische Gebäude in Asien, der Diana-Tempel zu Ephesus, abbrannte. Auch von Alexander's Jugendzeit werden allerlei Anekdoten erzählt, welche alle die Bewunderung der griechischen Mit- und Nachwelt bezeugen, obgleich die Unwahrheit der meisten dieser Erzählungen von selbst in die Augen springt.

Alexander's Wesen und Charakter können, wie die jedes anderen großen Mannes, nicht durch bloße Schilderungen und noch viel weniger durch einzelne Anekdoten und Erzählungen anschaulich gemacht, sondern nur aus dem Verlauf seiner Unternehmungen selbst und aus ihrem Verhältnisse zu der früheren und nachfolgenden Zeit erkannt werden. Von allem, was seiner Thronbesteigung vorausging, ist seine Bildungsgeschichte das Wichtigste. Alexander besaß alle große Eigenschaften seines Vaters, und war dabei von den meisten Fehlern desselben frei. Er hatte des Vaters unternehmenden Geist und einen noch viel umfassenderen Verstand, seine Natur unterschied sich aber von Philipp's Natur besonders durch einen angebornen edleren Sinn und durch einen, sein ganzes Wesen durchdringenden, poetischen Zug. Er übertraf seinen Vater außerdem auch durch eine viel größere Einfachheit und Mäßigkeit.

Alexander hatte das Glück, eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In seinem dreizehnten Jahre wurde der größte Philosoph, welcher jemals gelebt hat, Aristoteles, sein Lehrer, und außer diesem Manne hatte auch ein edler mütterlicher Anverwandter, der dem Sinn wie der Geburt nach fürstliche Leonidas, an seiner Erziehung Antheil. Unglücklicher Weise erhielten aber auch zwei schlechte Menschen einen Einfluß auf den jungen Alexander, der elende Schmeichler Lysimachus, ein Akarnane von Geburt, und der ebenso elende Sophist Kallisthenes, welchen sein Vetter Aristoteles, als derselbe sich von Alexander trennte, schwach genug war, dem jungen Könige an seine Stelle zu empfehlen. Diese beiden Männer untergruben schon früh das Edle und Treffliche in Alexander's Wesen. Lysimachus gab namentlich dem poetischen Sinne Alexander's eine gefährliche Richtung; denn er war es, der den jungen Mann auf die Idee brachte, sich den Haupthelden Homer's zum Muster zu nehmen, und so sich selbst als einen zweiten Achilles, seinen Jugendfreund Hephästion aber als seinen

Patroklus anzusehen. Wenn man aber einmal das Poetische mit dem Leben selbst verbindet und in diesem zu verwirklichen sucht, dann wird gewöhnlich auch das Phantastische dem Verständigen vorgezogen, und der Mensch geräth in Gefahr, sich von dem Mäßigen und Möglichen in das Übermenschliche und Ungeheuere zu verirren. Kallisthenes war einer jener rhetorischen Geschichtschreiber, welche die Geschichte als ein Mittel für ihre eiteln Bestrebungen und als ein Werkzeug für ihre Sophistereien und Redekünsteleien ansehen; er besaß überdies von Haus aus weder etwas Edleres in seiner Natur, noch eigentlichen Sinn für die höheren Zwecke des Lebens. Er wurde, sobald er in Alexander's Nähe gekommen war, ein bloßer Höfling, war aber nicht im Stande, auf dieser schlüpfrigen Bahn sich zu behaupten; auf Alexander's asiatischem Feldzuge wurde er in eine Verschwörungsgeschichte verwickelt, und starb eines elenden Todes. So ward schon früh durch schlechte Menschen die gute Natur des einzigen Mannes untergraben, der die Welt hätte retten und glücklich machen können, wenn anders das Schicksal es wollte, daß das bleibende Glück der Welt von Reichen und Mächtigen ausgehe. Den Trost gibt aber freilich die Geschichte allen Armen und Gedrückten, daß die Gottheit häufiger durch das, was dem Menschen klein scheint, als durch das, was er für groß hält, Umwälzungen herbeiführt. Durch einen Hirten, durch eines Zimmermanns Sohn, durch arme Fischer, durch verfolgte Missionäre heilte sie die Wunden, welche der Stolz der Pharaonen, die Üppigkeit der vornehmen römischen Welt, der grausame Druck der späteren Kaiser von Rom und die Barbarei der Riesensöhne des Nordens der Menschheit geschlagen hatte.

2. Erste Zeit der Regierung Alexander's.

Im zwanzigsten Jahre seines Lebens (am 14. November 336) erbte Alexander eine große, aber noch nicht fest gegründete Macht, und es mußte sich gleich beim Beginne seiner Regierung entscheiden, ob er im Stande sei, des Vaters Reich zu erhalten, oder ob dasselbe sich wieder in seine einzelnen Bestandtheile auflösen werde. Das Heer war vollständig beisammen, und ein Theil desselben

sogar schon nach Asien aufgebrochen; ausgezeichnete Feldherren, wie Antipater, Parmenio, Ptolemäus, Nearch und Philotas, der Jugendgespiele Alexander's, standen an der Spitze der Truppen; der junge König hatte also gleich anfangs eine Aufgabe zu lösen, welche nicht mehr beseitigt werden konnte, und deren Erfüllung doch das Größte von Allem war, was bis dahin jemals Griechen erstrebt hatten. Durch Philipp's Ermordung schien außerdem der Thron selbst erschüttert worden zu sein; denn eine Partei unter den Großen ging mit dem Gedanken um, dem rechtmäßigen Erben die Nachfolge streitig zu machen, die unterworfenen wilden Völkerschaften im Norden bedrohten das Reich mit ihren Räubereien, und in Griechenland hatte Philipp's Tod die alten Hoffnungen von neuem erregt. Die Athener hatten sogar wegen der Ermordung Philipp's ein Freudenfest veranstaltet und dem Mörder einen Ehrenkranz zuerkannt; sie rüsteten sich zum Kriege, und auch andere griechischen Staaten hatten feindselige Beschlüsse gefaßt.

Diese Bewegungen der Griechen und die Räubereien der thracischen und illyrischen Völkerschaften waren ein Glück für den jungen König; denn sie gaben ihm gleich anfangs Gelegenheit, seine kriegerischen Eigenschaften in einem so glänzenden Lichte zu zeigen, daß die Hoffnungen seiner Thronnebenbuhler, die sich eine Partei unter den Großen gebildet hatten, in der Geburt erstickt wurden. Die Truppen beteten Alexander als einen jungen Mann an, der ihnen das Bild des Homerischen Achilles war; den Adel und das Volk der Macedonier gewann er sich sogleich ganz, weil er die bisherigen Steuern aufhob, und den Macedoniern die Ehrenplätze im Heere anwies; die Thessalier erkannten ihn ebenfalls als das leitende Oberhaupt ihrer Aristokratieen mit allen Rechten seines Vaters an. Alexander ließ unmittelbar nach seiner Thronbesteigung alle diejenigen hinrichten, welche am Morde Philipp's näheren oder entfernteren Antheil genommen hatten. Zu gleicher Zeit räumte er auch den Amyntas, Perdikkas III. Sohn (s. oben S. 101), und alle anderen Verwandten, welche ihm hätten gefährlich werden können, aus dem Wege: eine Grausamkeit, die von allen Geschichtschreibern Alexander's so kaltblütig erzählt wird, als wenn es ein ganz gewöhnliches Ereigniß gewesen wäre. Auch die schreckliche

Olympias befleckte den Thron ihres Sohnes mit Blut, um ihre rachgierige Wuth zu befriedigen; ſie ließ Kleopatra, Philipp's zweite Gemahlin, nebſt dem kleinen Kinde derſelben umbringen. In Kleinaſien hatte Attalus, der Oheim von Alexander's Stiefmutter, welcher nicht mit einem jüngeren Generale deſſelben Namens zu verwechſeln iſt, den Plan gemacht, ſich mit Hülfe der ihm anvertrauten Heeresmacht zum Herrſcher aufzuwerfen; allein Parmenio, welcher neben ihm die vorausgeſchickten Truppen commandirte, blieb dem jungen Könige treu, und Attalus büßte ſeinen Hochverrath bald mit dem Tode.

Um die Bewegungen der Griechen zu unterdrücken, erſchien Alexander bald nach ſeiner Thronbeſteigung mit einem auserleſenen Theil ſeines Heeres in Böotien, noch ehe die Feinde Zeit gehabt hatten, ſich gehörig zu rüſten. Die Raſchheit und unerſchütterliche Feſtigkeit, mit welcher der junge König den drohenden Gefahren entgegentrat, verbreitete Furcht und Schrecken unter ſeinen Gegnern. Theben unterwarf ſich ihm ſogleich; auch die Athener wurden wegen der Nähe des macedoniſchen Heeres für ihre Selbſtſtändigkeit beſorgt, ſie ſchickten daher Geſandte an den König, um ſeinen Zorn zu beſänftigen, und gewährten ihm ſogar noch größere Auszeichnungen, als ſie ſeinem Vater zuerkannt hatten. Alexander verzieh ihnen und den Thebanern. Er beſchied hierauf die Geſandten Athen's und der peloponneſiſchen Staaten nach Korinth, wo er einen griechiſchen Kongreß zu halten beſchloſſen hatte. Hier wurde die ſeinem Vater ertheilte Würde eines Oberfeldherrn auf ihn übertragen. Nur die Spartaner hatten ſeine Einladung zurückgewieſen, ſie hatten ihm mit einem Stolze, der in früherer Zeit wohl für ſie gepaßt hätte, antworten laſſen: daß ſie gewohnt wären, ſelbſt anzuführen, nicht aber Anderen zu folgen. Alexander nahm auf ihre Weigerung keine Rückſicht, weil ſie ſich ruhig verhielten. Ebenſo überſah er es auch den Athenern und Thebanern, als ſie, die ihn kaum erſt mit Ehren und Schmeicheleien überhäuft hatten, gleich nach ſeiner Entfernung aus Griechenland ernſtlich Anſtalten zu Feindſeligkeiten machten. Auf der Rückkehr nach Macedonien beſuchte Alexander, wie eine gewiß erdichtete Sage erzählt, das Orakel zu Delphi, und erhielt von der Pythia oder Oberprieſterin den oft angeführten Orakelſpruch: Er verlangte, heißt es, eine

Weissagung über den Ausgang des persischen Feldzugs, und riß die Pythia, als sie sich weigerte, diese zu geben, mit Gewalt in das Innere des Tempels. „Mein Sohn, du bist unwiderstehlich!" rief die Pythia aus. „Wohlan, sagte Alexander, ich nehme dieses Wort als Weissagung an, ich bedarf keines anderen Spruches."

Alexander war kaum wieder nach Macedonien zurückgekehrt, als er die Nachricht erhielt, daß die meisten der von Philipp unterworfenen thracischen und illyrischen Völkerschaften sich erhoben, und ihre früheren Raubzüge erneuert hätten. Er zog sogleich (im Frühling 335 v. Chr.) gegen sie aus. Mit Truppen und Generalen, wie Philipp sie gebildet hatte, war der Kampf gegen solche Völker nicht schwer. Alexander unterwarf bald alle Gegenden bis zur Donau. Nicht zufrieden damit, ging er auch über die Donau, auf deren linker Seite damals das große und tapfere Volk der Geten sich angesiedelt hatte; er wollte aber, wie Cäsar, als dieser über den Rhein ging, nicht Eroberungen machen, sondern nur sich zeigen, und das streitlustige Volk durch seine Erscheinung in Schrecken setzen. Damals kamen auch Gesandte einer Völkerschaft zu ihm, von welchen die Griechen seither noch nie Kenntniß erhalten hatten; es war ein kleiner Theil des keltischen oder gallischen Völkerstammes, welcher beim Beginn der sicheren Geschichte in Frankreich, Belgien, Britannien, der Schweiz und Oberitalien wohnte, und von den letzteren Ländern aus öfters räuberische Züge nach dem übrigen Italien und gegen die mittlere Donau hin machte. Eine keltische Völkerschaft hatte sich auf einem solchen Zuge in einer Gegend von Ungarn oder Servien angesiedelt, und diese schickte, als die Nachricht von Alexander's siegreichem Marsche bis jenseit der Donau zu ihr gedrungen war, eine Gesandtschaft an den König, um ihn, wie es heißt, um seine Freundschaft zu bitten. Die Anekdotenjäger unter den griechischen und römischen Schriftstellern berichten, diese keltischen Gesandten hätten dem Könige auf seine Frage, was ihr Volk fürchte, die prahlerische Antwort gegeben: „Nichts, als daß etwa einmal der Himmel einstürzen möchte." Alexander besiegte auf seinem Rückmarsch den Rest der empörten Völkerschaften, und zwang alle, den Macedoniern zu huldigen und von ferneren Raubzügen abzustehen.

Während Alexander im Norden seines Reiches thätig war, verbreitete sich in Griechenland das Gerücht, er sei im Kampfe mit den Geten gefallen, und die Athener und Thebaner ließen sich daher von ihren Rednern verleiten, das Joch der Macedonier abzuschütteln. Theben hatte nach der Schlacht bei Chäronea eine macedonische Besatzung in seine Burg aufnehmen müssen, und besaß also in Wahrheit nur noch einen Schatten von Selbstständigkeit; auch für die Freiheit des atheniſchen Staates war es ein Zügel, daß in der thebaniſchen Burg eine macedoniſche Beſatzung lag. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß beide Staaten den Ermahnungen des Demoſthenes, Lykurg, Dinarchus und anderer Redner Folge leiſteten, als dieſe ihre Mitbürger aufforderten, den Augenblick zu benutzen. Auch waren die Umſtände für den Verſuch einer Wiederherſtellung der Unabhängigkeit der griechiſchen Republiken allerdings günſtig; allein es fehlte den Griechen jener Zeit zu ſehr an Gemeinſinn, als daß (wovor Alexander wirklich hätte erſchrecken müſſen) eine Vereinigung aller Staaten zu Stande gebracht werden konnte. Selbſt Athen begnügte ſich, als die Sache in Theben zum Ausbruch gekommen war, durch Volksbeſchlüſſe ſeine Theilnahme auszuſprechen, und den Thebanern ſeinen Beiſtand zuzuſagen, anſtatt ihnen wirkliche Hülfe zu leiſten.

Die Thebaner erhoben ſich plötzlich, überfielen diejenigen macedoniſchen Soldaten, welche ſich gerade außerhalb der Burg Kadmea befanden, tödteten zwei der Oberbefehlshaber, ſchloſſen den dritten mit den übrigen Beſatzungstruppen in der Burg ein, und errichteten rund um den Felſen, auf welchem dieſelbe lag, ein doppeltes Pfahlwerk. Hierauf ſchickten ſie Geſandte an einige peloponneſiſchen Staaten, um dieſelben zum Beiſtande aufzufordern. Dieſe Staaten gingen auf das Geſuch der Thebaner ein, ſie rüſteten ſich ſogleich, und es dauerte nicht lange, ſo ſtand ein Corps von arkadiſchen Soldtruppen auf dem Iſthmus. Da erſchien ganz unerwartet Alexander mit einem Heere von dreißigtauſend Mann zu Fuß und drei bis viertauſend fünfhundert Reitern vor Theben. Er hatte die Nachricht von der Bewegung der griechiſchen Staaten mitten in den illyriſchen Gebirgen erhalten, war mit ſeinen Truppen ſogleich nach Theſſalien geeilt, und hierauf ebenſo ſchnell von da nach Theben gezogen. Er hätte ſo ſtarke Eilmärſche gemacht,

daß die Thebaner, erst als er nur noch wenige Meilen von ihrer Stadt entfernt war, seine Annäherung erfuhren, und anfangs nicht anders meinten, als daß nur Antipater, welchen Alexander als Statthalter in Macedonien zurückgelassen hatte, mit seinen Truppen gegen sie heranrücke. In dieser Meinung wiesen sie sogar jeden Gedanken der Aussöhnung zurück, als Alexander unter den Mauern ihrer Stadt ein Lager aufschlug, um sie durch den Anblick seines Heeres einzuschüchtern und zur freiwilligen Unterwerfung zu bewegen; denn er selbst wünschte, daß der Kampf vermieden und Alles gütlich beigelegt werde.

Alexander's plötzliche Erscheinung hatte den Erfolg, daß die peloponnesischen Hülfstruppen sogleich von dem Isthmus nach Hause zurückkehrten, und daß auch die Athener den Beschluß faßten, ihr Heer noch nicht abzuschicken. Dessen ungeachtet wiesen die Thebaner die Aufforderung Alexander's zurück, der ihnen einen Vergleich anbot, und nichts als die Auslieferung der beiden Hauptanstifter des Aufstandes verlangte. Es kam hierauf zu einem blutigen Kampfe, in welchem die Thebaner mit verzweifeltem Muthe fochten und den Macedoniern einen empfindlichen Verlust beibrachten, zuletzt aber doch den Waffen derselben erlagen. Alexander drang in die Stadt ein, von deren Bewohnern ein großer Theil durch die Macedonier niedergemetzelt wurde. Schrecklich war das Loos, welches der König am folgenden Tage über das unglückliche Theben verhängte; doch geht aus allen Nachrichten hervor, daß die grausame Bestrafung der Thebaner weniger ihm, als den feindlichen Nachbarstaaten derselben zuzumessen ist. Alexander überließ denjenigen griechischen Staaten, welche am Kampfe gegen Theben Theil genommen hatten, die Entscheidung über das Schicksal der Stadt. Auf diese Weise erhielt Theben die Platäer, Orchomenier, Thespier und Phokier zu Richtern, also lauter Völkerschaften, welche von alter Zeit her Todfeinde der Thebaner und von Rache gegen dieselben erfüllt waren, weil sie selbst ehemals so viel von ihnen zu leiden gehabt hatten. Ihr Spruch lautete dahin, daß die Stadt dem Erdboden gleich gemacht, und alle Einwohner derselben sammt Weibern und Kindern in die Sklaverei verkauft werden sollten, mit alleiniger Ausnahme der Priester und Priesterinnen und der Gastfreunde des macedonischen Königs. Alexander, welcher

nur noch die Nachkommen und die Wohnung des großen thebanischen Dichters Pindarus von dieser Strafe ausnahm, befahl in seinem Zorne, den schrecklichen Spruch seiner ganzen Strenge nach auszuführen. Die Stadt ward also völlig zerstört, und ihre Bewohner insgesammt zu Sklaven gemacht; die Zahl der Letzteren wird auf dreißigtausend angegeben.

Alexander hatte durch das Verfahren gegen Theben den griechischen Staaten zeigen wollen, daß sie ihrer Existenz nur so lange gewiß seien, als sie sich ganz und gar von der macedonischen Politik leiten ließen, daß aber die geringste Widersetzlichkeit ihnen Verderben bringen werde. Er bereute sehr bald die allzu große Grausamkeit, mit welcher er dies die Thebaner hatte fühlen lassen, und ergriff nachher begierig jede Gelegenheit, seine Reue wegen des übereilten Befehls zu erkennen zu geben. Schon gleich nach der Ausführung desselben schenkte er einigen Thebanern die Freiheit, und so oft später auf seinem asiatischen Feldzuge Thebaner, die entweder beim Perserkönig Dienste genommen hatten, oder als Gesandte an denselben geschickt worden waren, in seine Hände fielen, entließ er dieselben aus Mitleid mit dem Schicksal des unglücklichen Volkes, während er die übrigen Griechen, die sich in ähnlicher Weise gegen ihn vergingen, als Landesverräther bestrafte. Am meisten kam Alexander's Reue den Athenern zu Statten. Diese hatten, gleich nachdem die Nachricht von dem Falle Theben's nach Athen gekommen war, eine Gesandtschaft an Alexander abgeschickt, um seinen gerechten Zorn über ihren Treubruch zu beschwichtigen. Der König benutzte diese Gelegenheit, um seine Grausamkeit gegen Theben gutzumachen und den Griechen seine Milde zu beweisen. Er nahm die atheniſchen Gesandten, unter welchen sich auch der elende, aber gewandte und in Macedonien beliebte Redner Demades befand, huldvoll auf, verzieh den Athenern, daß sie den thebanischen Flüchtlingen eine Zuflucht gewährt hatten, und forderte von ihnen blos die Auslieferung des Demosthenes, Lykurgus, der Demagogen Charidemus und Ephialtes und einiger anderen Männer, welche das Volk zum Abfall von Macedonien beredet hatten. Auf Bitten der Athener nahm er nachher auch diese Forderung zurück, und verlangte blos, daß Ephialtes und Charidemus, von welchen der Letztere eigentlich nicht einmal ein Athener war, verbannt würden.

Beide verließen hierauf die Stadt; der Letztere, welcher früher ſchon in Kleinaſien und Thracien ſo mancherlei Rollen geſpielt hatte, begab ſich zum perſiſchen König.

3. Macedonien und Perſien beim Beginn des Krieges zwiſchen beiden Reichen.

Nachdem Alexander in der kurzen Zeit eines Jahres ſeine Herrſchaft ſowohl im Norden als im Süden befeſtigt hatte, kehrte er, im Herbſt 335 v. Chr., aus ſeinem Lager bei Theben nach Macedonien zurück, um den Winter hindurch die nöthigen Vorkehrungen zum perſiſchen Feldzug zu treffen und mit dem Beginn des Frühjahrs denſelben zu eröffnen. Die Verwaltung des Reiches übergab er nicht ſeiner grauſamen und rachgierigen Mutter, obgleich dieſe noch immer einen allzugroßen Einfluß behielt, ſondern dem alten, erfahrenen Freunde ſeines Vaters, Antipater. Dieſem tüchtigen Feldherrn und Staatsmann übertrug er die Leitung der macedoniſchen Angelegenheiten mit unbeſchränkter Vollmacht. Antipater ſollte aber außerdem auch die unzuverläſſigen griechiſchen Staaten bewachen, und für die fortwährende Ergänzung der Truppen Alexander's Sorge tragen. Alexander ließ ihm beim Abmarſch nach Aſien den vierten Theil des Heeres zurück. In Betreff der Griechen hatte Antipater den Auftrag, nicht blos alle ihre Bewegungen zu beobachten, ſondern auch die Volksherrſchaft und den von derſelben unzertrennlichen Geiſt der Unruhe ſoviel wie möglich unter ihnen zu erhalten, namentlich aber dem Peloponnes durch theils gezwungene, theils freiwillige Werbungen ſeine beſten Kräfte zu entziehen. Das Recht oder den Vorwand zu dieſen Werbungen ſcheint Alexander von dem Titel eines Oberfeldherrn der Griechen, den er zu Korinth erhalten hatte, abgeleitet zu haben. Aus Sparta und Athen zog er freilich niemals Truppen; allein das Erſtere wurde, als es wenige Jahre nach Alexander's Abmarſch die Waffen zu erheben wagte, von Antipater völlig zu Boden geſchlagen, und das Letztere wußten Alexander und ſein Reichsverweſer durch Freundlichkeit und Schmeicheleien von einem ſolchen Verſuche abzuhalten.

Die Gesammtzahl aller Truppen, welche Alexander für seinen asiatischen Krieg nach und nach aus Macedonien und Griechenland zog, wird auf hundertundfünfzigtausend Mann angeschlagen. Dasjenige Heer, mit welchem er nach Kleinasien übersetzte und den Feldzug eröffnete, belief sich auf dreißigtausend Mann zu Fuß und viertausend fünfhundert Reiter. Dieses Heer war den Truppen, welche Persien ihm entgegenstellen konnte, offenbar völlig gewachsen; denn es ersetzte das, was ihm an Zahl abging, vollkommen durch die Tapferkeit, Erfahrung und Kriegszucht der Soldaten und durch die Tüchtigkeit der Führer. Es bildete ein geschlossenes Ganzes und vereinigte doch alle Waffengattungen in sich. Die Macedonier in demselben fochten als Nation und mit dem vollen Bewußtsein des Ruhmes, welcher nicht blos für ihren Oberanführer, sondern auch für sie selbst und ihre Nachkommen errungen wurde. Auch die griechischen Truppen des Heeres waren von einem nationalen Geiste beseelt, sie zogen mit der Erinnerung an die Siegesthaten ihrer Vorfahren und mit dem erhebenden Gefühle der Überlegenheit der griechischen Waffen über die sklavischen Horden barbarischer Völker in den Kampf. Die übrigen Bestandtheile des Heeres hatten wenigstens ebenso, wie die griechischen und macedonischen Truppen, ihre nationale Bewaffnung und Streitart beibehalten, und wurden daher nicht etwa blos von einem fremden Geiste mit fortgerissen, sondern fühlten sich auch wegen des Vortheils, welchen die ihnen eigenthümliche Kampfweise dem Heere gewährte, als nützliche Glieder des Ganzen. Die Päonier und andere thracischen Völkerschaften bildeten die leichte Reiterei des Heeres, und dienten ungefähr zu demselben Zweck, zu welchem in neuerer Zeit Kosaken, Husaren, Panduren und ähnliche Truppen dienen. Gleich diesen Völkern waren sie auf den einzelnen Zügen überall gegenwärtig, umschwärmten den Feind beständig, und sammelten Nachrichten für den Feldherrn ein. Die Triballer, Odrysen und einige illyrischen Völkerschaften bildeten ein leichtes Fußvolk, welches aber immer noch so beschaffen war, daß es in der Linie mitfocht. Dagegen zog Alexander eigentliche leichte Truppen zu Fuß, die wir mit den Kroaten und ähnlichen Völkern neuerer Zeit vergleichen können, aus denselben Gebirgen Illyriens und Thraciens, welche noch bis zum heutigen Tag die trefflichsten leichten Truppen liefern. Sie be-

standen theils aus Bogenschützen, theils aus den vom General Attalus befehligten agrianischen Jägern. Die Letzteren, welche anfangs nur tausend Mann stark waren, nachher aber bedeutend vermehrt wurden, zeichneten sich auf Alexander's Kriegszügen vor allen anderen thracischen und illyrischen Stämmen aus; es gab fast kein Gefecht, in welchem sie nicht eine Rolle spielten.

Die Griechen des Heeres, deren Zahl anfangs nur siebentausend betrug, bildeten, wie die macedonische Phalanx, ein schwerbewaffnetes Fußvolk. Sie machten auf gleichen Rang mit den Macedoniern Anspruch. Außerdem hatte schon Philipp sechshundert junge Griechen von guter Familie in eine Reiterschaar vereinigt, welche der macedonischen und thessalischen Garde des Heeres in Bewaffnung und Übung wenig nachstand. Alexander vermehrte die Zahl derselben bedeutend. Die ritterliche Mannschaft des thessalischen Volks leistete dem macedonischen König auf seinen Kriegszügen die besten Dienste, und er wußte ihre Habsucht, welche sich auf den Wunsch zu genießen und zu glänzen gründete, vortrefflich zu benutzen. Der thessalische Adel bildete eine berittene Garde, welche ebenso tüchtig war, als die der Macedonier. Sie zeichnete sich stets sehr aus, und Alexander trug immer Sorge, daß Allen, die zu diesem Chor gehörten, Gelegenheit gegeben wurde, sich zu bereichern, namentlich wenn sie, wie andere Freiwilligen, nach Hause entlassen sein wollten. Er hielt sie dann nicht zurück, aber er gab ihnen außer dem Antheil an der Beute ein großes Geldgeschenk, und ließ sie auf seine Kosten nach Europa überschiffen. So schenkte er ihnen z. B., als er von Persepolis nach Ekbatana zog, bei ihrer Entlassung zweitausend Talente oder mehr als fünf Millionen Gulden (gegen drei Millionen Thaler). Diese Großmuth bewog damals sehr viele von ihnen, sich aufs neue anwerben zu lassen; die Reichthümer derer aber, welche nach Hause zurückkehrten, reizten Andere zum Dienste im macedonischen Heere. Später gebrauchte Alexander, wie es scheint, seine macedonischen Reiter immer mehr statt der Thessalier, und nahm diese zuletzt in seine macedonische Edelgarde auf.

Der macedonische Theil des Heeres behielt die Einrichtung und Stellung, welche Philipp ihm gegeben hatte. Alexander fügte

jedoch eine neue Truppengattung hinzu, die seine eigene Erfindung war, und welche den Namen Dimachen, d. h. die zwiefach, zu Pferd und zu Fuß, Kämpfenden, erhielt. Er fand nämlich seine schwere macedonische und thessalische Reiterei oft zu unbehülflich, die berittene Mannschaft der Odrysen, Triballer und anderer rohen Stämme aber gegen die an den Kampf zu Pferd von jeher gewöhnten Reitervölker des Orients zu leicht; er bildete daher das aus Macedoniern bestehende Corps der Dimachen, welche, wie unsere Dragoner, zugleich für den Kampf zu Pferd und zu Fuß eingeübt wurden. Sie waren leichter, als das macedonische Fußvolk, und schwerer, als die leichte Reiterei, bewaffnet, und hatten nicht, wie die Letzteren, Pferde, welche mit Brustharnischen und Platten bedeckt waren.

Während Alexander's Heer der persischen Kriegsmacht völlig gewachsen war, befanden sich dagegen seine Finanzen in einem sehr traurigen Zustande. Sein Vater hatte ihm eine Staatskasse von nicht mehr als sechszig Talenten oder hundert und sechsundfünfzigtausend Gulden (gegen sieben und achtzigtausend Thaler) hinterlassen. Alexander hatte deswegen Schulden machen müssen, um Heer und Flotte vollständig auszurüsten, und der Zug nach Asien war für ihn, wie für seinen Vater, gewissermaßen eine Nothwendigkeit geworden, weil er nur auf diese Weise sein Heer erhalten und den Finanzen des Staates aufhelfen konnte. Er ging aber ungeachtet seiner ärmlichen Geldverhältnisse sogar so weit, daß er, als er über den Hellespont setzte, gleichsam alle Brücken hinter sich abbrach. Er erließ nämlich den Macedoniern für die Zukunft alle Steuern unter der Bedingung, unter welcher im Mittelalter auch die christliche Ritterschaft stets von Abgaben frei war, d. h. er legte seinen Macedoniern blos die Verpflichtung auf, ihm die Heeresfolge zu leisten. Ja, Alexander vertheilte vor seinem Abmarsch sogar alles, was ihm von Waldungen, Gütern und andern Domänen gehörte, an die Anführer der Truppen. „Was bleibt denn dir übrig, o König?" fragte ihn der General Perdikkas. „Die Hoffnung!" antwortete Alexander. Von allen Freunden und Generalen des Königs war nur Perdikkas nebst sehr wenigen Anderen edel genug, das angebotene Geschenk auszuschlagen und sich jede Belohnung vor dem Siege zu verbitten. „Laß uns, die Genossen deiner Thaten, sagte

er zum König, auch die Hoffnung mit dir theilen!" Weil auf dieſe Weiſe ſogar die Mittel zur Verwaltung Macedoniens fehlten, ſo mußte Alexander auf ſeinem aſiatiſchen Feldzuge von Zeit zu Zeit große Geldſummen an ſeinen Reichsverweſer Antipater ſchicken, der ja überdies ein nicht unbedeutendes Heer zu unterhalten hatte. Ehe Alexander ſich in Marſch ſetzte, feierte er noch mit großen Koſten das neuntägige macedoniſche Nationalfeſt der Muſen, und ließ ſein ganzes Heer an demſelben Theil nehmen. Alexander begann alſo den Feldzug mit keinen andern Mitteln, als denjenigen, welche ſein Talent und die Tüchtigkeit des Heeres ihm darbot; aber er war, wie ſein Vater, überzeugt, daß Kleinaſien leicht zu erobern wäre, und daß der Beſitz dieſes Landes ihm die zur Unterwerfung des übrigen perſiſchen Reichs nöthigen Hülfsmittel liefern würde.

Dies war die Lage Alexander's bei der Eröffnung des Feldzugs. Der perſiſche König dagegen beſaß zwar dem äußeren Schein nach Reichthum und Macht, der Wirklichkeit nach war aber ſein großes Reich ein morſches Gebäude, welches jeden Augenblick einzuſtürzen drohte. Schon als Ageſilaus mit einem Heere in Aſien eindrang, wäre das perſiſche Reich gewiß in Trümmer zerfallen, wenn nicht die Verhältniſſe Griechenlands, die den ſpartaniſchen König zur Rückkehr nach Europa zwangen, daſſelbe gerettet hätten (ſ. oben S. 34 f.). Auch der mächtige Einfluß, welchen die Zwietracht der Griechen unmittelbar nachher dem Perſer-König verſchaffte, konnte das Reich nicht vor dem Untergange retten. Dieſes war bis auf ſeine Grundlagen ſelbſt erſchüttert.

Artaxerxes II. Mnemon, bis zu deſſen letzten Jahren die perſiſche Geſchichte früher erzählt worden iſt (ſ. oben S. 47), hinterließ nicht weniger als hundert und achtzehn Söhne, welche alle einigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausübten, obgleich nur drei derſelben, Darius, Ariaspes und Ochus, von ſolchen Frauen geboren waren, die den Titel Königin führten. Der älteſte jener drei Prinzen, Darius, war von Artaxerxes zuletzt zum Mitregenten angenommen worden; er war aber wegen eines Weibes bald mit ſeinem Vater in Zwiſt gerathen, und hatte in Verbindung mit Tiribazus einen Anſchlag auf das Leben desſelben gemacht. Die Verſchwörung war entdeckt worden, und Darius, Tiribazus und Andere hatten ihren Hochverrath mit dem Leben gebüßt. Jetzt

suchte Ochus, der jüngere von den beiden anderen Prinzen des ersten Ranges, mit Verdrängung seines Bruders Ariaspes sich den Thron zu verschaffen. Ochus war ein leidenschaftlicher, tyrannischer Mann, und weder bei seinem Vater, noch bei den übrigen Gliedern der königlichen Familie wohl gelitten. Artaxerxes zog ihm nicht blos den Ariaspes, sondern auch einen nicht ebenbürtigen Sohn, Arsames, vor, und ging mit dem Gedanken um, einen von diesen beiden zu seinem Nachfolger zu ernennen. Ochus half sich durch einen doppelten Brudermord. Den Arsames ließ er durch einen seiner Freunde geradezu aus dem Wege räumen; den Ariaspes aber wußte er durch allerhand Vorspiegelungen über des Vaters Absichten so sehr zu täuschen, daß derselbe zuletzt ganz irre wurde, und in der gewissen Überzeugung, das Schicksal des Darius sei auch gegen ihn beschlossen, sich selbst das Leben nahm, um einem schmählichen Ende zuvorzukommen. Der Tod der beiden Lieblingssöhne brach dem vierundneunzigjährigen Vater das Herz, und Ochus bestieg nun den Thron (362 v. Chr.).

Ochus, welcher als König den Namen Artaxerxes III. annahm, verheimlichte des Vaters Tod so lange, bis er seine übrigen Brüder und fast alle anderen Angehörigen des königlichen Hauses aus dem Wege geräumt hatte. Er ließ sich während seiner ganzen Regierung von seinem Liebling Bagoas, einem schlechten, aber sehr unternehmenden Manne, leiten. Da durch die kurz vor seiner Thronbesteigung unterdrückte Empörung der Satrapen von Vorderasien die Finanzen des Reiches zu Grunde gerichtet worden waren, so beschloß Ochus, wahrscheinlich auf Anrathen des Bagoas, zur Wiederherstellung derselben einen Nationalkriegszug zu veranstalten. Noch war nämlich Egypten nicht wieder unterworfen, und die persischen Vasallen, welche in den phönicischen Städten herrschten, hatten sich an den König dieses Landes angeschlossen. Ochus stellte sich selbst an die Spitze der ganzen Reichsmacht, welche aus dreimalhundert und dreißigtausend Mann Landtruppen und aus einer Flotte von dreihundert Kriegs- und fünfhundert Transportschiffen bestand. Ungeachtet dieser großen Macht siegte er nur durch seine griechischen Hülfstruppen und durch die Verräthereien und den Unverstand der Feinde. Als er gegen Sidon zog, verriethen der feige Fürst dieser Stadt, Tennes, und, was noch

wichtiger war, der Anführer der griechischen Söldner, Mentor von Rhodus, diejenigen, deren Beschützung ihnen anvertraut worden war. Die tapferen Sidonier hatten früher alle ihre Schiffe verbrannt, um sich selbst die Flucht unmöglich zu machen und alle Bürger zum tapfersten Widerstand zu nöthigen; als aber Tennes einen Theil ihres Heeres nebst den hundert angesehensten Männern der Stadt dem Perser-König in die Hände gespielt hatte, und hierauf Mentor den Feinden die Thore öffnete, waren sie rettungslos verloren. Sie zogen jedoch einen ruhmvollen Untergang der persischen Sklaverei vor, steckten ihre eigene Stadt in Brand, und stürzten sich selbst mit ihren Weibern und Kindern in die Flammen. Es sollen damals nicht weniger als vierzigtausend Menschen umgekommen sein. Doch wurde die Stadt bald wieder aufgebaut, und zwei Jahrzehnte später war sie schon wieder ebenso bevölkert und blühend als vorher. Tennes erhielt den Lohn, welcher allen Verräthern gebührt: Ochus ließ ihn, gleich nachdem er von seiner Treulosigkeit Nutzen gezogen hatte, umbringen. Mentor aber, der als tüchtiger General dem König noch ferner nützlich sein konnte, erhielt ein Commando im Heere, und leistete den Persern in der folgenden Zeit wichtige Dienste.

Ochus zog hierauf nach Egypten. Nektanebus, der damalige Beherrscher dieses Landes (s. oben S. 91), welcher ein Heer von achtzigtausend Egyptern und anderen Afrikanern und von nicht weniger als zwanzigtausend Griechen aufgestellt hatte, wäre den Persern ganz gewiß überlegen gewesen; allein er benahm sich im Kampfe mit ihnen noch viel unverständiger, als der persische König, und stürzte sich dadurch selbst ins Verderben. Er hatte sich auf seinen früheren Feldzügen von zwei tüchtigen griechischen Anführern, dem Athener Diophantus und dem Spartaner Lamius, leiten lassen, glaubte aber jetzt selbst im Stande zu sein, seine Sache zu führen. Er wurde in Folge davon besiegt, und mußte froh sein, durch die Flucht in das Innere von Afrika sein Leben retten zu können. Egypten wurde wieder unterworfen, und Ochus wüthete gegen die Bewohner desselben aufs grausamste: er ließ die Mauern der Hauptstädte des Landes umreißen, und beraubte Götter und Menschen auf eine so rücksichtslose Weise, daß er mit großen Schätzen von Gold und Silber zu den Küsten und Aus-

schweifungen seiner Residenz zurückkehren konnte. Mentor wurde zum Oberstatthalter der Seeprovinzen ernannt, und machte sich in dieser Stellung besonders dadurch nützlich, daß er die Werbung griechischer Söldner gut zu leiten verstand, und von Zeit zu Zeit Abtheilungen derselben nach Oberasien schickte; Bagoas aber erhielt die Oberaufsicht über alle Satrapieen im Inneren des Reichs. Beide theilten sich jetzt in die Leitung der Regierung.

Bagoas erhielt durch seine Verbindung mit Mentor und durch die Truppen, welche dieser ihm schickte, eine so mächtige Stellung, daß er zuletzt sogar dem Könige furchtbar wurde. Als ihm daher die Rolle eines allmächtigen Ministers bei einem grausamen und treulosen König bedenklich zu werden schien, beschloß er durch die Ermordung desselben seinem eigenen Sturze vorzubeugen. Er entledigte sich (339 v. Chr.) des Königs durch Gift, und erhob Arses, den jüngsten Sohn desselben, auf den Thron. Zu gleicher Zeit ließ er auch fast alle Prinzen des königlichen Hauses ermorden. Drei Jahre lang fügte sich der junge Mann in die Vormundschaft des Bagoas; als er aber endlich darauf zu denken schien, sich von diesem Joche zu befreien und den Tod seiner Anverwandten zu rächen, kam ihm Bagoas zuvor und ließ ihn und zugleich fast die ganze übrige königliche Familie umbringen.

Unter den wenigen Gliedern des königlichen Hauses, welche Bagoas am Leben ließ, schien ihm ein fast ganz vergessener Urenkel des Darius II. und Großneffe des Artaxerxes III. das passendste Werkzeug zu seinen Zwecken. Er zog denselben daher aus der Verborgenheit hervor, und machte ihn zum König. Dies war der unglückliche, eines besseren Schicksals würdige Darius III. Kodomannus, welcher von Alexander dem Großen besiegt ward, und mit dessen Sturz das persische Reich ein Ende nahm. Auch ihn wollte Bagoas, bald nachdem er ihn auf den Thron erhoben hatte, ermorden, weil Darius sich seinem Willen nicht fügte; allein der König kam dem ruchlosen Minister zuvor, und brachte ihn selbst ums Leben. Darius, welcher von 337 v. Chr. an herrschte, wird zwar wegen seiner persönlichen Tapferkeit gerühmt, es fehlte ihm aber an den eigentlichen Talenten eines Herrschers und Feldherrn. Überdies hatte er zu der Zeit, als Alexander gegen ihn zog, sich kaum erst auf dem Thron befestigt, und noch keine Ge-

legenheit gehabt, ſein großes Reich und die Hülfsmittel, die es ihm bieten konnte, kennen zu lernen. Auch war es ſehr ſchwer, wenn nicht unmöglich, Ordnung und Feſtigkeit in die Leitung des Reiches zu bringen, die Provinzen länger zu einem Ganzen verbunden zu halten, und ein den Waffen der Macedonier gewachſenes Heer aufzuſtellen. Die Provinzen in Vorderaſien wurden von Alexander ſo leicht unterworfen, daß es faſt ſcheint, als wenn es den Bewohnern derſelben erwünſcht geweſen wäre, ſtatt der perſiſchen Satrapen, durch welche ſie gepeinigt und gedrückt wurden, die Beamten eines Königs zu erhalten, der ihnen ihre alten Rechte und Freiheiten wiederzugeben verſprach; erſt im tiefen Innern von Aſien erfuhr Alexander Widerſtand von Seiten der Landeseingeborenen. Die oberſte Leitung des Reiches ſelbſt war ſo beſchaffen, daß ein Mann von Einſicht und Charakter im perſiſchen Staatsrath unmöglich dauernden Einfluß haben konnte. Das Heer aber, welches man den Macedoniern bei ihrer Annäherung entgegenſchickte, verdient, wenn man die griechiſchen Soldtruppen in demſelben ausnimmt, kaum dieſen Namen.

Der einzige Mann, welcher das perſiſche Reich vielleicht hätte retten können, war Memnon von Rhodus, der Bruder des zuvor erwähnten Mentor. Dieſer war ebenſo wie ſein Bruder als ganz junger Menſch nach Aſien gegangen, um daſelbſt durch Kriegsdienſte ſein Glück zu machen. Der perſiſche Satrap Artabazus hatte ſeine Schweſter geheirathet und beiden Brüdern gute Stellen verſchafft; als derſelbe aber bei einem Empörungsverſuch ſcheiterte (ſ. oben S. 94), mußten Beide die Flucht ergreifen. Memnon rettete ſich mit Artabazus zum König Philipp von Macedonien, Mentor aber entrann nach Egypten. Der Letztere wurde nachher an der Spitze griechiſcher Söldner den Sidoniern zu Hülfe geſandt, verrieth dieſe aber an den Perſer-König. Er erhielt hierauf am Hofe desſelben einen allmächtigen Einfluß, und benutzte dies, um ſeinem Bruder und ſeinem Schwager ihre Begnadigung und die Erlaubniß zur Rückkehr auszuwirken. Die beiden Brüder warben nachher dem Perſer-Könige griechiſche Soldtruppen, und waren eifrig bemüht, die nöthigen Vorkehrungen zur Abwehr der von Macedonien her drohenden Gefahr zu treffen. Namentlich leiſtete Memnon, welcher nach dem bald nachher erfolgten Tode ſeines

Bruders an dessen Stelle Statthalter in Kleinasien wurde, den Persern die wichtigsten Dienste. Er besaß militärische Einsicht und Erfahrung, hatte von Jugend auf griechische Söldlinge angeführt, verstand vortrefflich dieselben an sich zu ziehen, und kannte von seinem Aufenthalt in Macedonien her alle Verhältnisse dieses Reiches. Er erhielt die Leitung der persischen Rüstungen gegen Alexander, und entwarf für den bevorstehenden Feldzug einen Plan, der den Macedoniern vielleicht Verderben gebracht hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre, daß ein tüchtiger Mann am persischen Hofe bleibenden Einfluß gehabt hätte. Memnon verlangte nämlich, daß man sich mit Alexander in kein Treffen einlasse, sondern sich vor dem Heere desselben beständig zurückziehe, dabei überall das Land verwüste, den Macedoniern jeden Schritt erschwere, und sie bis in das Innere des Reiches locke. Dieser Plan war sehr verständig, wurde aber von den stolzen persischen Satrapen, welche das kleinasiatische Heer befehligten, und in deren Kriegsrath Memnon nur Eine Stimme hatte, höhnend zurückgewiesen. Erst als jene ihren Stolz durch die schimpfliche Niederlage am Granikus gebüßt hatten, übertrug Darius dem erfahrenen und einsichtsvollen Griechen den Oberbefehl. Memnon entwarf nun, wie sich später zeigen wird, einen neuen Plan, welcher für die Macedonier ebenfalls sehr gefährlich war; zum Glück für diese aber wurde Memnon bald nachher durch den Tod vom Schauplatz abgerufen.

4. Der persische Feldzug Alexander's bis zur Schlacht am Granikus.

Alexander hatte mit dem Anbruch des Frühlings 334 v. Chr. den Marsch nach Asien angetreten, und war ohne die mindeste Schwierigkeit über den Hellespont gegangen. Beim Übergang über diese Meerenge, sowie unmittelbar nachher, als er zu den Ruinen von Troja kam, benutzte er, vermittelst seiner eigenen poetischen Natur, die Gefühle und Erinnerungen eines griechischen Heeres ganz meisterhaft zur Förderung seines Unternehmens. Er suchte nämlich seinen Kriegszug in den Augen seiner Truppen und seiner Nation an alles das anzuknüpfen, was ihnen durch Homer und Herodot zum lebendigsten Bewußtsein ge-

bracht war, an die Götter und Heroen Griechenlands, an den göttlichen Achilles, der ſein eigenes Vorbild war, und an Troja, das Sinnbild der perſiſchen Macht. Wenige Männer der Geſchichte haben es ſo wie Alexander verſtanden, große Thaten mit kleinen äußeren Mitteln zu vollbringen, und die in der Lage der Dinge ſelbſt oder in dem Geiſte der Nation liegenden Hülfsmittel zu benutzen. Er wußte in einer Zeit, in welcher auf dauernde Begeiſterung für eine Sache nicht mehr zu rechnen war, Begeiſterung für ſeine Perſon zu erwecken, faſt alle ausgezeichneten Talente Griechenlands für ſein Unternehmen zu intereſſiren, die Beſtrebungen der damaligen Künſtler und Philoſophen ſeiner Nation auf ſeinen Kriegszug hinzulenken, die nationalen Ideen der Griechen mit demſelben in Verbindung zu bringen, und zugleich neue Anſichten und eine erweiterte Erkenntniß durch ſeine Thaten hervorzurufen.

Von dieſem Standpunkte aus iſt alles dasjenige zu beurtheilen, was Alexander that, als er auf ſeinem Marſche an die Meerenge des Hellespont gekommen war. Auf dem Grabe des Proteſilaus, welches auf der europäiſchen Seite des Hellespont lag, brachte er dieſem Helden, dem erſten, der im Kampfe mit Troja gefallen war, ein Opfer dar, weil die Griechen unter Alexander's Führung im Begriff waren, jetzt noch einmal gegen Aſien zu ziehen und gleichſam Rache für die einſt durch trojaniſche Waffen getödteten Landsleute zu nehmen. Mitten im Hellespont, der einſt des Xerres Brücke nicht geduldet hatte, ſpendete Alexander aus goldener Schale dem Gotte Neptun ein Trankopfer, weil derſelbe einſt, noch vor dem Kriege gegen Troja, ſeine Fluthen über das Gebiet dieſer Stadt geſendet hatte. Beim Anfahren an der aſiatiſchen Küſte ſchleuderte Alexander einen Speer in den Boden desjenigen Welttheils, welcher jetzt durch griechiſche Waffen bezwungen werden ſollte. Er ſelbſt ſprang zuerſt von allen Theilnehmern des Zugs ans Land, und ließ an der Stelle, wo dies geſchehen war, Altäre errichten. Von der Küſte des Hellespont richtete er ſeinen Marſch zunächſt nach der Stelle, auf welcher einſt Troja geſtanden hatte. Hier brachte er an den Grabhügeln der bei der Belagerung dieſer Stadt gefallenen griechiſchen Helden, vor Allem aber an denen des Achilles und ſeines Freundes Patroklus, glänzende Opfer dar, und

ließ zu Ehren dieser gefeierten Heroen Spiele und Wettkämpfe halten. Er selbst verherrlichte dabei durch Bekränzung des Grabes und durch Opferspenden den Achilles, sein Freund Hephästion aber den Patroklus. Wie mußte dies Alles den Enthusiasmus eines griechischen Heeres befeuern, welches überdies für Kriegsruhm begeistert war, von einem jugendlichen Helden geführt ward, und die ritterlich gesinnte Schaar des macedonischen Adels an seiner Spitze hatte! Und wie sehr hatte Memnon Recht, den persischen Anführern, welche weiter landeinwärts ihre Truppen vereinigt hatten, den Kampf mit einem solchen Heere zu widerrathen, zumal da das ihrige den Macedoniern an Zahl nur wenig überlegen war!

Das persische Heer, welches gegen die Macedonier heranzog, bestand zwar aus hunderttausend Mann, allein sechzigtausend derselben waren nichts als bloße Milizen, die mehr schadeten als nutzten, weil sie alle Bewegungen erschwerten und die Erhaltung der Ordnung unmöglich machten. Selbst die übrigen vierzigtausend waren ganz sonderbar zusammengesetzt; die Reiterei bildete eine gleich große Zahl mit dem Fußvolk, und von einem System der Bewaffnung oder von einer gleichförmigen Bewegung war keine Rede. Jeder Satrap führte die Truppen der von ihm verwalteten Provinz; aber keiner derselben war eigentlicher Oberbefehlshaber. Dieses Heer stellte sich, als Alexander den Boden von Kleinasien betreten hatte, an dem kleinen Flusse Granikus auf, welcher von Süden her in das Marmara-Meer fließt. Hier wollte man, ungeachtet aller Vorstellungen Memnon's, die Macedonier erwarten, um ihnen durch einen Sieg in offener Feldschlacht das weitere Vordringen unmöglich zu machen. Alexander rückte den Feinden entgegen, und beschloß sie sogleich anzugreifen. Einige seiner Generale, namentlich Parmenio, gaben ihm den Rath, sich auf dem linken Ufer des Granikus zu lagern, und nicht im Angesicht des Feindes über den Fluß zu gehen; Alexander aber, welcher die Beschaffenheit des persischen Heeres kannte und die sehr verkehrte Aufstellung desselben gewahrte, beschloß die Fehler der Feinde sogleich zu benutzen, und wies Parmenio's Bedenken mit dem Ausruf zurück: „Der große Hellespont würde sich ja schämen müssen, wenn ich mich vor einem kleinen Flüßchen fürchtete."

So wurde, zu Ende Mai oder im Anfange des Juni 334 v. Chr., die Schlacht am Granikus geliefert. Die Macedonier setzten im Angesicht des persischen Heeres über den Fluß, und griffen die auf dem jenseitigen Ufer stehenden Feinde an. Alexander selbst, welcher Tapferkeit, Stärke, Gewandtheit, kurz alle ritterlichen Eigenschaften eines Helden der Homerischen Zeit oder des Zeitalters der Kreuzzüge besaß, nahm, wie bei allen anderen Gelegenheiten, persönlich Antheil an dem Gefechte. Wir dürfen ihm deswegen nicht den Vorwurf machen, daß er dadurch das Schicksal seines Reiches und der Welt unnöthiger Weise aufs Spiel gesetzt habe; denn er kannte seine Macedonier und das griechische Volk, und wußte, welchen Eindruck bei ihnen eine Achilleische Tapferkeit hervorbrachte. Alexander gerieth übrigens in jener Schlacht allerdings durch seine persönliche Theilnahme am Kampfe in Lebensgefahr. Er hatte nämlich einen persischen Anführer, von dem er an der Schulter verwundet worden war, mit seinem Speer todt zu Boden gestreckt, als des Gefallenen Bruder Rhösaces und der Satrap Spithridates auf den König losſprengten. Der Erstere, welcher mit einem Schwerthiebe Alexander's Helm zerschmetterte, wurde zwar sogleich von dem Könige durchbohrt, der Letztere aber zückte von hinten seinen Säbel über das entblößte Haupt Alexander's und würde ihn sicher getödtet haben, wenn nicht in demselben Augenblick Klitus, einer der macedonischen Generale, des Persers Arm abgehauen hätte. Die Perser erlitten eine gänzliche Niederlage, sie ergriffen insgesammt die Flucht, und zerstreuten sich so, daß ihr Heer ganz und gar verschwand. Die Zahl ihrer Todten belief sich nach der einen Angabe auf tausend, nach der andern auf zweitausend fünfhundert Mann. Nachdem der persische Theil des Heeres besiegt war, wandte sich Alexander gegen die griechischen Söldner, welche der Unve stand der feindlichen Führer zu müßigen Zuschauern des Kampfes gemacht hatte. Auch sie wurden nach einem kurzen, aber sehr hartnäckigen Kampf, in welchem dem König ein Pferd unter dem Leibe getödtet ward, geschlagen, und insgesammt entweder zusammengehauen oder gefangen genommen. Der Verlust der Macedonier war gering; sie sollen in der ganzen Schlacht nur hundert und fünfzehn Mann eingebüßt haben.

Der König ließ die Gebliebenen ſeines Heeres auf eine ehrenvolle Weiſe beſtatten, und befahl, für ihre Angehörigen in der Heimath Sorge zu tragen. Die in Gefangenſchaft gerathenen griechiſchen Söldner dagegen beſtrafte er als Landesverräther, welche, in einem durch die griechiſchen Staaten beſchloſſenen Kriege auf Seiten der Feinde gegen ihr Vaterland gefochten hatten: ſie wurden gefeſſelt nach Macedonien geſchleppt und dort zu öffentlicher Strafarbeit gezwungen. Nur den Thebanern unter ihnen gewährte Alexander aus Mitleid mit ihrem Looſe Verzeihung. Aus der reichen Beute, welche er in dem perſiſchen Lager fand, ließ er durch Lyſippus eine Ehrenſtatue für jeden der fünfundzwanzig macedoniſchen Ritter, die in der Schlacht geblieben waren, gießen und in einer Stadt Macedoniens aufſtellen. Außerdem ſchickte er dreihundert perſiſche Rüſtungen nach Athen, damit ſie daſelbſt in den Tempel der Minerva niedergelegt würden, und zwar mit folgender Aufſchrift: „Alexander, Philipp's Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Spartaner, weihen dies aus der von den perſiſchen Barbaren errungenen Beute der Göttin.“

5. Alexander's perſiſcher Feldzug von der Schlacht am Granikus an bis zur Beſetzung von Cilicien.

Das ganze weſtliche Kleinaſien bis zum Taurus-Gebirge hin war der Preis des am Granikus erfochtenen Sieges. Schon dieſe Eroberung an und für ſich allein würde ein Reich gebildet haben, welches, bei einer guten Verwaltung, mit den glänzendſten Reichen der neueren Zeit zu vergleichen geweſen wäre. Die am Hellespont gelegene Provinz wurde ohne das mindeſte Widerſtreben der Einwohner beſetzt, und Kalas, der Oberanführer der theſſaliſchen Reiterei, zum Statthalter derſelben ernannt. Alexander ſelbſt ſchlug mit der Hauptmacht den Weg nach Süden ein; denn da nur die Griechen im feindlichen Heere und eine Verbindung Griechenlands mit Perſien ihm gefährlich ſein konnte, ſo mußte jetzt ſein Hauptſtreben darauf gerichtet ſein, daß er ſich der kleinaſiatiſchen Küſte im Weſten und Süden bemächtigte, und ſo Perſer und Griechen von einander trennte. Er marſchirte zunächſt gegen Sardes, die Hauptſtadt von Lydien, welche eine für unüberwindlich gehaltene

Burg hatte. Noch ehe er bei derselben angelangt war, kam Mithrines, der Befehlshaber der dortigen persischen Besatzung, ihm entgegen, um die Burg freiwillig zu übergeben. Alexander stellte die alten Freiheiten und Rechte des lydischen Volkes wieder her, und setzte Asander, den Bruder Parmenio's, als Statthalter des Landes ein. Später, zur Zeit der Rückkehr Alexander's aus Egypten, rief er diesen wieder ab, und ernannte den General Menander an seine Stelle.

In Ephesus, einer der Hauptstädte von Jonien, verjagte das Volk bei der Annäherung Alexander's die persisch gesinnte Partei, und nahm ihn und seine Truppen als Landsleute und Befreier mit Entzücken auf. Der König hob hier, wie in allen griechischen oder halbgriechischen Städten Kleinasiens, die Oligarchie auf, und stellte die frühere Volksherrschaft wieder her. Er hatte dazu einen doppelten Grund: einmal gewann er dadurch überall die Masse des Volks für sich, und dann war dies das beste Mittel, die Macht Memnon's zu brechen, welcher nach der Schlacht am Granikus zum Oberanführer zu Wasser und zu Land ernannt worden war, und als solcher sich mit allen Fürsten und Oligarchen der griechischen Städte in Verbindung gesetzt hatte. Übrigens war Alexander's Einführung der Demokratie nur eine Wiederherstellung der alten Formen der Verwaltung; der Wirklichkeit nach wurden die Städte in größere Abhängigkeit gebracht, als unter der persischen Herrschaft. Alexander errichtete, wiewohl er anfangs dabei sehr vorsichtig zu Werke ging, überall eine leitende Militär- und Civilgewalt, welche nicht, wie die der persischen Satrapen, nur den Schein der Herrschaft hatte. Doch kam durch die von ihm eingesetzte Verwaltung eine neue Seele und eine neue Bewegung in das halb erstorbene Nationalleben der asiatischen Griechen.

Milet, dessen Commandant auf die Hülfe der persischen Flotte rechnete, konnte nur durch Gewalt genommen werden. Es wurde belagert und im Sturme erobert. So waren alle von Griechen bewohnten Gegenden Kleinasiens, mit Ausnahme von Karien und Lycien, binnen wenigen Monaten in Alexander's Gewalt gekommen. In Karien bediente sich der macedonische König der inneren Unruhen auf eine sehr geschickte Weise zu seinen Zwecken. Ada, die Wittwe des Idrieus, welcher 350 v. Chr. seiner Schwägerin

Artemisia II. (s. oben S. 92) in der Regierung des Landes nachgefolgt war, hatte einige Jahre vor Alexander's Ankunft der Herrschaft wieder entsagen müssen, weil ihr Bruder Pixodarus die Waffen gegen sie erhoben hatte. Doch behauptete sie sich in der Festung Alinda. Als Pixodarus gestorben war (335 v. Chr.), bemächtigte sich ein vornehmer Perser, welcher die Tochter desselben geheirathet hatte, der Herrschaft. Die ausgeschlossene rechtmäßige Erbin, Ada, sah deshalb mit Freuden Alexander gegen ihr Land heranrücken, und harrte in Alinda auf ihn, wie auf einen Befreier. Alexander nahm sich ihrer an, und gewann dadurch sogleich die Karier für sich, welche ohnehin nur mit Unwillen einen Perser an der Spitze ihrer Regierung sahen, und noch von der Zeit des Mausolus her das persische System der Erpressung und Mishandlung in lebendigem Andenken hatten. Das ganze Land wurde ohne Schwierigkeit besetzt; nur Halikarnassus, wohin sich Memnon gezogen hatte, leistete Widerstand, und fiel erst nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Hände der Macedonier. Alexander übergab die Herrschaft von Karien der rechtmäßigen Fürstin des Landes, welche ihrem neuen Gebieter dadurch huldigte, daß sie ihn an Kindesstatt annahm und für ihren Erben erklärte.

Alexander, der sich jetzt (im Herbst 334 v. Chr.) im Besitze aller Küsten des ägäischen Meeres befand, glaubte den zu Lande erworbenen Ruhm nicht einem ungewissen Seegefechte aussetzen zu dürfen, und entließ daher seine Flotte, welche den Kampf mit der fast dreimal stärkeren Seemacht des Feindes nicht wagen konnte, und doch zu ihrem Unterhalte große Summen erforderte. Der König überließ dadurch freilich die Herrschaft des Meeres seinem Feinde, er beschloß aber, sich zu Lande aller noch nicht besetzten Häfen des persischen Reiches zu bemächtigen und so den Zusammenhang der Perser mit ihrer Flotte und mit Griechenland abzuschneiden. Das Schicksal war übrigens dem macedonischen Könige sehr günstig, und that offenbar das Beste; denn der gewandte und kriegserfahrene Memnon, welchen Darius bald nach der Schlacht am Granikus zum Oberbefehlshaber zu Wasser und zu Land ernannt hatte, hätte dem Kriege leicht eine für Alexander sehr gefährliche Wendung geben können. Memnon hielt noch einige Punkte der kleinasiatischen Küste besetzt, er bemächtigte sich außerdem der

Inseln Chios und Lesbos, und die meisten Staaten Griechenlands warteten nur auf eine gute Gelegenheit, ihrer Eifersucht gegen die neue macedonische Macht die Zügel schießen zu lassen. Auf diese Weise bildete sich im Rücken Alexander's eine gefährliche Gegen-Operation, und seine Lage fing an bedenklich zu werden. Da starb unerwarteter Weise Memnon an einer Krankheit, und mit ihm wurde die Seele aller persischen Unternehmungen hinweggerafft.

Alexander setzte von Karien aus seinen Marsch weiter fort. Das schon auf der Südseite von Kleinasien gelegene Land Lycien bot ihm keine Hindernisse dar, weil er den Bewohnern desselben die Erhaltung ihrer alten Freiheiten und Rechte zugestand, und sogar gegen benachbarte räuberische Stämme eine kräftige Hülfe leistete. Er ließ ihnen ihre gewohnte Einrichtung und Verwaltung, und begnügte sich damit, daß sie ihn als ihren Oberherrn anerkannten. Den weiteren Marsch von der östlichen Grenze Lyciens an in das Land Pamphylien hinein hat das Alterthum den kühnsten Unternehmungen Alexander's zugezählt; offenbar setzte aber der kühne König auf demselben sein Heer aus Ungeduld einer ganz unnöthigen Gefahr aus. Ein Theil des Heeres mußte nämlich einen langen und beschwerlichen Marsch durch das Gebirge machen, mit dem andern zog er selbst längs der Küste hin, welche an Einer Stelle eine Tagreise weit nur bei Windstille trocken ist, damals aber gerade von der anfluthenden See überschwemmt war, und an der deshalb die Macedonier einen ganzen Tag lang durch das Wasser waten mußten.

Von Pamphylien wandte Alexander sich nordwärts in das Innere von Kleinasien. Er drang durch die rauhen, von wilden Stämmen bewohnten pisidischen Gebirge, und eröffnete so einen neuen Verbindungsweg zwischen der Seeküste und dem Lande Phrygien: ein Unternehmen, in welchem sich der große Geist Alexander's, sowie der Charakter der griechischen Wissenschaft seiner Zeit nicht verkennen läßt. Hierauf ging der Marsch quer durch Kleinasien bis an den Fuß der Gebirge, welche den Süden von Paphlagonien und Bithynien durchziehen. In der Stadt Gordium vereinigte Alexander sich mit den Truppen, welche Parmenio von Sardes aus herbeiführte, sowie mit den aus Macedonien und Griechenland angekommenen Verstärkungen. Hier, in der Residenz

der ehemaligen phrygischen Könige, befand sich ein weithin berühmter uralter Wagen, dessen Joch mit einem künstlichen Knoten befestigt war, an welchem man weder den Anfang noch das Ende sehen konnte. Es ging die Sage, daß, wer diesen Knoten lösen könne, zum Beherrscher von Asien auserkoren sei. Alexander beschloß davon Nutzen zu ziehen, und löste den Knoten dadurch, daß er ihn mit dem Schwerte zerhieb.

Von Gordium richtete Alexander, im Frühling des Jahres 333 v. Chr., seinen Marsch wieder südwärts, und zog über das Taurus-Gebirge nach dem Küstenlande Cilicien, wo er das von Darius selbst angeführte persische Reichsheer zu treffen hoffte. Der Perser-König hatte auf die Nachricht vom Tode Memnon's mit seinen Großen eine Berathung gehalten, welcher auch der aus Athen entflohene Söldner-Häuptling Charidemus beiwohnte. Die ganze Versammlung war der Meinung, daß ein Reichsheer unter des Königs Anführung gegen Alexander ausziehen und den Feinden eine Schlacht liefern sollte; nur Charidemus warnte den König, Alles an einen einzigen Wurf zu setzen, er beleidigte aber dabei die persische Nation durch die Verachtung, welche er gegen ihre kriegerischen Eigenschaften und Anstalten aussprach, auf eine so grobe Weise, daß Darius sich genöthigt sah, ihn der gerechten Erbitterung seiner Großen zu opfern. Charidemus wurde auf Befehl des Königs aus der Versammlung weggebracht und erwürgt. Hierauf ward beschlossen, daß die gesammte Reichsmacht aufgeboten, und vom Könige selbst den Feinden entgegengeführt werden sollte.

Dieses Heer war gegen die Ostgrenze von Kleinasien her im Anzuge, als Alexander sich dem Gebirgspasse näherte, welcher die Provinzen Paphlagonien und Kappadocien mit dem Küstenlande Cilicien verband, und im Alterthum den Namen der cilicischen Thore führte. Durch die Feigheit der Truppen, welchen die Vertheidigung dieses Passes übertragen war, gelangten die Macedonier ohne Schwertstreich nach Cilicien. Die persischen Posten warteten nämlich nicht einmal einen Angriff der Feinde ab, sondern verließen eine durch Natur und Kunst gut befestigte Stellung, ohne einen Widerstand auch nur zu versuchen. In Tarsus, der Hauptstadt von Cilicien, zog sich Alexander durch Unvorsichtigkeit eine gefährliche Krankheit zu. Er badete sich an einem schwülen Som-

mertage in dem Flusse Cydnus, welcher jetzt Karasu heißt, stürzte sich aber zu schnell in das kalte Wasser desselben, und sank bewußtlos unter. Man zog ihn zwar glücklich aus dem Flusse heraus, aber eine schwere Krankheit war die Folge der erlittenen starken Erkältung. Alle Ärzte verzweifelten an der Rettung des Königs, und das Heer gerieth in Schrecken, weil man der Hauptmacht der Feinde nahe war, und also eines entscheidenden Kampfes gewärtig sein mußte. Nur ein einziger Arzt, der Akarnane Philippus, hoffte den König retten zu können; aber das von ihm vorgeschlagene Mittel war eine Kur auf Tod und Leben. Alexander unterwarf sich derselben. Noch ehe er den von Philippus bereiteten Trank zu sich genommen hatte, erhielt er ein Schreiben des alten Generals Parmenio, welcher ihn vor diesem Arzte warnte und die Anzeige machte, daß er erfahren habe, derselbe sei durch persisches Gold bewogen worden, Alexander zu vergiften. Alexander glaubte der Treue seines Arztes gewiß zu sein, er nahm also auf Parmenio's Warnung keine Rücksicht, sondern beschloß vielmehr diese Gelegenheit zu benutzen, um den Angeklagten durch einen recht sichtbaren Beweis seines Vertrauens noch fester an sich zu fesseln. Er gab dem Arzte den Brief, und trank, während derselbe ihn las, die von Philippus bereitete Arznei. Zum Glück für den Arzt hatte das angewandte Mittel den gewünschten Erfolg.

6. Alexander's persischer Feldzug von der Besetzung Ciliciens an bis zum Marsche nach Phönicien.

Nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit unterwarf Alexander die einzelnen Theile von Cilicien, und schreckte die im Gebirge wohnenden räuberischen Völkerschaften zurück. Er verweilte sogar einige Tage in der Stadt Soli, um ein Fest zu feiern, und behielt doch noch Zeit, die Unentschlossenheit der Perser, deren Hauptmacht in den benachbarten Gegenden Syriens stand, zu seinem Vortheile zu benutzen. Darius war mit dem aufgebotenen Reichsheere, welches aus sechsmalhunderttausend Mann bestanden haben soll, im äußersten Norden von Syrien angekommen, und hatte, als Alexander von Soli ausrückte, einige Tagereisen von der Grenze Ciliciens sein Lager aufgeschlagen. Hier

war er lange in Zweifel, ob er seinen Feind in den weiten Ebenen des inneren Syriens erwarten oder ihm nach Cilicien entgegen ziehen sollte. Endlich, als Alexander bereits an der Meeresküste her bis zur Grenze von Cilicien und Syrien vorgerückt war, faßte Darius in seiner Verblendung den Beschluß, den Macedoniern in der engen Küstenebene eine Schlacht anzubieten. In dieser Schlacht, welche im November des Jahres 333 v. Chr. bei dem Städtchen Issus, in der Nähe der aus Syrien nach Cilicien führenden Pässe geliefert ward, wurde das persische Heer gänzlich geschlagen.

Von dem ungeheueren Heere, welches Darius in dieser Schlacht den Macedoniern entgegenführte, waren blos die griechischen Soldtruppen, deren Zahl dreißigtausend betrug, sowie die Reiterei militärisch eingeübt und ordentlich bewaffnet. Nur der Kampf mit den Ersteren war für die Macedonier schwierig, die anderen zahllosen Schaaren des persischen Heeres ergriffen bald die Flucht, als die Macedonier mit dem größten Muthe auf sie eindrangen. Die griechischen Söldner waren auch der einzige Theil des persischen Heeres, der sich in guter Ordnung aus der Schlacht zurückzog. Zwölftausend derselben schlugen sich nämlich durch, und entkamen über die benachbarten Berge. Sie zogen nach der phönicischen Seestadt Tripolis, und bestiegen dort die Schiffe, auf welchen sie von Lesbos her nach Syrien gebracht worden waren. Auf der See trennten sie sich. Achttausend fuhren nach dem Peloponnes und traten in die Dienste der Spartaner, welche damals eine kleine Flotte nach der Insel Kreta geschickt hatten. Die übrigen segelten nach Egypten, um sich dieses Landes zu bemächtigen, weil die persischen Besatzungstruppen desselben nach Asien gezogen und bei Issus geblieben waren. Bald hatten sie die Hauptstadt Memphis und einen Theil von Unter-Egypten erobert; als sie sich aber einer zu großen Sicherheit überließen und aus Plünderungssucht in kleine Schaaren auflösten, gelang es dem Statthalter des Landes, sie insgesammt zu erschlagen.

Sowie der Rückzug der griechischen Miethtruppen den Beweis gab, daß ein tapferer Widerstand nicht ganz erfolglos gewesen sein würde, so zeigte dagegen die gänzliche Auflösung des übrigen Heeres die Unmöglichkeit, mit eigentlich persischen Truppen die Herrschaft des Reichs gegen einen Alexander zu behaupten.

Mehr als hunderttausend Mann wurden in der Schlacht oder auf der Flucht von den Macedoniern erschlagen; die Übrigen flohen zerstreut nach ihrer Heimath. Alexander's Sieg war ein so vollständiger, daß Parmenio unmittelbar nach der Schlacht nach Damaskus abgesandt werden konnte, um daselbst die persische Kriegskasse, die ganze Hofhaltung des Königs, sowie seine und seiner Großen Schätze wegzunehmen, und daß der macedonische General weder auf dem Wege dahin angegriffen wurde, noch bei dem Eindringen in eine der wichtigsten Städte des Reiches Widerstand erfuhr.

Unter den Gefangenen befanden sich die Mutter, eine der Gemahlinnen und zwei Töchter des persischen Königs. Dieser selbst war, als die Schlacht eine unglückliche Wendung nahm, mit Zurücklassung seines kostbaren Wagens, seines Mantels, Schildes und Bogens zu Pferde entflohen. Alexander schickte, sobald er die Gefangennehmung der königlichen Damen erfuhr, einen Boten an sie, um sie wegen des Schicksals des Darius, den sie als todt oder gefangen beweinten, zu beruhigen, und ihnen anzeigen zu lassen, daß er ihnen die ihrem Range gebührende Behandlung widerfahren lassen werde. Im schneidenden Gegensatz gegen die Art, wie seither alle orientalischen Sieger, ja selbst die griechischen Völkerschaften gegen gefangene fürstliche Personen sich benommen hatten, behandelte Alexander die persischen Prinzessinnen nicht allein mit schonender Milde, sondern auch mit einer gewissen Ehrerbietung. Dieses Benehmen des edeln macedonischen Königs steht durch das einstimmige Zeugniß der griechischen Geschichtschreiber über allem Zweifel; die Sage hat dasselbe aber durch erdichtete Anekdoten den Freunden rührender und romanhafter Geschichten interessanter gemacht. Nach diesen Erzählungen soll Alexander am Tage der Schlacht sich in Begleitung seines Lieblings Hephästion in das Zelt der Fürstinnen begeben, und ihre zufällige Verwechselung des Hephästion mit seiner Person benutzt haben, um auf eine edle Weise zugleich sein inniges Verhältniß zu Hephästion und seine freundliche Milde gegen die unglücklichen Damen zu erkennen zu geben. Die Königin Mutter nämlich war beim Eintritt der beiden Männer in Zweifel, wer von ihnen der König sei, sie ließ sich durch die hohe Gestalt Hephästion's verleiten, diesen dafür zu halten, und warf sich nach persischer Sitte vor ihm auf den Boden.

Als sie aus Hephästion's Zurücktreten ihren Irrthum erkannte, und nun wegen des Zornes des Königs Besorgniß verrieth, beruhigte Alexander sie mit dem freundlichen Worte: „Du hast nicht geirrt, denn auch dieser ist Alexander."

Ebenso mild, als gegen die Familie des unglücklichen Perser-Königs verfuhr Alexander gegen die Gesandten der Athener, Spartaner und Thebaner, welche an Darius abgeschickt worden waren, und zu Damaskus in macedonische Gefangenschaft geriethen. Die beiden Thebaner unter ihnen entließ er sogleich; den atheniſchen Gesandten, welcher ein Sohn des berühmten Feldherrn Iphikrates war, behielt er zwar bei sich, behandelte ihn aber, aus Achtung gegen seinen Vater, und um die Athener durch Nachsicht für sich zu gewinnen, nicht als Gefangenen, sondern als einen zu seinem Gefolge gehörenden Mann; der Gesandte der Spartaner endlich wurde eine Zeitlang als Gefangener angesehen, späterhin aber in seine Heimath entlassen. Übrigens war der Sieg bei Issus, wegen der Bewegungen in Griechenland, zur rechten Zeit erfolgt. Die beiden Satrapen, welche nach Memnon's Tod an die Spitze der persischen Flotte gestellt worden waren, hatten kurz vorher eine enge Verbindung mit Sparta geschlossen, und auch das atheniſche Volk, sowie die in Athen lebenden thebaniſchen Flüchtlinge in ihr Interesse gezogen. Schon war in Folge davon die erwähnte Gesandtschaft an Darius abgegangen, und der spartaniſche König Agis II. fing an, einen Kriegszug gegen Antipater zu rüsten, als die Nachricht von der Schlacht bei Issus nach Griechenland kam, und die Plane der dortigen Gegner Alexander's vereitelte. Auch der Seekrieg im ägäischen Meere hörte jetzt von selbst auf. Die phönicischen Städte und Fürsten, welche sich dem Sieger unterwarfen, riefen ihre Schiffe zurück und liehen sie ihrem neuen Gebieter; selbst die Stadt Tyrus, welche allein von ihnen die Unterwerfung verweigerte, mußte ihre Schiffe zurückziehen, weil sie dieselben für ihre eigene Vertheidigung nöthig hatte; die persischen Vasallen auf Cypern endlich ergaben sich ebenfalls dem macedonischen Könige, und überließen ihm ihre Schiffe. Der Rest der persischen Flotte konnte unter diesen Umständen keine Besorgniß mehr einflößen, im Gegentheil, der ganze Seekrieg hörte in Folge des Sieges bei Issus auf.

7. Alexander's Unterwerfung von Phönicien und Palästina.

Darius sandte von der Ostgrenze Syriens her, bis wohin er in unaufhaltsamer Flucht geeilt war, an Alexander ein Schreiben, in welchem er denselben um die Freilassung seiner Familie ersuchte, und ihm zugleich Friedensunterhandlungen anbot. Alexander lehnte den Friedensantrag ab, und erklärte in seinem Antwortschreiben dem Perser-Könige geradezu, daß er sich als den Herrn von Asien ansehe, und von Seiten des Darius eine unbedingte Unterwerfung verlange. Er überließ hierauf den persischen König einstweilen sich selbst, und zog mit dem Heere nach Phönicien, um dieses Land, sowie Palästina und Egypten zu unterwerfen, und so sich erst in den Besitz aller persischen Küstenländer des mittelländischen Meeres zu setzen, ehe er in das Innere des Reichs eindrang. Die Phönicier ergaben sich dem macedonischen Könige freiwillig, mit Ausnahme der Bewohner von Tyrus, welche neutral bleiben wollten und deswegen den Macedoniern ihre Stadt verschlossen. Dieses Widerstreben und die Hartnäckigkeit, mit welcher die Tyrier dem siegenden König den Eintritt in ihre Stadt versagten, muß uns in Verwunderung setzen, da Alexander gegen die Einwohner aller besiegten Länder so große Milde bewies, den kleinasiatischen Griechen sogar ihre Volksherrschaft wiedergegeben, und selbst in der cilicischen Stadt Soli, welche noch nach ihrer Besetzung persische Gesinnung verrieth, die Demokratie wiederhergestellt hatte. Man muß daraus nothwendig schließen, daß die Tyrische Republik wichtige Beweggründe hatte, der persischen Oberherrschaft so lange als möglich getreu zu bleiben. Wahrscheinlich waren es vortheilhafte Handelsverbindungen mit dem inneren Persien, dem persischen Meerbusen und dem Lande Armenien, welche die Tyrier fester an Persien knüpften, als die übrigen phönicischen Städte.

Alexander wollte eine so wichtige Stadt nicht unbesiegt in seinem Rücken lassen. Er beschloß also, das durchzusetzen, was die assyrischen und babylonischen Könige, an deren fruchtlose Angriffe die Tyrier wahrscheinlich zurückdachten, nicht hatten ausrichten können (s. Th. I. S. 113 f.). Er erreichte es durch griechische Wissenschaft. Tyrus lag seit Salmanassar's Belagerung auf einer

kleinen Insel, welche durch eine etwa tausend Schritte breite Meerenge vom festen Lande geschieden war. Diese Meerenge, welche jetzt in eine Landzunge umgewandelt ist, war zu Alexander's Zeit schon zum Theil versandet; es wurde daher im macedonischen Kriegsrath beschlossen, durch die Kunst dasjenige zu vollenden, was die Natur angefangen hatte, und vermittelst eines aufzuwerfenden Dammes einen Angriff zu Lande möglich zu machen. Das ganze Heer und die zusammengetriebenen Bewohner des benachbarten Landes mußten an der Aufführung dieses Dammes arbeiten, Alexander selbst legte Hand an, und ermuthigte durch sein Beispiel und durch Belohnungen die Soldaten. Maschinen, welche auf dem Ende des Dammes errichtet wurden und beständig Steine, Balken und Pfeile auf die Belagerten schleuderten, schützten die Arbeiter gegen die Tyrier, die von ihren Mauern und Schiffen aus die Annäherung des Dammes an die Stadt zu hindern, und die Wirkung der macedonischen Maschinen durch sinnreiche Erfindungen zu vereiteln suchten. Alexander mußte bald die Hoffnung aufgeben, Tyrus vom Damm aus zu bestürmen, und rüstete daher Schiffe aus, um die Feinde auf ihrem eigentlichen Elemente anzugreifen. Er umgab die Stadt rund um mit seinen Schiffen. Die Tyrier, deren Mauern auf der Seeseite weniger stark waren, als gegen den Damm hin, wußten sogleich der neuen drohenden Gefahr zu begegnen. Sie errichteten zehn Fuß von der alten Mauer entfernt eine neue, und füllten den Raum zwischen Beiden mit Schutt und Steinen aus. Alexander brachte dann neue Maschinen auf seine Schiffe, und zerstörte einen Theil des Baues. Die Tyrier boten dagegen die ganze Kraft ihrer Maschinen auf, nöthigten durch die vielen aus denselben geschleuderten Geschosse die Macedonier zum Rückzug, und bauten dann die Mauer von neuem auf.

Als endlich der Damm bis an die Stadt selbst vorgeschoben war, ließ Alexander auf demselben hohe Thürme errichten, von welchen seine Truppen vermittelst Fallbrücken auf die Zinnen der Stadtmauern zu dringen suchten. Die Tyrier machen darauf neue, sinnreiche Erfindungen, um dies zu verwehren und die feindliche Kriegsbaukunst durch die ihrige zu übertreffen. Sie schmieden lange Stangen mit vielen Widerhaken, und reißen mit denselben die auf den Thürmen Stehenden herunter. Sie machen große

Harpunen und Sicheln, welche zum gleichen Zweck unter die Feinde geschleudert, und durch Seile und Maschinen zurückgezogen werden. Sie werfen große Netze aus, durch welche die Macedonier von den Thürmen herabgerissen oder wenigstens in Verwirrung gebracht werden. Sie streuen durch Maschinen über die Feinde glühenden Sand aus, der zwischen den Fugen der Rüstungen hineindringt und eine Höllenqual verursacht. Sie werfen glühende Kugeln von Eisen hageldicht auf die Macedonier. Kurz, die Tyrier boten so sehr alle ihre Kräfte und Erfahrungen auf, daß sie nach allen Berichten offenbar reicher an Gegenerfindungen waren, als die Belagerer an Erfindungen. Sie verdienen unsere Bewunderung um so mehr, je weniger sie irgend einen Entsatz oder einen glücklichen Ausgang des Kampfes erwarten konnten. Sieben Monate lang hielten die Bewohner einer einzigen Stadt das ganze macedonische Heer auf, sie thaten es an Geschicklichkeit und Heldenmuth den Belagerern gleich, zeigten der Welt, daß ein Widerstand gegen das macedonische Heer und seinen Führer möglich war, und beschämten ihren eigenen Oberherrn, den König eines ungeheueren Reiches, welcher während der langen Dauer des Kampfes kein Heer zusammenbringen, und keine Mittel finden konnte, um einen Entsatz auch nur versuchen zu lassen.

Alexander selbst verzweifelte zuletzt an der Möglichkeit der Eroberung von Tyrus, und sein ganzer Kriegsrath rieth, das Unternehmen wieder aufzugeben. Doch versuchte man noch einen letzten Sturm. Dieser gelang, und die Stadt wurde nach einem blutigen Kampfe von den Macedoniern erobert (im Juni 332 v. Chr.). Von den Einwohnern hatte sich gleich anfangs ein Theil geflüchtet, und nur diejenigen, welche zur Vertheidigung beitragen konnten, zweiundzwanzigtausend an der Zahl, waren zurückgeblieben. Diese wurden, so viele noch von ihnen am Leben waren, fast insgesammt in die Sklaverei verkauft. Weil eine so große Zahl zu Schiffe entflohen war, so ist es begreiflich, daß Tyrus bald von neuem erstehen konnte, und kurze Zeit nach der Belagerung wieder ebenso blühend war, als vor derselben.

Die Berge und Pässe des benachbarten Festlandes hatte Alexander während der Belagerung von Tyrus besetzt. Alle Festungen von Phönicien und Palästina öffneten ihm freiwillig ihre Thore,

mit Ausnahme von Gaza, welches erst nach einer zweimonatlichen Belagerung genommen wurde. Auch die Israeliten unterwarfen sich ihm von freien Stücken. Daß Alexander damals nach Jerusalem gezogen und in dem dortigen Jehovah-Tempel ein Opfer gebracht habe, ist eine Erdichtung späterer jüdischer Schriftsteller: von den glaubwürdigen Berichterstattern der Feldzüge Alexander's weiß kein einziger etwas davon, und es ist deshalb gewiß, daß er den Boden der Stadt Jerusalem nie betreten hat. Während Alexander die zwischen Tyrus und Egypten gelegenen Gegenden sich unterwarf, soll er einen zweiten Friedensantrag von Darius erhalten haben. An dieses nicht gerade wahrscheinliche Anerbieten hat man einen jener interessanten Aussprüche angeknüpft, deren so viele von Alexander berichtet werden, ohne daß man ermitteln kann, was an denselben wahr oder erdichtet ist. Darius bot dem macedonischen König, wie es heißt, den Besitz aller diesseit des Euphrat gelegenen Länder an, sowie die Hand einer seiner Töchter und eine große Summe als Lösegeld für die gefangenen Frauen der königlichen Familie. Parmenio war der Meinung, man solle auf diese Anerbietungen eingehen, und sagte, wenn er Alexander wäre, so würde er den Antrag des persischen Königs annehmen, Alexander wies aber die von ihm entwickelten Gründe mit der Erklärung zurück: „Auch ich würde es thun, wenn ich Parmenio wäre.“

8. Alexander's egyptischer Feldzug.

In Egypten hatte der persische Statthalter, Mazakes, die lange Zeit, während welcher Alexander bei Tyrus und bei Gaza aufgehalten worden war, nicht so benutzt, wie er sie hätte benutzen können. Allein die Umstände selbst hatten ihn zum Theil daran gehindert. Mazakes, welcher eigentlich blos Unterstatthalter war, hatte nur wenige persischen Soldaten, weil der Oberstatthalter des Landes mit dem größten Theil der Truppen, welche in Egypten zu liegen pflegten, sich vor der Schlacht bei Issus an das persische Reichsherr angeschlossen hatte. Außerdem waren die Egypter mit der persischen Herrschaft sehr unzufrieden, griechische Söldner aber anzuwerben schien seit dem Angriffe, den diese Söldner kurz zuvor auf das Land gemacht hatten (s. oben S. 340) bedenklich. Mazakes

machte daher nicht einmal einen Versuch, sich den Macedoniern zu widersetzen, sondern nahm dieselben, als sie zu Ende des Jahres 332 v. Chr. in Egypten ankamen, freundlich auf. Alle Städte öffneten dem macedonischen König ihre Thore. Alexander wollte keine Zeit verlieren, und drang nicht weiter als bis Memphis in das Land ein. Ober-Egypten mußte nothwendiger Weise dem, was Unter-Egypten that, folgen. Es bedurfte daher für Alexander nur noch der Besetzung der Oase des Ammonium oder Siwah, um den ganzen Handel der oberhalb Egypten gelegenen Nil-Länder und somit diese selbst von sich abhängig zu machen. Ehe der macedonische König nach Siwah zog, suchte er an der Seeküste Egyptens eine Stelle, an welcher er für dieses reiche und fruchtbare Land, das von jetzt an mit der übrigen Welt in nähere Verbindung kommen sollte, eine neue Hauptstadt erbauen könnte. Er fand diese Stelle, und legte den Grund zu der nach ihm benannten Stadt Alexandria, welche das schönste Denkmal seiner Größe geblieben ist, für die Bildung des menschlichen Geschlechts bald nach des Königs Tod die größte Bedeutung erhielt, und die in der späteren Literatur überall hervorleuchtende Verbindung egyptischer und griechischer Weisheit veranlaßte.

Alexander zog hierauf mit einem auserlesenen Theile seines Heeres an der Seeküste hin bis zur Westgrenze Egyptens und von da landeinwärts durch die Wüste nach der Oase Siwah. Es war nicht allein die Bedeutung Siwah's für den Handel und für die politische Stellung der Nil-Länder, was den macedonischen König zum Marsche nach dieser Oase bewog, sondern auch die Wirkung, welche ein solcher Zug auf die Griechen und Macedonier ausüben mußte. Alexander legte nämlich bei seinen Unternehmungen den größten Werth auf Vorzeichen, Orakel und Wunder, und machte aus denselben ein sehr wirksames Mittel, die Herzen eines abergläubischen Volkes an sich zu fesseln. Auf der Oase stand ein uralter, weithin berühmter Orakel-Tempel desjenigen egyptischen Gottes, welchen die Griechen Jupiter Ammon nannten (s. Th. I. S. 58). Weil Alexander später als Beherrscher von Asien das Ceremoniell seines Hofes nach orientalischen Begriffen und Gewohnheiten einrichten wollte, so bediente er sich des Ammonischen Orakels, um dies einstweilen vorzubereiten. Er ließ sich nämlich von dem Oberpriester

für einen Sohn des Jupiter erklären. Die alten Generale seines Vaters, welche anfangs darüber blos spöttelten, sprachen nachher, als Alexander die erwähnte Anwendung davon machte, laut ihre Misbilligung aus. Die Griechen und Macedonier nahmen sonderbarer Weise ihrem großen König dasjenige übel, was ihnen in Herodot's Erzählung, daß die delphische Priesterin gezweifelt habe, ob der Gesetzgeber Lykurg ein Gott oder ein Mensch sei, nicht im mindesten anstößig war, und was sie selbst bald nach Alexander's Tode sich von den elendesten egyptischen Königen gern gefallen ließen, welche sich in ihren Verordnungen und auf den öffentlichen Denkmalen Götter nannten. Alexander bediente sich der göttlichen Abstammung, die er seitdem in Anspruch nahm, nur als eines Mittels der Regierungsweisheit, vermittelst dessen er die Orientalen sich leichter unterwürfig erhalten konnte. Erst später, als auch dieser große Mann dem Übermaße des Glücks erlegen war, misbrauchte er den Titel eines Halbgottes, und gefiel sich in dem leeren Pomp einer scheinbar übernatürlichen Größe. Er selbst glaubte an eine unsichtbare höhere Ordnung der Dinge, und legte demgemäß auch einen Werth auf Vorzeichen und Orakelsprüche. Noch öfters aber machte er denselben Gebrauch vom Aberglauben, welchen Xenophon, der nicht im mindesten an solche Dinge glaubte, an der Spitze der Zehntausend mit so vielem Erfolge davon gemacht hatte. Deshalb ließ Alexander den Seher Aristander auf allen seinen Zügen eine große Rolle spielen; deshalb hatte er aus dem Minerva-Tempel von Troja einen heiligen Schild mitgenommen, dessen er sich bei Schlachten und Kämpfen bediente, um im Augenblick der Noth das Heer dadurch zu begeistern und alle Anstrengungen desselben auf Einen Punkt zu richten. Aus eben demselben Grunde ließ er sich den Sohn des Jupiter Ammon nennen; er suchte dabei die griechische Idee von Halbgöttern mit der Gewohnheit der Orientalen, alles Große und Mächtige mit dem Übersinnlichen und Göttlichen zu verwechseln, in Verbindung zu bringen.

Von der Oase des Ammonium kehrte Alexander auf einem andern Wege nach Memphis zurück. Hier ordnete er die Angelegenheiten Egyptens, und richtete die Verwaltung des Landes ein. Er that dies mit bewunderungswürdiger Einsicht und ganz in der Weise, wie es für seine Herrschaft, für die Egypter und

für die im Lande angesiedelten Griechen am besten war. Er trennte die bürgerliche Verwaltung, das Kriegswesen und die Finanzen von einander. Er ließ die alte Eintheilung des Landes in Districte oder Nomen bestehen, behielt die eingebornen Vorsteher derselben oder Nomarchen bei, und bestellte zwei Egypter als oberste Leiter der ganzen bürgerlichen Verwaltung. Die im Lande zurückbleibende macedonische Kriegsmacht untergab er zweien seiner Generale. Die Steuern ließ er in der alt-egyptischen Weise durch die Nomarchen districtweise erheben; an die Spitze des ganzen Finanzwesens aber setzte er einen in Egypten angesiedelten Griechen, Kleomenes, als Ober-Intendanten, an welchen die Nomarchen die erhobenen Abgaben entrichten mußten. Diese Anordnungen waren vortrefflich, und entsprachen so sehr dem ganzen Charakter des Landes und seiner Einwohner, daß später die Römer, als sie Egypten sich unterwarfen, dem Beispiele Alexander's folgten, und in ähnlicher Weise die Verwaltung dieser Provinz ihres Reiches einrichteten. Nur in der Wahl des Kleomenes war Alexander sehr unglücklich.

Kleomenes erlaubte sich zum Besten der Kasse Alexander's, sowie zu seiner eigenen Bereicherung die ärgsten Erpressungen. Er konnte dies gerade deshalb um so leichter thun, weil die Nomarchen Eingeborene waren; denn wären diese Griechen oder Macedonier gewesen, so hätten sie sich schwerlich solche Bedrückungen, wie Kleomenes sie ausübte, gefallen lassen. Gerade dasjenige also, was für die Egypter eine Wohlthat war, und nach Alexander's Meinung ihnen eine bessere Verwaltung sichern sollte, ward durch die Wahl des Kleomenes eine Quelle des Unglücks für sie. Dieser benutzte alles, was nur irgend dazu zu gebrauchen war, um Erpressungen zu machen. Er erklärte z. B. einmal den Priestern eines Districts, in welchem die Krokodile als heilige Thiere verehrt wurden, daß er auf diese Jagd machen lassen wolle, weil schon einige Male Leute aus seinem Gefolge von denselben gefressen worden wären. Die Priester schossen, um ihre göttlichen Thiere zu retten, große Summen Geldes zusammen, und für diese nahm Kleomenes bereitwilligst die angedrohte Maßregel zurück, mit der es ihm natürlich gleich anfangs nicht Ernst gewesen war. Ein andermal kaufte er alles Getraide des Landes auf, und gab es dann an die Einwohner um einen vielfach höheren Preis ab, den er be-

liebig hatte beſtimmen können, da kein Getraide von außen her bezogen werden konnte. Selbſt aus der Anlage der Stadt Alexandria machte Kleomenes ein einträgliches Mittel zu Erpreſſungen. Um dieſe Stadt ſchnell empor zu bringen, hatte Alexander befohlen, daß alle Schiffe und Kaufleute des drei Meilen von Alexandria entfernten Hafens Kanopus in dieſelbe verſetzt werden ſollten. Die Kanopiten boten, noch ehe die Erbauung von Alexandria vollendet war, dem Kleomenes Geld an, um ſich dieſer Gewaltmaßregel zu entziehen. Kleomenes nahm das Geld; als aber die Anlage von Alexandria beendigt war, verlangte er unter allerlei Vorwänden noch eine ſo ungeheure Summe, daß die Einwohner von Kanopus dieſelbe nicht bezahlen konnten, und alſo doch nach jener Stadt ſich überſiedeln laſſen mußten. Alexander, deſſen Gunſt Kleomenes ſich zu erhalten wußte, war ſchwach genug, dieſem habgierigen Statthalter die Mishandlung eines ganzen Landes zu verzeihen; nach Alexander's Tode aber erhielt derſelbe die verdiente Strafe: der macedoniſche General Ptolemäus, welcher in Egypten ſich zum Herrſcher aufwarf, ließ ihn ermorden, und hatte dadurch den doppelten Vortheil, daß er ſowohl den bedeutenden Ertrag der Erpreſſungen desſelben erhielt, als auch alle Egypter durch die Vertilgung ihres Peinigers für ſich gewann.

Durch die Beſetzung von Egypten hatte Alexander die Eroberung der weſtlichen Küſtenländer des perſiſchen Reichs vollendet. Er war jetzt im Beſitze der reichſten Gegenden jener Zeit und aller der Länder, von welchen her Europa damals mit den Erzeugniſſen des Oſtens verſorgt wurde. Er konnte alſo jetzt mit um ſo größerer Zuverſicht den Marſch in das Innere von Aſien antreten, um den unglücklichen perſiſchen König aufzuſuchen, welcher unterdeſſen noch einmal die ganze ſtreitbare Macht ſeines Reiches aufgeboten hatte. Ehe Alexander Egypten verließ, trafen aus Europa neue Verſtärkungen bei ihm ein, an welchen es ihm von jetzt an nie mehr fehlte, da er Geld genug hatte, um die Habſucht griechiſcher Söldner ganz und gar befriedigen zu können. Im Frühling des Jahres 331 v. Chr. brach Alexander mit ſeinem Heere von Memphis auf, und zog über Phönicien und Syrien zu dem Euphrat-Fluſſe.

9. Alexander's persischer Feldzug von der Besetzung Egyptens an bis zur Eroberung des eigentlichen Persiens.

Will man die Erzählungen von Alexander's Kriegszug in das Innere des persischen Reichs begreifen, so muß man an die Züge eines Cortez und Pizarro gegen Mexiko und Peru oder an die Kriege der Engländer in Indien denken. Hier wie dort fliehen ganze Massen von bewaffneten, aber aller Seelenstärke und jeder Art von Kriegswissenschaft ermangelnden Völkerschaften vor einer kleinen Zahl geübter und muthiger Streiter, obgleich es sich für jene um die Vertheidigung des heimischen Bodens handelt. Die eigentlichen Plane des persischen Hofs zu ermitteln, ist freilich nicht möglich, da die Werke aller gleichzeitigen Geschichtschreiber untergegangen sind; was für Plane Darius aber auch gehabt haben mag, jedenfalls war die Ausführung derselben höchst elend. Ein persisches Corps war unter Mazäus nach Thapsakus am Euphrat, wo die gewöhnliche Straße über diesen Fluß führte, geschickt worden, um den Macedoniern den Übergang zu verwehren, und hatte daselbst die Brücke zum Theil abgebrochen; dennoch ergriff Mazäus bei der Annäherung des macedonischen Heeres die Flucht, ehe er auch nur einen Versuch gemacht hatte, dasselbe aufzuhalten. Ein anderer persischer General sollte den Macedoniern den Übergang über den Tigris streitig machen; während aber Alexander an einer sehr gefährlichen Stelle, an welcher er leicht hätte aufgehalten werden können, über den Fluß setzte, beschäftigte sich der Perser mit der Verwüstung des Landes in der Nähe des Tigris, um dem Feinde die Mittel zum Lebensunterhalt zu entziehen.

Darius, welcher während des phönicischen und egyptischen Feldzuges der Macedonier ein ungeheures Heer gesammelt hatte, hoffte seinen Gegner in die nordwestlich von Syrien gelegene Wüste zu locken, in welcher, gegen dreihundert Jahre später, der Römer Crassus mit seinen Truppen umkam. Alexander ließ sich aber nicht wie dieser täuschen. Er zog durch die heutigen Länder Diarbekr und Mossul, am Tigris herab bis in die Nähe des großen Zab, wo am Fuße der kurdischen Gebirge eine weite Ebene sich ausbreitet. Hier traf er auf das Heer des Darius, der seinem Feinde sogleich ein Treffen anbot, welches dieser selbst sehnlich wünschte.

Man schätzt, ob mit gutem Grunde, mag dahinstehen, die Zahl der Truppen, welche Darius hier dem höchstens fünfzigtausend Mann starken Heere Alexander's entgegenstellte, auf eine Million. Trotz dieser großen Überzahl der Feinde war aber Alexander schon im Voraus des Sieges so gewiß, daß er Parmenio's Rath, die Feinde bei Nacht und durch einen plötzlichen Überfall anzugreifen, verschmähte, weil er dadurch sich selbst der halben Ehre des Kampfes würde beraubt haben, oder weil er, wie er seinem General zur Antwort gab, den Sieg nicht stehlen wollte. In diesem sicheren Gefühle überließ sich Alexander in der Nacht vor der Schlacht bis in den Morgen hinein einem ruhigen Schlummer. Wohl konnte aber auch Alexander des Sieges gewiß sein, wenn die Berichte der alten Schriftsteller über das persische Heer der Wahrheit gemäß sind; denn dieses bestand nach jenen Schilderungen aus einem so gemischten Haufen von meist ungeordneten Schaaren, daß an eine regelmäßige Bewegung und an eine pünktliche Ausführung der Befehle, worauf doch im Kriege Alles ankommt, durchaus nicht zu denken war.

Im Anfange des Oktober 331 v. Chr. wurde, in der Nähe der assyrischen Orte Arbela und Gaugamela, die entscheidende Schlacht geliefert. Die Macedonier erfochten mit einem Verluste von höchstens fünfhundert Mann den Sieg, das persische Heer löste sich, wie bei Issus, gänzlich auf, und verlor im Kampfe und auf der Flucht fast hunderttausend Mann an Todten. Eine unermeßliche Beute, unter derselben des Darius Wagen, Schild und Bogen, fielen in Alexander's Hände. Darius floh mit einem kleinen Theile seines Heeres, den er eiligst zusammenraffte, nach Ekbatana, der Hauptstadt von Medien, während die persischen Generale Ariobarzanes und Mazäus mit den übrigen Trümmern des Heeres sich nach Babylon und dem eigentlichen Persien retteten. Alexander überließ den persischen König seinem Schicksale, und eilte den Süden der persischen Monarchie in Besitz zu nehmen. Er zog gegen Babylon, wo Mazäus, am Widerstande verzweifelnd, ihm sogleich die Thore öffnete. Er versprach gleich nach seiner Ankunft den Babyloniern, ihrer Stadt den alten Glanz und den einheimischen Cultus wieder zu verschaffen, befahl, die einst von den Persern zerstörten Tempel wieder aufzubauen, forderte die Chaldäer zur Wiederher-

ſtellung des alten Gottesdienſtes auf, und ſchmeichelte ihnen und dem Volke dadurch, daß er ſelbſt ihrem Hauptgotte ein Opfer darbrachte. Während Alexander in Babylon verweilte, war der macedoniſche General Philoxenus, welchen der König vom Schlachtfelde von Arbela aus nach dem eigentlichen Perſien abgeſandt hatte, glücklich bis nach Suſa vorgedrungen. Dieſe Stadt hatte ſich freiwillig ergeben, und mit ihr war ein baarer Schatz von mindeſtens vierzigtauſend Talenten oder einhundert und vier Millionen Gulden (an achtundfünfzig Millionen Thaler) nebſt einer großen Menge von Koſtbarkeiten in die Hände der Macedonier gefallen. Unter der dort gemachten Beute befanden ſich auch die Statuen der gefeierten Athener Harmodius und Ariſtogiton (ſ. Th. I. S. 319), welche Xerxes einſt von ſeinem Zuge nach Griechenland mitgebracht hatte. Alexander ſchickte dieſelben ſogleich nach Athen zurück, weil er jede Gelegenheit benutzte, um ſich die Herzen des auf den Ruhm ſeiner Vorfahren nicht wenig eingebildeten atheniſchen Volkes zu gewinnen.

Alexander brach, nachdem er kurze Zeit in Babylon geraſtet hatte, nach Suſa auf. Unterwegs langte aus Europa eine Verſtärkung von ſechstauſendſechshundert Macedoniern, fünftauſend Peloponneſiern und viertauſendeinhundert Thraciern bei ihm an. Von Suſa aus eilte er das eigentliche Perſien zu beſetzen. Auf dieſem Zuge fand er nur in den zwiſchen Suſa und Perſepolis liegenden Gebirgen Widerſtand, und auch dieſer war von keiner Bedeutung. Die rohen Bergvölker, welche ihm den Durchgang durch ihr Land zu erſchweren ſuchten, wurden leicht zurückgejagt; ebenſo ward das Heer des Ariobarzanes theils niedergemetzelt, theils zerſprengt. Die Macedonier beſetzten hierauf die alten perſiſchen Hauptſtädte Paſargadä und Perſepolis ohne die mindeſte Schwierigkeit.

10. Aufſtand in Griechenland unter König Agis II. von Sparta.

Um dieſelbe Zeit, als Alexander ſich des eigentlichen Perſiens bemächtigte und nachher von dort aus den fliehenden König Darius verfolgte, würden ihm die Spartaner einen ſehr gefährlichen Krieg

in Griechenland erregt haben, wenn er nicht mit einer großen, ſonſt mehr ſeinem Vater als ihm eigenen politiſchen Klugheit die Athener von den Spartanern getrennt gehalten, und dadurch die Verbreitung der ausbrechenden Feuersbrunſt gehemmt hätte. Er hatte gleich ſeinen erſten Sieg in Aſien benutzt, um der Eitelkeit des atheniſchen Volkes zu ſchmeicheln (ſ. oben S. 334); er hatte hierauf zu demſelben Zweck ſich des Umſtands bedient, daß in Syrien ein von den Athenern an den Perſer-König abgeſchickter Geſandter in ſeine Gewalt gerieth (ſ. oben S. 342). Als nachher, auf ſeinem Marſch von Egypten nach dem Euphrat, in Tyrus eine Geſandtſchaft des atheniſchen Volkes zu ihm kam, um ihm zu ſeinen Siegen Glück zu wünſchen, empfing er dieſelbe ſehr gnädig, und gab auf ihre Bitten die in der Schlacht am Granikus gefangenen Athener frei. Endlich ſandte er dem atheniſchen Volke aus Suſa die Statuen des Harmodius und Ariſtogiton. Alexander's Zweck ward ſo völlig erreicht, daß ſelbſt Demoſthenes die Athener nicht ermuntert zu haben ſcheint, an dem bald nachher ausbrechenden Kriege der Spartaner gegen Macedonien Theil zu nehmen.

Der ſpartaniſche Staat hatte damals in der Perſon des Königs Agis II. einen ſehr unternehmenden Mann an ſeiner Spitze, dieſer ſuchte ſchon ſeit einiger Zeit eine allgemeine Erhebung der griechiſchen Nation gegen die macedoniſche Oberherrſchaft zu Stande zu bringen. Um ſich die Ausführung ſeines Vorhabens zu erleichtern, hatte er von den griechiſchen Söldnern, welche aus der Schlacht bei Iſſus entkommen waren (ſ. oben S. 340), achttauſend Mann an ſich gezogen, und zugleich in Thracien einen Aufſtand gegen die Macedonier erregt. Die Nachricht von Alexander's Sieg bei Arbela trieb ihn und andere Griechen, eine letzte und äußerſte Kraftanſtrengung zu machen, ehe das perſiſche Reich ganz vernichtet ward. Zu dieſem Ende ſammelte Agis ein bedeutendes Heer, und bewog faſt den ganzen Peloponnes zur Ergreifung der Waffen. Auch in andere Theile Griechenlands verbreitete ſich die durch den ſpartaniſchen König hervorgerufene Aufregung, ſo daß, wenn es dieſem gelungen wäre, dem Heere des macedoniſchen Reichsverweſers Antipater eine Niederlage beizubringen, wahrſcheinlich ganz Griechenland ſich gegen die Macedonier erhoben hätte. Wäre nicht Athen durch Alexander's kluges Benehmen in Ruhe gehalten worden,

so würde Antipater vielleicht gleich anfangs nicht blos mit den peloponnesischen Staaten zu kämpfen gehabt haben.

Agis hatte ein Heer von zwanzigtausend Mann zu Fuß und zweitausend Reitern zusammengebracht, und begann den Krieg damit, daß er Megalopolis belagerte, das, zugleich mit Pellene in Achaja, allein von allen peloponnesischen Städten am Aufstande nicht Theil nahm. Antipater hatte, auf die erste Nachricht vom Ausbruch des Krieges, so schnell als möglich die thracischen Angelegenheiten durch einen Vergleich in Ordnung gebracht, und eilte hierauf mit vierzigtausend Mann in den Peloponnes. Er kam zur rechten Zeit bei der Stadt Megalopolis an, welche ihrem Falle bereits nahe gebracht war. Da sowohl er als Agis eine schnelle Entscheidung wünschten, so kam es gleich nach seiner Erscheinung zu einer blutigen Schlacht (im August 330 v. Chr.). Beide Theile kämpften mit großer Erbitterung, so daß von den Macedoniern dreitausendfünfhundert, von den Peloponnesiern mehr als fünftausend geblieben sein sollen. Antipater siegte zwar, mußte aber seinen Sieg viel theurer bezahlen, als Alexander die in Asien errungenen, wie man aus einer Vergleichung der von diesem am Granikus und in andern Schlachten erlittenen Verluste mit der Zahl der bei Megalopolis gefallenen Macedonier ersieht. Agis selbst starb den Tod eines Helden. Als er schwer verwundet aus dem Gefecht getragen wurde, entließ er seine Begleiter, und befahl ihnen, sich dem Vaterlande zu erhalten. Er selbst beschloß, auf eine seiner Vaterstadt und des königlichen Namens würdige Weise zu sterben. Er ließ sich seine Rüstung wieder anlegen, kämpfte, da er nicht mehr aufrecht stehen konnte, mit dem einen Knie auf die Erde gestemmt gegen die heranbringenden Feinde, und verlor, erst nachdem er mehrere derselben getödtet hatte, das Leben. Agis Heldentod und die große Zahl der mit ihm gefallenen Landsleute beweist, daß, während die Athener ihren Kriegsdienst schon längst gemietheten Fremden überließen, den Spartanern noch die kriegerische Tugend der alten Zeit geblieben war, obgleich die angestammten Sitten sich schon aufgelöst hatten, und die politischen und polizeilichen Einrichtungen dem Einflusse der Zeit gewichen waren.

In Folge der Schlacht bei Megalopolis war Sparta's Macht so gut wie vernichtet. Antipater begnügte sich, die Spartaner un-

schädlich gemacht zu haben, und verfolgte seinen Sieg nicht weiter. Er fürchtete theils Alexander's Eifersucht, theils den Wiederausbruch der Bewegungen in Thracien; überdies war sein Heer nur mit Mühe zusammengebracht worden, und konnte deswegen nicht lange zusammen gehalten werden. Als ihn daher Agis Bruder und Nachfolger, Eudamidas I., um Frieden bitten ließ, that er nichts weiter, als daß er die Spartaner zu einer demüthigenden Gesandtschaft an Alexander nöthigte. Dieser gewährte ihnen hierauf Verzeihung, und befahl ihnen nur die Bezahlung von einhundertzwanzig Talenten oder dreimalhunderttausend Gulden (einhundertsiebzigtausend Thalern) als Entschädigung für die Bewohner von Megalopolis.

11. Alexander's persischer Feldzug von der Besetzung des eigentlichen Persiens an bis zur Eroberung von Baktrien und Sogdiana.

Alexander beschloß im Anfang des Jahres 330 v. Chr., von Persepolis aus nach Ekbatana, dem Sommer-Aufenthaltsort der Perser-Könige, aufzubrechen, und durch die Besetzung aller Haupt- und Residenzstädte des persischen Reichs den Sturz der herrschenden Familie zu vollenden. Er that damit zugleich dem ganzen Orient die Eroberung dieses Reiches, die er selbst nur einen Wechsel der Dynastie nannte, auf eine feierliche Weise kund. In Persepolis und Pasargadä, wo er vier Monate verweilte, fielen so große Schätze in seine Hände, daß die späteren Geschichtschreiber Alexander's übertreibend berichten konnten, es seien dreitausend Kameele und noch viel mehr Maulthiere nöthig gewesen, um diese Reichthümer fortzubringen. In Persepolis soll Alexander beschlossen haben, für die Frevel des Xerxes, welcher einst die Tempel Griechenlands und die Stadt Athen zerstört hatte, dadurch Rache zu nehmen, daß er die Königsburg der Perser niederbrennen ließ; es wird uns sogar eine Anekdote überliefert, nach welcher eine berühmte griechische Tänzerin, Thaïs, bei einem festlichen Mahle in dem vom Weine erhitzten Sieger diesen Gedanken angeregt, und selbst den ersten Feuerbrand in den Palast geschleudert hätte. Daß auf diese Weise der Brand nicht veranlaßt wurde, darf man unbedingt als

gewiß annehmen. Wie es sich aber mit der Entstehung desselben verhalten habe, ist nicht ins Klare zu bringen. Die meisten Geschichtschreiber setzen hinzu, daß Alexander die That sogleich bereut und den Brand zu löschen befohlen habe. Jedenfalls konnte der Palast durchaus nicht ganz niedergebrannt sein, weil er größtentheils aus soliden Steinmassen erbaut war.

Nachdem Alexander die neue Verwaltung des Reiches angeordnet hatte, zog er nach Ekbatana, dem heutigen Hamadan, wohin sich Darius von dem Schlachtfelde bei Arbela geflüchtet hatte. Alexander hatte gehört, daß einige streitbaren Völker im Norden des Reiches dem Perser-Könige Hülfe geschickt hätten, und daß dieser entschlossen wäre, seinem Feinde noch einmal ein Treffen anzubieten. Er eilte daher so bald als möglich nach Ekbatana zu kommen, traf aber Darius nicht mehr daselbst an. Dieser war, nachdem er vergebens auf jene Hülfe gewartet, bereits durch die sogenannten kaspischen Pforten, einen in den südlichen Grenzgebirgen von Masanderan gelegenen Paß, in die Provinz Parthien entflohen. Der macedonische König traf zu Ekbatana schnell die nöthigen Verfügungen über die Verwaltung von Medien, und folgte dann in Eilmärschen dem Feinde nach. Er fand jenen Paß nicht von den Persern besetzt, obgleich derselbe leicht zu vertheidigen war. Ebenso wenig versuchten die Feinde ihn weiter östlich in den Gebirgen, durch welche er ziehen mußte, aufzuhalten.

Als Alexander nur noch wenige Tagereisen hinter dem fliehenden Darius zurück war, erfuhr er durch Überläufer die traurige Lage, in welche Darius durch die ihn begleitenden persischen Großen versetzt worden war. Einige Perser im Gefolge des Darius, an deren Spitze Bessus, der Statthalter der Provinz Baktrien oder des jetzigen Landes Balk, stand, hatten eine Verschwörung gemacht, und sich der Person ihres Königs bemächtigt, um denselben nach dem schwer zugänglichen Baktrien zu schleppen, und sich von dort aus durch seine Auslieferung einen vortheilhaften Frieden zu erkaufen. Sie eilten mit dem gefangenen Könige und dem größten Theile seines Heeres davon, und suchten vor dem nachsetzenden Alexander Baktrien zu erreichen; dieser dagegen bot, als er ihre Absicht erfahren hatte, Alles auf, um sie einzuholen. Er ließ den größten Theil seiner Truppen zurück, und setzte mit den übrigen in unbe-

greiflich schnellen Eilmärschen den fliehenden Verräthern ihres Königs nach. Als er ihnen endlich nahe gekommen war, verzweifelten sie an der Möglichkeit, den Gefangenen weiter mit sich fort zu schleppen; sie brachten ihm daher eine tödtliche Wunde bei, und ließen ihn in diesem Zustande zurück, weil sie hofften, daß dadurch der nachsetzende Feind so lange würde aufgehalten werden, bis sie ihm den Vorsprung abgewonnen hätten. Auf diese Weise gelang es ihnen wirklich, der Gefangenschaft zu entgehen. Alexander erreichte den unglücklichen König wenige Augenblicke nach seinem Ende. Die auf Erregung des Gemüths bedachten späteren Geschichtschreiber der Griechen haben diese Gelegenheit benutzt, um aus dem Ende des letzten persischen Königs eine rührende Scene zu machen. Nach ihren Erzählungen wären nämlich einige dem Alexander vorausgeeilten Macedonier zu dem sterbenden Darius gekommen; dieser habe sie um einen Trunk für seine lechzende Zunge gebeten, und als einer von ihnen dem unglücklichen Könige etwas Wasser gebracht hatte, habe derselbe ihm dafür mit den Worten gedankt: „Es ist mein größter Schmerz, daß ich dir deine Wohlthat nicht vergelten kann; aber der großmüthige Alexander wird dies statt meiner thun; ich reiche ihm durch dich meine Hand.“ Nach diesen Worten verschied Darius (im Juli 330 v. Chr.). Als wenige Augenblicke nachher Alexander hinzukam, bedeckte er tief bewegt die königliche Leiche mit seinem Mantel. Er sandte dieselbe nach Persepolis, damit sie dort in den Königs-Gräbern beigesetzt werde.

Nach dem Kriegs- und Völkerrecht, welches seit uralter Zeit im Orient besteht, wird der Eroberer eines Landes von dem Augenblick an, wo sein Gegner stirbt, als rechtmäßiger König betrachtet. Alexander war daher jetzt nicht mehr blos der That, sondern auch den Rechtsbegriffen der von ihm unterworfenen Völker nach der Herr des persischen Reichs. Er nahm deshalb damals auch einen Theil des persischen Königsschmuckes an, warf sich, als rechtmäßiger Nachfolger des Darius, sogleich zum Rächer desselben auf, und suchte durch die Bestrafung der Königsmörder seinen Sieg erst eigentlich zu vollenden. Die verschworenen Satrapen waren nach der Ermordung ihres Königs in ihre verschiedenen Statthalterschaften geflohen, welche alle im Nordosten des persischen Reiches

lagen. Alexander begann die Verfolgung derselben damit, daß er die im Südosten des kaspischen Meeres gelegenen Länder Hyrkanien und Parthien oder das jetzige Masanderan, Dahistan und Khorassan unterwarf, in welche sich ein Theil der Mörder mit ihren Miethtruppen gezogen hatte. Diese übergaben sich bald freiwillig dem Sieger und erhielten Verzeihung. Dann marschirte Alexander nach der Provinz Aria, welche dem östlichen Theile des heutigen Khorassan entspricht. Auch der Satrap dieses Landes, Satibarzanes, unterwarf sich, sobald das macedonische Heer den Boden seiner Provinz betrat. Alexander erfuhr durch ihn, daß Bessus in Baktrien den königlichen Titel und den Namen Artaxerxes angenommen habe, und nur von den benachbarten scythischen Horden Hülfe erwarte, um sich dann gegen die Macedonier in Bewegung zu setzen. Der Eroberer eilte daher nach Baktrien, erhielt aber unterwegs die Nachricht, daß Satibarzanes in seinem Rücken sich empört habe, und wurde dadurch zur Rückkehr genöthigt.

Dies veranlaßte den macedonischen König zu einer gänzlichen Änderung des von ihm entworfenen Planes; er beschloß, von einer andern Seite her in Baktrien einzudringen. Er wandte sich nämlich zuerst gegen Satibarzanes, der bei seiner Ankunft nach Baktrien entfloh, und eroberte schnell die Statthalterschaft desselben. Hierauf zog er noch weiter südlich in das Land Sedschestan oder das alte Drangiana, welches die Satrapie des Barzaentes, eines der Mörder des Darius, war. Auch dieser ergriff bei Alexander's Annäherung die Flucht, und sein Land wurde ohne Schwierigkeit unterworfen. Im äußersten Süden von Drangiana kam Alexander zu dem Volk der Ariaspen, welches zum Unterschied von den andern Orientalen seine Staatsverwaltung in der Weise der Griechen eingerichtet hatte, und auch durch sein geordnetes Leben und seine Sitten diesen ähnlich war. Alexander gewährte ihnen daher dieselbe Achtung und Rücksicht, welche er den griechischen Völkerschaften in der Heimath erwiesen hatte, er behandelte sie als ein freies Volk, ließ ihnen ihre alte Verfassung, und verlangte nichts weiter, als daß sie blos in ein gewisses allgemeines Verhältniß der Abhängigkeit zu ihm traten.

Im Lande Drangiana zeigte das macedonische Heer eine Unzufriedenheit, welche hauptsächlich daher rührte, daß Alexander kurz

vorher angefangen hatte, ſich nicht mehr blos als Eroberer des perſiſchen Reichs, ſondern als wirklichen König desſelben anzuſehen, und dem gemäß ſowohl in der den Orientalen eigenthümlichen Art als König aufzutreten, als auch ſeine neuen Unterthanen nicht mehr als bloße Unterworfene zu behandeln. Er überließ zwar den Macedoniern noch immer die Finanzen und die Militärgewalt in den einzelnen Theilen des Reichs, wählte aber die Civil-Statthalter der Provinzen und andere Beamten ebenſo oft aus den perſiſchen Großen, als aus jenen. Außerdem erſchien er bei feierlichen Gelegenheiten in einem Theile des perſiſchen Ornats, nahm ſich der ehemaligen königlichen Familie an, und behandelte die in ſein Gefolge aufgenommenen Perſer ebenſo wie die Macedonier. Über alles dies murrten die Letzteren, weil ſie allein ernten und ſich den Beſiegten als Gebieter aufdringen wollten. Ihre Unzufriedenheit wurde dadurch noch vermehrt, daß Alexander ihnen keine Raſt gönnte ſondern ſie zwang, dem Fluge ſeines Ehrgeizes unaufhaltſam zu folgen. Es hatte daher dem König um jene Zeit ſchon einmal große Mühe gekoſtet, ſeine Truppen zu bewegen, daß ſie weiter marſchirten. Die Stimmung des Heeres wurde bald nachher ſo bedenklich, daß Antipater, als er davon Kenntniß erhielt, insgeheim mit dem ätoliſchen Volke ein Bündniß machte, um ſich für alle Ereigniſſe ſicher zu ſtellen, und nöthigenfalls Gewalt gegen Gewalt ſetzen zu können.

Dieſe Unzufriedenheit des Heeres hatte eine Verſchwörung mehrerer Officiere zur Folge, welche dem König während ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt von Drangiana verrathen wurde. Einige Macedonier von untergeordnetem Range, die ſich in Alexander's Gefolge befanden, wollten, wie es hieß, ihn ums Leben bringen, und ſollten durch höher ſtehende Perſonen, welche ſich ihrer als Werkzeuge bedienten, dazu bewogen worden ſein. Alexander ließ ſogleich eine Anzahl Officiere feſtnehmen; unter ihnen befand ſich auch ſein Jugendgeſpiele Philotas, Parmenio's Sohn. Der Vater dieſes jungen Mannes, einer der älteſten Generale Philipp's und zugleich mit Antipater der angeſehenſte aller Macedonier, war ſchon längere Zeit mit Alexander geſpannt. Er hatte in der Schlacht bei Arbela ſeine Schuldigkeit nicht ganz gethan, und war daher in Medien zurückgelaſſen worden. Philotas, deſſen unerträglicher

Stolz dadurch verletzt wurde, spielte seitdem den Gekränkten; er sprach ruhmredig von sich und seinem Vater, und äußerte sich dagegen verächtlich über Alexander. Bei der erwähnten Verschwörung hatte er sich dadurch verdächtig gemacht, daß die Anzeige davon zuerst ihm hinterbracht wurde, um die Sache dem Könige zu melden, und daß er dies, ungeachtet einer nochmaligen Mahnung, unterließ. Ob er selbst aber an der Verschwörung Antheil hatte, ist nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Alexander rief das macedonische Heer zusammen, um über ihn und die anderen Angeklagten nach altmacedonischer Sitte Recht sprechen zu lassen. Dem Philotas gab er Schuld, daß derselbe im Einverständniß mit Parmenio hochverrätherische Plane entworfen, und seinem Könige nach dem Leben getrachtet habe. Philotas vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf ohne Erfolg; das macedonische Heer verurtheilte ihn zugleich mit den übrigen Angeklagten zum Tode. Um von Philotas ein Geständniß zu erhalten, durch welches auch Parmenio in die Schuld seines Sohnes verwickelt werden könnte, ließ Alexander ihn foltern, und erlangte auf diese Weise das, was er wünschte. Hierauf ward Philotas nebst den übrigen Verurtheilten, nach der bei den Macedoniern üblichen Art der Todesstrafe, von dem Heere zu Tode gesteinigt.

Welche Zweifel man auch über des Philotas Schuld hegen kann, so muß man doch jedenfalls eingestehen, daß Alexander sich nicht gegen ihn vergangen hat; denn Philotas war durch Zeugen überführt, die rechtlichen Formen waren bei seiner Anklage und Verurtheilung nicht verletzt worden, und wenn das gegen ihn erlassene Urtheil ungerecht war, so ist deshalb nicht Alexander anzuklagen, sondern sein Heer, welches dasselbe ausgesprochen hatte. Anders verhält es sich aber mit dem Verfahren gegen Parmenio. Da Alexander diesen öffentlich in die Schuld verwickelt hatte, so war zu befürchten, daß Parmenio dadurch, sowie durch den Verlust seines Sohnes zum Äußersten getrieben werden würde. Alexander mußte aber dann das Schlimmste erwarten, da Parmenio bei dem Heere in hoher Achtung stand, und überdies, als Kriegsbefehlshaber in Medien, sich bei seiner Empörung der nach der Hauptstadt dieses Landes gebrachten persischen Königsschätze bedienen konnte. Alexander beschloß deshalb, ihn hinterlistiger Weise um-

bringen zu laſſen. Ein traciſcher Fürſt im Heere und zwei griechiſche Hauptleute übernahmen die Ausführung der Sache. Sie eilten nach Ekbatana, kamen noch vor der Nachricht von Philotas Hinrichtung daſelbſt an, und mordeten den greiſen General, der ſie unbeſorgt vor ſich gelaſſen hatte. Alexander ließ alſo einen verdienten General auf eben dieſelbe Weiſe, wie der türkiſche Kaiſer gegen gefährliche Paſcha's zu verfahren pflegt, d. h. ungehört und durch ausgeſchickte Meuchelmörder, aus dem Wege räumen. Wie groß übrigens die Unzufriedenheit der macedoniſchen Generale damals war, kann man daraus abnehmen, daß bei Gelegenheit von Philotas Proceß mehrere derſelben, Polemon, Amyntas, Attalus und Simmias, verdächtig wurden. Dieſe Männer, von welchen der Erſtere zur Reiterei gehörte, die drei andern aber Generale der Phalanx waren, wurden ebenfalls vor dem Heere angeklagt, von dieſem aber freigeſprochen. Alexander erkannte den Spruch des Heeres an, und verfolgte jene Generale nicht weiter. Wenn er auf dieſe Weiſe das alte macedoniſche Recht ebenſo, wie ſein Vater, achtete und aufrecht hielt, ſo wirft dagegen ſein Verfahren gegen Parmenio einen dunklen Schatten auf ſeinen Charakter, und beweiſt eine Änderung in ſeiner Geſinnung und Handlungsweiſe, welche von jener Zeit an allmälig ſichtbar zu werden anfing.

Von Drangiana wandte Alexander ſich nordöſtlich. Er zog zuerſt an dem Fluſſe Hilmend hinauf und dann durch das heutige Kandahar und Kabul zu dem Fuß des rauhen und hohen Alpengebirgs, welches der indiſche Kaukaſus oder Hindu-Kuh, in ſeiner weſtlichen Fortſetzung aber der Paropamiſus heißt, und das Land Baktrien oder Balk ſüdlich begrenzt. Auf dieſem Wege gelangte er zuerſt in das nördliche Afghaniſtan oder das Land der Arachoſier, und ſodann in das der Paropamiſaden, des erſten indiſchen Volks, mit welchem er in Berührung kam. Beide Völker unterwarfen ſich ihm ſogleich. In dem Lande der Paropamiſaden verweilte Alexander einige Zeit, um das Ende der ſtrengen Winterkälte abzuwarten, und dann über den Hindu-Kuh nach Baktrien zu ziehen. Noch ehe der Winter zu Ende gegangen war, trat er ſeinen Marſch an. Er durchzog jenes breite und ſchwer gangbare Gebirg auf dem Wege, der über Bamian und den Paß Dundan Schikan

führt. Er marschirte unter den größten Schwierigkeiten durch schneebedeckte, öde Berggegenden, in welchen die Soldaten sich nicht anders als von dem geschlachteten Transport-Vieh und von Wurzeln nähren konnten, und noch dazu sehr von der Kälte zu leiden hatten. Dieser Übergang über den Hindu-Kuh war ein schwierigeres Unternehmen, als der Zug Hannibal's über die Alpen oder der so viel gepriesene Marsch Napoleon's über den großen St. Bernhard. Das macedonische Heer verdient unsere höchste Bewunderung; denn es vollbrachte ohne Karten und ohne den Vortheil der unzähligen Erfindungen neuerer Zeiten in noch höheren Gegenden, als die der europäischen Alpenpässe sind, alles dasjenige, was die größten Feldherrn unserer Tage mit ganz anderen Mitteln in den Alpen ausführten, und als die sicherste Grundlage eines unsterblichen Ruhmes ansahen.

Bessus hatte sich darauf verlassen, daß die Schwierigkeiten dieses Weges, welche er durch Verwüstungen und durch Entfernung alles dessen, was zum Lebensunterhalte diente, noch vermehrt hatte, das macedonische Heer abhalten würde, in seine Provinz einzudringen. Als er sich getäuscht sah, floh er über den Oxus oder Amu-Fluß nach Sogdiana oder in das Land, welches in seiner westlichen Hälfte aus dem heutigen Bochara, im Osten aber aus dem innerhalb unersteiglicher Berge gelegenen Lande Kukhan bestand. Baktrien wurde daher von den Macedoniern ohne die mindeste Schwierigkeit besetzt (Frühjahr 329 v. Chr.). Alexander eilte so bald als möglich dem fliehenden Bessus nach. Er setzte auf einer schnell verfertigten Nothbrücke über den Amu-Fluß, und drang auf Marakanda oder Samarkand, die Hauptstadt von Sogdiana, los. Unterwegs erhielt er die angenehme Nachricht, daß Spitamenes, der Satrap von Sogdiana, sich der Person des Bessus bemächtigt habe und bereit wäre, denselben den Macedoniern auszuliefern. Alexander ließ den General Ptolemäus vorausziehen, um sich des Königsmörders zu bemächtigen. Bessus wurde, auf Alexander's Befehl, gefesselt dem ganzen Heere gezeigt, und hierauf dem persischen Prinzen Oxyathres, der sich nach seines Bruders Darius Tode dem macedonischen Könige unterworfen hatte, übergeben, damit ihm derselbe nach persischer Sitte Ohren und Nase abschneide, und ihn dann ans Kreuz schlage.

Spitamenes hatte gehofft, durch Auslieferung seines Freundes den Sieger vom weiteren Vordringen abzuhalten; Alexander aber begnügte sich nicht mit der Bestrafung des Königsmörders und Thronräubers, sondern drang unaufhaltsam vorwärts. Ganz Sogdiana wurde nach und nach unterworfen, und Spitamenes suchte vergebens den Macedoniern den Besitz desselben wieder streitig zu machen: er wurde nach mehrmaligem Versuche in die benachbarte Wüste verjagt, wo er endlich entweder durch seine eigene Gemahlin oder durch einen der dortigen räuberischen Stämme sein Leben verlor. Alexander drang bis zum Sihun- oder Sir-Flusse, dem Jaxartes der Alten, vor, welcher die Nordgrenze Sogdiana's bildete, und jenseit dessen das Gebiet der scythischen Raubvölker begann. Er verweilte zwei Jahre in Sogdiana und Baktrien, theils weil diese Länder vortrefflich gelegen waren, um von ihnen aus das eroberte Reich zu verwalten, und um das benachbarte Indien, wohin Alexander zu ziehen beschlossen hatte, auszukundschaften, theils aber auch weil dieser wichtige Landstrich wegen der Unzugänglichkeit seiner Gebirge, wegen des unruhigen Geistes seiner Bewohner und wegen der Nähe der wilden Raubhorden, welche die im Westen und Norden gelegenen Wüsten bewohnten, ohne großen Zeitaufwand nicht völlig unterworfen werden konnte.

Auf dem ganzen Zuge von den Gegenden des kaspischen Meeres an bis zur nördlichen Grenze Sogdiana's zeigt sich Alexander's großer Geist in allem dem, was er zur Verbindung der einzelnen Theile des Reichs, zur Behauptung ihres Besitzes und zur Begründung einer neuen Civilisation Asiens that. Er hatte schon früher einen sicheren Weg von Susa nach Persepolis eröffnet, während die persischen Könige die Sicherheit der Reisenden und ihrer eigenen Beamten und Truppen stets durch eine Art Tribut hatten erkaufen müssen. Er hatte in den Gebirgen südlich vom kaspischen Meer wilde streitbare Völker, welche der Herrschaft der Perser immer getrotzt hatten, unterworfen und eine Straße durch ihr Land gebahnt; ebenso schuf er jetzt, auf seinem Eroberungszug vom kaspischen Meer bis nach Sogdiana hinein, neue und sichere Verbindungen zwischen dem Osten und Westen, dem Norden und Süden des inneren Asiens. In jenen nordöstlich von Iran gelegenen Landstrichen, in welchen von jeher wenig Einheit und Ver-

bindung Statt gefunden hat, und zu allen Zeiten umherziehende Horden ein ungeheueres Gebiet einnahmen, gelang dem großen macedonischen Könige, was allen früheren Beherrschern des persischen Reichs nie gelungen war. Die Einrichtungen und Städte-Gründungen aber, welche er daselbst machte, zeigen auf das einleuchtendste, wie richtig sein Blick, wie umfassend sein Geist und wie wohl berechnet seine Schritte selbst in dem Augenblicke waren, als seine Ruhmbegierde ihn zu weit zu führen schien.

Alexander's Zug von Hyrkanien oder Masanderan bis zum Lande der Agriaspen am Zareh-See in Sedschestan sicherte die Verwaltung im ganzen Lande Khoraſſan, sowie über Herat hinaus bis Sedschestan, und eröffnete eine bequeme Verbindung zwischen Herat und dem kaspischen Meer. Alexander siedelte zu diesem Zwecke an verschiedenen Punkten diejenigen Griechen an, welche in Darius Heer gedient hatten, und legte dadurch den Grund zu einer wiederaufleben den Civilisation. In der Gegend, wo jetzt Herat liegt, und die Straßen vom See Zareh, von Balk, von Indien und von Sedschestan sich kreuzen, gründete er die besonders in militärischer Hinsicht wichtige Stadt Alexandria, welche den Beinamen der arischen führte. Ein zweiter militärischer Punkt war Alexandria in Arachosien, welches am Ausgang der von Kelat im nordöstlichen Beludschistan und vom unteren Indus-Flusse her führenden Straße lag, und vielleicht dem heutigen Kandahar entspricht. Eine dritte militärische Anlage endlich war die Stadt Alexandria am Kaukasus, deren Lage nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist, welches aber einerseits die Straße nach Indien, andererseits die Päſſe des Hindu-Kuh sicherte. Einige Gelehrten halten diese Stadt für das heutige Kandahar, andere verlegen sie mit mehr Wahrscheinlichkeit weiter nördlich in die Gegend zwischen Kabul und Bamian. In Sogdiana und Baktrien, wo Alexander mehrere neuen Städte gründete, war das am Jaxartes oder Sihun-Flusse erbaute Alexandria der nördlichste Punkt, zu welchem die Macedonier auf ihrem asiatischen Zuge gelangten. Man nannte es deswegen später Alexandria eschata d. h. das am Ende der Welt gelegene Alexandria. Diese Stadt war in einer fruchtbaren Gegend angelegt, nicht weit von der Grenze der Steppen und Wüsten, in welchen von jeher rohe Horden

hauften. Sie bildete also den Grenzpunkt gegen das Land der Uncultur, und erschwerte den Zugang aus demselben zu den Thälern des oberen Jaxartes, in welchen die Städte Kukhan, Khodschend, Taschkend und Tunkat von jeher für die Geschichte des mittleren Asiens eine hohe Wichtigkeit hatten. Alexander wollte hier, wie anderwärts, die Civilisation in seinem Reiche schützen und der Barbarei der Nomaden-Völker eine feste Grenze setzen. Überhaupt belebte er in den Ländern Sogdiana und Baktrien, diesen Ursitzen der Cultur von Mittelasien (s. Th. I. S. 121), die Civilisation von neuem, und legte daselbst durch seine Städte-Anlagen und die vielen Tausende angesiedelter Griechen den Grund zu einer ganz neuen Bildung. Diese Länder, welche bis auf unsere Tage Sitze des Handels, der Wissenschaft und der Künste geblieben sind, und deren Karawanen den Norden und Westen mit indischen Produkten versorgen, erhielten von Alexander von neuem die größte Wichtigkeit für die Cultur von Asien, und die Spuren der von ihm dort geschaffenen Bildung finden sich, wenn auch durch orientalische Phantasie zum Theil unkenntlich gemacht, überall in der neueren Literatur von Persien und Indien. Auch lebt bei den Bewohnern dieser Länder noch das Andenken an den großen Eroberer Alexander oder, wie er in der Sprache derselben heißt, Iskender.

12. Alexander als Beherrscher des persischen Reichs.

Alexander verweilte bis zum Frühling des Jahres 327 v. Chr., wo er seinen indischen Feldzug antrat, in Sogdiana und Baktrien, mit der Befestigung des Besitzes dieser Länder, der Unterdrückung ausbrechender Empörungen und der Verjagung der mehrmals einfallenden Steppenvölker beschäftigt. Während seines dortigen Aufenthalts änderte sich Alexander's Charakter nach und nach auf eine Weise, durch welche sogar dieser große, von Geist und Herz so vortreffliche Mann zum Beweise dient, daß es der menschlichen Natur unmöglich ist, auf der schwindelnden Höhe des Glückes den Gleichmuth wahrer Größe zu bewahren. In derselben Zeit steigerte sich auch die Unzufriedenheit der macedonischen Gene-

rale mit ihrem großen Führer, dessen Politik sie nicht verstanden, und dem sie ein Verfahren verargten, durch welches er gerade seine Befähigung zur Gründung und Beherrschung eines Weltreiches bewiesen. Die meisten Geschichtschreiber haben mit Unrecht diese Unzufriedenheit als eine Folge der im moralischen Charakter Alexander's eingetretenen Änderung hingestellt, und sich dazu durch einige Ereigniſſe, welche damals am Hofe des Königs vorfielen, bestimmen lassen; es müssen daher diese Vorfälle angeführt werden, weil es die Beurtheilung des größten Monarchen gilt.

Alexander's Bestreben war schon seit dem Siege bei Arbela dahin gerichtet, die Perser nicht mehr als besiegte Nation, Griechen und Macedonier nicht mehr als Völker eines besseren Stammes zu betrachten, sondern die Überwinder und die Überwundenen einander gleichzustellen und als Glieder Eines Reichs innig zu verbinden. Dies führte er erst nach Darius Tode in einer auffallenden Weise aus, er gerieth aber darüber mit seinen eigenen Landsleuten in Zwist, welche nur die Unterdrückung der Besiegten und ein bequemes, glänzendes Leben auf Kosten derselben im Auge hatten. Sie verargten ihm alles, was er zur Erreichung jenes Zweckes that, und je mehr er auf diesem Wege voranschritt, um so misvergnügter und mürrischer wurde das Heer. Die von ihm ergriffenen Maßregeln betrafen anfangs bloße Äußerlichkeiten und Formen, sie wurden ihm aber gerade deshalb übel gedeutet; denn die große Mehrzahl der Menschen legt auf unwesentliche Dinge und Kleinigkeiten den größten Werth. Alexander nahm die äußere Erscheinung und Lebensweise an, welche der Orient von jeher bei seinen Königen zu sehen gewohnt ist. Er führte einen Theil des persischen Hof-Ceremoniels ein, legte das persische Diadem und Königsgewand an, und ließ auch seine Diener auf persische Weise kleiden, wiewohl er selbst für seine Person diese Sitten nur ausnahmsweise und so zu sagen auf Augenblicke annahm, in der Regel aber nach der alten Weise lebte. Das persische Wesen und Leben war seiner ganzen Natur zuwider, und er suchte außerdem die Vorurtheile der Macedonier soviel als möglich zu schonen. Er nahm ferner, was diese ihm ebenfalls sehr verargten, göttliche Ehren für seine Person in Anspruch; allein er that es nur, weil er wohl wußte, daß die Völker des Orients ihre Könige als Wesen höherer

Art anzuſehen gewohnt waren, und deshalb jede Spur von Annäherung an die Beherrſchten zum Nachtheil des Herrſchers misverſtanden. Er zeigte dadurch, wie richtig er die Völker beurtheilte, die er beherrſchte, und hatte mit ſeinem Göttertitel anfangs keine andere Abſicht, als gegen die Perſer auf die ihnen gewohnte Weiſe zu verfahren. Er glaubte ſeinen Zweck am beſten dadurch erreichen zu können, daß er die griechiſche Vorſtellung von Halbgöttern benutzte und ſich, jenem orientaliſchen Vorurtheil gemäß, für einen Sohn Jupiter's ausgab. Auf dieſe Weiſe meinte er den Geiſt der Griechen mit den orientaliſchen Sitten und Begriffen verſöhnen zu können; ſeine eigenſinnigen Landsleute aber verweigerten ihm, was ſie zwanzig Jahre ſpäter ſeinen Generalen, als dieſe ſich zu Königen aufgeworfen hatten, und ſogar den Weibern derſelben ohne Bedenken zugeſtanden.

Alexander blieb jedoch, als er Herr des perſiſchen Reiches geworden war, nicht bei der bloßen Änderung ſeines äußeren Auftretens oder des königlichen Ceremoniels ſtehen, ſondern er dehnte ſeinen Plan einer Gleichſtellung und Verſchmelzung der verſchiedenen von ihm beherrſchten Nationen noch weiter aus. Er nahm nach Darius Tode Perſer in ſein Heer und ſogar in ſeine Leibgarde auf; er gab den Truppen, welche er in den eroberten Ländern aushob, perſiſche Generale; er ſah es gern, wenn ſeine griechiſch-macedoniſchen Generale oder Beamten die perſiſche Sprache erlernten, wie dies unter Andern Leonnatus, Hephäſtion, Eumenes und Peucestes thaten; er übertrug die Statthalterſchaften und andere Ämter in den Provinzen nicht blos Griechen und Macedoniern, ſondern auch Perſern, Medern und ſogar Leuten aus ſolchen Nationen, welche ſelbſt von den Perſern als unterjochte Völker behandelt worden waren. Alexander's Landsleute waren mit allen dieſen Dingen ſehr unzufrieden; denn ſie glaubten, was er den Perſern zuwende, werde ihnen entzogen; ſie ſahen nach ihren nationalen Begriffen alle nicht griechiſchen Völker als tief unter ihnen ſtehende Barbaren an, und konnten ſich nicht zu dem Standpunkte ihres großen Königs erheben, welcher zuerſt von allen Eroberern der Weltgeſchichte den Gedanken hatte, ein beſiegtes Volk ſeinem eigenen gleichzuſtellen und durch ſeine Eroberungen nicht blos den Begriff des Staates, ſondern auch den des Vaterlandes zu erweitern.

So gereicht also das, was die Griechen und Macedonier ihrem Könige in Betreff seines Benehmens als Beherrscher von Asien so sehr verargten, diesem großen Manne nicht zum Tadel, sondern vielmehr zur Ehre. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß Alexander selbst später seinen Plan einer innigen Verbindung der verschiedenartigsten Völker der Erde für seine eigene Person theuer bezahlen mußte, weil man fremde Sitten und Gewohnheiten nicht wie ein Kleid willkürlich aus- und anziehen kann; er ließ sich bald nachher von seinem Glücke blenden, und überschritt das Maß; allein eine eigentliche oder gar völlige Änderung in Sitten und Gesinnung kann man vor seinem indischen Feldzuge ihm nicht Schuld geben. Dagegen muß man gestehen, daß die Unzufriedenheit des Heeres gleich anfangs ihn kränkte, und dadurch einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter hatte, obgleich er weder damals noch später aufhörte, groß und edel zu sein.

Ein anderer Vorwurf, den man ihm gemacht hat, gereicht seinem Herzen zur Ehre. Seitdem Alexander die Vorurtheile seiner Macedonier für unüberwindlich zu halten anfing, wurden die Generale Hephästion und Kraterus seine Günstlinge und erhielten großen Einfluß auf ihn. Der Erstere, der schon in früher Jugend ihm nahe befreundet war, machte sich damals bei ihm besonders dadurch beliebt, daß er am meisten von allen Macedoniern in Alexander's Art, die Perser zu behandeln, einging; der Letztere war dem König als ein ausgezeichneter General, der ihm wichtige Dienste leistete, sehr werth, und nützte ihm besonders auch durch seine tiefe Einsicht in die macedonischen und griechischen Angelegenheiten. Beide Männer misbrauchten die Stellung, welche sie bei Alexander erhielten; allein ist es diesem anzurechnen, daß sich dieselben zu Günstlingen machten, und darf man es ihm verargen, daß er sich denen mit Liebe und Vertrauen hingab, welche ihm Freunde waren und blieben, während alle anderen ihm mehr oder weniger abgeneigt wurden? Erst von dem indischen Feldzuge an zeigt sich bei Alexander ein eigentliches Wohlgefallen an Schmeicheleien, und elende Höflinge fingen an, ihm darum, weil sie sich auf diese verstanden, lieb und theuer zu werden.

Man hat endlich noch drei Begebenheiten, welche in die Zeit des Aufenthalts in Sogdiana und Baktrien fallen, als Beweise

hingeſtellt, daß ſchon damals Alexander ſeiner Natur untreu geworden ſei. Dieſe ſind die harte Beſtrafung des Beſſus, die Ermordung des Generals Klitus und das Verfahren Alexander's gegen den Philoſophen Kalliſthenes; alle drei Begebenheiten aber beweiſen eine ſolche Veränderung nicht. Beſſus wurde freilich auf eine grauſame, barbariſche Weiſe hingerichtet; allein dies war ganz und gar die bei den Perſern eingeführte Art, ein ſolches Verbrechen, wie Beſſus begangen hatte, zu beſtrafen. Alexander that alſo in dieſem Falle durchaus nichts Anderes, als daß er einen perſiſchen Königsmörder und Thronräuber nach perſiſchem Rechte richten ließ, und er hatte die triftigſten Gründe, bei Beſſus keine Ausnahme davon zu machen.

Die Ermordung des Generals Klitus fand in der ſogdianiſchen Stadt Marakanda Statt. Alexander hatte kurz vorher einen ſchwierigen Kriegszug in die ſteilen Gebirge des Landes gemacht, und wartete in Marakanda die Rückkehr des zu einer anderen Unternehmung abgeſchickten Hephäſtion ab, um noch einmal auszuziehen und die Unterwerfung Sogdiana's zu vollenden. Er benutzte dieſe Zwiſchenzeit zur Erholung, und hielt mit ſeinen Freunden abwechſelnd Jagden und fürſtliche Mahle. Bei einem dieſer Gelage tödtete er in Folge einer unglücklichen Fügung der Umſtände den Mann, der ihm in der Schlacht am Granikus das Leben gerettet hatte, und deſſen Schweſter ſeine Amme geweſen war. Man hat darin einen Beweis finden wollen, daß Alexander's edles Herz bis zum ſchnödeſten Undank und zur Grauſamkeit orientaliſcher Despoten entartet ſei; betrachtet man aber die einzelnen Umſtände dieſes Vorfalls genauer, ſo wird man den König anders beurtheilen und, abgeſehen von der unſeligen That, in dem Verlauf der Begebenheit ihn ſogar größer finden, als vielleicht auf irgend einem ſeiner Feldzüge.

Alexander iſt, an einem dem Bacchus geweihten Feſttage, mit ſeiner Umgebung zu einem Mahle und Gelage zuſammen gekommen; alle Generale ſind gegenwärtig, und an den Thüren des Saales ſind Leibwachen, Trabanten und Hofleute aufgeſtellt; nichts deſto weniger iſt keine Spur von orientaliſchen Sitten zu finden. Wir ſehen keinen Despoten, der ſeine ſich vor ihm beugenden Knechte um ſich verſammelt hat, ſondern einen glücklichen Feldherrn

im Kreiſe ſeiner Kriegsgenoſſen; dieſe unterhalten ſich mit ihm und unter einander völlig frei, wie Gleiche mit Gleichen. Als der Wein die Gemüther erhitzt hat, preiſen Einige des Königs große Thaten, und erheben dieſelben über die Züge und Unternehmungen des Bacchus und Herkules. Das erbittert den militäriſch heftigen und bereits halbtrunkenen General Klitus; er erklärt, es ſei Unrecht, Alexander's Thaten mit dem, was Götter gethan hätten, zu vergleichen, zumal da der Ruhm derſelben nicht dem Könige, ſondern dem Heere gebühre. Alexander hört dieſe Reden ſchweigend mit an. Einige Generale widerſprechen dem Klitus, und es entſteht zuletzt ein heftiger Wortſtreit zwiſchen ihnen, der die Gemüther immer mehr erhitzt. Als endlich jemand ausrief, Philipp's einziger Ruhm beſtehe darin, daß er Alexander's Vater heiße, ſprang Klitus auf vertheidigte, mit verdeckten Angriffen auf Alexander, das Andenken des alten Königs, und pries Parmenio, Philotas und alle anderen Generale, welche nicht mehr am Leben waren, glücklich, weil ſie nicht genöthigt ſeien, den errungenen Ruhm mit Perſern zu theilen. Zuletzt richtete er ſeine beleidigenden Worte ſogar geradezu an den König. Da kann ſich Alexander nicht länger halten, er ſpringt auf, und will nach ſeinen Waffen greifen, aber die anderen Generale haben dieſe bereits weggeſchafft, und entfernen auch ſchnell den betrunkenen Klitus. Alexander geht hierauf in heftiger Gemüthsbewegung im Saale auf und ab, und klagt mit lauten Worten über Undank und Verkennung. Da ſtürzt Klitus, der ſich draußen losgeriſſen hat, wieder in den Saal, und gießt einen Strom von Spottreden gegen den König aus. Dieſer, welcher ebenfalls nicht mehr nüchtern iſt, reißt, vom Zorne überwältigt, einem Trabanten den Speer aus der Hand, und ſchleudert ihn gegen ſeinen Beleidiger, der ſogleich todt niederſtürzt.

Alexander hatte die That kaum vollbracht, als er plötzlich aus dem Rauſch und Zorn erwachte, und ſich dem verzweifelnden Schmerze und einer langen Reue hingab. Man ſagt, daß er den Speer aus Klitus Bruſt gezogen habe, um ſich ſelbſt zu tödten, und nur durch die herbeiſpringenden Generale davon abgehalten worden ſei. Jammernd und wehklagend ſoll er drei Tage lang ſich mit Klitus Leiche eingeſchloſſen, niemand vor ſich gelaſſen und weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen haben. Erſt nach

langem Bitten der Generale und Soldaten, die ihn an das, was er seinem Heere schuldig sei, erinnerten, beruhigte er sich.

Die dritte Grausamkeit, welche man mit Unrecht dem Könige vorgeworfen hat, war sein Verfahren gegen den Philosophen Kallisthenes. Auch diese läßt sich erklären, ohne daß man Alexander als einen Wütherich hinzustellen braucht. Gleichwohl wirft diese Geschichte, welche kurz vor dem Beginn des indischen Feldzugs vorfiel, ein Licht auf den eigentlichen Anfang und die Ursache der Veränderung, die sich seit jener Zeit unstreitig in Alexander's Charakter zeigte. Kallisthenes war ein Mann, von dem sein eigener Verwandter Aristoteles erklärte, er verstehe sich zwar auf Schönheit im Ausdruck, Verstand habe er aber nicht. Er hat Alexander's Thaten so beschrieben, daß seine Schrift eine der Hauptquellen aller jener Lügen und Übertreibungen geworden ist, durch welche die Geschichte des großen Königs schon frühe entstellt ward. Im Gefolge Alexander's wurde er ein vollkommener Höfling, und gehörte zu den vielen Schmeichlern, die um des Königs Gunst buhlten. Dies änderte sich, als Anaxarchus aus Abdera, ein Schüler des Demokritus, Einfluß bei Alexander erhielt. Anaxarch, der verwünschteste von allen Sophisten, war ein Philosoph für Weltleute, und predigte eine so künstlich auf Schrauben gestellte Lehre, daß dieselbe für alle Umstände paßte. Seine Grundsätze kann man am besten aus seinem Benehmen bei Klitus Tode kennen lernen. Er machte damals dem Könige, um ihn zu trösten und sich bei ihm einzuschmeicheln, Vorwürfe über seinen edlen Schmerz und seine schöne Reue, und stellte den schrecklichen Satz auf, daß die Grenze des dem Menschen Erlaubten blos durch den Umfang seiner Macht bestimmt werde. „Ist dies, sagte er zu dem verzweifelnden König, der Alexander, auf welchen die Augen der ganzen Welt gerichtet sind? Dieser hat sich wie ein Sklave weinend und jammernd hingeworfen, und fürchtet der Menschen Gesetz und Urtheil? Er, der ihnen selbst ein Gesetz sein sollte und eine Regel dessen, was Recht ist? Um zu herrschen und die Macht zu besitzen, hat er ja die Waffen ergriffen und Siege erfochten, nicht aber um von der leeren Meinung der Welt sich beherrschen zu lassen. Weißt du nicht, o König, daß die Göttin der Gerechtigkeit nur darum neben Jupiter's Thron stehend vorgestellt wird, um

anzudeuten, daß alles gut und recht ist, was derjenige thut, der im Besitze der Gewalt ist?" Anaxarch war ein Mann, der sein Verhalten immer nur nach den Umständen einrichtete, und sich ebenso niederträchtig gegen diejenigen benahm, die er zu fürchten hatte, als trotzig und stolz gegen jeden, dem er etwas bieten durfte. Er war ein Mann, der nie eine feste und sichere Wahrheit gekannt hat, und unter den Griechen den Skepticismus einführen half oder jene Lehre von der Unbegreiflichkeit und Zweifelhaftigkeit aller Dinge, deren Stifter Pyrrho sein Schüler war. Er erhielt später den verdienten Lohn, indem ihn ein cyprischer Fürst mit derselben Strafe belegte, welche das türkische Gesetz über die Ulema's und den Mufti verhängt, wenn der Großsultan mit ihnen unzufrieden ist. Anaxarch hatte nämlich einst, als bei einem Mahle Fische aufgetragen wurden, den König aufgefordert, sich statt derselben doch lieber die Köpfe von Satrapen und Fürsten vorsetzen zu lassen: und zwar hatte er dies in Gegenwart von Leuten, deren Nacken dabei auf dem Spiel stand, gesagt, und dabei seinen Blick auf den cyprischen Fürsten Nikokreon geheftet. Dieser bemächtigte sich später des grausamen Schmeichlers, und ließ ihn zur Strafe in einem Mörser zerstoßen, wobei derselbe aber eine Standhaftigkeit gewies, die eines besseren Strebens würdig gewesen wäre.

Ein solcher Mann, dem die Hofgunst und der eigene Vortheil alleiniges Ziel des Strebens waren, verstand sich auf Schmeicheleien und auf den Umgang mit rohen Soldaten und verwöhnten Günstlingen eines Königs viel besser, als der allzu eitle und bestimmten philosophischen Grundsätzen huldigende Kallisthenes, welcher den Generalen und Höflingen zuweilen derb die Wahrheit sagte, und sich ihnen durch sein Moralisiren lästig machte. Anaxarch war an Geläufigkeit der Zunge dem Aristotelischen Philosophen vollkommen gewachsen, und erhob sich daher durch seine Schmeicheleien bei dem König und dessen Umgebung bald über ihn. Er erhielt großen Einfluß, brüstete sich mit demselben, und machte dadurch dem über die abnehmende Gunst Alexander's verstimmten Kallisthenes seinen Verlust auf eine kränkende Weise fühlbar. Kallisthenes hatte von dem Augenblicke an, wo er einen Andern sich vorgezogen sah, sein Betragen geändert. Er war streng geworden, und hätte am Hofe eine Bitterkeit und Schärfe angenommen, welche sich für

ihn am wenigsten ziemte, durch die aber der König und seine Umgebung gereizt wurden. Er verlor also Alexander's Gunst völlig, und in demselben Grade stieg Anaxarch's Ansehen und Einfluß. Der empfindliche Philosoph ließ sich dadurch verleiten, immer weiter von dem Wege der Klugheit abzuirren. Er trat mit den Unzufriedenen unter den Generalen und Officieren in Verkehr, stimmte in ihren Ton ein, und spielte den Republikaner. Zuletzt vergaß er sich sogar so sehr, daß er eines Tages geradezu gegen den König auftrat, als dieser das Ceremoniel des Niederfallens vor ihm auch auf die Griechen und Macedonier ausdehnen wollte, ein Ceremoniel, auf welches Alexander der Perser wegen einen Werth legte, und das doch für Griechen im Grunde keine größere Bedeutung haben konnte, als das in England gebräuchliche Niederknieen vor dem König für Christen hat.

Die Höflinge benutzten diesen Vorfall zur Verdrängung eines Mannes, der ihnen schon längst verhaßt war. Sie spannen eine Kabale gegen ihn an, und als bald darauf ein macedonischer Edelknabe in Verbindung mit einigen anderen jungen Leuten dem Könige nach dem Leben trachtete, war ihnen dies eine sehr willkommene Gelegenheit, sich des lästigen Philosophen zu entledigen. Kallisthenes hatte viel mit jenem Edelknaben verkehrt und ihn für seine philosophischen Ansichten gewonnen; man sagte also, seine Lehre sei es gewesen, durch welche die jungen Leute zu einem solchen Verbrechen verleitet worden wären, er reize zum Ungehorsam auf, und predige den Königsmord. Kallisthenes wurde in Folge davon zugleich mit den Verschworenen verhaftet. Die Letzteren wurden vom Heere, das nach macedonischem Rechte sie zu richten hatte, schuldig gefunden und zu Tode gesteinigt; Kallisthenes aber, der kein Macedonier war, ward auf Befehl des Königs in Ketten gelegt, und mit nach Indien geschleppt. Hier erkrankte er und starb auf eine elende Weise, weil Alexander ihn vergessen hatte und er also ganz der Gewalt derer preisgegeben war, die ihn bitter haßten, und weil ein enger Verhaft in Indien schon an und für sich eine unerträgliche Qual ist.

Die Geschichte des Kallisthenes zeigt die Beschaffenheit der Veränderung, welche seit dem Ende des sogdianisch-baktrischen Feldzugs in Alexander's Gesinnung und Charakter wirklich eintrat. Alexander's

Glück fing an ihn zu berauschen, er fand Gefallen an Schmeicheleien, schmeichelte sich selbst und erlaubte sich eine und die andere Willkürlichkeit. Dadurch wurden seine wahren Freunde verscheucht oder doch erschreckt, und er mußte niedrig denkende Menschen, die er selbst früher verachtet und zurückgewiesen hatte, bei sich zulassen, weil er sich bewußt war, daß er von einem Theil der Besseren gehaßt werde, und ihnen nicht trauen könne. Diese schlechten Menschen, welche seitdem Einfluß erhielten, waren, außer einer ganzen Schaar von persischen Schmeichlern, namentlich der elende Sophist Anaxarchus, ein demselben ähnlicher Dichterling, Agis von Argos, und der lügenhafte Geschichtschreiber der Thaten Alexander's, Onesikritus, welcher den cynischen Philosophen spielte, aber ganz von Anmaßung, Eitelkeit und Habsucht erfüllt war. Menschen dieser Art hatten seitdem vorzugsweise Zutritt zu Alexander, weil sie seine Schwächen billigten, seinen Wünschen entgegenkamen und sich zu Allem hergaben. Damals zerfiel Alexander auch mit seinem Lehrer Aristoteles, der durch das Verfahren gegen Kallisthenes beleidigt worden sein soll, und auf welchen Alexander selbst wegen seiner engen Verbindung mit Antipater eifersüchtig wurde. Wie hätte übrigens auch ein Mann, dessen Zeit zwischen ungeheueren Anstrengungen und unvernünftigen Zerstreuungen getheilt war, in einem Alter von neun und zwanzig Jahren eine Probe bestehen können, welche in unseren Tagen ein Mann von vierzig Jahren, der noch dazu von unten sich heraufgearbeitet und die Schule der Revolution durchgemacht hatte, nicht hat bestehen können? Das Riesenhafte seines Unternehmens und das ihm unaufhörlich treu bleibende Glück hätten allein schon hingereicht, ihn zu dem stolzen Gedanken zu verleiten, daß er der Liebling der Gottheit sei. Er ward aber außerdem noch von allen Seiten durch Dichter, Philosophen, Gelehrte und Hofleute in dieser Einbildung bestärkt. Diese Menschen erhoben seine Thaten über die von der Mythe berichteten Unternehmungen eines Herkules und Bacchus, und behandelten die politische Fiction, nach welcher Alexander von Jupiter abstammen sollte, als ernste Wahrheit. Sie bewirkten dadurch, daß der König bald anfing, Misbrauch damit zu treiben, daß er den Titel eines Göttersohnes selbst in den Schreiben an griechische Staaten als einen wesentlichen Theil seines Kanzleistyles und Hof-Ceremoniels anwandte.

und am Ende seiner Tage sogar dem Peiniger Egyptens, Kleomenes, alle Unthaten unter der Bedingung verzieh und erlaubte, daß derselbe dem verstorbenen Liebling Alexander's, Hephästion, als einem Halbgott in Egypten Tempel erbaue und Opfer veranstalte. Ungeachtet aller dieser Verirrungen erhielten sich jedoch die Grundzüge von Alexander's Natur so sehr, daß er, der zuletzt in dem größten Pomp eines morgenländischen Weltbeherrschers lebte, doch bis zu seinem Tode die Einladung seiner Generale zu ihren Trinkgelagen nicht ausschlug, bei diesen ebenso wie früher an der ungezwungenen Unterhaltung Theil nahm, bei seinem letzten Mahle einen Wettstreit der Deklamation mit den anwesenden Schauspielern begann, seinen Gästen freundlich zutrank und sie in der alten macedonischen Weise zum Trinken aufforderte.

Unstreitig ist indessen, daß Alexander seit dem Zuge nach Baktrien sich von den beengenden Formen einer constitutionellen Monarchie, wie die altmacedonische war, immer mehr frei zu machen suchte. Wenn er gleich seinen Macedoniern ihre Rechte nicht ausdrücklich entzog, so ergriff er doch verschiedene Maßregeln, welche aus seinem Streben unumschränkt zu herrschen hervorgingen. Er suchte sich nämlich, um nöthigenfalls seinen Willen mit Gewalt durchsetzen zu können, ein Heer zu schaffen, welches von ihm allein abhinge, nicht aber, wie das macedonische, zugleich einem Adel angehörte und diesem ergeben war. Er befahl daher vor seinem Abmarsche nach Indien den Statthaltern der eroberten Provinzen, den starken und kräftigen Theil der Landeseingeborenen auszuheben und auf macedonische Weise einzuüben. Ein von Natur kräftiger Menschenschlag wie die Perser, namentlich aber die Bewohner der nördlichen Provinzen des Reichs mußten treffliche Soldaten geben, und Alexander fand wirklich auch bei seiner Rückkunft aus Indien ein ganz europäisch bewaffnetes und eingeübtes Heer von dreißigtausend Mann, welches nöthigenfalls gegen seine Macedonier gebraucht werden konnte. Diesem Heere gab er, zum großen Ärger der macedonischen Truppen, den Rang unmittelbar nach der Phalanx. Außerdem errichtete er eine aus Macedoniern und Persern gemischte Schaar, welche so zusammengesetzt war, daß die Unterabtheilungen einer jeden Compagnie aus je zwölf Persern und vier als Feldwebel, Korporal und Gefreite verwendeten Macedoniern bestanden.

Endlich nahm er auch Perſer, Baktrier, Sogdianer und andere Aſiaten in das macedoniſche Heer ſelbſt auf, und zwar ſogar in das aus dem höchſten Adel der Macedonier beſtehende Agema der Hetären (ſ. oben S. 112).

Es war alſo Alexander gegen das Ende ſeines Lebens nahe daran, ein perſiſcher Despot zu werden. Dazu gehörte denn auch, daß er zuletzt die grauſamen, barbariſchen Strafen der Perſer einführte, kleine Vergehen unverhältnißmäßig ſtrenge rügte, und nach dem ſchrecklichen Grundſatz zu verfahren begann, daß, wer Kleines begangen habe, auch Großes zu begehen fähig ſei, und deswegen als ein gefährlicher Menſch harte Strafe verdiene. Auch an dem orientaliſchen Pomp, den er anfangs nur aus Politik angenommen hatte, gewann er ſpäter Gefallen. Dagegen blieb er in Bezug auf Schwelgerei und ſinnliche Genüſſe ſtets weit über der Verdorbenheit der Griechen ſeiner Zeit und über der Entartung aller ſeiner Generale erhaben. Seine Hofhaltung war zuletzt ſo glänzend, wie ſie nur bei irgend einem orientaliſchen Herrſcher ſein konnte. Man muß freilich dabei bedenken, daß der Luxus eines Herrn der Welt der Natur der Sache nach größer ſein mußte, als der eines bloßen Königs des armen macedoniſchen Landes; man muß außerdem in Anſchlag bringen, daß der vermehrte Glanz und die ungeheuere Vergrößerung von Alexander's Hofhaltung mit ſeinem Streben, Künſte und Gewerbe zu befördern, zuſammenhingen, und daß er in Manchem blos der perſiſchen Sitte huldigen wollte; allein deſſen ungeachtet bleibt immer noch genug übrig, um die traurige Wahrheit zu beweiſen, daß ſelbſt ein Alexander ſich untreu ward, und ſich ebenſo dem Pomp der Beſiegten, wie der Schmeichelei hingab.

In den Erzählungen der Schriftſteller von der Pracht der Hofhaltung Alexander's, von ſeiner orientaliſchen Kleidung und von ſeinen feierlichen Audienzen iſt Vieles ſichtbar übertrieben und Anderes unzuverläſſig; doch geht aus Allem hervor, daß ſeine Liebe zum Glanz ſich mit der Erweiterung ſeiner Macht fortwährend ſteigerte. Ein goldener Thron, Gewänder der mannichfaltigſten Art, ſelbſt ſolche, welche in Griechenland den Göttern vorbehalten waren, und eine ganz in Purpur gekleidete Dienerſchaft, um derentwillen Alexander einſt in den joniſchen Städten allen vorhandenen Purpur aufkaufen ließ, — dieſe Dinge erhielten zuletzt einen hohen

Werth in den Augen deſſelben Mannes, der anfangs jede Art von äußerem Glanze verachtet, und ſogar noch dann, als bereits die Hälfte des perſiſchen Reichs unterworfen war, ſich vor allen ſeinen Generalen durch Einfachheit ausgezeichnet hatte. Seine Audienzen überboten in der letzten Zeit ſeines Lebens an Pracht alles, was man im perſiſchen Reiche bis dahin geſehen hatte. Das koſtbar ausgeſchmückte Zelt, in welchem er dieſelben hielt, war ſo groß, daß es hundert Sopha's faßte. Die Mitte des Zeltes nahm ein goldener Thron ein. Theils vor, theils in dem Zelte ſtanden bei jeder Audienz fünfhundert perſiſche Trabanten in ſeidenen und purpurnen Gewändern, tauſend in grelle Farben gekleidete Bogenſchützen, fünfhundert Macedonier mit ſilbernen Schilden, tauſend Mann des macedoniſchen Heeres, zehn tauſend Perſer, eine große Zahl abgerichteter Elephanten und eine Menge Generale, Hofbeamte und Diener. Das Ganze machte, wie der dieſe Audienz beſchreibende griechiſche Schriftſteller hinzuſetzt, durch ſeine Pracht und Großartigkeit einen ſolchen Eindruck, daß jedermann die Majeſtät des Herrſchers fühlte und niemand ihm zu nahen wagte. So war es denn alſo zuletzt dahin gekommen, daß der Zögling des Ariſtoteles das Weſentliche dem Unweſentlichen zum Opfer zu bringen vermochte.

Dagegen behauptete Alexander in Bezug auf ſinnliche Genüſſe bis nahe zu ſeinem Lebensende ſeine alte Sitte. Bis zur Zeit ſeiner Rückkehr aus Indien verweilte er an keinem Orte des bloßen Vergnügens wegen, und verſchmähte jeden Antrag, ſeine Begierden auf Unkoſten ſeiner Tugend zu befriedigen, obgleich er ſeinen Generalen erlaubte, die griechiſche Verdorbenheit mit dem aſiatiſchen Luxus zu verbinden. Eigentliche Ausſchweifung kann man ihm nicht zur Laſt legen, und von ihm ſelbſt erzählt daher auch keiner der vielen Anekdoten-Sammler unter den griechiſchen Schriftſtellern ſolche Geſchichten, wie ſie deren in Betreff der Schwelgereien ſeiner Generale uns in großer Menge überliefert haben. Was dieſe Generale angeht, ſo bedarf es nur einiger wenigen Beiſpiele, um ihre Verſchwendung, Prachtliebe und Schwelgerei zu bezeichnen. Harpalus z. B., unter deſſen Aufſicht die erbeuteten perſiſchen Schätze geſtellt worden waren, verpraßte, während Alexander im fernen Indien war, einen Theil derſelben auf eine ſo unerhört freche

und tolle Weise, daß er sogar seinen Mätressen Altäre und Tempel errichten ließ. Eben so unsinnig waren die Verschwendungen, welche die Generale Perdikkas und Kraterus auf dem ganzen Zuge für ihre leidenschaftliche Lust an Kampfspielen und Ringübungen, sowie Leonnatus und Meleager für ihre übermäßige Jagdliebe machten. Die beiden Ersteren ließen sich überall eine so große Menge von Häuten und egyptischem Sand nachführen, daß sie damit einen Raum von zwei Stunden Weges für ihre Übungen bedecken konnten. Ebenso hatten die beiden Letzteren stets eine genügende Zahl Jagdnetze bei sich, um einen Raum von nicht weniger als fünf Stunden umspannen zu können.

13. Alexander's Zug nach Indien.

Alexander hatte schon in Baktrien Verbindungen mit Taxiles angeknüpft, einem indischen Radscha oder Fürsten, der mit dem Beherrscher eines anderen Theils des westlichen Indiens, Porus, entzweit war. Dieser Bund mit Taxiles und der Umstand, daß schon die Perser in der Gegend geherrscht hatten, erleichterten den Macedoniern den schwierigen indischen Feldzug. Alexander brach gegen das Ende des Frühlings 327 v. Chr. aus Baktrien auf, und zog über den Paropamisus nach Alexandria am indischen Kaukasus. Hier theilte er sein Heer. Die eine Hälfte marschirte, unter der Anführung des Perdikkas und Hephästion, am rechten Ufer des Kophes-Flusses (des heutigen Pundschir- und Kabul-Stromes) über Dschellalabad und Peschauer bis in die Gegend von Attock, wo eine Brücke über den Indus geschlagen wurde. Mit der anderen Hälfte zog Alexander selbst durch das Gebirgsland, welches im Norden jenes Flusses lag.

Auf diesem Zuge traf Alexander mit indischen Völkern zusammen, welche indische Sitten hatten, doch aber, wie jetzt die Sick's oder Seik's, von den am Ganges wohnenden Völkern sehr verschieden waren. Sie standen unter einzelnen Fürsten, hatten aber ein Lehenssystem; es werden sogar ganz freie, aristokratisch-militärisch regierte Staaten erwähnt, wie sie das eigentliche Indien nie gekannt hat. Die Griechen und Macedonier, welche so lange mit entnervten Persern, den Bürgern eines großen verfallenen

Reiches, zu thun gehabt hatten, erstaunten mit Recht, plötzlich auf Völker zu stoßen, die ihnen einen kräftigen Widerstand leisteten. Von Verrätherei, von Generalen, die ihren Herrn verließen, von Statthaltern, welche, wie der persische Commandant von Sardes, die ihnen anvertrauten Festungen freiwillig übergaben, ist in den Erzählungen von Alexander's indischem Zug durch jene Gegenden keine Spur zu finden. Übrigens verweilte Alexander nicht lange genug in Indien, um zu seinem Nachtheil zu erfahren, daß es den Indiern zwar an allen militärischen Eigenschaften durchaus fehlt, daß sie aber einen außerordentlichen passiven Muth besitzen, und den Tod weniger scheuen, als die Europäer. Da dieser Muth der Indier in ihrer Religion begründet ist, so wüthete Alexander, dessen Charakter überhaupt mit dem Beginn des indischen Zuges anfing sich von der unvortheilhaftesten Seite zu zeigen, grausam gegen die Mönche und Büßer der Indier, welche bekanntlich zugleich die Lehrer und Philosophen derselben sind. Erzürnt über den Widerstand des indischen Volks und über den patriotischen Eifer der Braminen, welche die Gemüther desselben beherrschten, ward er in Indien ungerecht und grausam, und erbitterte dadurch zugleich die Einwohner des Landes und seine eigenen Truppen.

Übrigens waren, wie schon gesagt, die Völkerschaften, die diesseit des Indus auf den südlichen Bergzügen des Hindu-Kuh wohnten, Stämme, welche wesentliche Verschiedenheiten von den südlicheren indischen Völkern zeigten, und nur zum Theil den indischen Bildungs-Charakter besaßen. Selbst in dem sogenannten Pendschab oder dem Lande, welches östlich vom oberen Indus bis zum Setledsch sich erstreckt, scheint dies der Fall gewesen zu sein; denn so dürftig auch die uns überlieferten Nachrichten von Alexander's Zuge sind, so würden doch, wenn das indische Wesen damals dort völlig einheimisch gewesen wäre, die sonderbaren Götzenbilder, die ungeheueren Pagoden und die Universitäten der Indier gewiß eben so gut erwähnt worden sein, als von der Kasten-Einrichtung, den Braminen, den Büßern und manchem andern echt Indischen die Rede ist. Offenbar verbreitete sich die eigentliche indische Civilisation erst nach Alexander's Zeit weiter nach Nordwesten hin.

Alexander war mit dem Fürsten Taxiles verbündet, dessen Reich zwischen dem Indus und dem Behut oder Hydaspes lag,

und von einer Menge kleiner unabhängiger Staaten umgeben war. Der macedoniſche König ſchonte keine Zeit und Mühe, um auf ſeinem Marſche nach dem Indus zuerſt alle dieſe kleinen Staaten und Städte zu bezwingen, und zugleich griechiſche Civiliſation unter ihnen zu begründen. Um dies vollſtändig thun zu können, drang er in das ſüdliche Alpenland des Hindu-Kuh ein, und eroberte hier eine Anzahl Städte und Burgen. Nie kam das Leben Alexander's öfter in Gefahr, als hier und im Pendſchab, nie mußte er ſelbſt öfter am Kampfe Antheil nehmen, als in Indien. Dies gab den elenden Dichtern und Gelehrten ſeiner Umgebung mannichfache Gelegenheit zu Schmeicheleien. So benutzten ſie z. B. den Umſtand, daß eines jener Bergvölker eine Feſtung hatte, welche gleich dem mythiſchen Geburtsort des Gottes Bacchus Nyſa hieß, um die Unternehmungen Alexander's durch die Erinnerung an Bacchus und ſeine Züge zu verherrlichen. Sie konnten dies um ſo leichter thun, als jenes Volk von Weſten her eingewandert zu ſein behauptete, und einige abendländiſche Einrichtungen hatte; außerdem fand man im Lande desſelben den dem Bacchus heiligen Weinſtock, welchen die Macedonier dort ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder antrafen. Ebenſo bedienten ſich jene Höflinge der griechiſchen Mythe zu einer anderen Art von Schmeichelei, als bald nachher eine unerſteigliche Bergfeſtung erobert wurde, der ſie ſelbſt den Namen Aornos d. i. eine dem Fluge der Vögel unerreichbare Höhe gaben. Sie fabelten, daß einſt ſogar Herkules vor dieſer Feſte nicht weniger als dreimal geſcheitert ſei.

Alexander kam endlich glücklich am Indus an, wo Hephäſtion und Perdikkas, nordwärts von dem heutigen Attock und der Mündung des Kabul-Fluſſes, eine Schiffbrücke über jenen Fluß geſchlagen hatten. Er marſchirte ſogleich weiter nach Taxila, der Reſidenz des Fürſten Taxiles, welche öſtlich vom Indus lag. Hier nahm Taxiles die Macedonier mit allem Pompe eines indiſchen Herrſchers auf, und zugleich erſchienen mehrere Fürſten des benachbarten Landes, um dem ſiegreichen Könige zu huldigen. Taxiles Reich erſtreckte ſich im Oſten bis zum Fluſſe Behut oder Dſchelum, welcher von den Griechen Hydaspes genannt wurde und der erſte der fünf öſtlichen Nebenflüſſe des Indus iſt, die das ſogenannte Pendſchab oder Fünfſtromland durchfließen, und jetzt Behut oder

Dschelum (Hydaspes), Dschinab (der Acesims der Alten), Rawi (Hyarotis), Bejah (Hyphasis) und Setledsch (Zadadrus) heißen. Im Osten des Behut begann das Reich des Porus, welcher des Taxiles Feind war. Alexander hatte denselben auffordern lassen, an der Grenze seines Landes zu erscheinen, und von ihm die Entscheidung über sein Verhältniß zu Taxiles zu erhalten; Porus aber hatte die Antwort gegeben, er werde die Macedonier an der Spitze seines Heeres daselbst erwarten. Alexander marschirte hierauf, von den Truppen des Taxiles und anderer indischen Fürsten begleitet, nach dem Behut. Der Übergang über den Fluß war sehr schwierig, weil Porus mit seinem Heere auf dem anderen Ufer stand, und Alexander gerade in der Regenzeit dahin gekommen war. Die Macedonier lagerten sich dem Feinde gegenüber. Nach einiger Zeit ersah Alexander einen günstigen Augenblick, und setzte auf eine sehr klug ausgedachte Weise im Angesicht der Feinde über den Fluß. Dieser Übergang, sowie die unmittelbar nachher gelieferte Schlacht wird von allen Sachkundigen für eine der größten Kriegsthaten des Alterthums gehalten (326 v. Chr.).

In dieser Schlacht siegte, wie überall, die europäische Geistesüberlegenheit und Taktik über orientalische Unbeholfenheit, obgleich die Macedonier anfangs durch die Kriegs-Elephanten, welche hier zum ersten Male in großer Zahl ihnen entgegen geführt wurden, sehr zu leiden hatten. Nicht weniger als zwanzigtausend Indier, unter ihnen auch zwei Söhne des Porus, verloren das Leben; Porus selbst gerieth nach tapferem Kampfe in macedonische Gefangenschaft. Alexander behandelte den besiegten König auf edle Weise. Er trat ihm, als er vorgeführt wurde, mit Würde und Freundlichkeit entgegen. Auf seine Frage, was Porus von ihm wünsche, lassen die Schriftsteller den Indier antworten: „Daß du mich königlich behandeln mögest." Alexander suchte in der That den besiegten König durch Großmuth ganz und gar für sich zu gewinnen, um sich seiner als eines guten Werkzeugs zur Befestigung seiner Herrschaft in Indien bedienen zu können. Er gab ihm nicht allein sein Fürstenthum zurück, sondern vergrößerte dasselbe auch so sehr, daß Porus dem Taxiles an Macht gleich ward, und so beide Fürsten einander im Zaum hielten. Auch die Städte und kleinen Staaten, welche Alexander auf seinem weiteren Marsche nach

Osten unterwarf, übergab er dem Porus; denn er wollte in Indien nicht, wie in Persien, eine rein macedonische Herrschaft einrichten, sondern er machte es ebenso, wie die Engländer es bei allen ihren indischen Eroberungen gemacht haben: er gab den einzelnen Fürsten als bloßen Vasallen oder unter dem Namen von Bundesstaaten eine solche Stellung, daß sie durch gegenseitige Eifersucht in Abhängigkeit gehalten wurden. Auf jede andere Weise würde es unmöglich gewesen sein, vom fernen Westen her die Herrschaft von Indien dauernd zu behaupten. Übrigens mußten die indischen Vasallen und Bundesgenossen Alexander's zugeben, daß neue Städte in ihrem Lande gegründet wurden, oder mit anderen Worten, daß griechische Festungen und eine Anzahl Macedonier und Griechen welche in denselben zurückgelassen wurden, bei den Unterworfenen das Bewußtsein der macedonischen Oberherrschaft erhielten, und im Fall eines Aufstands dieselbe so lange vertheidigten, bis vom Westen her Hülfe kam. Am Behut-Flusse erbaute Alexander zwei Städte die eine, welche er nach seinem in der Schlacht mit Porus gefallenen Lieblingspferde Bucephala benannte, an der Stelle, wo der Weg von Kaschmir her über den Fluß führte, die andere aber unter dem Namen Nicäa oder Siegesstadt drei Meilen weiter abwärts da, wo die Macedonier über den Behut gesetzt waren.

Alexander wandte sich, nach der Besiegung des Porus, nordöstlich in die Vorketten des Himalaja-Gebirges, um die kriegerischen Stämme, deren Wohnsitze die fruchtbaren Ebenen des Pendschab im Norden begrenzten, theils zu unterwerfen, theils zurückzuschrecken Auf diesem Zuge drang er östlich bis zum Hyphasis oder Bejah vor. Die Bewohner jener Berglandschaften waren, wie alle indischen Völkerschaften, mit welchen Alexander in Berührung kam, arm an Geld, und boten also der Raubsucht der Macedonier nichts dar. Dagegen waren die Märsche in ihrem Lande, zumal da sie gerade in die Regenzeit fielen, sehr beschwerlich, die Einwohner zeigten einen hartnäckigen Widerstand, und alle Schlachten und Belagerungen kosteten viel Blut, so daß z. B. bei der Einnahme einer einzigen Burg nicht weniger als zwölfhundert Macedonier schwer verwundet wurden. Die Soldaten Alexander's wurden daher sehr unzufrieden, und als man endlich die Ufer des Hyphasis erreichte, weigerten sie sich, ihrem Könige, der auch nach dem

Ganges-Lande ziehen wollte, weiter zu folgen. Sie hörten von einer großen Wüste, welche zwischen diesem Lande und dem Hyphasis liege, von der außerordentlich starken Bevölkerung in dem östlichen Indien, von ihren zahlreichen Kriegsheeren und von der Menge ihrer Kriegs-Elephanten; sie murrten daher laut, als Alexander Anstalten traf, um über den Hyphasis zu setzen.

Der König bot einige Tage hindurch vergebens Alles auf, um der Unzufriedenheit seines Heeres zu begegnen. Er ließ seine Generale und Obersten zusammenkommen, damit er zuerst sie und dann vermittelst ihrer das Heer für sein Vorhaben begeistere. Seine Vorstellungen machten keinen Eindruck, weil von den weiteren Eroberungen offenbar kein Vortheil für das bereits gegründete große Reich, sondern nur die Befriedigung des Ehrgeizes und der Ruhmbegierde zu erwarten war. Alle Generale blieben stumm, bis endlich, als Alexander sie dringend zur Äußerung ihrer Meinung aufforderte, der alte Könus, der schon unter Philipp General gewesen war, das Wort ergriff. Seine Rede, welche einer der griechischen Geschichtschreiber Alexander's uns überliefert hat, ist ein wahres Meisterstück und verräth ebensoviel richtige Einsicht in die Lage der Dinge, als Ergebenheit und Bewunderung für einen geliebten König. Er bewies demselben, daß die Generale mit allem ihrem Einfluß die Truppen nicht zum weiteren Marsche würden bewegen können, und der Jubel, in welchen einige Tage nachher, als Alexander sich zur Rückkehr entschloß, das ganze Heer ausbrach, bewies, wie wahr der alte General geredet hatte. Alexander ließ sich nicht sogleich überzeugen, sondern suchte zuerst noch auf andere Weise die Gemüther umzustimmen. Er berief am folgenden Tage die Generale noch einmal zu sich, und erklärte ihnen: er für seine Person werde weiter gehen; wer ihm nicht folgen wolle, möge umkehren; er werde keinen zurückhalten; sie möchten aber in der Heimath ihren Landsleuten sagen, daß sie ihren König mitten in Feindesland verlassen hätten. Mit diesen Worten zog er sich sogleich in sein Zelt zurück. Hier ließ er drei Tage lang niemand vor sich, und spielte den Erzürnten, in der sicheren Erwartung, daß die Stimmung des Heeres sich ändern würde. Allein Alles war vergeblich. Er erkannte zuletzt klar und deutlich, daß man ihm, wenn er bei seinem Vorsatz beharre, den Gehorsam aufkündigen

werde, und entschloß sich daher zur Rückkehr. Um nicht den Schein zu haben, als wenn er zu diesem Beschlusse gezwungen worden sei, ließ Alexander durch Opfer den Willen der Götter befragen. Die Zeichen fielen natürlich ungünstig aus, und der König verkündete also zur größten Freude des Heeres seine Absicht, sich dem göttlichen Ausspruche zu unterwerfen und umzukehren. Zum Andenken an die Macedonier wurden an den Ufern des Hyphasis, der östlichen Grenze ihres Zuges, zwölf steinerne thurmartige Gebäude errichtet, welche von den griechischen Schriftstellern Altäre genannt werden, weil Alexander auf ihnen vor seinem Abmarsch den Göttern feierliche Opfer darbrachte.

Zu Ende des Sommers 326 v. Chr. trat Alexander den Rückmarsch an. Sein Weg ging durch die Ebene des Pendschab, über die Stadt Alexandria, welche Hephästion am Ufer des Dschinab erbaut hatte, nach Bucephala und Nicäa am Behut. Von hier fuhr Alexander zum Indus-Flusse hinab und dann auf diesem weiter südlich bis zum Meere selbst. Vortrefflich waren die Einrichtungen, welche er in Hinsicht auf das seither eroberte Land traf. Porus, den er zu seinem dankbaren Freunde gemacht hatte, herrschte unter dem Namen eines Verbündeten vom Behut bis zum Setledsch. Das zwischen dem ersten Flusse und dem Indus gelegene Land gehörte dem Taxiles, dessen Verhältniß zu Alexander das eines eigentlichen Vasallen war. Diesseit des Indus, wo alle für unüberwindlich gehaltenen Festungen eingenommen worden waren, regierte ein macedonischer Statthalter, der Besatzungstruppen bei sich hatte, und an welchen Taxiles gewiesen war. Der Einmarsch von Persien her stand also den Macedoniern jeden Augenblick offen.

Alexander's Zug vom Behut-Fluß bis zum indischen Meere und von da durch Beludschistan und Kerman nach Persien ist eine der wichtigsten Unternehmungen, welche er je machte. Wollte man auch in seinen übrigen Zügen nichts als das Streben aller Eroberer, von denen die Geschichte berichtet, oder mit anderen Worten blos jene unersättliche Begierde nach Reichthum, Herrschaft und Ruhm erblicken, die den Menschen, wenn er einmal aus den Schranken des gewöhnlichen Lebens herausgetreten ist, so leicht ergreift: so muß man doch in dem Zuge nach der Indus-Mündung und von da nach Persien, dem gefährlichsten Unternehmen, welches

je mit einem Heere gewagt worden ist, die wunderbare Größe des Geistes anerkennen, der die engen Grenzen des Wissens seiner Zeit zu erweitern und das noch nicht Erforschte ans Licht zu bringen suchte. Alle Eroberer, welche nach Alexander in das östliche Asien zogen, von Seleukus I. an bis auf Nadir Schach, kehrten auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, nach Persien zurück. Alexander allein wählte einen andern Weg; er hat dadurch dem Abendlande zuerst die Kenntniß des unteren Indus, sowie der Küste des indischen Meeres von diesem Flusse an bis zur Stadt Bassora verschafft, und eine ganz neue Verbindung zwischen dem äußersten Osten und Westen der Welt eröffnet. Alexander's großer Geist zeigt sich besonders dann, wenn man seine Unternehmungen in Indien mit den Zügen anderer Eroberer, z. B. des Ghasnavidischen Sultans Mahmud I. vergleicht. Dieser Fürst, welcher um das Jahr 1000 n. Chr. lebte, drang mehrmals in Indien ein, aber er that dort nichts Anderes, als daß er plünderte, zerstörte und gegen den religiösen Glauben der Einwohner wüthete. Alexander dagegen unterwarf das Land, schützte und sicherte es und schonte die Landessitten. Daher blieben auch nach Alexander's Tod die von ihm eroberten Gegenden Indiens mit dem von Griechen beherrschten mittleren Asien in Verbindung, Mahmud's indische Herrschaft aber stürzte gänzlich zusammen, sobald sein und seines Sohnes Säbel zerbrach.

Alexander hatte, schon als er nach Porus Besiegung am Behut hinaufgezogen war, in den großen Waldungen, die den oberen Lauf dieses Flusses umgeben, Schiffsbauholz fällen und nach Bucephala und Nicäa hinabflößen lassen. Hier waren, während seines weiteren Zuges, größere und kleinere Fahrzeuge gezimmert worden, um eine Flotte zum Befahren des Indus zu erbauen, und man trieb zu diesem Zweck außerdem noch so viele Schiffe als möglich von den Eingeborenen zusammen. Etwa einen Monat nach Alexander's Ankunft am Behut waren die Schiffe zur Abfahrt bereit. Die Gesammtzahl der Fahrzeuge, aus welchen die Flotte bestand, wird zwar auf achtzehnhundert angegeben, aber viele von ihnen waren bloße Flöße zum Transport der Pferde, größere Schiffe mit je dreißig Ruderern gab es nur achtzig. Alexander suchte aus seinem Heere alle diejenigen aus, welche auf den griechischen Inseln,

in Phönicien, an der kleinasiatischen Küste oder in andern durch ihre Schifffahrt ausgezeichneten Ländern geboren waren, und bildete aus ihnen die eigentliche Schiffsmannschaft, welche die Dienste von Matrosen und Ruderern zu versehen hatte. Die Leitung des Ganzen erhielt Nearch, einer der vorzüglichsten Generale Alexander's, der selbst in unsern Tagen ein guter Admiral würde gewesen sein. Obersteuermann des Hauptschiffes ward der Schmeichler Onesikritus, welcher später eine mit Lügen und Übertreibungen angefüllte Geschichte von Alexander's Feldzügen verfaßte. Von dem Heere schifften sich etwa achttausend Mann unter der persönlichen Anführung des Königs ein, die übrigen marschirten in zwei Abtheilungen unter Kraterus und Hephästion längs den Ufern des Flusses hinab.

Zu Anfang des November's (326 v. Chr.) trat Alexander, nach feierlichen Opfern, die Fahrt an. Nach fünf Tagen gelangte man an die Stelle, wo der Dschinab sich mit dem Behut vereinigt. Hier schiffte Alexander seine Truppen aus, vereinigte sich mit Kraterus und Hephästion, und machte dann einen Zug zu Lande, welcher dem östlich wohnenden Volke der Maller galt. Er kam bei dieser Unternehmung bis über den Rawi-Fluß hinaus, schlug die Maller mehrere Male, und nahm ihnen ihre festen Städte weg. Die Maller waren, wie alle Völkerschaften jener Gegenden und am ganzen unteren Indus hinab, zwar sehr tapfer, aber dessen ungeachtet leicht zu besiegen; denn sie zerfielen in eine Anzahl unter sich feindseliger Staaten, und konnten deswegen keinen erfolgreichen Widerstand leisten.

Bei der Eroberung einer mallischen Stadt verlor Alexander selbst beinahe sein Leben. Die Macedonier hatten nämlich diese Stadt eingenommen, und bestürmten die Burg derselben, in welche die Einwohner sich zurückgezogen hatten. Mit Heldenmuth schlugen die Letzteren die Angriffe ihrer Feinde zurück, und schon begann den Macedoniern der Muth zu sinken, als Alexander mit den Generalen Peucestes und Leonnatus auf einer Sturmleiter zur Höhe der Burgmauer hinaufstieg. Er hatte aber kaum die daselbst befindlichen Feinde hinabgestürzt, als seine Leiter mit den nachfolgenden Generalen zusammenbrach, und er selbst verlassen und allein auf den Zinnen der Mauer stand. Vergebens forderten die

Seinigen ihn auf, sich durch einen Sprung rückwärts zu retten; er sprang statt dessen in das Innere der Burg selbst hinab. Hier schützte er sich, mit dem Rücken gegen die Mauer gekehrt, durch Schild und Schwert gegen die andringenden Feinde, bis endlich Peucestes, Leonnatus und Andere von neuem die Mauer erstiegen hatten und ihm zu Hülfe kamen. In demselben Augenblick, als dies geschah, ward Alexander durch einen feindlichen Pfeil schwer verwundet, und stürzte besinnungslos nieder. Seine Generale deckten ihn mit ihren Schilden, aber auch sie waren bald erschöpft, und Alexander wäre gewiß verloren gewesen, wenn nicht die Nachricht von seiner Lage sich schnell unter den Soldaten verbreitet hätte. Mit verzweifelndem Muthe erstieg ein Theil von diesen die Mauer, ein anderer Theil drang durch ein im Sturm genommenes Thor in die Stadt ein; so gelang es endlich nach einem furchtbaren Gemetzel den Macedoniern, ihren König zu retten. Dieser war in Folge seiner Verwundung mehrere Tage lebensgefährlich krank; seine kräftige Natur siegte aber, zur Freude des Heeres, bald wieder über die gefährliche Krankheit, die auf alle Theile des Heeres einen furchtbaren Eindruck gemacht hatte. Die Soldaten waren in der größten Bestürzung gewesen, weil sie den einzigen Führer zu verlieren fürchteten, der sie, wie sie glaubten, wieder nach Persien zurück zu geleiten vermöge. Ihre Angst und Verzweifelung war so groß, daß die entfernteren Heerestheile sogar dann, als Briefe des Königs selbst ihnen seine fortschreitende Genesung anzeigten, nicht an seine Rettung glauben wollten, sondern sich der Meinung hingaben, diese Briefe seien von den Generalen geschrieben worden, um die Gemüther der Soldaten zu beruhigen. Ja, als Alexander halb genesen sich flußabwärts zum Lager des Haupt-Corps fahren ließ, meinten die Soldaten, nicht er, sondern seine Leiche befinde sich auf dem Schiffe; und nicht eher ließen sie sich von ihrer Meinung abbringen, als bis Alexander selbst sich ihnen zeigte.

Der noch unbesiegte Rest der Maller, sowie einige benachbarten Stämme unterwarfen sich den Macedoniern freiwillig. Alexander segelte hierauf den Rawi-Fluß hinab und an den Mündungen des Dschinab und Behut vorüber bis dahin, wo die vereinigten Flüsse des Pendschab sich in den Indus ergießen. Hier

erbaute er ein Alexandria, und ließ einen Theil des Heeres unter dem General Philippus zurück, den er zum Statthalter der bis zu dieser Stelle reichenden indischen Provinz seines Reiches ernannte. Der Zug gegen die Maller und ihre Nachbarn war nämlich nicht etwa, wie der Plan an den Ganges zu ziehen, eine bloße Unternehmung des Ehrgeizes, sondern Alexander hatte dabei und bei der Errichtung jener Statthalterschaft die Absicht, die Verbindung Persiens mit Indien auf eben dieselbe Weise herzustellen und zu sichern, wie er dies in den Gegenden, durch welche er in Indien eingedrungen war, gethan hatte. Wegen seines persönlichen Antheils an den gefährlichen Kämpfen mit den Mallern darf man ihm nicht, wie seine Generale Hephästion, Kraterus und Ptolemäus thaten, den Vorwurf machen, daß er dabei die Pflicht des Soldaten mit der des Feldherrn verwechselt und dadurch den Zweck des Krieges selbst aufs Spiel gesetzt habe. Der Eindruck, welchen jene Heldenthat auf seine Soldaten machte, und der verdoppelte Antheil, den sie nach jedem gefährlichen Wagestück Alexander's an ihm nahmen, rechtfertigten ihn vollkommen, und zeigen, daß er besser, als seine Generale, die Griechen und das, was die Seele derselben fesselte und befeuerte, erkannt hatte.

Alexander fuhr mit dem einen Theile des Heeres auf dem Indus hinab, während der andere unter Kraterus wieder längs den Ufern hinzog. In dem Lande der Sogden ließ er ein zweites Alexandria bauen, welches nach dem umwohnenden Volke das sogdische genannt wurde. Diese Stadt ward die Hauptstadt der südlichen Satrapie des Indus-Landes, welche Alexander dem Macedonier Python und dem baktrischen Fürsten Oxyartes als Statthaltern übergab. Nachdem das Heer durch das Land der Sogder, die sich freiwillig unterwarfen, gezogen war, drang es in das Reich des indischen Fürsten Musikanus ein, welcher an Widerstand gedacht hatte, aber, durch Alexander's unerwartet schnelle Ankunft überrascht, sich ebenfalls sogleich ergab. Er ward als macedonischer Vasall im Besitze seines Reiches bestätigt, aber auch in seinem Lande wurde ein Alexandria erbaut. Ein anderer Fürst, Oxykanus, welcher sich gegen die Macedonier vertheidigte, wurde bald besiegt, und verlor im Kampfe das Leben. Während hierauf Alexander das Land eines dritten Fürsten, Sambus, besetzte,

welcher vor ihm über den Indus in die Wüste entflohen war, reizten die Braminen den Musikanus und seine Unterthanen zu einer Empörung und zur Ermordung der macedonischen Besatzung auf. Alexander eilte zurück, unterwarf die Empörten, und bestrafte den Aufstand mit furchtbarer Strenge. Namentlich mußten die Braminen sehr dafür büßen, daß sie ihre Landsleute zur Wiedereroberung ihrer Freiheit entflammt hatten: eine Menge derselben wurde zugleich mit Musikanus, welcher fliehend in die Gewalt der Macedonier gefallen war, an den Landstraßen aufgeknüpft.

Nachdem Alexander den Abfall der Unterworfenen grausam bestraft hatte, zog er in das Delta des Indus, dessen Bewohner ihm keinen Widerstand leisteten. Die Stadt Patala, welche an der Spaltung des Flusses in zwei Hauptarme, an einer für den Handel wie für die Vertheidigung des Landes, sehr wichtigen Stelle lag, ließ Alexander befestigen. Hierauf schiffte er zweimal nach einander, zuerst auf dem einen, dann auf dem andern Arme des Indus, zum Meere hinab, um die Mündungen des Flusses zu erforschen. Beide Fahrten waren sehr gefährlich, da die meilenweit in den Indus hinaufsteigende Ebbe und Fluth durch große Heftigkeit und Schnelligkeit sich auszeichnet, und Alexander mit seinen Griechen hier zum ersten Male diese dem europäischen Mittelmeer fast ganz fremde Erscheinung erlebte. Bei der zweiten Fahrt zum Meere, welche auf dem östlichen Arme des Indus Statt fand, wurde eine geeignete Stelle in der Nähe der Mündung zur Anlage eines befestigten Hafens ausersehen.

Schon ehe Alexander in das Indus-Delta gezogen war, hatte er den dritten Theil seines Heeres unter der Anführung des Krateros den Rückmarsch nach Persien antreten lassen. Krateros sollte seinen Weg so nehmen, daß er durch die heutigen Länder Kutsch-Gundawa und Sarawan nach dem Zareh-See und von da durch die Wüste von Sedschestan nach Kerman gelange. Alexander selbst beschloß, mit dem übrigen Heere an der Küste von Mekran her und dann durch das westliche Beludschistan nach Kerman zu ziehen, wo Krateros mit ihm wieder zusammentreffen sollte. Die Flotte endlich sollte unter Nearch's Leitung aus dem Indus in den persischen Busen fahren, und so die bis dahin noch unbekannten südlichen Küsten von Alexander's asiatischem Reich, ihre Häfen,

Flüsse und Landungsplätze auskundschaften. Diese drei Unternehmungen gehören zu den großartigsten, welche die Macedonier jemals gemacht haben, und vollendeten die Entdeckung und Eroberung aller Länder bis an den Indus, sowie die Verbindung derselben unter einander und mit Europa. Die Erbauung von Städten am Indus und die Errichtung von zwei Satrapieen an demselben hatten den Zweck gehabt, diesen Fluß von des Taxiles Herrschaft an bis zum Meere hin zu sichern. Jetzt galt es dem großen König, außer dem Wege, auf welchem er in Indien eingedrungen war, auch im Süden dieses Landes eine Verbindung mit Persien herzustellen. Er ließ deshalb sein Heer in zwei verschiedenen Richtungen den Rückmarsch antreten. Früher hatte er das Gebirge, welches Indien von Persien trennt, von Persien aus und im Norden erobert; jetzt wollte er es von Indien her und auf der Südseite eröffnen. Er führte, wiewohl mit großen Opfern, diesen Plan auch aus, und setzte beide Länder in eine Verbindung, welche weder früher Statt gefunden hatte, noch auch später je wieder möglich geworden ist; denn kein Beherrscher von Persien außer Alexander hatte alle Päße und Bergfesten auf der Westseite Indiens in seiner Gewalt gehabt und alle dortigen Völkerschaften unterworfen, er allein hat die Scheidewand der Gebirge zwischen beiden Ländern gleichsam hinweggenommen.

14. Alexander's Rückkehr aus Indien.

Alexander's Marsch von Indien nach Persien war der unglücklichste von allen seinen Zügen, und der dadurch erreichte großartige Zweck, beide Länder auch auf der Südseite mit einander in Verbindung zu bringen, mußte sehr theuer bezahlt werden, und zwar aus dem Grunde, weil Alexander von den Schwierigkeiten des gewählten Weges keine richtige Vorstellung hatte, und auf den unglücklichen Gedanken verfiel, längs der Küste von Mekran her zu ziehen. Diese Küste ist eine flache Sandwüste, welche auf der Landseite durch ein breites, nacktes Felsengebirge von einer andern Wüste geschieden wird. Wilde Raubhorden bewohnen diese kahlen Gebirge, einzelne in meilenweiter Entfernung von einander angesiedelte Fischer die Einöde der Küste, Bäche, welche in der

Regenzeit hoch anschwellen, den größeren Theil des Jahres aber eingetrocknet sind, ziehen von den Gebirgen zum Meere hinab. Pflanzen und Quellen sind in der Wüste eine große Seltenheit, und zu den Entbehrungen, welche hier der Wanderer erdulden muß, gesellt sich noch die große Qual einer glühenden Hitze, die mit dem Beginn der Nacht sich stets plötzlich in Kälte umwandelt. Die Sage berichtet, daß Semiramis und Cyrus auf dem Marsche durch diese furchtbaren Gegenden ihr ganzes Heer eingebüßt hätten; das Alterthum hat daher auch Alexander's Zug mit diesen fabelhaften Erzählungen in Verbindung gebracht, und dem großen Könige unwürdiger Weise Schuld gegeben, er habe nur darum diesen Weg gewählt, weil er der Welt habe zeigen wollen, daß er durch seine Thaten selbst den größten König der Perser und die berühmteste Herrscherin Asiens übertroffen habe.

Alexander brach gegen das Ende des Sommers 325 v. Chr. von Pattala auf. Er kam, als er das westliche Grenzgebirge Indiens überstiegen hatte, zuerst in das bewohnbare Land der Oriten, welches auf seiner entgegengesetzten Seite an die Wüste von Mekran stößt. Die Oriten wurden unterworfen, an einem Hafen der Küste ein Alexandria erbaut, und die Generale Apollophanes und Leonnatus, jener als Statthalter, dieser als Anführer der Truppen, daselbst zurückgelassen. Diese sollten nicht blos das Land verwalten und behaupten, sondern namentlich dafür Sorge tragen, daß man in den Häfen desselben Trinkwasser und Lebensmittel einnehmen könne; denn Alexander hatte den Weg längs der Küste zum Theil deshalb gewählt, um dieselbe für seine Flotte zugänglich zu machen und dieser die vorgeschriebene Fahrt zu erleichtern. Sobald die Macedonier das Land der Oriten verlassen hatten, begann jener furchtbare Marsch durch die Wüste, welcher den größten Theil des Heeres vernichtete. Sechzig Tage dauerte dieser grauenvolle Marsch, und als die Macedonier am Ende der Wüste in Pura, der in dem jetzigen Kohistan gelegenen Hauptstadt von Gedrosien, ankamen, war nicht einmal mehr der vierte Theil von ihnen am Leben.

Manche haben die von den alten Schriftstellern gegebene Schilderung dieses Zuges für übertrieben gehalten; wer aber an die Beschaffenheit der Wüsten des heißen Südens oder auch nur

an Napoleon's russischen Feldzug denkt, wird an der Wahrheit dieser Berichte nicht zweifeln, zumal da dieselben aus den Tagebüchern Nearch's entlehnt sind, der bei seinen öftern Landungen jene Küste selbst kennen lernte. Die sengende Hitze und der Mangel an Lebensmitteln brachten tödtliche Krankheit hervor und sehr viele Soldaten starben Hungers. Man schlachtete aus Mangel an Lebensmitteln die Pferde und Zugthiere, um ihr Fleisch zu essen; ja, man tödtete zuletzt die Maulthiere, welche die Wagen der Kranken zogen, und überließ diese ihrem Schicksale. Kam man nach längerem Marsche an ein Wasser, so stürzten Viele trotz der Erhitzung ihres Körpers auf dasselbe, und büßten ihre unbezähmbare Gier mit einem augenblicklichen Tode. Einst hatte das Heer sich an dem fast ganz ausgetrockneten Bette eines Baches gelagert, und blieb, um zu rasten, einen ganzen Tag an dieser Stelle; in der Nacht aber füllte sich der Bach durch starke Regengüsse, die im Gebirge gefallen waren, mit einer solchen Schnelligkeit und in einem so hohen Grade, daß viele Menschen und Thiere, sowie der größte Theil des Gepäckes ein Raub der Fluthen wurden. Zuletzt verirrten sich sogar die eingeborenen Führer, welche Alexander mitgenommen hatte, und dem ganzen Heere schien der gewisse Untergang bevorzustehen. Alle Zucht und Ordnung löste sich auf, und dadurch wurde das Unglück noch gesteigert. Die Soldaten bemächtigten sich gewaltsam der Vorräthe, und verzehrten auf einmal, was für längere Zeit hatte ausreichen sollen. An Bestrafung war natürlich nicht zu denken. Alexander selbst theilte alle Mühen und Qualen mit seinen Soldaten, und suchte auf jede Weise ihr trauriges Loos zu mildern. Es wird erzählt, daß er eines Tages, als ihm ein Soldat einen Trunk Wasser, den einzigen Überrest einer ausgetrockneten Lache, darreichte, diesen mit den Worten weggeschüttet habe, es sei für Einen zu viel, für Alle aber zu wenig.

In Pura erholte sich der Rest des unglücklichen Heeres. Dann zog man durch angebaute Gegenden nach Karamanien oder Kerman. Hier traf auch Krateros, der auf einem viel besseren Wege über Kandahar und am Helmind her marschirt war, mit seinem Heere ein. Auch wurde hier Alexander durch die Ankunft Nearch's überrascht, welcher fünf Tagereisen südwärts gelandet und auf die Nachricht, daß der König so nahe sei, zu ihm geeilt war. Nearch

begab sich bald wieder zur Flotte zurück, und setzte seine Fahrt bis zur Mündung des Euphrat fort. Alexander aber theilte sein Heer in zwei Theile; mit dem einen sollte Hephästion nach der Meeresküste gehen, um längs derselben bis in die Nähe jener Mündung und dann aufwärts nach Susa zu marschiren, den andern führte er selbst auf dem nächsten Wege, über Pasargadä, dahin. Nearch, welcher später seinen Reisebericht in einem eigenen Buche bekannt machte, hatte seine Entdeckungsreise vom unteren Indus bis nach Karamanien nicht ohne viele Schwierigkeiten und Gefahren gemacht, aber auch die Kenntniß von dem indischen Meer und seinen Küsten sehr erweitert. Er wurde, nachdem er die weitere Fahrt glücklich vollbracht hatte, von Alexander königlich belohnt, und sogleich mit der Leitung einer zweiten Entdeckungsreise beauftragt, welche die Erforschung der Küste von Arabien und des benachbarten Afrika's zum Zweck hatte, durch Alexander's Tod aber vereitelt wurde.

Ehe Alexander aus Karamanien aufbrach, hielt er zur Feier seiner Rückkehr Festzüge und Dankopfer, stellte Kampfspiele an, und theilte unter seine Soldaten und Officiere Belohnungen aus. Er suchte sich außerdem von den Beschwerlichkeiten des indischen Feldzugs auf seine Weise zu erholen, und sich, wie tapfere Soldaten und Seeleute zu thun pflegen, nach langer Entbehrung durch doppelten Genuß zu erquicken. Daher folgte auf dem Zuge durch Karamanien ein Fest dem anderen, und das unmäßige Trinken wurde damals an Alexander's Hof Sitte. Die fabelnden und rhetorischen Geschichtschreiber Alexander's haben dies zu effectvollen Gemälden benutzt, und zu diesem Zwecke sich so große Übertreibungen erlaubt, daß in ihren Schriften der Marsch von Pura nach Susa wie ein Theateraufzug und Alexander selbst wie ein zweiter Bacchus erscheint. Er zog, heißt es, sieben Tage lang auf einem prachtvollen, mit einer goldenen Tafel verzierten Wagen umher, Weinfässer waren an der Landstraße aufgestellt, das Heer marschirte taumelnd von einem zum anderen u. dgl m. Ein besonnenerer und verständigerer griechischer Geschichtschreiber dagegen hat mit Recht alle diese tollen Abenteuerlichkeiten als eines Alexander's unwürdig verworfen, und sich dabei auf die Zeitgenossen und Begleiter des Königs berufen, in deren Schriften nichts dieser Art vorkommt.

15. Alexander unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Indien.

Während Alexander in Indien war, hatte ein großer Theil der zurückgebliebenen Statthalter und Generale sein Vertrauen misbraucht, und die ihnen übergebene Macht zu den größten Zügellosigkeiten benutzt. Es wurden dem König die ärgsten Verbrechen gemeldet, zu welchen sich diese Männer durch Habgier und Hang zur Schwelgerei hatten hinreißen lassen: Tempel waren geplündert, die härtesten Bedrückungen ausgeübt, und abscheuliche Frevel an Frauen und Mädchen begangen worden. Alexander bestrafte die Verbrecher mit schonungsloser Strenge. Schon in Karamanien, wohin ein großer Theil der Statthalter und Generale beschieden worden war, hatte er die Frevler unter ihnen durch Absetzung, Gefangenschaft oder Hinrichtung bestraft. Allen übrigen ward durch ein königliches Schreiben geboten, in eigener Person nach Susa zu kommen, um Rechenschaft abzulegen.

In Pasargadä fand Alexander das heilige Gebäude, in welchem die Leiche des Cyrus lag, zerstört. Er hatte dasselbe bei seiner ersten Anwesenheit in dieser Stadt mit neuem Schmuck versehen lassen, und zugleich der Priesterfamilie, welche es bewachte und an bestimmten Tagen Opfer darbrachte, geboten, ihren frommen Dienst fortzusetzen. Der König wußte nämlich, daß die Perser das Grab als ein Nationalheiligthum und den regelmäßigen Gottesdienst bei demselben als eine die Fortdauer ihres Reiches sichernde Einrichtung betrachteten; er hatte also wichtige Gründe, diese Anstalt zu erhalten und zu beschützen, da er ja nicht als Zerstörer, sondern als Wiederhersteller der persischen Monarchie angesehen werden wollte. Es mußte ihn daher schon aus diesem Grunde sehr erbittern, daß er bei seiner Rückkehr aus Indien das Gebäude zum Theil zerstört, die in demselben befindlichen Kostbarkeiten geraubt und die Leiche verstümmelt fand! Er ließ Alles so gut wie möglich wiederherstellen, und gab sich die größte Mühe, den Thäter aufzufinden. Dieser wurde jedoch nicht entdeckt; denn die Magier, welche das Grab bewachten, waren, obgleich sie grausam gefoltert wurden, zu keinem Geständniß zu bringen. Dagegen wurden der seitherige Satrap der Provinz, der Perser Orxines, und der Macedonier Polymachus, von ihren persönlichen Feinden dieser

That beschuldigt. Weil diese beiden Beamten außerdem von vielen Einwohnern der Provinz anderer schweren Vergehungen angeklagt wurden, so ließ Alexander Beide hinrichten; an der Beraubung des Grabes waren sie jedoch gewiß unschuldig. Auf dem Marsche von Pasargadä nach Susa und in der letzteren Stadt wurden noch mehrere Statthalter und Officiere wegen der von ihnen begangenen Frevel mit dem Leben bestraft.

Nach seiner Ankunft in Susa war Alexander vor allem Andern darauf bedacht, die Macedonier und Perser auf jede Weise in eine Nation zu verschmelzen, und namentlich den Adel beider Völker mit einander innig zu verbinden. Er gab zu diesem Zwecke seinen Leibwächtern oder Marschällen, welche ebenso wie seine vorzüglichsten Generale dem macedonischen Adel angehörten, Töchter von alten persischen Familien zu Gemahlinnen, verheirathete zugleich zehntausend Macedonier von geringerem Stande mit Perserinnen, und nahm selbst eine Tochter des Darius, welche bei den griechischen Schriftstellern die drei verschiedenen Namen Barsine, Arsinoë und Statira trägt, zur Gemahlin, nachdem er bereits seit seinem sogdianischen Feldzuge mit Roxane, des baktrianischen Fürsten Oxyartes Tochter, vermählt war. Bei dieser Gelegenheit veranstaltete er ein großes allgemeines Hochzeitfest, und feierte dasselbe absichtlich mit der größten Pracht, um den Macedoniern und Persern auf recht glänzende Weise ihre Verschmelzung in Eine Nation anschaulich zu machen. Zugleich gab er sowohl den Prinzessinnen und adeligen Damen, welche er seinen Großen vermählte, als auch den zehntausend Bräuten seiner Soldaten eine ansehnliche Mitgift aus der Staatskasse. Außerdem bezahlte er damals allen Soldaten und Officieren des Heeres ihre Schulden, eine Ausgabe, welche dem geringsten Anschlage nach nicht weniger als zwanzigtausend Talente oder zwei und fünfzig Millionen Gulden (gegen neun und zwanzig Millionen Thaler) betrug. Endlich ehrte und belohnte er auch diejenigen, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, auf echt königliche Weise; namentlich gewährte er dem Peucestes und Leonnatus, die ihm selbst in der Maller-Stadt das Leben gerettet hatten, sowie dem Admiral Nearchus das in den Augen der Griechen glänzendste Ehrenzeichen, einen goldenen Kranz. An diese Belohnungen des Heeres und an die große gemeinschaft-

liche Hochzeitfeier schloß sich eine Festlichkeit von ganz entgegengesetzter Art an. Es war nämlich ein alter indischer Bramine und Büßer, Kalanus, dem macedonischen Heere bis nach Susa gefolgt. Die Macedonier liebten diesen sonderbaren Menschen, und Alexander selbst, der mit Sorgfalt die Weisheit des indischen Volkes zu erforschen strebte, unterhielt sich gern mit ihm. In Susa verfiel Kalanus zum ersten Mal in seinem Leben in eine Krankheit, und sogleich faßte er, der indischen Ansicht vom Leben gemäß, den Beschluß, den Qualen körperlicher Leiden durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen. Alexander ließ ihm, da er von diesem Vorsatze nicht wieder abzubringen war, nach indischer Sitte einen Scheiterhaufen errichten, und seinen Tod auf festliche Weise feiern. Kalanus verbrannte sich mit jener kalten Standhaftigkeit und Ruhe, welche bei den Frommen des indischen Volkes häufig angetroffen wird, und auf der ihrem Volke eigenthümlichen Religion und Lebensansicht beruht.

Sowohl die persische Nation, als auch die macedonischen Generale nahmen die Güte und Freigebigkeit, welche Alexander ihnen bei der großen Hochzeitfeier bewies, als den freundlichsten Beweis seiner Fürsorge auf. Ganz anders dagegen wurde die Sache von der großen Masse des macedonischen Heeres angesehen; denn diese wollte die Vortheile des Kriegs durchaus nicht mit den Persern theilen. Ihr Unwille wurde noch lauter, als Alexander dreißigtausend Eingeborene, welche während des indischen Feldzugs in den verschiedenen Provinzen ausgehoben und auf macedonische Weise eingeübt worden waren, in das Heer aufnahm, und den Macedoniern ganz und gar gleichstellte. Seitdem dies geschehen war, herrschte unter den macedonischen Truppen eine sehr bedenkliche Stimmung, und sie schienen nur auf eine Gelegenheit zu warten, um ihre Unzufriedenheit durch die That zu beweisen. Diese Gelegenheit zeigte sich, als Alexander auf seinem Zuge nach Babylon zu der am Tigris gelegenen Stadt Opis gelangt war, und dort die Veteranen aus dem Heere entlassen wollte. Die Soldaten sahen dies für nichts Anderes als eine List an, durch welche der König die unruhigen Köpfe aus dem Heere entfernen und den Asiaten einen größeren Einfluß verschaffen wollte. Alexander hatte daher den Truppen kaum seinen Entschluß verkündigt, als lautes

Murren und Geschrei ausbrach. Alle Macedonier und Griechen des Heeres erklärten, sie würden nicht mehr dienen, der König solle sie alle entlassen und sich ein Heer von lauter Asiaten bilden. Alexander benahm sich bei diesem offenen Aufruhr mit der Ruhe und Klugheit, welche man von einem so erfahrenen Feldherrn erwarten konnte. Er zeigte zuerst Ernst, ging mit seiner Leibwache mitten in die lärmende Menge hinein, und ließ, ohne daß sich jemand zu widersetzen wagte, dreizehn Soldaten, die er als Rädelsführer ansah, verhaften und zur Hinrichtung abführen. Nach diesem Beweise seiner Entschlossenheit und Festigkeit hielt er von neuem eine Anrede an die Truppen, erinnerte sie an seine und seines Vaters Verdienste um das macedonische Volk, und suchte ihnen zu zeigen, daß die Macedonier ohne ihn nichts sein würden, daß er aber jetzt auch ohne die Macedonier eine große Macht besitze. Hierauf hieß er sie auseinander gehen, und zog sich in seine Wohnung zurück, wo er keinem Macedonier Zutritt gestattete. Er ließ die persischen Truppen vor seinem Palast aufziehen, übergab ihnen die Wachtposten des Schlosses und den Dienst bei seiner Person, erklärte eine Anzahl Perser feierlich für seine Verwandten, und erlaubte denselben, so oft sie wollten vor ihm zu erscheinen.

Dies wirkte; die macedonischen Soldaten empfanden Reue, zogen vor das Schloß, baten den König um Verzeihung, und versprachen, die Anstifter des Aufruhrs auszuliefern und unbedingten Gehorsam zu leisten. Der König behielt seine Verstellung nicht länger bei, als bis er seinen Zweck vollständig erreicht hatte; er zeigte sich nach zwei Tagen den Macedoniern wieder, sagte ihnen, er erkläre sie alle für seine Verwandten, veranstaltete ein großes Mahl, an welchem neuntausend Macedonier Theil nahmen, und gab hierauf durch die Art, wie er für die in die Heimath Entlassenen Sorge trug, den Soldaten einen Beweis seiner unveränderten Gesinnung gegen sie, ohne dabei Schwäche zu verrathen. Jedem von den Veteranen wurde nicht nur sein Sold bis zur Ankunft in Macedonien, sondern auch ein außerordentliches Geschenk von zweitausendsechshundert Gulden oder eintausendvierhundertfünfzig Thalern gegeben. Der König übernahm zugleich die Sorge für ihre von asiatischen Frauen erhaltenen Kinder, und versprach feierlich, dieselben als Macedonier erziehen zu lassen; ihnen selbst

ertheile er für ihre ganze übrige Lebenszeit das Ehrenrecht, bei allen Festen und öffentlichen Spielen einen Kranz zu tragen und die ersten Sitze einzunehmen. Bei ihrem Abmarsch endlich dankte er ihnen herzlich für ihre Tapferkeit und Treue, und nahm mit Thränen Abschied von den alten Gefährten seiner Kriege. Kraterus, der mit der Führung der Veteranen beauftragt war, brachte dieselben glücklich in die Heimath zurück.

16. Griechische Angelegenheiten in der letzten Zeit Alexander's.

Alexander hatte den ausgezeichneten, mit den macedonischen und griechischen Angelegenheiten sehr vertrauten Kraterus nicht ohne besonderen Grund zur Führung der Veteranen ausersehen. Antipater stand nämlich schon seit längerer Zeit in einem sehr gespannten Verhältniß zu Olympias, welche ihrem Einfluß auf die Regierung Macedoniens nicht entsagen konnte, und den Reichsverweser beständig bei ihrem Sohne verklagte. Alexander selbst traute dem Antipater nicht mehr recht, seitdem er erfahren hatte, daß dieser insgeheim eine Verbindung mit den Aetolern eingegangen war. Wegen dieser Verhältnisse hatte der König den Beschluß gefaßt, Antipater aus Macedonien abzurufen und Kraterus an seine Stelle zu setzen.

Diese Absicht Alexander's machte auch die Ergreifung von Maßregeln nöthig, durch welche in der nächsten Zeit allen Bewegungen unter den griechischen Völkerschaften vorgebeugt würde. Alexander ließ daher bei der Feier der olympischen Spiele den Befehl verkündigen, daß alle griechischen Staaten ihre Verbannten wieder aufnehmen sollten (324 v. Chr.). Diese Maßregel, welcher die Drohung eines gewaltsamen Zwanges beigefügt war, sicherte dem König einen treu ergebenen Anhang in allen griechischen Staaten. Die Zahl derer, welche in Folge dieses Gebots in ihre Heimath zurückkehrten, wird auf dreißigtausend angeschlagen; sie ist aber, wie alle Angaben in bestimmten Zahlen, unzuverlässig. Die Sache selbst war für den Zustand von Griechenland und für Alexander's Politik von großer Wichtigkeit. Deshalb wagten es auch die Athener und Aetoler, sich ihr zu widersetzen. Jene hatten vor mehr als dreißig Jahren alle Bewohner der Insel Samos, diese

dagegen die der Stadt Oeniadä vertrieben und den Grundbesitz der Verjagten vertheilt; beide Völker kamen also durch Alexander's Gebot in große Verlegenheit. Sie fingen an sich insgeheim zum Kriege zu rüsten, die Athener schickten aber außerdem auch Gesandte an den König ab, welche zwar ebenso, wie die der andern griechischen Staaten, ihm Schmeicheleien sagen und göttliche Ehren darbringen, zugleich aber auch ihm vorstellen sollten, daß die Rückkehr der Verbannten die größte Verwirrung erzeugen müsse. Wie ungnädig Alexander das Gesuch der Athener aufnahm, und wie wenig an eine Gewährung desselben zu denken war, zeigte sich schon darin, daß er von allen den vielen Gesandtschaften, welche damals zu gleicher Zeit bei ihm eintrafen, die athenische zuletzt vor sich ließ.

Zu ebenderselben Zeit, als der Befehl zur Zurückberufung der Verbannten die Athener in Verlegenheit brachte, wurde von den Anhängern Alexander's ein Vorfall benutzt, um den Redner Demosthenes aus Athen zu vertreiben. Dieser Vorfall war der Proceß des Harpalus, des früheren Oberaufsehers der erbeuteten persischen Schätze. Die Geschichte des Harpalus ist eine von den vielen, aus welchen man den sittenverderbenden Einfluß der Schätze des Orients erkennen kann, welche unter Alexander leicht erworben und in den allgemeinen Verkehr gebracht wurden. Sie zeigt zugleich, daß die demokratischen Staaten Griechenlands ganz und gar in der Gewalt eigennütziger Demagogen waren, welche ohne Rücksicht auf das gemeine Beste nur ihren Eigennutz und ihre Leidenschaften zu befriedigen suchten. Harpalus hätte sich unter der Regierung Philipp's, als Olympias verstoßen und ihr Sohn zurückgesetzt wurde, mit Ptolemäus, Nearch und einigen anderen vornehmen Macedoniern der Sache Alexander's so lebhaft angenommen, daß er und seine Freunde deswegen verbannt wurden. Für eine so edle Seele, wie Alexander, war dies natürlich eine Aufforderung, jene Männer besonders zu begünstigen. Er beförderte nach seiner Thronbesteigung alle, die sich damals für ihn aufgeopfert hatten, zu den ersten Stellen im Heer. Harpalus aber war körperlicher Mängel wegen zum Kriegsdienste nicht tauglich, Alexander ernannte ihn daher zu seinem Schatzmeister, wozu derselbe um so mehr geeignet zu sein schien, als er schon von Philipp bei der Verwaltung gebraucht worden war.

Alexander hatte eine so gute Meinung von Harpalus und seiner Tüchtigkeit in finanziellen Angelegenheiten, daß er ihn für ganz unersetzlich in diesem Fache hielt; Harpalus benahm sich aber sehr gewissenlos, sowohl gegen seinen König, als gegen alle diejenigen, von welchen er Gelder zu erheben hatte. Schon kurz vor der Schlacht bei Issus war er mit der ihm anvertrauten Kasse aus Asien entflohen, und hatte sich in Megara niedergelassen, wo er sich ganz seiner Vergnügungssucht ergab. Als ihm Alexander einige Zeit nachher, aus Dankbarkeit gegen sein früheres Verdienst, Verzeihung anbieten ließ, kehrte Harpalus im Frühling 331 nach Asien zurück. Er erhielt daselbst sein früheres Amt wieder; ja, als Alexander die großen Schätze von Susa, Pasargadä und Persepolis in Ekbatana hatte zusammenbringen lassen, übergab er ihm die Aufsicht über dieselben. So lange Parmenio, welcher Medien verwaltete und den Generalschatzmeister beobachten konnte, am Leben war, scheint Harpalus keine bedeutende Veruntreuung gewagt zu haben. Als aber dieser General aus dem Wege geräumt und Alexander nach Baktrien gezogen war, konnte der treulose Mensch der Lockung nicht länger widerstehen. Er bediente sich der ihm anvertrauten Kasse, welche einhundertachtzigtausend Talente (vierhundert neun und sechszig Millionen Gulden oder mehr als zweihundertsechszig Millionen Thaler) baares Geld enthalten haben soll, zu grenzenlosen Verschwendungen. Er richtete einen Luxus ein, der kaum seines Gleichen hatte, und vergeudete für seine Mätressen und seine Tafel unermeßliche Summen. Als Alexander aus Indien zurückkehrte und an seinen ungetreuen Beamten strenge Justiz übte, wurde es dem Harpalus mit Recht um sein Leben bange. Er ergriff daher schnell die Flucht, nahm aber so viel Geld, als er fortschleppen konnte, eine Summe von fünftausend Talenten oder dreizehn Millionen Gulden (über sieben Millionen Thaler), und zugleich ein Söldner-Corps von sechstausend Mann mit sich. Der letztere Umstand gibt seiner Flucht einen räthselhaften Anstrich; wahrscheinlich behauptete aber Harpalus, daß er den Befehl erhalten habe, einen Theil der königlichen Kasse unter starker Bedeckung nach Europa zu bringen.

Harpalus schiffte sich mit seinen Söldnern nach Griechenland ein, und entließ diese daselbst gleich nach seiner Landung. Nachdem

er den größten Theil seiner Schätze in einer Stadt des Peloponnes in Sicherheit gebracht hatte, suchte er mit den übrigen bei den Athenern eine Freistätte. Diese gewährten ihm den gewünschten Schutz, weil er einige der einflußreichsten Männer durch Bestechung in sein Interesse zog, und dem Volke das Anerbieten machen ließ, die mitgebrachten Schätze in der atheniſchen Staatskasse niederzulegen. Harpalus theilte ungeheure Geschenke aus, und Hyperides, Demades, sowie viele Andere benutzten die gute Gelegenheit sich zu bereichern. Bald erhielten jedoch die Athener eine Botschaft von Antipater, welcher die Auslieferung des Verbrechers und seiner Schätze verlangte. Statt dieser Aufforderung Folge zu leisten, behielten die Athener das Geld unter dem Vorwand, daß sie es aufbewahren und an den König selbst übergeben wollten, und als sie gleich nach Alexander's Tode die Waffen gegen die Macedonier ergriffen, bedienten sie sich desselben zu ihren Rüstungen. In Betreff des Harpalus beschlossen sie, ihn zu verhaften und so lange gefangen zu halten, bis Alexander selbst ihnen anzeigen würde, was sie mit ihm machen sollten. Bei den Verhandlungen über diese Sache kam Demosthenes, nach den freilich ganz unverbürgten Anekdoten, die uns überliefert worden sind, in die größte Verlegenheit, und machte sich in den Augen seiner Mitbürger lächerlich. Als nämlich vor dem Volke über Harpalus berathen wurde, erschien Demosthenes, welcher von dem Verbrecher durch einen mit fünfzigtausend Gulden oder neunundzwanzigtausend Thalern angefüllten goldenen Becher bestochen worden sein soll, mit Tüchern und Binden um den Hals, und erklärte, er könne vor Halsweh nicht sprechen. Seine Feinde aber spotteten über ihn, daß er nicht an Halsweh, sondern an Goldweh leide. Ob indessen der große Redner wirklich sich von Harpalus hatte bestechen lassen, oder ob alles, was den höchst wahrscheinlich erdichteten Anekdoten darüber zu Grunde liegt, unwahr ist, kann man nicht mit Bestimmtheit sagen.

Auf Demosthenes eigenen Antrag ward einige Zeit nachher von dem Areopagus allen denen, welche sich von Harpalus hatten bestechen lassen, der Proceß gemacht. Es wurden Viele schuldig befunden und theils mit dem Tode, theils mit Gefangenschaft bestraft. Auch Demosthenes ward auf Betreiben des Hyperides und anderer Feinde in diese Untersuchung verwickelt. Alle seine An-

ſtrengungen, ſich zu retten, waren vergeblich, er wurde für ſchuldig erklärt und zur Bezahlung einer großen Summe Geldes verdammt; höchſt wahrſcheinlich ward aber bei dieſer Gelegenheit der von dem macedoniſchen Hofe ſo ſehr gehaßte Redner nicht ſowohl wirklich einer Schuld überführt, als vielmehr dem Staats-Intereſſe aufgeopfert. Demoſthenes wurde, da er die Geldſtrafe nicht leiſten konnte, ins Gefängniß geworfen; doch gelang es ihm nach einigen Tagen zu entfliehen. Auch Harpalus entkam aus dem Gefängniß. Er entging dadurch zwar der Strafe für ſein Verbrechen, fiel aber bald nachher durch die Hand eines Meuchelmörders. Er ſchiffte nämlich mit ſeinen im Peloponnes aufbewahrten Schätzen nach Kreta, und wurde hier von einem Spartaner aus Raubgier umgebracht.

17. Alexander's letztes Lebensjahr.

Alexander entwarf, nachdem er ſeine Herrſchaft bis nach Indien hinein ausgedehnt hatte, die großartigſten Plane. Er rüſtete ſich zu einem Zuge nach Arabien, um auch dieſes Land mit ſeinem Reiche zu vereinigen; er wollte den Tigris ſchiffbar machen, und an der Mündung desſelben einen großen Hafen anlegen; er erbaute eine große Flotte, mit welcher Nearch Arabien umſegeln und die Verbindung zwiſchen Indien, Perſien und dem öſtlichen Afrika herſtellen ſollte; er ließ endlich in Babylon den zerfallenen alten Belus-Tempel wieder aufbauen, und hatte die Abſicht, dieſe Stadt zu ſeiner Reſidenz, zum Mittelpunkt der civiliſirten Welt und zur größten und glänzendſten Stadt der Erde zu machen. Alle dieſe Plane wurden durch den frühen Tod des großen Königs vereitelt.

Nach der Entlaſſung der Veteranen begab ſich Alexander nach Ekbatana, wo er acht Tage hindurch die prachtvollſten Feſte feierte. Mitten unter dieſen Feſtlichkeiten erkrankte Hephäſtion, und wenige Tage nachher ſtarb er. Alexander war durch den Tod des Mannes, der von jeher ſein treueſter und geliebteſter Freund geweſen war, tief gebeugt. Die nach intereſſanten und rührenden Geſchichten haſchenden Erzähler von Alexander's Leben und Thaten haben auch dieſe Gelegenheit benutzt, um ihre Leſer auf Koſten der Wahrheit

zu unterhalten und durch romanhafte Erzählungen zu erfreuen. Sie erzählen, daß Alexander vor Schmerz fast den Verstand verloren, die Hinrichtung des Arztes, der seinen Freund behandelt hatte, befohlen, den Tempel des Aeskulap zur Strafe dafür, daß dieser Gott dem Hephästion nicht geholfen, zerstört, zur Betäubung seines Schmerzes einen Kriegszug gegen ein persisches Bergvolk unternommen, dieses zur Todtenweihe für Hephästion ganz ausgerottet habe u. dgl. m. Arrian, der verständigste von denjenigen Geschichtschreibern Alexander's, deren Werke sich erhalten haben, verwirft mit Recht alle diese Erzählungen als des großen Königs durchaus unwürdig und mit allem dem, was man von seinem Charakter weiß, nicht vereinbar. Dagegen ist es gewiß, daß Alexander das Leichenbegängniß seines Freundes mit einer Pracht und Verschwendung feierte, welche in dem macedonischen Eroberer von Asien einen Mann erkennen lassen, der bei seiner Unterwerfung dieses Welttheils der Liebe der Orientalen zum Ungeheueren und Übermäßigen erlegen war. Die Leiche Hephästion's wurde mit dem größten Pomp nach Babylon gebracht, und dort später auf die glänzendste und kostspieligste Weise bestattet.

Als Alexander bald nach Hephästion's Tode nach Babylon zurückkehrte, benutzte er seinen Marsch dahin, um den einzigen noch unbesiegten Rest jener wilden Völker zu unterwerfen, welche seither die westlichen Grenzgebirge des eigentlichen Persiens unsicher gemacht hatten. Dies waren die Kossäer. Sie wurden durch einen Feldzug von vierzig Tagen gänzlich besiegt und ihre Raubnester zerstört. Auf dem weiteren Marsche und in Babylon selbst erschienen Gesandte von allen Völkern des Westens, zu welchen der Ruf von Alexander's Thaten gedrungen war, um ihm Huldigungen und Geschenke darzubringen, oder, wie die der Athener, Bitten und Wünsche vorzutragen. Es waren Gesandte der griechischen Staaten, verschiedener thracischen und illyrischen Stämme, der im Norden derselben wohnenden Kelten, einiger italiänischen Völker, der Karthager und mehrerer halbcivilisirten afrikanischen Stämme. Während Alexander die Freude genoß, Gesandtschaften zu empfangen, deren Anblick ihm bezeugte, daß alle Völker der bekannten Erde von dem Ruhm seiner Thaten erfüllt seien, mahnten ihn zugleich Vorzeichen und Weissagungen, sowie der nicht zu überwältigende Schmerz über

seines Lieblings Tod an die Gebrechlichkeit aller menschlichen Größ und an das Unsichere seiner gigantischen Plane. Doch blieb er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens sich gleich. Er verwaltete die Regierung seines großen Reiches selbst, und leitete namentlich alle Arbeiten, welche er beginnen ließ, um den Ländern, die einst der Mittelpunkt der babylonischen und assyrischen Reiche gewesen waren, ihre alte Pracht und Blüthe wiederzugeben, und zugleich durch Wasserbauten und Kanäle vermittelst des Euphrat und Tigris eine bessere Verbindung, als dort jemals Statt gefunden hatte, herzustellen.

Als die Truppen für den beabsichtigten arabischen Feldzug größtentheils in Babylon zusammengekommen waren, hatten auch die Vorbereitungen zu Hephästion's Leichenfeier ihr Ende erreicht, und Alexander erwies jetzt seinem vorangegangenen Freunde die letzte Ehre. Er hatte für die Leiche desselben einen nicht weniger als zweihundert Fuß hohen Scheiterhaufen erbauen lassen, welcher mit Gold, Purpur, Gemälden und Bildhauereien auf das prachtvollste ausgeschmückt worden war, so daß die darauf verwendeten Kosten nicht weniger als zwölftausend Talente (ein und dreißig Millionen Gulden oder gegen siebenzehn und eine halbe Million Thaler) betragen haben sollen. Dieser riesenmäßige Scheiterhaufen wurde, unter festlichen Zügen und Gesängen, verbrannt. Dann brachte Alexander seinem Freunde, den er für einen Halbgott erklären ließ, reiche Opferspenden dar, und hielt hierauf mehrere Tage lang Festlichkeiten verschiedener Art.

Wenige Wochen nach dieser Todtenfeier schied Alexander selbst aus dem Leben. Er war fortwährend der Freund seiner Kriegsgefährten geblieben, und hatte an ihren geselligen Vergnügungen Theil genommen. Diese Männer, von welchen viele noch Philipp's Trinkgelage gekannt hatten, überließen sich zum größeren Theil einem unmäßigen, in heißen Ländern doppelt verderblichen Trinken. Daß bei sehr anstrengender Beschäftigung eine solche Ausschweifung der Gesundheit nachtheilig sein mußte, und daß auch Hephästion sich dadurch in der Blüthe seiner Jahre ins Grab gestürzt hatte, leidet keinen Zweifel; daß aber Alexander sich ebenso wie seine Generale dem Trunk ergeben und auf diese Weise sein Ende beschleunigt habe, ist, unaeachtet der Versicherung einiger griechischen Geschicht-

schreiber, im höchsten Grade zweifelhaft. Alexander wohnte gern den Mahlen und Gelagen seiner Generale bei, weil er die gesellige Unterhaltung liebte; aber während die Anderen einen Becher nach dem andern leerten, trank er in lebhaftem Gespräch den seinigen langsam. Überhaupt ward das Trinken bei ihm nie zur Leidenschaft, sondern er blieb hierin, wie in allen anderen Dingen, Herr seiner Neigung, und war, wenn es darauf ankam zu handeln, immer nüchtern. Er gehörte, wie ein alter Schriftsteller sagt, nicht zu den Menschen von gewöhnlicher Art, welche, wenn sie von Gewalt auch nur ein Weniges erlangt und gekostet haben, ihrer selbst nicht mächtig bleiben.

Alexander fühlte sich nach einigen Gelagen, denen er beigewohnt hatte, unwohl, nahm aber dessen ungeachtet die Einladung eines seiner Kriegsgefährten an, weil er mit diesen stets freundlich verkehrte, und einen ihm werthen Mann nicht durch eine abschlägige Antwort kränken wollte. Er verweilte bei dem Gelage bis tief in die Nacht, wurde aber am nächsten Tage von einem Fieber befallen. Dieses nahm von Tag zu Tage zu, und kaum eine Woche nachher raffte ihn die Krankheit hinweg, ehe er noch über seine Nachfolge etwas bestimmt hatte (Mitte Juni 323 v. Chr.). Daß er vor seinem Tode auf die Frage, wem er sein Reich hinterlasse, die Antwort: „Dem Würdigsten!" gegeben habe, ist eine seines großen Geistes unwürdige Erdichtung, und gehört zu jenen vielen Anekdoten, durch welche man die bewunderungswürdige Erscheinung dieses Mannes für den alltäglichen Sinn der Menschen, der das Großartige an und für sich selbst nicht zu fassen vermag, interessanter zu machen gesucht hat.

Alexander's Leiche sollte nach der Oase des Ammonium gebracht und daselbst beigesetzt werden. Es dauerte zwei Jahre, bis der goldene Sarg und der prachtvolle Wagen für dieselbe fertig waren. Dann wurde sie im glänzendsten Zuge von Babylon nach Egypten gebracht, wo der damalige Beherrscher dieses Landes, Alexander's General Ptolemäus, sie in Empfang nahm. Statt sie jedoch nach dem Tempel des Jupiter Ammon zu bringen, ließ der kluge Ptolemäus, der aus Allem Vortheil für seine Herrschaft zu ziehen wußte, in seiner Residenz Alexandria ein Heiligthum, das

Sema genannt, erbauen und in demſelben die Leiche des großen Königs beiſetzen.

18. Alexander als Gründer eines Weltreichs und der Einfluß ſeiner Eroberungen auf den Geiſt der Griechen und des Orients.

Alexander hatte den Plan entworfen, den Oſten und Weſten der Welt, die Griechen und die Barbaren, mit einander zu vereinigen und, durch eine Linie neu errichteter griechiſcher Städte in Aſien, ſogar den öſtlichen Endpunkt der Cultur, die ewig in Schranken gehaltene Weltanſicht und rein betrachtende Lebensweiſe des indiſchen Volkes, mit dem ſtets fortſchreitenden, unruhigen und das Leben ſelbſt immer wieder neu geſtaltenden Geiſte des Weſtens zu verbinden. Alexander's frühes Ende vereitelte den Hauptzweck dieſer Beſtrebung; dagegen blieb die Wirkung, welche er während ſeines kurzen Lebens ausgeübt hatte, beſtehen, und es entwickelte ſich daraus eine neue Art von Cultur, die den Charakter des folgenden Zeitraums bildete. Der Orient ſelbſt rang ein Jahrhundert lang mit den in ihn geworfenen griechiſchen Elementen, welche ihm fremd waren, ſtieß dieſelben dann wieder aus, und ſank in ſeinen früheren Zuſtand zurück; das griechiſche Weſen dagegen nahm, der europäiſchen Natur gemäß, das zu ihm gebrachte Fremde in ſich auf. Es geſtaltete ſich dadurch in Egypten, Syrien und Kleinaſien, wo aus Alexander's Eroberungen neue Reiche mit griechiſchen Herrſchern hervorgingen, aus der Vermiſchung des Griechiſchen und Orientaliſchen, ſowie aus der erweiterten Weltkenntniß etwas ganz Neues, nach den einzelnen Ländern Verſchiedenes, und dieſes ward der Mittelpunkt, um welchen ſich in der nächſten Zeit die Culturgeſchichte der Menſchheit dreht.

Alexander hatte gewiſſermaßen Griechenland und Macedonien nach Aſien gezogen; bald nach ſeinem Tode ward durch jene Herrſcher die griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft in ihren Reichen ſo ſehr gepflegt, daß ſeitdem der Geiſt und die Hauptmacht der Griechen völlig nach Vorderaſien und Egypten verſetzt waren. Dieſer Theil der Welt gewann alſo durch Alexander's Eroberungen, Griechenland und Macedonien aber verloren. Der in Weichlichkeit verſunkene Orient erhielt griechiſche Cultur und Kraft,

die Griechen aber und besonders das seither noch wenig verdorbene Macedonien empfingen nichts als Reichthum und Schwelgerei. Wäre gar Alexander's Plan ganz durchgeführt worden, so würde Europa noch viel größere Nachtheile erlitten haben. Der Orient hätte europäische Güter der Seele und des Leibes gewonnen, Griechenland und Macedonien dagegen nur Gold und Sinnenlust; die Besiegten wären zu Siegern geworden, diese aber hätten die edelsten Güter der Menschheit, Geistesfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Verfassung, offene Rede und angestammtes Recht, verloren. Doch gewann der Orient weit mehr, als Griechenland verlor; denn es ward durch Alexander viel mehr Griechisches zu den Persern, als Persisches zu den Griechen gebracht.

Übrigens ist die schnelle Entartung der Macedonier keineswegs dem Einflusse von Alexander's Eroberungen allein zuzuschreiben, sondern es trugen dazu noch zwei besondere Umstände bei, welche unter allen Völkern und zu allen Zeiten die gleiche Wirkung äußern. Überall, wo der Übergang von einem halbcivilisirten Zustand zur höheren Cultur und von der Armuth zum Reichthum ein plötzlicher ist, gerathen die Völker aus der Einfachheit und Reinheit der Sitten sogleich in moralische Verdorbenheit. Wie dies mit den Macedoniern der Fall war, so geben in neuerer Zeit die Russen das deutlichste Beispiel davon. Das Zweite, was die schnelle Entartung der Macedonier herbeiführen half, bestand darin, daß, wenn Rohheit und reine Barbarei so nahe an Übereinerung grenzen, wie dies in Macedonien der Fall war, ein Volk n kurzer Zeit moralisch tief sinken muß. Welche Barbarei aber noch zu Alexander's Zeit in den an Macedonien grenzenden Ländern Thracien und Illyrien herrschte, kann man daraus beurtheilen, daß damals bei einem Theile der dortigen Völkerschaften sogar noch Menschenopfer gebräuchlich waren.

Die Darstellung der von Alexander angeordneten Einrichtung und Verwaltung des Reichs ist für die Erkenntniß des herrschenden Geistes seiner Zeit von Wichtigkeit, und kann uns zugleich sein eigenes Streben anschaulicher machen. In dieser Beziehung verdient seine Stellung zum Heere und sein Verhältniß zu den verschiedenen Völkern, aus welchen dasselbe zusammengesetzt war, zuerst unsere Aufmerksamkeit. Das Heer bestand, schon ehe Alexander

Asiaten in dasselbe aufnahm, aus sehr verschiedenen Theilen. Es enthielt Macedonier aus allen Gegenden des Landes, Illyrier, Thracier, sowie Griechen aus den meisten Völkerschaften dieser Nation. Die Letzteren waren Söldner, welche theils von den Staaten, deren Contingente sie bildeten, theils von Alexander's Reichsverweser in Macedonien, theils von seinen Generalen unter den kleinasiatischen Griechen geworben worden waren. Die Reichthümer, welche Alexander auf seinem Zuge erbeutete, machten solche Werbungen sehr leicht, und die großen Geschenke, die den Soldaten bei jeder Gelegenheit gegeben wurden, erhöhten während des ganzen Zuges den Reiz des macedonischen Kriegsdienstes. Alexander schickte kluger Weise von Zeit zu Zeit kleine Abtheilungen seines Heeres reich beschenkt nach Hause; er wußte sehr wohl, daß die Rückkehr derselben in die Heimath auf eine ganz natürliche Weise Andere herbeilocken würde, und daß die Griechen und Macedonier, im Staunen über die Erzählungen und den Reichthum der Wenigen, welche nach Hause zurückkamen, das Schicksal der großen Zahl Anderer vergessen würden, die in Schlachten gefallen oder als Besatzungstruppen bis in die fernsten Gegenden der Erde hin verschlagen worden waren.

Von dem ganzen Heere Alexander's waren nur die Macedonier durch Geburt und Gewohnheit an ihn geknüpft, und hatten ein gemeinschaftliches Interesse mit ihm. Alle Andern mußte er durch besondere Mittel zu gewinnen und an seine Person zu fesseln suchen. Diese Mittel, welche alle zugleich auch die Macedonier berührten, waren von verschiedener Art. Außer der Freundlichkeit, durch welche Alexander's Wesen sich auszeichnete, dienten ihm namentlich Geldgeschenke und Ehrenbezeugungen zu diesem Zwecke. Wie freigebig er war, wenn es die Belohnung seiner Truppen galt, und wie sehr zu seiner Zeit ein solches Benehmen sowohl die Soldaten an ihn fesseln, als auch Andere in seine Dienste locken mußte, mögen einige Beispiele zeigen. Nach der Schlacht bei Arbela erhielt jeder macedonische Reiter ein Geschenk von etwa zweihundert und siebenzig Gulden oder hundert und fünfzig Thalern, jeder nicht-macedonische aber fünf und vierzig Gulden oder fünf und zwanzig Thaler weniger, von dem Fußvolk bekam jeder Soldat der Phalanx neunzig Gulden oder fünfzig Thaler, den griech-

iſchen Söldnern dagegen ward nur ein außerordentlicher Sold von zwei Monaten ausgezahlt. Als kurze Zeit nachher, auf dem Marſche von Babylon nach Suſa, gegen ſechszehntauſend Mann Verſtärkung aus Europa beim Heere eintrafen, ergriff Alexander ſogleich Maßregeln, um ſowohl dieſe neuen Truppen für ſich zu gewinnen, als auch die alten noch mehr anzuſpornen. Er theilte nämlich bei einer Heerſchau Belohnungen aus, die mit unſeren Ordenszeichen verglichen werden können, beförderte viele von niederen Stellen zu höheren, traf neue Einrichtungen zur Bequemlichkeit der Soldaten, und ermunterte das Heer durch alle jene kleinen Künſte, welche den gemeinen Mann an ſeinen Feldherrn feſſeln. Gleich nach Darius Tode erhielt jeder Reiter zweitauſend ſechshundert Gulden oder vierzehnhundert Thaler und jeder Fußgänger vierhundert dreißig Gulden oder zweihundert vierzig Thaler zum Geſchenk. Dieſe Freigebigkeit ſetzte Alexander auf allen ſpäteren Zügen fort. Auch die Verabſchiedungen der zum Dienſt untauglich Gewordenen begleitete er ſtets mit Ehrenbezeugungen und Geldgeſchenken. Nach der Rückkehr aus Indien war die Belohnung ſeiner Waffengefährten eine ſeiner erſten Sorgen, und wie in den Einrichtungen, welche ganze Staaten und Völker betrafen, ſo zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit ſein großer Geiſt auch in der Anerkennung des Antheils, der ſeinen Macedoniern an den Siegen gebührte. Es iſt bereits früher angegeben worden, daß Alexander den Perſerinnen, welche theils mit ſeinen Generalen, theils mit zehntauſend ſeiner gemeinen Soldaten vermählt wurden, eine glänzende Ausſtattung gab, die Hochzeit derſelben zugleich mit der ſeinigen auf eine prachtvolle Weiſe feierte, eine Summe von zwei und fünfzig Millionen Gulden (gegen neun und zwanzig Millionen Thaler) zur Bezahlung aller Schulden ſeines Heeres verwendete, und die Verdienſte einiger ſeiner Officiere durch Auszeichnungen belohnte, wie ſie nur den Siegern in den olympiſchen Spielen gegeben zu werden pflegten.

In Betreff des Verhältniſſes der fremden Truppen zu ſeinen Macedoniern, welche immer den eigentlichen Kern des Heeres bildeten, benahm ſich Alexander mit großer Vorſicht. Er gebrauchte zur Erhaltung dieſes Unterſchieds dieſelben Mittel, deren ſich in unſeren Tagen Napoleon mit ſo vielem Glücke bedient hat. Wie

dieſer die Truppen der fremden Völker ſtets in einer gewiſſen Entfernung von der herrſchenden Nation hielt, deren Ergebenheit ihm das Wichtigſte ſein mußte, ebenſo machte es Alexander mit den Griechen. Er überhäufte ſie zwar mit Ehrenbezeugungen, hütete ſich aber wohl, ſie bei der Ertheilung der höchſten Stellen ſeinen Macedoniern vorzuziehen. Nur ſelten machte er in dieſer Hinſicht eine Ausnahme, wie z. B. bei dem General Eumenes, welcher in Kardia, einer griechiſchen Colonie in Thracien, geboren war; allein in ſolchen Fällen war es immer ein glänzendes Verdienſt, was den König beſtimmte, und die Macedonier beneideten und haßten deſſen ungeachtet ſtets den Fremden, der auf dieſe Art ausgezeichnet ward.

Um die beſiegten Völker in Abhängigkeit zu erhalten, wandte Alexander lauter ſolche Mittel an, die den nationalen Eigenthümlichkeiten derſelben und den Umſtänden angemeſſen waren. Griechenland wurde theils durch Freundlichkeit, theils durch ſeine Demokratieen und den von denſelben unzertrennlichen Geiſt der Unruhe in Abhängigkeit erhalten; außerdem hatte aber Alexander, weil dieſem freiheitsluſtigen Volke nicht zu trauen war, zur Bewachung desſelben den erfahrenſten Feldherrn und Staatsmann ſeines Vaters mit einem Heere in Macedonien zurückgelaſſen. In Betreff der thraciſchen Stämme befolgte er die Politik Philipp's: er nahm alle Fürſten und Beamten derſelben, welche er für gefährlich hielt, mit nach Aſien hinüber. Die aſiatiſchen Völker hielt er theils durch Beſatzungen, theils durch andere Mittel in Abhängigkeit. Den kleinaſiatiſchen Griechen überließ er die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten, feſt überzeugt, daß die dieſem Volke gleichſam angeborenen Parteiungen fortdauern und ſeine Kräfte lähmen würden; außerdem erhielten aber auch die wichtigſten Städte Kleinaſiens macedoniſche Beſatzungen. Zugleich ſetzte er Statthalter ein, welche ganz anders, als die des Perſer-Königs, die Bewohner ihrer Provinzen bewachten. Die übrigen Theile des perſiſchen Reichs ließ er ebenfalls durch Macedonier verwalten; als er aber nach der Schlacht bei Arbela anfing, die Unterworfenen nicht mehr als beſiegte Nation zu behandeln, ſondern den Macedoniern gleich zu ſtellen, wählte er auch Landeseingeborne zu Statthaltern und Beamten der Provinzen. Er fühlte ſich dazu um ſo mehr be-

wogen, als die Griechen und Macedonier die ihnen anvertraute Macht mitunter zur Befriedigung ihrer Habgier misbrauchten. So machten es z. B. seine General-Intendanten Kleomenes in Egypten und Philoxenus im westlichen Kleinasien. Alexander zog daher seit jener Zeit Landeseingeborene zur Verwaltung, und übergab z. B. bald nach der Schlacht bei Arbela dem Perser Mithrines, der ihm die Stadt Sardes verrathen hatte, die Statthalterschaft von Armenien. Daß übrigens der bis dahin in Asien unerhörte Gedanke, die Besiegten den Siegern gleich zu behandeln, mehr als alles Andere die Völker dieses Welttheils an den neuen Herrscher fesseln mußte, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung.

Die Satrapieen-Eintheilung behielt Alexander bei, er hob aber die drückenden Natural-Abgaben, die im persischen Reich eingeführt gewesen waren, auf, und trennte die Militärverwaltung, die Civilregierung und das Finanzwesen von einander. Wie hart die Last der Naturallieferungen war, und wie sehr Alexander durch die Abschaffung derselben das Loos des Volkes erleichterte, kann man aus dem persischen Reichsgesetz, welches die Mahlzeit des Perserkönigs betraf, ermessen. Jede Gegend, in welcher der König sich befand, hatte einen Theil dessen zu liefern, was der Hof zu seinen täglichen Mahlzeiten bedurfte; und zwar ging es damit gerade so wie bei den deutschen Kaisern und den französischen und englischen Königen vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wie bei diesen die gleiche Sitte bestand, und die Barone dieselbe zu ihrem Besten und zum Unterhalte ihres Gefolges aufs ärgste misbrauchten, so machten es auch die persischen Großen. Allen denjenigen, welche bei Hofe speisten, ward eine ungeheure Menge von Speisen aufgetragen, und was sie selbst davon nicht essen konnten, ließen sie für ihre Dienerschaft nach Hause bringen. Es wurden aber auf Kosten der Provinzen nicht blos die Hofleute und die angesehensten Beamten gespeist, sondern auch alle Truppen, die dem Hofe folgten. Daher ist es denn nicht zu verwundern, daß wir in griechischen Schriften die Angabe finden, die Zahl derer, welche täglich am Hofe und also jedesmal auf Kosten der Provinz, in welcher derselbe sich gerade befand, gespeist wurden, habe nicht weniger als fünfzehntausend betragen, und die tägliche Ausgabe dafür sei auf vierhundert Talente (eine Mil-

lion Gulden oder über eine halbe Million Thaler) anzuschlagen. Wenn auch diese Schätzung übertrieben ist, so zeigt doch die Übertreibung selbst das Unvernünftige der ganzen Einrichtung und die Härte des Drucks, den die Unterthanen dabei zu erdulden hatten. Zugleich erkennt man aber auch daraus, welche Wohlthat Alexander den Bewohnern des persischen Reiches erwies, als er diesem Unwesen ein Ende machte.

Alexander schaffte zugleich auch einen Theil des steifen und entehrenden Ceremoniels ab, welches bei den persischen Hofmahlen gebräuchlich gewesen war. Nie waren nämlich zu denselben mehr als zwölf Personen eingeladen worden. Der König saß, wenn er Personen zur Tafel gebeten hatte, hinter einem Vorhang, welcher so eingerichtet war, daß er seine Gäste sehen konnte, ohne von ihnen gesehen zu werden. Nur in seltenen Fällen speiste er in Einem Zimmer mit seinen Gästen, und auch dann saß er nicht mit ihnen zusammen, sondern er lagerte sich auf ein Polster, die Gäste aber auf den Boden selbst. Dabei warf er ihnen als ein Zeichen seiner Gnade Essen zu. Zum Trinken wurden sie zu ihm hingerufen, sie erhielten aber anderen Wein als er, und wurden gewöhnlich, erst wenn sie völlig trunken waren, entlassen. Ganz anders ging es an Alexander's Hofe her. Er verwendete täglich nur zwischen fünf und sechshundert Gulden auf seine Tafel, es speisten aber mit ihm stets sechszig bis siebenzig Personen seines Gefolges. Mit diesen unterhielt er sich freundlich, und es herrschte bei Tische Freiheit und Gleichheit.

Als Alexander in seinem Hof-Ceremoniel immer mehr den orientalischen Sitten Raum gab, war die in seinem eigenen Wesen eingetretene Veränderung nur zum Theil Schuld daran. Es galt ihm dabei auch um die Beförderung der Gewerbe und des Handels. Er war nämlich stets darauf bedacht, die Künste des Lebens zu heben und den Verkehr zu beleben; dies konnte aber ohne eine glänzende und große Hofhaltung nicht wohl geschehen, und Alexander suchte daher durch die Einführung derselben eine Wechselwirkung zwischen Luxus und Gewerbsthätigkeit herzustellen. Auch die Straßen, die er eröffnete oder anlegte, die Gründung von Städten, das Befahren von noch wenig bekannten Flüssen und die Schiffbarmachung von bekannteren, sowie die Seewege, welche er

aufsuchen ließ, sollten diesen Zweck befördern. Alexander hat durch die Sorgfalt und Verständigkeit, mit welcher er seine Eroberungen auch dafür fruchtbar zu machen, und die Erfindungen aller Völker und Zeiten mit einander zu verbinden suchte, für alle Künste des Lebens und ihre Verbreitung über die Erde weit mehr gewirkt, als irgend ein Mensch vor ihm. Die nächstfolgende Zeit ist auf diese Weise durch ihn derjenige Zeitraum des Alterthums geworden, in welchem die Gewerbe und der Handelsverkehr der alten Welt am meisten blühten und am weitesten verbreitet waren.

Auch die Künste des Kriegs erhielten durch Alexander einen neuen Aufschwung. Er war der erste Feldherr der Geschichte, welcher das Genie-Wesen auf unsere Weise einrichtete. Sein Generalstab hatte eine geographische Abtheilung und eine andere für Messungen und für die Entwerfung der Plane. An der Spitze des Genie-Wesens stand der General Amyntas, welcher ebenso, wie andere Officiere Alexander's, in einer eigenen Schrift die auf dem Zuge durch Asien gewonnenen Resultate für die Kenntniß der Völker und Länder der Erde bekannt machte. Alexander ließ überall die Entfernungen und Wege-Längen ausmessen, die Gegenden geographisch erforschen und eine Generalkarte seines Zuges entwerfen. Dies Alles geschah durch Sachkundige, und die Ergebnisse ihrer Arbeit waren zuverlässig und bildeten noch zur Zeit Strabo's, welcher unmittelbar vor Christi Geburt lebte, die beste Quelle zur Kenntniß von Indien und Ostpersien. Dagegen waren diejenigen Schriften, welche Onesikritus und selbst Nearch für das größere Publikum verfaßten, höchst unzuverlässig; denn diese wimmelten von vorsätzlichen Lügen und Übertreibungen. Wie vortrefflich Alexander die militärischen Einrichtungen seines Vaters weiter entwickelte, und alles, was er bei den verschiedenen unterworfenen Völkern Passendes fand, für sein Heer benutzte, ist bereits früher angegeben worden. Was die Kriegsbaukunst und überhaupt die Anwendung der Mathematik und Mechanik auf das Kriegswesen betrifft, so hatten, nach der Meinung des Alterthums, zuerst die Karthager und die um die Ausbildung der Seewissenschaften so sehr verdienten Rhodier, also zwei Handelsstaaten, diesen Gebrauch von den mathematischen Wissenschaften gemacht. Ihre Erfindungen

und Einrichtungen wurden aber von Philipp und Alexander nicht allein benutzt, sondern auch weiter entwickelt. Der Letztere nahm auf seinem Zuge die Männer mit, welche sich unter dem geschickten Kriegsbaumeister seines Vaters, Polyidus, gebildet hatten. Wie tüchtig diese waren, und wie sehr unter Alexander derjenige Theil des Kriegswesens, den wir Artillerie nennen, vervollkommnet ward, zeigen die oben (S. 344 f.) angegebenen Mittel, durch welche die darin gleichfalls sehr erfahrenen Tyrier besiegt wurden.

Auch auf die schönen Künste und die Wissenschaften erstreckte sich die umgestaltende Einwirkung der Unternehmungen Alexander's. Sie wurden nicht etwa blos durch den mittelbaren Einfluß derselben angeregt und belebt, sondern Alexander suchte sie auch auf directe Weise zu heben und zu fördern. Der große König liebte Beide, bildete und erquickte sich durch sie, und erkannte die ganze Bedeutung, welche Kunst und Wissenschaft für die Veredelung der Menschheit, sowie für alle Verhältnisse des äußeren Lebens haben. Die Liebe zur Poesie, welche keiner edlen und großen Seele fremd sein kann, war ihm angeboren. Er zeigte sie nicht blos dadurch, daß er sein ganzes Leben hindurch eine von Aristoteles sorgfältig durchgesehene Abschrift der Ilias Homer's als tägliches Lesebuch bei sich führte, und ein berühmtes kostbares Kästchen von Darius, das in der Schlacht bei Issus erbeutet worden war, zur Aufbewahrung derselben bestimmte, sondern auch durch mehrere eigene dichterischen Arbeiten, welche er in Stunden der Muße machte. Auch die übrigen schönen Künste liebte er, er war in allen Kenner und zog das verborgene Verdienst ans Licht. Wie sehr er für Musik Sinn hatte, zeigt die Erzählung von der Wirkung, welche einst des Antigenides Flötenspiel auf ihn ausübte. Alexander ward nämlich von der Melodie eines Kriegsgesanges, welchen dieser in seiner Gegenwart vortrug, so ergriffen und durchglüht, daß er aufsprang, die Waffen ergriff, und den Anwesenden einige Worte aus einem spartanischen Kriegsliede zurief. Seine Liebe zur Bildhauerkunst und Malerei, sowie die Auszeichnung, mit welcher er einen Lysippus und Apelles behandelte, sind bekannt (siehe oben S. 309).

Obgleich übrigens alles dies zeigt, daß Alexander Sinn für echte Poesie und Kunst hatte, so ist doch nicht zu leugnen, daß er

auf die Entwickelung Beider nicht gerade wohlthätig eingewirkt hat. Er verwendete zwar große Summen für Kunstwerke und Künstler, und bestimmte unter Andern nicht weniger als sechs und zwanzig Millionen Gulden (vierzehn Millionen Thaler) für die Ausbesserung und Wiederherstellung der Tempel Griechenlands; allein er munterte in der Poesie im Grunde doch nur die Kunst zu schmeicheln auf, und verdarb die darstellenden Künste durch die Verbindung derselben mit dem Orientalischen, in welchem, wie ein alter Schriftsteller mit Recht sagt, die Kostbarkeit des Stoffes der Schönheit der Form vorgezogen, dadurch aber der wahre Sinn für Kunst vernichtet wird, weil der Mensch vor lauter Staunen über das Gold, das Silber und die Edelsteine eines Kunstwerkes nicht zur eigentlichen Betrachtung und Bewunderung derselben gelangen kann. Auch berief Alexander zur Verschönerung der von ihm gegründeten oder zu neuer Blüthe emporgehobenen Städte viele ausgezeichneten griechischen Künstler nach Asien, und versetzte so nach Babylon und Susa, was nach Griechenland gehörte und nur in griechischer Luft freudig gedeihen konnte. Sein Tod, sowie der Umstand, daß die Hauptsitze der aus seinen Eroberungen hervorgehenden griechisch-asiatischen Reiche an die Küste des mittelländischen Meeres gelegt wurden, war daher ein Glück für die europäische Cultur, weil dadurch die Grundzüge derselben, Mannichfaltigkeit, Entwickelung und Leben, erhalten worden sind. Übrigens war von allen Künsten die Architektur diejenige, in welcher Alexander am meisten fehlgriff. Dies geht schon aus der Einrichtung des sonderbaren, zur Verbrennung von Hephästion's Leiche bestimmten Gebäudes hervor, welches nur durch das Riesenmäßige seiner Höhe, die wunderliche Mannichfaltigkeit seiner Verzierungen und die Größe der dabei verschwendeten Geldsummen einen Eindruck machen konnte. Noch mehr zeigt sich Alexander's Verirrung in Betreff der Baukunst darin, daß er einen Architekten, welcher durch seinen Hang zum Phantastischen und zu niedriger Schmeichelei sich auszeichnete, vorzugsweise zu Rathe zog. Dieser Mann war Dinokrates. Der Werth desselben als Künstler läßt sich am besten aus seinem Vorschlage erkennen, das Vorgebirg Athos zu einer Statue Alexander's zu bearbeiten, welche in der einen Hand eine Stadt von zehntausend Einwohnern trüge, in der anderen eine

große Schale, aus der ein nie versiegender Fluß ins Meer strömte. Die Idee war ganz der alten Egypter würdig, deren Felsen-Kolosse und Riesen-Sphinxe man zwar mit Staunen betrachtet, nie aber liebgewinnen kann. So sah auch Alexander die Sache an. Er gab dem Künstler die sehr verständige Antwort: „Laß den Athos wie er ist; es ist genug, daß schon ein König (siehe Th. I. S. 357) an ihm seinen thörichten Stolz verewigt hat.“ Alexander erkannte also, wie Bonaparte (du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas), daß in diesem Vorschlage das Großartige und Verrückte nahe an einander grenzten, und daß man sich durch die Ausführung desselben dem Spotte aller Verständigen aussetzen würde; aber dessen ungeachtet machte die elende Schmeichelei einen Eindruck auf ihn, und er übertrug später jenem phantastischen Künstler die Leitung der Bauten in dem egyptischen Alexandria und in anderen Städten.

Mit Alexander's Stellung zur Wissenschaft verhielt es sich ungefähr gerade so, wie mit seinem Verhältniß zur Kunst: er hatte Sinn für echte Wissenschaft, erkannte ihren Werth, und gab große Summen zu ihrer Unterstützung aus, schadete aber im Ganzen doch ihrer Entwickelung. Alexander verstand und achtete den Aristoteles, er war sehr freigebig gegen ihn, und unterstützte namentlich seine naturwissenschaftlichen Forschungen auf eine Weise, wie nur äußerst selten gelehrte Bemühungen von Königen unterstützt werden; er nahm nämlich auf seinem Zuge nicht blos eine Anzahl Gelehrte mit, welche überall für Aristoteles Beobachtungen machen mußten, ließ unbekannte Thiere jagen und schickte sie an Aristoteles, sondern er nahm auch an Aristoteles großem Plane, eine systematische und auf Beobachtung beruhende Naturgeschichte zu schaffen, persönlich den lebhaftesten Antheil. Alexander's tiefer Sinn für Erkenntniß zeigt sich außerdem auch in der Sorgfalt, mit welcher er auf seinem Zuge die indische Weisheit zu erforschen strebte, sowie in der Rücksicht und den vielen Aufmerksamkeiten, die er den Athenern erwies. Man kann daraus erkennen, daß ihm die beiden entgegengesetzten Lebensweisen, welche in der athenischen Regsamkeit einerseits und der den Indiern eigenthümlichen Lebenstödtung andererseits am bestimmtesten sich aussprechen, gleicher Aufmerksamkeit werth schienen. Er selbst hat dies bei

seiner Zusammenkunft mit Diogenes (s. oben S. 281) ausdrücklich erklärt, indem er den Gedanken aussprach, daß es für des Menschen Seele nur zwei Arten von Größe gebe, entweder die Welt zu besitzen oder sie entbehren zu können. Alexander hat endlich die Wissenschaft ebenso, wie die wahre Kunst, aufs freigebigste zu unterstützen gesucht, und z. B. dem Platoniker Xenokrates allein einst die ungeheuere Summe von fünfzig Talenten (einmalhundert und dreißigtausend Gulden oder zwei und siebenzig tausend Thalern) angeboten.

Obgleich auf diese Weise Alexander's großer Geist auch aus dem, was er für die Wissenschaft that, glänzend hervorleuchtet, so hat er doch auch die Literatur ihrer Selbstständigkeit beraubt, und, was nach seinem Tode ganz allgemein wurde, von dem Charakter der Regenten abhängig gemacht. Er hat ferner, neben einem Aristoteles und Xenokrates, auch einen Anaxarch und Pyrrho (s. oben S. 373) unterstützt, den elenden Lügner und Schmeichler Onesikritus gleich den Männern von wahrem Verdienste belohnt, und überhaupt diejenige Wissenschaft, welche den Schein der Weisheit an die Stelle der Wahrheit und Natur zu bringen versteht, durch reiche Geschenke aufgemuntert.

19. Aristoteles und sein Verhältniß zur griechischen Cultur.

Kein Mensch, wenn wir die Stifter der Welt-Religionen ausnehmen, hat einen so gewaltigen Einfluß auf das geistige Leben des ganzen Menschengeschlechts ausgeübt, als Aristoteles, der Lehrer Alexander's des Großen. Er hat auf alle Zweige der menschlichen Erkenntniß eingewirkt, und durch seine Philosophie nicht allein dem ganzen Abendlande und der christlichen Religion, sondern auch dem gesammten Morgenlande und dem Islam Gesetze gegeben. Dieser einflußreichste aller Philosophen war 384 v. Chr. in der macedonischen Stadt Stagira geboren, und begab sich in seinem siebenzehnten Lebensjahre nach Athen, wo er Plato's Schüler ward. Nach dem Tode seines Lehrers lebte er in Kleinasien, bis Philipp II. ihn nach Macedonien berief, um die Erziehung des jungen Alexander zu leiten. Der Schöpfer der neuen macedonischen Macht

hatte den Werth und die Größe des Mannes erkannt, dessen Geist von allem Phantastischen und Schwärmenden frei, und blos auf das Wirkliche, Mögliche und Ausführbare gerichtet war, und Philipp's eigene Größe zeigt sich darin, daß er seinem Sohne einen Aristoteles an die Seite gab, wenigstens ebenso sehr, als in der Gründung seines griechisch-macedonischen Reichs. Aristoteles kam entweder im dreizehnten oder im fünfzehnten Lebensjahre Alexander's an den macedonischen Hof, und trennte sich von seinem Zögling erst, als derselbe seinen asiatischen Feldzug antrat. Er begab sich damals nach Athen, wo er in dem Lyceum, einer der Akademie ähnlichen Anlage mit einer Ringschule, eine philosophische Lehranstalt errichtete. Von den Schattengängen dieser Anlage, welche in der griechischen Sprache Peripatoi d. i. wörtlich Spaziergänge hießen, oder vielleicht auch von Aristoteles Gewohnheit, seine Lehren umherwandelnd vorzutragen, erhielt seine Philosophie den Namen der peripatetischen. Nach Alexander's Tod suchten seine Feinde ihn des Unglaubens verdächtig zu machen und als Verbrecher gegen die Staatsreligion anzuklagen. Aristoteles sah sich dadurch genöthigt, Athen zu verlassen, und starb bald nachher (322 v. Chr.) in der euböischen Stadt Chalcis.

Höchst interessant und wichtig ist es, daß eine und dieselbe Zeit ein alle Erkenntnisse umfassendes und alle Wissenschaften neu gestaltendes Genie, wie Aristoteles, und einen Helden, der für Alles Sinn hatte und Alles auszuführen vermochte, wie Alexander, hervorbrachte, und daß diese beiden Männer mit einander in Berührung kamen. Aristoteles und Alexander umfaßten im Geiste, der Eine die innere, der Andere die äußere Welt; Beide wollten dieselbe ganz bezwingen und umgestalten. Beide erkannten und verstanden nicht allein einander, sondern es fand auch zwischen ihren Bestrebungen ein unmittelbarer Zusammenhang Statt: Aristoteles schickte dem Alexander Männer für seine Zwecke zu, er ertheilte ihm Rathschläge für seine Plane und sandte ihm Bücher für seine Belehrung, Alexander dagegen richtete mit großen Kosten und mit persönlicher Bemühung einen Theil seiner Umgebung ganz darauf ein, des Aristoteles Forschungen zu befördern.

Alexander wollte alles, was die Weltgeschichte seit ihrem Anfange Großes gezeigt hatte, die Wunder der Urzeit, die Kraft des

heroiſchen Zeitalters und die griechiſche Weisheit der folgenden Jahrhunderte, in ſeinem Reiche mit einander verbinden. Er wollte des Orients Formen und Begriffe mit dem Geiſte des Abendlandes verſchmelzen, alle Völker, Länder und Klimate durch einen innigen Verkehr unter einander verknüpfen, und die ganze Welt durch das Band griechiſcher Humanität in einen einzigen monarchiſchen Staat vereinigen, in welchem der Geiſt und nicht die Gewalt herrſche. Eben denſelben Gedanken verfolgte Ariſtoteles in dem großen Gebiete des Erkennens und Wiſſens. Er wollte, vermittelſt der zu einer eigentlichen Wiſſenſchaft herangereiften Philoſophie, die geiſtigen Beſtrebungen aller Zeiten, aller Länder und aller Fächer in Ein Ganzes vereinigen. Die eigentliche Zeit der Poeſie war mit dem Schwinden der Natur und der Begeiſterung zu Ende gegangen, die Dichtkunſt, deren man jetzt bedurfte, und welche in Zeiten des vorherrſchenden Begriffslebens allein getrieben werden kann, mußte von der früheren, die auf dem Wege der Eingebung entſtanden war, Regel und Geſetz entnehmen; Ariſtoteles gab die Mittel dazu an, indem er die erſte Theorie der Dichtkunſt ſchrieb. Ferner, die Naturforſchung war bisher entweder blos theoretiſch oder blos praktiſch betrieben, und beide Arten noch nie mit einander verbunden worden; Ariſtoteles vereinigte ſie, ſammelte alle früheren Beobachtungen, vervollſtändigte dieſelben durch ſeine eigenen, ſchuf für ſie eine wiſſenſchaftliche Sprache und ein Syſtem, und ward auf dieſe Weiſe der Gründer der Naturwiſſenſchaften. Auch die Staatswiſſenſchaft war bis auf Ariſtoteles entweder nur praktiſch oder rein theoretiſch getrieben worden; Ariſtoteles verband Beides ebenfalls mit einander. Er vollbrachte aber außerdem auch die Aufgabe, welche dieſer Wiſſenſchaft damals durch den Gang der Dinge ſelbſt geſtellt worden war. Die Geſchichte der zunächſt vorhergehenden Zeit hatte nämlich bewieſen, daß, ſobald die Staaten ſich vergrößern und die Entwickelung des äußeren Lebens fortſchreitet, die Mehrzahl des Volkes ein todtes Werkzeug und alſo auch das demokratiſche Princip eine bloße Täuſchung werde, ſowie daß andererſeits die Ariſtokratie herabwürdigend für die Menſchheit ſei. Die Griechen wurden daher zum monarchiſchen Princip gedrängt, und die Beſſeren deuteten ſchon vor Ariſtoteles darauf hin. Sie konnten ſich aber eine Monarchie mit Gerechtigkeit und

mit festen Gesetzen, deren Ausführer der König sei, nicht als möglich denken, und Plato hatte deshalb das monarchische Princip blos idealisch aufgefaßt. Unter Philipp II. ward diese Möglichkeit gegeben, und Aristoteles schuf nun die Mittel, durch welche sie zur Wirklichkeit gemacht werden konnte. Er suchte die Verfassungen und Grundgesetze aller Staaten zu erforschen, stellte sie neben einander, und gab die Principien an, nach denen man daraus ein Ganzes machen könne, das für ein großes Reich passe. Ebenso, wie mit den Formen und Begriffen des Staatslebens, den Naturwissenschaften und der Dichtkunst, machte Aristoteles es mit den rhetorischen Künsten, den moralischen Grundsätzen der Menschen und den philosophischen Erkenntnissen überhaupt. Kurz, Aristoteles erfand neue Formen des Denkens, erweiterte das Gebiet des geistigen Lebens, gab ihm eine festere Grundlage und eine allgemeinere Richtung, und schuf eine Philosophie, welche nach seinem Tode für eine ganze Reihe von Jahrhunderten die weltbildende Lehre ward.

Diese von Aristoteles erläuterte und in ein System gebrachte griechische Weisheit, Bildung und Lebenserfahrung wollte Alexander mit dem Glänzenden, Reichen, Ungeheueren und Phantastischen des Orients und des Alterthums so verbinden, daß seine Regierung der Culminationspunkt der menschlichen Bildung und des menschlichen Strebens ward. Allein das Schicksal wollte es anders, und Alexander's Geschichte zeigt, daß des Menschen Geist zwar einen mächtigen Einfluß auf die Gestaltung der Welt und die Entwickelung der Begebenheiten ausübt, daß diese aber nie von ihm allein abhängen, sondern von der leitenden Hand der Vorsehung, die sich des Mächtigen wie des Geringen zu ihren Zwecken bedient. Alexander's Unternehmen scheiterte, weil die Kraft eines Einzelnen und die kurze Zeit eines Menschenlebens nicht hinreichte, sondern viele Jahrhunderte und viele Übergänge nöthig waren, um das Orientalische und Occidentalische so weit umzubilden und zu verändern, daß es sich gegenseitig aufnehmen und mit einander verschmelzen konnte. Mit Aristoteles dagegen war das Schicksal, und sein Streben gedieh, weil er nur zu denken, nicht auszuführen hatte, und weil im Gebiete des geistigen Lebens die Kraft des Menschen weiter reicht, als in der äußeren Welt. Seine Philosophie ward die Grundlage der

Forschung und Erkenntniß der späteren Jahrhunderte, von ihm nahm die ganze folgende Zeit alles, was die Griechen im Leben und in der Wissenschaft errungen hatten, und erst die neuere, ja in einigen Fächern sogar erst die neueste Zeit hat die Ergebnisse seines Nachdenkens und der von ihm gesammelten Erfahrungen berichtigen, vermehren, zum Theil aber auch nur erst richtig verstehen und erklären können.

Des Aristoteles Thätigkeit würdigen, sein Verhältniß zur Bildung des menschlichen Geschlechts auseinandersetzen und seine ganze Wirksamkeit darstellen, hieße die Geschichte aller Wissenschaften und Künste geben und das gesammte Staatswesen der Alten beschreiben. Dies würde aber einen Geist, wie der des Aristoteles war, erfordern. Wir begnügen uns, durch bloße Andeutung den Umfang seiner Wirksamkeit zu bezeichnen, und hier und da anzugeben, wie die folgende Zeit ihn aufgefaßt und seine Bemühungen benutzt hat.

Aristoteles begründete zuerst alle Theile der Philosophie, schuf für diese eine ganz neue Sprache, führte sie, die ein bloßes populäres Bildungsmittel geworden war, in ihre eigentliche Sphäre zurück, und brachte alle griechischen Erkenntnisse, von welcher Art sie auch sein mochten, in ein zusammenhängendes, nach Principien geordnetes Ganze. Hätte nicht die Ungunst des Schicksals seine Schriften verfolgt, und theils die kostbarsten seiner Werke vernichtet, theils die erhaltenen uns nur als verstümmelte oder aus einzelnen Aristotelischen Sätzen fragmentarisch zusammengeflickte Bücher zukommen lassen: so würden wir wahrscheinlich die Gewißheit haben, daß er alle Theile der menschlichen Wissenschaft in einer doppelten Reihe von Schriften behandelte, in deren einer er die Erfahrungen seiner Zeit, durch seine eigenen Erfahrungen erweitert, zusammenfaßte, während er in der andern die philosophische Seite derselben oder das rein Geistige behandelte. Aristoteles hatte viele seiner Schriften nicht ins Publikum gelangen lassen, theils weil sie noch nicht ganz vollendet waren, theils weil sie denjenigen Theil seiner Lehre enthielten, welchen er nur für die Tüchtigeren unter seinen Schülern bestimmt hatte. Diese Schriften schenkte sein Schüler Theophrast, dem er sie vermacht hatte, bei seinem Tode einem gewissen Skepsis, dessen Erben sie als ein kostbares Familien-

Eigenthum bewahrten. Da diese fürchteten, die Könige von Pergamum, deren Unterthanen sie waren, und welche ihre Hof-Bibliothek durch jedes Mittel zu vergrößern suchten, möchten sich des Schatzes bemächtigen, so versteckten sie denselben in ein feuchtes unterirdisches Gewölbe. Hier lagen die Schriften mehr als hundert Jahre lang, bis ein Athener, Apellikon, sie kaufte. Ein großer Theil derselben aber war durch die Feuchtigkeit und durch Insecten zerstört worden. Apellikon's Bibliothek fiel bald nachher in Sulla's Gewalt. Dieser brachte sie nach Rom, ließ von Aristoteles Werken Abschriften machen, und schenkte eine derselben dem Andronikus von Rhodus, welcher sie ins Publikum brachte. Von den auf diese Weise geretteten Schriften des Aristoteles ging auch später noch ein Theil verloren.

Aristoteles verließ die Methode, welche die Griechen seither bei ihren philosophischen Bestrebungen befolgt hatten, und schlug in allen Zweigen des Wissens den ganz entgegengesetzten Weg ein. Statt daß man nämlich bisher immer eine Theorie entworfen, und dieser die einzelnen gemachten Erfahrungen anzupassen gesucht hatte, legte Aristoteles seinen Untersuchungen stets die Erfahrung zu Grunde, und schuf, von ihr ausgehend, sein System. Die Araber und die Christen des Mittelalters, welche Aristoteles Schriften als die allein wahre Grundlage aller Wissenschaften betrachteten, verließen diesen Weg wieder, und misbrauchten sogar Aristoteles Werke zu einseitigen Grübeleien und nichtigen Schlußfolgerungen, weil sie den großen Philosophen misverstanden; später aber wurden in eben dem Grade, in welchem man den Geist des Aristoteles richtiger auffaßte, diese philosophischen Künsteleien immer mehr als leer und gehaltlos verlacht.

Für die nächste Zeit nach Aristoteles sind vorzugsweise des Aristoteles Bemühungen um die mathematischen Wissenschaften von Wichtigkeit, weil diese Wissenschaften in jener Zeit den ersten Rang einnahmen, und zuerst durch Aristoteles eine wissenschaftliche Grundlage erhielten. Die Mathematik und alle diejenigen Wissenschaften, welche, wie die Physik und Astronomie, ohne dieselbe nicht getrieben werden können, wurden erst durch ihn sowohl unter einander, als auch ihren einzelnen Fächern nach geschieden und scharf bestimmt. Auf seinen logischen Untersuchungen beruht das Gebäude der Ma-

thematik, welches in dem folgenden Zeitraum aufgestellt worden ist. Während vor ihm diese Wissenschaft mit der Naturphilosophie noch innig verbunden und dadurch in ihrer Entwickelung gehemmt war, hat Aristoteles zwischen Beiden eine bestimmte Grenzlinie gezogen. Er hat zuerst die Mathematik in reine und angewandte getrennt, die Arithmetik, welche von den Pythagoreern und Platonikern immer mit der Geometrie verschmolzen worden war, von dieser genau geschieden, und so nicht wenig dazu beigetragen, daß die mathematischen Wissenschaften in der nächst folgenden Zeit aufblühten und mit Erfolg getrieben wurden. Die angewandte Mathematik, namentlich die Mechanik, Statik und Optik, welche vorher als bloße Handwerksgeschäfte angesehen worden waren, hat Aristoteles zuerst aus diesem Zustande der Erniedrigung herausgerissen und zum Range von Wissenschaften erhoben. Die tieferen Blicke in diese Wissenschaften, welche seine noch erhaltenen Schriften zeigen, sind um so merkwürdiger, da er keine genauen Beobachtungen vor sich liegen hatte, sondern hierin Alles noch im Stande der Kindheit fand. Die Chemie, Physik und theoretische Astronomie, für welche er ebenfalls keine sichere Grundlage vorfand, haben er und die Männer, welche unmittelbar nach ihm in Egypten, Syrien, Rhodus und Pergamum sich damit beschäftigten, fast ganz neu geschaffen, und mit geringen Ausnahmen bis auf den Punkt gebracht, von welchem aus erst die neuere Zeit diese Wissenschaften weiter entwickelte. Die Schriften endlich, in welchen Aristoteles die Erscheinungen und Gesetze der Natur zu erklären suchte, wurden von den Arabern und von den christlichen Völkern des Mittelalters als das Höchste in der Naturlehre bewundert, und haben ganz allein die Bemühungen angeregt, durch welche in den nächstfolgenden Jahrhunderten nach der Erkenntniß jener Gesetze gestrebt, und bis auf unsere Zeit die Geheimnisse der Natur zu erforschen gesucht wurden.

Weit mehr, als in den mathematischen Wissenschaften und der Naturlehre, ward Aristoteles in der Naturgeschichte durch Vorarbeiten der früheren Zeit begünstigt, und hierbei kam ihm außerdem auch Alexander's Freundschaft und Eifer für die Wissenschaft am meisten zu Statten. Er hatte in diesem Fache die Beobachtungen vieler Jahrhunderte vor sich liegen, und fand in den Werken der

Dichter und Geschichtschreiber seiner Nation, sowie in besonderen Schriften über Feldbau und Jagd sehr gute Forschungen über Lebensweise und Haushalt der Thiere. Schon im culturlosen Zustande haben alle Völker die genaueste Kenntniß der sie umgebenden Geschöpfe; die scharfsichtigen und scharfsinnigen Griechen aber brachten schon früh die Beobachtungen, welche alle Völker in ihrer ersten Zeit einzeln machen und gebrauchen, mit ihren anderen Erkenntnissen in Verbindung. Das ersehen wir aus den treffenden Gleichnissen ihrer Dichter und aus den Andeutungen, welche Herodot's Geschichtswerk enthält. Ein Volk, welches wie das griechische vom Don an bis nach Cyrene in Afrika durch so viele klimatisch verschiedenen Länder zerstreut war, das stets gewohnt blieb im Freien zu leben, und in welchem selbst die Ersten und Angesehensten der Natur viel näher blieben, als wir Neueren, mußte weit mehr Anregung und Gelegenheit finden, über die Thierwelt Beobachtungen zu machen, als unsere neueren Völker. Freilich mußte dieses Volk aber auch zugleich mehr Fabeln in die Naturgeschichte aufnehmen, und mehr Volksmeinungen ohne Prüfung gelten lassen, so lange unter ihm die Naturgeschichte nicht als eigentliche Wissenschaft getrieben wurde.

Aristoteles fand also für die Beschreibung der lebenden Welt eine Menge Erfahrungen, und brauchte in diesem Fache nicht erst, wie in andern, Alles neu zu schaffen, nicht erst alle Beobachtungen neu anzustellen. Es war ihm außerdem sogar in Betreff des inneren Baues der Geschöpfe vorgearbeitet worden. Die Anatomie des menschlichen Körpers entstand zwar erst nach seiner Zeit, und an eine vergleichende Anatomie war ebenfalls noch nicht zu denken; allein durch die Weissagungen aus den Eingeweiden der Opferthiere war eine Art von Wissenschaft über die innere Einrichtung der Thiere entstanden, und in der Heilkunst hatte man schon lange die Anatomie des Menschen durch Untersuchungen über den inneren Bau der Thiere zu ersetzen gesucht. Man war also auch in dieser Beziehung mit der Thierwelt einigermaßen bekannt. Es fehlte jedoch immer noch an einer eigentlichen und selbstständigen Wissenschaft der Naturgeschichte, man bedurfte namentlich eines Systems, einer wissenschaftlichen Sprache und einer genauen, philosophischen Bestimmung dessen, was Klasse, Gattung, Art und Individuum ist.

Diese Lücke füllte Aristoteles aus, und er wurde dadurch auch in der Naturgeschichte Schöpfer und Gründer. Er lehrte aber nicht allein, wie man die Thiere eintheilen müsse, was dabei wesentlich, was unwesentlich sei, und wie man vermittelst bestimmter kurzer Bezeichnungen jenes ausdrücken und dieses vom Begriffe trennen könne, er sammelte auch alle früheren Beobachtungen, und stellte selbst neue an. Auf diesem Wege brachte Aristoteles ebenso, wie Herodot, Dinge ans Licht, welche die Nachwelt lange für Fabeln gehalten hat, die aber in der neueren Zeit, zum Theil sogar erst durch die Beobachtungen der neuesten Reisenden und Naturforscher als wahr erkannt worden sind.

Die größten Verdienste des Aristoteles bestehen in dem, was er für die eigentliche Philosophie im engeren Sinne des Wortes that; doch würde es zu weit führen, und bei dem Leser zu viele rein philosophischen Kenntnisse voraussetzen, wenn diese Vorzüge hier anschaulich gemacht werden sollten. Nur Eins muß angedeutet werden. Die Aristotelische Philosophie ward während des Mittelalters im ganzen Abendlande zu bloßen Spitzfindigkeiten und leeren Klaubereien misbraucht, durch welche unter den christlichen Völkern viel Unheil angerichtet, und ein ganzes Zeitalter hindurch ein großer Theil der edelsten Kräfte einer segensreichen Wirksamkeit entzogen wurde. Dieser Misbrauch und seine verderblichen Folgen lassen sich weder läugnen, noch entschuldigen; allein er ist dem Aristoteles ebensowenig vorzuwerfen, als der Stifter der christlichen Religion angeklagt werden darf, weil Fanatismus, Aberglauben, Eigennutz und Heuchelei seine Lehre der Liebe und des Erbarmens in eine Lehre der Verfolgung, des Pfaffentrugs, der Götzendienerei und der Frömmelei umgewandelt haben.

Von den rein philosophischen Schriften des Aristoteles dürfen übrigens hier diejenigen, welche die Logik oder die Lehre von den Gesetzen der Verstandesthätigkeit betreffen, nicht übergangen werden, weil Aristoteles bei ihrer Abfassung, außer dem rein philosophischen Zweck, auch die Bildung für das Staatsleben im Auge hatte. Diese Schriften, in welchen er einerseits die Logik auf eine solche Höhe brachte, daß sie bis auf unsere Zeit nicht bedeutend weiter gefördert werden konnte, gehören also zugleich auch zu denjenigen griechischen Werken, die für die Geschichte des Einflusses der Literatur auf das

Staatswesen bedeutend sind. Wie nämlich alle philosophischen Secten des Alterthums nach und nach Schulen für die Bildung des Redners oder Staatsmannes eröffneten, so suchte auch Aristoteles sowohl durch eigene Schriften über die Rhetorik, als auch durch seine logischen Werke Belehrung und Anleitung für die Verwaltung des Staats zu geben, weil ohne Logik und ohne philosophische Bildung überhaupt alles Reden sich in Schwulst und leeres Wortgeklingel verliert. Während aber die anderen philosophischen Schulen fast blos darauf bedacht waren, den Redner zu einem tüchtigen Dialektiker zu bilden, sah Aristoteles die Logik nur als einleitende Wissenschaft für denselben an, welche die Grundlage sein sollte, auf welcher die weitere Ausbildung des Redners beruhe, und verfaßte daher auch besondere rhetorische Schriften. Aristoteles, dessen Ideal eines Staatsmannes ein Mann wie Demosthenes war, belehrte in diesen beiden mit einander verbundenen Abtheilungen seiner Werke den Redner sowohl über alle Seiten, welche er je berühren konnte, als auch über die Art, wie er dies thun sollte. Leider ist ein Theil seiner rhetorischen Schriften untergegangen; dasjenige aber, was sich von denselben erhalten hat, gibt von allen auf unsere Zeit gekommenen rhetorischen Büchern des Alterthums die beste Belehrung über das Wesen der antiken Redekunst, weil Aristoteles nicht, wie die übrigen Lehrer der Rhetorik, in seinen Schriften zugleich selbst ein Meisterstück der Beredsamkeit liefern wollte, und uns also nicht, wie Cicero und Quinctilian, durch die Einkleidung seines Vortrags irre leitet und von dem Zweck des Lesens abwendet.

Von den übrigen Werken des Aristoteles hat zwar seine Poetik oder Theorie der Dichtkunst eine große Bedeutung für die Bildung des menschlichen Geschlechts, aber der Haupt-Einfluß derselben nahm erst am Ende des Mittelalters seinen Anfang, und gehört also der Geschichte der neueren Zeit an, deren Dichter, besonders die französischen, sich bis kurz vor unseren Tagen größtentheils sehr gequält haben, um ihre Arbeiten nach den von Aristoteles aufgestellten Regeln einzurichten.

Des Aristoteles Schrift über die Moral oder seine sogenannte Ethik ist keine bloße philosophische Betrachtung über das Gute und Böse an und für sich selbst, und bezieht sich auch nicht etwa nur

auf das rein Menſchliche und das Privatleben, ſondern ſie iſt eine Einleitung in die Ariſtoteliſche Lehre vom Staate. Der Verfaſſer geht von dem Gedanken aus, daß das Leben des Staats und das des einzelnen Bürgers einen und denſelben Zweck haben, und daß dieſer in Beiden durch dieſelben Mittel erreicht werde. Die Staatswiſſenſchaft, ſagt Ariſtoteles, muß ſich daher auf die Ethik gründen, oder auf die Lehre von der Tugend, von dem wahren Glücke und von den Sitten, die jeder Einzelne annehmen muß, damit er die Tugend und dieſes Glück erlangen könne. Um zu zeigen, wie Ariſtoteles dieſe Lehre auf die Politik anwendet, und ſeine Ethik als eine Einleitung in die Staatswiſſenſchaft anſieht, braucht man nur auf den Schluß dieſes Werkes aufmerkſam zu machen. Nachdem er nämlich ſeine Anſichten über das, was Glückſeligkeit ſei, dargelegt, und die Art, wie dieſelbe erlangt werden könne, angegeben hat, erklärt er: ſeine ganze Theorie ſei unfruchtbar, wenn ſie nicht ins Leben übergehe, dies könne ſie aber nur dann, wenn der Staat, in welchem man lebe, von der Art ſei, daß keiner den Andern hindere, das gemeinſchaftliche Ziel der Glückſeligkeit zu erreichen. Um endlich zu zeigen, wie Ariſtoteles die Frage über Glück, über Tugend und über die zur Erlangung Beider nöthige Beſchaffenheit des Weſens der einzelnen Menſchen behandelt, möge hier als Beiſpiel ein Auszug aus derjenigen Stelle ſeiner Ethik ſtehen, in welcher er die Thorheit derer anſchaulich macht, die dem bloßen Schatten des Glückes nachjagen und daher dieſes ſelbſt nie erlangen. „Die Glückſeligkeit, ſagt Ariſtoteles, iſt weder eine bloße Eigenſchaft des menſchlichen Weſens, noch auch eine ſolche Thätigkeit, welche einen äußeren Zweck hat, ſondern ſie gehört wie die Tugend zu denjenigen Eigenſchaften, die man um ihrer ſelbſt willen, nicht aber äußerer Zwecke wegen ſucht; denn es iſt das Weſen der wahren Glückſeligkeit, daß ſie ſich ſelbſt genügt und keines anderen Dinges bedarf. Wie das Gute und Rechte nur um ſeiner ſelbſt willen ausgeübt wird, ſo verhält es ſich auch mit dem, was man Glück nennt. Sogar die Ergötzlichkeiten werden nur um ihrer ſelbſt willen geſucht; denn es ſchaden ſich ja die Menſchen durch manche derſelben eher, als daß ſie einen Vortheil davon hätten, und oft werden Geſundheit und Vermögen dabei zugeſetzt. Die gewöhnliche Vorſtellung vom Glück führt eben deshalb ſehr

viele Menschen irre, weil die meisten von denen, welche nach der gemeinen Meinung für glücklich gelten, ihr Glück darin finden, daß sie durch Lustbarkeiten ihre Zeit tödten, und weil solche durch Reichthum oder Herrschermacht ausgezeichneten Personen dem großen Haufen als ein Bild des Glückes vorschweben. Man sollte aber diese Personen nicht so ansehen, denn in der fürstlichen Würde und im Reichthum an und für sich selbst liegt weder Einsicht noch Tugend, woraus doch allein eine wahrhafte und würdige Thätigkeit des Menschen hervorgehen kann; man sollte vielmehr behaupten, daß Fürsten und Reiche zu sinnlichen Genüssen nur darum ihre Zuflucht nehmen, weil sie nie ein wahrhaft reines und eines edel und frei gebildeten Mannes würdiges Vergnügen genossen haben. Nicht aber sollte man darum glauben, daß diese Genüsse den Vorzug verdienen. Meinen doch auch Kinder, daß das, was ihnen das Liebste ist, auch zugleich das Beste sein müsse. Wie aber das Kind und der Mann auf ganz verschiedene Dinge Werth legen, so auch der gemeine Mensch und derjenige, der eine edlere Natur und Bildung besitzt."

In Betreff der Lehre von der Verfassung und Einrichtung der Staaten hatte Aristoteles ein Werk verfaßt, welches nicht auf unsere Zeit gekommen ist, und dessen Verlust nicht genug beklagt werden kann; denn unsere Kenntniß der Staatsformen des Alterthums würde viel umfassender und reicher sein, wenn dasselbe sich erhalten hätte. Diese Schrift ist die Beschreibung aller wirklich bestehenden Verfassungen, die Aristoteles zu erforschen im Stande war. Höchst wahrscheinlich waren es die Verfassungen von nicht weniger als hundert acht und fünfzig verschiedenen Staaten, welche in diesem Werke dargestellt worden sind. Dagegen hat sich eine andere Schrift des Aristoteles erhalten, welche die Politik betitelt ist, und in der Aristoteles, statt die wirklich bestehenden Verfassungen zu beschreiben, theoretisch nachweist, welche Staatseinrichtung nach den an diesen gemachten Erfahrungen die beste sei. Diese Schrift ist also ihrem Gegenstande nach dem Platonischen Werke Politie (s. oben S. 260) ähnlich, ihrem Zwecke nach aber von demselben ganz verschieden. Aristoteles will nicht, wie Plato, das Ideal eines Staates aufsuchen und die menschlichen Angelegenheiten nach den Grundsätzen der reinen Vernunft einrichten, sondern er hält

sich streng an das Gegebene, Wirkliche und Ausführbare, und untersucht, welche von denjenigen Verfassungsarten, die uns durch die Erfahrung selbst bekannt sind, die vorzüglichste sei. Ja, Aristoteles hat sogar einen Theil seiner Schrift geradezu gegen Plato's Ansichten gerichtet, und sucht dessen Ideale als ungereimt zu vernichten. Weil die Aristotelische Theorie der Staatsverfassung sich genau an das wirklich Bestehende anschließt, und die aus der Erfahrung bekannten Einrichtungen bestimmter Völker zur Grundlage hat, so ist diese Schrift auch für das Studium der Geschichte sehr wichtig, und ersetzt einen Theil des zuvor erwähnten untergegangenen Werkes; denn Aristoteles belegt seine Ansichten und Grundsätze stets mit Beispielen aus den Verfassungen verschiedener griechischer Staaten, und deutet oft auch den historischen Grund einzelner Einrichtungen derselben an.

Der Hauptgang der Schrift besteht darin, daß Aristoteles zuerst einleitend über die einfachsten und natürlichsten menschlichen Verhältnisse, welche jeder Vereinigung zu einem Staat vorausgegangen sind, ihr zu Grunde liegen und sie erhalten, wie z. B. über das Verhältniß zwischen Mann und Frau, Vater und Kind, Herr und Diener, redet, dann die unter den Menschen entstandenen Arten und Abarten der Verfassungen darlegt, den Grund ihres Verfalls nachweist, die Mittel zu ihrer Erhaltung angibt, und ganz zuletzt, nach den Ergebnissen der Vernunft und Erfahrung zugleich, das Bild eines Staates entwirft, welcher nach seiner Idee der möglichst beste ist.

Es gibt nach Aristoteles nur drei Arten von Verfassungen, deren jede aber wieder eine Abart hat, so daß sich also alle vorhandenen Verfassungen in sechs Klassen eintheilen lassen. In allen Staaten nämlich regiert entweder nur Einer oder einige Wenige oder Viele. Wenn nun in diesen drei Fällen die Regierung mit steter Rücksicht auf das allgemeine Beste geführt wird, so ist die Verfassung entweder eine Monarchie oder eine Aristokratie oder das, was Aristoteles vorzugsweise eine Politie oder Staatsverfassung nennt, d. h. eine vernünftige Demokratie. Wenn aber Einer oder einige Wenige oder Viele den Staat nur mit Rücksicht auf ihr eigenes Beste leiten, so ist die Verfassung eine Abart von jenen drei Arten, d. h. entweder eine Despotie oder eine Olig-

archie oder das, was Aristoteles schlechthin eine Demokratie nennt. Von diesen sechs Staatsformen, welche alle ausführlich und mit Hinweisung auf griechische Staaten dargestellt werden, erklärt Aristoteles die Politie oder diejenige Verfassung, nach welcher das Verdienst, nicht die Geburt allein den Vorzug gibt, und in der zwar Viele, aber nicht wie in der Demokratie Alle herrschen, für die beste.

Aristoteles untersucht hierauf, wie jede der sechs Staatsverfassungen in der ihr eigenthümlichen Form erhalten und gegen den Untergang geschützt werden könne, und weist die Ursachen nach, durch welche eine jede untergraben werde und untergehe. Der Verfall der Demokratieen rührt nach seiner Ansicht von der leicht einreißenden Verdorbenheit der Volksführer oder Demagogen her. Der Oligarchie dagegen droht aus zwei Ursachen Untergang. Entweder mißhandeln nämlich die Regierenden das Volk so sehr, daß es einem Einzelnen leicht wird, sich zum Führer aufzuwerfen, oder sie werden unter sich uneinig oder an Macht ungleich, wo dann einer von ihnen sich an die Spitze des großen Haufens stellen und die Regierung an sich reißen wird. In der Aristokratie entstehen Unruhen, wenn die Gewalt nach und nach in die Hände von zu Wenigen kommt, oder wenn die Regierung angesehene und durch ihren Einfluß bedeutende Männer beleidigt, oder wenn ein mächtiger und unternehmender Mann von den Ehrenstellen ausgeschlossen wird, oder endlich wenn eine zu große Verschiedenheit des Vermögens in der herrschenden Klasse Statt findet. Der Politie oder der besten freien Verfassung droht, wie auch den Aristokratieen, Auflösung, wenn in irgend einer Weise vom Recht und vom Gesetze abgewichen wird.

Aristoteles Ansichten von der Monarchie, der er als einer zu seiner Zeit im Gang der Dinge liegenden Staatsform zugeneigt ist, bedürfen ebenso, wie die von ihrer Abart oder von der Despotie, einer ausführlicheren Darstellung. Diese seine Ansichten zeigen uns eine gewisse Mangelhaftigkeit, weil die dem germanischen Völkerstamm in Bezug auf Regierung, Gesetz und Recht eigenthümlichen Begriffe und Sitten dem Aristoteles unbekannt waren. Er hat daher von einer Monarchie in unserem Sinne des Wortes keine Ahnung, d. h. er kennt diejenige Staatseinrichtung nicht, ver-

möge deren die Gewalten so getheilt sind, daß die gesetzgebende zugleich dem Volke, der Aristokratie und dem Regenten anheimgegeben ist, die Leitung und Verwaltung des Staates in den Händen des Letzteren ruht, die richterliche Gewalt endlich zwar ebenfalls bei dem Regenten ist, von diesem aber an stellvertretende Richter übertragen werden muß, welche von ihm wie von dem Volke ganz unabhängig sind. Eine solche Verfassung ist dem Aristoteles ebenso unbekannt, wie eine republikanisch-föderative im neueren Sinne des Worts. Sie scheint überhaupt von allen Völkern der Erde nur den germanischen eigenthümlich gewesen zu sein, mit alleiniger Ausnahme des friesischen Stammes, welcher von jeher mehr zur Demokratie neigte. Weil sie den Griechen ganz fremd war, so konnte Aristoteles in seinen Beispielen von monarchischen Einrichtungen und Verhältnissen keinen Bezug auf sie nehmen, er weiß im Gegentheil die Monarchie nur aus einem solchen Ursprung herzuleiten, aus welchem nie eine wahre Monarchie entstehen kann. Den Ursprung der Monarchie sucht er nämlich darin, daß die Besseren das Bedürfniß der Hülfe gegen die Schlechteren empfinden. Daher wird in diesem Falle ein König aus den Besseren gewählt, und zwar mit Rücksicht darauf, daß derselbe entweder durch geistige Vorzüge sich auszeichnet, oder Thaten gethan hat, die seinen Seelenadel beweisen, oder endlich daß er einem Geschlechte angehört, in welchem solche Auszeichnungen oft gefunden werden. Gerade umgekehrt verhält es sich nach Aristoteles mit der Despotie; denn ein Despot wird stets vom Volke gegen die Edeln und Ausgezeichneten gewählt, damit es von ihm Schutz gegen die Bedrängniß durch dieselben erhalte. Daß dem so sei, sucht Aristoteles aus der Geschichte zu beweisen; nach dieser waren alle Despoten griechischer Staaten anfangs Demagogen, welchen die Herrschaft nur deshalb gegeben ward, weil sie den aristokratischen Theil der Bürgerschaft zu verdächtigen gewußt hatten.

Aristoteles gibt zwei Ursachen des Untergangs der Monarchie an, von welchen nur die eine auf unsere Monarchieen Anwendung findet. „Diese Verfassung, sagt Aristoteles, geht dadurch zu Grunde, daß entweder diejenigen, welche an der königlichen Gewalt Antheil nehmen, unter sich uneins werden, oder daß sie die Verwaltung der Despotie näher bringen, d. h. daß sie den

Gesetzen zum Trotz immer mehr Gewalt an sich zu reißen suchen. Monarchieen bestehen um so länger, je gemäßigter und je weniger unbeschränkt die Herrschaft ist; denn der Regent wird dann weniger despotisch, in seinem täglichen Leben weniger hochmüthig und von seinen Unterthanen weniger beneidet sein."

Bei der Darstellung der Tyrannei und der despotischen Regierung gibt zwar Aristoteles, dem philosophischen Zwecke seiner Untersuchung gemäß, ebenso, wie Machiavelli in seiner berühmten Schrift vom Fürsten, die Mittel an, durch welche ein Tyrann sich behaupten und seine Regierungsform erhalten und sichern kann; allein er hat dabei eine ganz andere Absicht, als Machiavelli. Dieser war ein Republikaner, sah alle Fürsten als Usurpatoren an, verachtete die Menschen, sowie die christliche oder vielmehr päbstliche Religion, und lebte in einer Zeit der List, des Betrugs, der Gewalt und der Anmaßung; er gab daher in seiner Schrift ganz ernstlich Rath, wie man das damals herrschend gewordene System der Despotie folgerecht durchführen könne, und verwies die Moral und das Recht ganz und gar aus der Politik. Aristoteles dagegen, welcher der monarchischen Form geneigt ist, malt die Entstehung und die Erhaltungsmittel der Despotie mit solchen Farben, daß jeder, der nur überhaupt noch abzuschrecken ist, vor ihr gewarnt wird. Er drückt zwar dabei nicht so poetisch wie Plato, aber doch ebenso kräftig seinen Abscheu vor jeder willkürlichen Regierung aus. Alle Gedanken und Bemühungen des Despoten müssen, wie Aristoteles lehrt, darauf gerichtet sein, daß seine Unterthanen entweder einander nicht trauen, oder daß sie nicht im Stande sind, sich gegen ihn zu regen, oder daß ihre Gesinnung niedrig und knechtisch bleibt; und außerdem sind Falschheit und Verstellung ihm vor allem Anderen anzuempfehlen. In diesen ironischen Vorschriften erscheint die Seele des Tyrannen nicht weniger häßlich und schrecklich, als in jener berühmten Stelle, in welcher Plato gleichsam wie ein Anatom das Herz des Tyrannen öffnet, und uns den Zustand seines Inneren vor Augen führt (s. oben S. 265).

Erst nachdem Aristoteles in dem größten Theile seiner Schrift die unter den Menschen bestehenden wirklichen Verhältnisse und Formen des Staatslebens dargestellt und geprüft hat, kommt er

auf das, was in Plato's Werk der alleinige Gegenstand der Untersuchung ist. Er baut nämlich auf der Grundlage der vorgetragenen Erfahrungen einen Staat, welcher nach seinem Urtheil der beste ist und möglicher Weise in einem Volke eingerichtet werden kann. Ehe er dies aber thut, beantwortet er zuerst die, bereits in der Ethik ausführlich behandelte Frage: Was ist der Zweck des menschlichen Lebens, und welches sind die Mittel, ihn zu erreichen? Aristoteles findet den Zweck des Menschen und die Grundlage seines Glückes in seiner inneren Würdigkeit und Tüchtigkeit, und stellt uns in bündiger Kürze und ohne pythagoreische oder platonische Schwärmerei die hohe Bestimmung des Menschen in ein klares Licht. „Jeder, sagt er z. B., kommt leicht zu dem Glauben, daß er genug Tugend besitze, so gering auch sein Antheil daran sein mag; Reichthum aber und Macht und Ruhm und alles Andere dieser Art sucht jeder bis ins Unendliche hinein und im Übermaß zu erlangen. Indessen will ich denen, welche in diesem Irrthum befangen sind, sagen, daß sie hierüber sich leicht aus der Erfahrung belehren können, die ihnen zeigt, daß wir nicht durch jene äußeren Güter unsere Tugenden, wohl aber durch diese unsere äußeren Güter zu bewahren vermögen. Ebenso können sie aus der Erfahrung lernen, ob das selige Leben mehr auf der Tugend der Menschen oder mehr auf ihren Glücksumständen beruhe; denn sie werden finden, daß das Glück immer eher bei den Menschen angetroffen wird, die sich durch Eigenschaften des Geistes und Herzens auszeichnen, aber nur wenige äußeren Güter besitzen, als bei denen, welche von diesen mehr haben, als sie gebrauchen können, von jenen aber nur wenig besitzen."

Nachdem Aristoteles hierauf aus einander gesetzt hat, daß es sich mit dem Staate ebenso wie mit dem einzelnen Menschen verhalte, zeigt er, daß alle Staatseinrichtungen nur den Zweck haben können, allen Bürgern ein rechtliches Leben und die möglich größte Glückseligkeit zu verschaffen. Die Staaten, setzt er hinzu, gerathen aber ebenso leicht, wie Privatleute, in den Irrthum, daß das Glück allein in Erwerb und Besitz bestehe, und es ist daher selbst in berühmten und gepriesenen Staatseinrichtungen, wie in der spartanischen und kretischen, Alles darauf berechnet, daß die Herrschaft über so viele andere Staaten, als nur immer möglich ist,

ausgedehnt werde. Dieſer Irrthum, fährt Ariſtoteles fort, iſt leicht zu erkennen; ſchwerer aber iſt es zu zeigen, wie man es anfangen müſſe, um einen Staat dem Grundſatze gemäß zu ordnen, daß die Tugend und das wahre Glück der Hauptzweck des Staates und jedes Einzelnen ſei. Er geht daher zur Darſtellung der Mittel über, und beſtimmt dieſe ſehr ausführlich in Bezug auf Ausdehnung und Lage des Staatsgebiets, auf die Volksmenge des Staats, ſeine Macht, die Beſchäftigungen ſeiner Bürger und auf den von derſelben abhängenden Antheil eines Jeden an der Verwaltung, ſowie in Bezug auf Erziehung und Bildung, ja ſogar in Betreff der Lage der Hauptſtadt und ihrer Befeſtigung. Leider hat ſich der Schluß dieſes ſeines Werkes nicht vollſtändig erhalten, und auch in andern Theilen desſelben iſt Manches nur lückenhaft auf unſere Zeit gekommen. —

Die Lehre des Ariſtoteles oder die peripatetiſche Philoſophie fand Eingang bei dem griechiſchen Volke, und erhielt das Übergewicht über den Platonismus; denn ſie war zugleich praktiſcher und tiefer, und paßte für die monarchiſch gewordene Zeit beſſer, als die platoniſche Schwärmerei, welche mehr für die Ariſtokratieen und für das Leben der gebildeten Familien, die vorher die Gewalt in Händen hatten, berechnet geweſen war. Nach Ariſtoteles Tode trat ſein Schüler und Freund, Theophraſtus von Ereſus auf der Inſel Lesbos, als das Oberhaupt der peripatetiſchen Philoſophie und der Vorſteher ihrer zu Athen errichteten Schule auf. Dieſer Mann, welcher 286 v. Chr. im fünf und achtzigſten, nach einer anderen Nachricht aber im hundert und ſechsten Lebensjahre ſtarb, verhält ſich zu Ariſtoteles ungefähr ſo, wie die älteren Akademiker zu Plato. Er ergänzte nämlich die Leiſtungen ſeines Lehrers, und füllte die Lücken aus, welche ſich in den Schriften desſelben fanden. Ariſtoteles hatte über die Arithmetik nicht geſchrieben, Theophraſt verfaßte daher ein beſonderes arithmetiſches Werk. Ebenſo ſchrieb Theophraſt eine Geſchichte der Mathematik, über welche Ariſtoteles nur hie und da Winke gegeben hatte. Auch in der Botanik vollendete Theophraſt das, was ſein Meiſter angefangen hatte. Von Ariſtoteles waren nämlich die Pflanzen nur phyſiologiſch, d. h. ihrer Natur und ihrem Leben nach, nicht aber beſchreibend und eintheilend behandelt worden; Theophraſt machte

sich also das Letztere zur Aufgabe, und suchte in der Pflanzenkunde dasselbe zu leisten, was Aristoteles in Betreff der Eintheilung und Darstellung der Thierwelt geleistet hatte. Theophrast's Schrift über die Pflanzen konnte freilich nicht, wie Aristoteles Naturgeschichte der Thiere, eine bis auf unsere Zeit reichende Bedeutung erhalten, weil unter den Griechen für die Pflanzenkunde weniger Beobachtungen gemacht worden waren, als für die Kenntniß der Thiere, und weil, der ganzen Einrichtung der neueren Staaten und ihres Verkehrs und Lebens nach, in unserer Zeit für die Botanik mehr geschehen kann und muß, als für die Kenntniß der wild lebenden Thiere.

Theophrast hat unter dem Titel moralische Charakterzeichnungen ein Werk geschrieben, welches eine Ausnahme von der oben gegebenen Bemerkung zu machen scheint, daß alle seine Schriften nur als Ergänzungen der Arbeiten des Aristoteles anzusehen seien; wenn man aber die Schrift genauer betrachtet, so wird man sehen, daß auch sie aus derselben Absicht hervorgegangen ist, wie die übrigen Werke Theophrast's. Aristoteles hatte ein Lehrgebäude der Moral entworfen, und dasselbe mit der Staatswissenschaft in Verbindung gebracht; Theophrast suchte die Lehren, welche sein Meister in dieser Beziehung gegeben hatte, durch Beispiele anschaulich zu machen. Seine Charakterzeichnungen sind aber noch von einer anderen Seite her merkwürdig; Theophrast ward nämlich dabei durch den veränderten Geist des Alterthums geleitet, welcher zu seiner Zeit herrschend geworden war. Damals gab es unter den Griechen bereits eine sogenannte gebildete Gesellschaft, welche für alle anderen Kreise des Lebens ein Muster war, und nicht sowohl Laster und Fehler scheute, als vielmehr den Schein und das Lächerliche derselben. Weil sie die Ton angebende Gesellschaft war, so schrieb Theophrast sein Werk für sie, nicht aber für die Nation; und weil er jene allein im Auge hatte, so verfolgte er dabei nicht sowohl die Absicht, vor den Fehlern und Lastern selbst zu warnen, als vielmehr davor, daß man sich in Betreff derselben nicht auf einer schwachen Seite ertappen lasse. Seine Charakterzeichnungen sind daher fast nur aus solchen Zügen und Scenen des griechischen Lebens zusammengesetzt, in welchen ein Laster oder Fehler als etwas auffallend Widriges, für die Gesell-

ſchaft Störendes, Ekelhaftes oder Lächerliches erſcheint, und Theophraſt's Spott iſt mehr darauf gerichtet, gute Lebensart, als Moral und eigentliche Sitten zu lehren. Wie ſehr übrigens dieſe Art von Auffaſſung und Darſtellung des moraliſchen Lebens dem oben bezeichneten Zuſtand der Geſellſchaft eigenthümlich iſt, kann man daraus erſehen, daß zur Zeit Ludwig's XIV., welche der des Theophraſt in vieler Hinſicht glich, la Bruyere eine ganz ähnliche, von demſelben Gedanken ausgehende Schrift verfaßte, und daß dieſe nicht nur mit großem Beifall aufgenommen, ſondern auch ſogleich den vorzüglichſten Werken der franzöſiſchen Nationalliteratur beigezählt ward. Beide Arbeiten unterſcheiden ſich hauptſächlich nur dadurch von einander, daß ſie ſich ebenſo verhalten, wie der Charakter der beiden Nationen, welchen ihre Verfaſſer angehören: der Grieche iſt einfach, nicht methodiſch und ſo wenig künſtelnd, daß man ihn faſt nachläſſig nennen könnte, der Franzoſe dagegen üppig, methodiſch und künſtlich ſchreibend.

X. Geſchichte Griechenlands und des macedoniſchen Reichs unmittelbar nach Alexander's des Großen Tod

1. Aſiatiſche Angelegenheiten bis zu Eumenes Tod.

Alexander ſtarb, ohne einen beſtimmten Befehl gegeben zu haben, wie es mit ſeinem Reiche gehalten werden ſolle. Auch hinterließ er keinen Verwandten, der von den Macedoniern unbedingt als rechtmäßiger Erbe anerkannt worden wäre, und ſogleich ſein Recht hätte geltend machen können. Außer ſeiner Mutter Olympias und ſeiner Schweſter Kleopatra, der Wittwe eines epirotiſchen Königs, beſtand ſeine hinterlaſſene Familie noch aus ſeinen beiden Gemahlinnen, Roxane, der Tochter eines baktriſchen Fürſten, und Barſine, der Tochter des perſiſchen Großen Artabazus, aus einem minderjährigen Sohne der Letzteren, Herkules, aus Alexander's blödſinnigem Halbbruder Philipp Arrhidäus, aus ſeinen beiden Stiefſchweſtern Theſſalonike und Kynane, von welchen jene noch unvermählt, dieſe aber die Wittwe des bei Alexander's Thronbeſteigung getödteten Prinzen Amyntas war, und endlich aus der Tochter der Letzteren, Eurydike, welche bald nach Alexander's Tod mit Philipp Arrhidäus vermählt wurde. Drei Monate nach Alexander's Ende gebar Roxane einen Sohn, welcher den Namen Alexander Aegus erhielt. Nur Roxane galt in den Augen der Macedonier und Griechen als rechtmäßige Gemahlin Alexander's; denn Barſine war eine Kriegsgefangene oder nach griechiſchem Sinne eine Sklavin geweſen, und weder die Griechen noch die Macedonier, bei welchen die herrſchenden Adels-

vorurtheile dies noch weniger gestatteten, gewährten je dem Sohne einer Sklavin einen Antheil an den politischen Rechten der Nation. In Betreff des Philipp Arrhidäus, dessen Mutter eine thessalische Tänzerin gewesen war, und als solche einer verachteten Menschenklasse angehört hatte, konnte bei der Beschaffenheit seines Geistes nie jemand im Ernste daran denken, daß derselbe regieren sollte.

Unter diesen Umständen und Verhältnissen war es natürlich, daß das Heer oder vielmehr die Generale desselben über das Reich und die Thronfolge verfügten, und daß Alexander's Hinterlassenschaft allmälig eine Beute der Letzteren wurde. Die Generale würden sich sogleich in die mit ihrer Hülfe gemachten Eroberungen getheilt haben, hätten sie sich nicht vor den macedonischen Truppen gescheut, welche dem Stamm ihrer Könige ergeben waren. Sie theilten sich daher zuerst nur in das königliche Ansehen, und bereiteten durch eine vormundschaftliche Regierung Alles zu ihrer eigenen Erhebung vor. Die vornehmsten von ihnen waren die sogenannten Leibwächter oder, nach unserer Weise zu reden, die Marschälle Alexander's, nämlich Leonnatus, Lysimachus, Aristonus, Perdikkas, Ptolemäus und Python. Antipater, welcher seit Philipp's II. Tod fast königliches Ansehen genossen hatte, war ebenso wie Kraterus von Babylon, wo über das Reich entschieden wurde, zu weit entfernt, um einen Einfluß auf die Entscheidung ausüben zu können. Von den übrigen Generalen spielte dabei nur Meleager, einer der Hauptanführer der Phalanx, eine Rolle. Die Marschälle beschlossen, die Niederkunft der Roxane abzuwarten, bis dahin aber eine provisorische Regierung einzusetzen, und an die Spitze derselben Perdikkas zu stellen, weil Alexander auf dem Todbette diesem seinen Siegelring übergeben, und ihn dadurch gleichsam als künftigen Reichsverweser bezeichnet hatte. Den Macedoniern, aus welchen das Fußvolk der Phalanx bestand, schien dieser Beschluß blos ein Mittel zu sein, durch welches Perdikkas sich selbst den Weg zum Throne bahnen wollte. Sie erklärten sich deshalb gegen denselben, und ließen sich durch ihren Anführer Meleager bewegen, den in Babylon anwesenden Philipp Arrhidäus, welcher als ein willenloses Werkzeug zu Meleager's herrschsüchtigen Plänen paßte, zum König auszurufen. Nur mit Mühe und nicht ohne Blutvergießen wurden sie zu einer Über-

einkunft mit den Generalen gebracht. In dieser ward Philipp Arrhidäus zwar als König anerkannt, zugleich aber auch dem künftigen Kinde der Roxane sein Antheil an der Regierung vorbehalten, Antipater und Kraterus mit der Leitung der europäischen Angelegenheiten beauftragt, Perdikkas mit der Würde eines Oberhofmeisters, mit welcher der Oberbefehl über alle Garden verbunden war, bekleidet und an die Spitze der Regierung in Asien gestellt, Meleager aber, als der dem Range nach erste General nach Perdikkas, demselben beigegeben. Auf diese Weise wurden Perdikkas und Meleager zufrieden gestellt, das Verhältniß zwischen Philipp und dem Sohne der Roxane aber unbestimmt gelassen.

Perdikkas ließ bald nachher gegen dreihundert Macedonier, welche sich bei dem Aufruhr am meisten hervorgethan hatten, umbringen, und auch den eigentlichen Anstifter der Empörung, Meleager, aus dem Wege räumen. Gegen den Neid und die Herrschsucht der übrigen Generale suchte er sich dadurch sicher zu stellen, daß er sie zu einer neuen Vertheilung der Statthalterschaften bewog. Auf diese Weise wurden die bedeutendsten und gefährlichsten seiner Nebenbuhler von einander getrennt, und konnten also um so leichter einzeln vernichtet werden. Ptolemäus wurde Statthalter von Egypten; dem General Antigonus, welcher durch den Beinamen des Einäugigen von anderen gleichnamigen Männern unterschieden wird, ward die Satrapie Phrygien, dem Leonnatus aber die Statthalterschaft in dem westlich davon gelegenen Lande Klein-Phrygien übertragen; Eumenes, welcher, obgleich von Geburt ein Grieche, von Philipp und Alexander zu den ersten Ehrenstellen des macedonischen Adels befördert worden war, ward zum Statthalter von Kappadocien und Paphlagonien ernannt; Python, welcher nicht mit dem gleichnamigen Statthalter des unteren Indus-Landes zu verwechseln ist, erhielt Medien, Neoptolemus Armenien; die Verwaltung Macedoniens wurde zwischen Antipater und Kraterus getheilt, und das angrenzende Thracien dem Lysimachus übergeben. Die übrigen Statthalter, welche damals eingesetzt wurden, haben für die Geschichte keine Wichtigkeit.

Unter den erwähnten Statthalterschaften mußte die des Eumenes erst erobert werden. Sie bestand nämlich aus den

im Norden und in der Mitte Kleinasiens gelegenen Ländern Paphlagonien und Kappadocien, deren rohe und kräftige Einwohner wegen der vielen Gebirge ihrer Heimath nur sehr schwer völlig unterworfen werden konnten. Die Perser, welche in den besiegten Ländern gern die herkömmlichen Verwaltungsformen bestehen ließen, hatten sich begnügt, jenen Ländern einen Herrscher aufzudrängen, der gegen den persischen König zu gewissen Diensten und Lieferungen verpflichtet, im Übrigen aber vollkommen unbeschränkt war. Alexander hatte von jenem ganzen Landstrich nur ein kleines Stück in Besitz genommen, der Beherrscher desselben aber, Ariarathes II., hatte die bei Alexander's Tod eingetretene Verwirrung benutzt, um sich diesen Theil wieder zu unterwerfen. Eumenes mußte sich also seine Provinz erst erobern. Leonnatus und Antigonus erhielten, als die Statthalter der angrenzenden Provinzen, von dem Reichsverweser Perdikkas den Auftrag, ihn dabei zu unterstützen, sie weigerten sich aber dies zu thun. Eumenes war mit seinem Heere allein der Macht des Ariarathes nicht gewachsen, Perdikkas selbst zog ihm also zu Hülfe. Er mußte dies um so mehr thun, als von allen Generalen Eumenes allein ihm treu ergeben war. Dieser ward nämlich als Nicht-Macedonier von den übrigen gehaßt, und konnte sich daher unmöglich behaupten, wenn nicht das Reich der königlichen Familie verblieb. Er mußte mit dieser stehen und fallen, kämpfte deshalb auch von allen am längsten und treuesten für sie, und sah in Perdikkas nicht den herrschsüchtigen General, der mit anmaßendem Ehrgeiz den Thron zu untergraben suchte, sondern nur den Minister des blödsinnigen Philipp Arrhidäus und den Vormund des Sohnes der Roxane. Perdikkas seinerseits mußte ihn begünstigen und zu heben suchen, da Eumenes ihm sehr nützlich sein konnte; denn dieser war ein so tapferer, erfahrener und kluger General und zugleich ein so gewandter und mit der Feder vertrauter Diplomat, daß Alexander ihn stets abwechselnd im Kabinet und im Felde gebraucht hatte. Ariarathes konnte es mit Eumenes und Perdikkas zugleich nicht aufnehmen; er ward geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet.

Nachdem Perdikkas auf diese Weise einen treuen Freund im Besitze seiner Statthalterschaft befestigt hatte, trat er offen mit

seinen Planen hervor. Er beschied den Statthalter von Groß-Phrygien, Antigonus, zur Verantwortung vor sich, weil derselbe, trotz des erhaltenen Befehls, dem Eumenes keine Hülfe geleistet hatte. Antigonus war der verbundenen Macht des Reichsverwesers und des Statthalters von Kappadocien nicht gewachsen, er ergriff daher die Flucht und rettete sich zu Antipater und Kraterus nach Europa. Perdikkas vereinigte hierauf die Statthalterschaft desselben mit der des Leonnatus, welcher in einem Kriege in Europa gefallen war, und gab sie seinem Freunde Eumenes. Dann verstieß er seine Gemahlin Nicäa, eine Tochter Antipater's, um sich durch die beabsichtigte Vermählung mit Alexander's Schwester Kleopatra den Weg zum Throne zu bahnen. Hierauf rüstete er einen Zug gegen Ptolemäus, den Statthalter von Egypten, vorgeblich, weil dieser Alexander's Leiche in Egypten zurückbehalten habe, in der That aber aus keinem andern Grunde, als um ihn zu vertreiben. Ptolemäus wandte sich sogleich an Antipater und Kraterus, und schloß mit ihnen und dem flüchtigen Antigonus einen Bund gegen den Allen gefährlichen Reichsverweser.

Perdikkas brach im Frühling des Jahres 321 v. Chr. gegen Egypten auf. Eumenes, der an der Spitze eines in Kleinasien geworbenen Heeres stand, wurde zum Kampfe gegen des Ptolemäus Verbündete zurückgelassen, und erhielt zur Verstärkung noch einen Kern macedonischer Truppen. Auch wurde allen andern Statthaltern diesseit des Taurus-Gebirgs befohlen, denselben als ihren Gebieter anzusehen und mit ihren Truppen zu unterstützen. Während Perdikkas Egypten bekriegte, brachen Antipater und Kraterus über den Hellespont in Asien ein. Eumenes hatte einen sehr schweren Stand gegen sie; denn er konnte seinen macedonischen Truppen nicht recht trauen, und mußte sich gleich beim Beginn des Krieges mit seinem Unterbefehlshaber Neoptolemus, dem Statthalter von Armenien, welcher dieselben zur Empörung zu bewegen suchte, in offenem Felde messen. Neoptolemus wurde besiegt, entrann aber glücklich zu Antipater. Bald nachher kam es zwischen Eumenes und einem Theil des macedonischen Heeres unter Kraterus zu einem Treffen, welchem auch Neoptolemus beiwohnte (im Sommer des Jahres 321 v. Chr.). Eumenes, dessen Heer größtentheils aus Asiaten bestand, siegte über die macedonischen Truppen

seiner Gegner, und die beiden feindlichen Anführer, Kraterus und Neoptolemus, verloren in der Schlacht ihr Leben. Eumenes ward durch diesen Sieg völlig Herr von Kleinasien, und Antipater allein konnte den Kampf mit ihm nicht wagen.

Perdikkas war nicht so glücklich, als Eumenes. Er rückte zwar ohne Widerstand in Egypten ein, fand aber Ptolemäus in der Gegend von Pelusium mit seiner ganzen Macht hinter einem Arm des Nils gelagert und das ohnehin morastige Land durch künstliche Kanäle noch unwegsamer gemacht. Sein Heer war nicht gern in den Krieg gegen Ptolemäus gezogen, Perdikkas zeigte sich noch dazu in seinem Benehmen gegen die Soldaten sehr unvorsichtig, und da überdies die Truppen in Egypten mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatten, so ist es nicht zu verwundern, daß Perdikkas bald von Verräthern umgeben war. Er versuchte an drei Stellen vergebens einen Übergang über den Nil, machte einen unglücklichen Angriff auf eine von Ptolemäus tapfer vertheidigte Befestigung, und sah endlich sogar einen Theil seines Heeres, den er glücklich auf eine Nil-Insel gebracht hatte, durch das plötzliche Anschwellen des Flusses von sich abgeschnitten. Als er ungeachtet aller dieser Widerwärtigkeiten darauf bestand, die fruchtlosen, mit großem Verluste verbundenen Angriffe fortzusetzen, brach die lange vorbereitete Meuterei in seinem Heere aus; einige seiner Generale, die sich insgeheim mit Ptolemäus verschworen hatten, erschlugen ihn (im Sommer 321).

Gleich nach Perdikkas Ermordung stellte Ptolemäus alle Feindseligkeiten ein, und erschien selbst im Lager seiner seitherigen Gegner, um sich mit ihnen als seinen alten Kriegskameraden über das Schicksal des Reichs zu berathen. Er war schlau genug, die Macht und Würde eines Reichsverwesers, die er damals leicht hätte erlangen können, nicht zu suchen, weil er wohl einsah, daß er in Egypten unangreifbar sei, daß er aber durch die Annahme jener Stelle sich in zu viele Streitigkeiten verwickeln, und so den Besitz Egyptens in Gefahr bringen würde. Er verabredete statt dessen mit den andern Generalen die Einsetzung einer neuen Regentschaft, an deren Spitze Python gestellt ward, und machte zugleich mit ihnen aus, daß Perdikkas Freunde aus dem Wege geräumt werden sollten. Diese wurden als Feinde des macedonischen

Volks vor dem Heere angeklagt und von demselben zum Tode verurtheilt. Unter ihnen befand sich namentlich auch Eumenes, von dessen Siege über Kraterus die Nachricht zwei Tage nach Perdikkas Ermordung im Lager angekommen war.

Das Heer verließ hierauf Egypten, und zog unter Python's Führung nach der persischen Stadt Triparadeisos, wohin auch Antipater und Antigonus eingeladen wurden. Python war der schwierigen Aufgabe der Regentschaft nicht gewachsen, es gelang daher der herrschsüchtigen Euridike, die sich mit ihrem Gemahle beim Heere befand, ohne große Mühe, ihm die Soldaten so sehr abwendig zu machen, daß er sich bald genöthigt sah abzudanken. Jetzt wurde Antipater von dem Heere zum Reichsverweser ernannt, und unter seiner Leitung eine neue Vertheilung der Statthalterschaften vorgenommen (im Herbst des Jahres 321 v. Chr.). Ptolemäus behielt die seinige, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem auch den indischen Fürsten Porus und Taxiles das Land jenseit des Indus überlassen blieb, weil man nämlich kein Mittel sah, ihm das, was er hatte, zu nehmen. Die sehr bedeutende Statthalterschaft Babylonien wurde dem General Seleukus übergeben, welcher bisher nur eine Nebenrolle gespielt hatte, später aber eine um so größere Wichtigkeit erlangte. Python wurde wieder Statthalter von Medien, und auch Antigonus erhielt seine frühere Statthalterschaft. Die übrigen neu ernannten Statthalter brauchen, da sie für die späteren Begebenheiten keine Bedeutung haben, nicht namentlich angeführt zu werden.

Nach der neuen Vertheilung der Provinzen des Reichs kehrte Antipater nach Europa zurück. Er nahm die ganze königliche Familie mit sich, außer der Kleopatra, welche in Asien zurückblieb und ihren Wohnsitz zu Sardes aufschlug. Ehe er abreiste, übertrug er dem Antigonus die Führung des Krieges mit Eumenes und dessen Freunden, und stellte das ganze macedonische Heer in Asien unter seinen Befehl. Antipater hatte offenbar keine herrschsüchtigen Plane für sich und seine Familie, sonst hätte er damals den Antigonus unmöglich so sehr begünstigen können. Eumenes hatte nach Perdikkas Tode sich des ganzen Kleinasiens bemächtigt; Alcetas aber, der Bruder, und Attalus, der Schwager des ermordeten Reichsverwesers, hatten sich in den schwer zugäng-

lichen Gebirgen von Pisidien festgesetzt, und alle anderen Anhänger des Perdikkas begaben sich ebenfalls nach Kleinasien. Zu ihrem eigenen Schaden handelten sie nicht in Gemeinschaft mit Eumenes, den sie aus Stolz durchaus nicht als Führer und Leiter anerkennen wollten; sie wurden daher von Antigonus leicht besiegt, und mußten ihren unbesonnenen Stolz theils mit dem Tode, theils mit lebenslänglicher Gefangenschaft büßen (319 v. Chr.). Eumenes behauptete sich fünf Jahre lang gegen seine Feinde, und erwarb sich im Kampfe mit ihnen einen so großen Ruhm, daß Griechen und Römer ihm deshalb den Rang neben den größten Feldherrn des Alterthums ertheilt haben. Er hatte dabei nicht blos mit der überlegenen Macht seiner Gegner, sondern auch mit Verräthereien in seinem eigenen Heere zu kämpfen. Schon gleich im Anfang des Krieges mit Antigonus verlor er eine Schlacht dadurch, daß einer seiner Obersten mitten im Kampfe zum Feinde übertrat. Er büßte in dieser Schlacht achttausend Mann an Todten und das ganze Gepäck seines Heeres ein, entrann aber durch sehr geschickte Märsche dem ihm nachsetzenden Antigonus, und gelangte glücklich an die Grenze von Kappadocien. Unterwegs war ein Theil seiner Truppen zum Feinde übergegangen, die übrigen entließ er hierauf mit Ausnahme von nicht ganz tausend Mann ebenfalls. Mit dieser kleinen Schaar warf er sich dann in die auf einem steilen Felsen gelegene Festung Nora.

Eumenes behauptete sich in seiner Felsenburg mindestens ein halbes Jahr lang gegen Antigonus, welcher sogleich eine förmliche Blokade begonnen hatte. Als während derselben Antipater starb (319 v. Chr.), bot Antigonus seinem Gegner unter vortheilhaften Bedingungen einen Vergleich an. Es hatte sich nämlich durch Antipater's Tod die Lage der Dinge ganz und gar geändert; denn Polysperchon war von Antipater zu seinem Nachfolger in der Beherrschung Macedoniens und in der Regentschaft ernannt worden, Kassander aber, Antipater's herrschsüchtiger Sohn, hatte sich deswegen zu Antigonus begeben, und dieser konnte jetzt daran denken, die Maske des Gehorsams gegen die königliche Familie abzulegen und sich zum selbstständigen Beherrscher aufzuwerfen. Zu diesem Zwecke mußte dem Antigonus daran gelegen sein, Eumenes für sich zu gewinnen, um sich der ausgezeichneten Feldherrn-Talente

desselben bedienen zu können. Er trat also mit ihm in Unterhandlung, bot ihm die Wiedereinsetzung in die Statthalterschaft Kappadocien an, und brachte es so weit, daß bereits ein Vertrag mit Eumenes entworfen ward. Eumenes merkte aber bald die eigentliche Absicht des Antigonus, und weigerte sich den Vertrag abzuschließen, weil Antigonus in demselben der Königsfamilie kaum Erwähnung gethan hatte. Während der Unterhandlung ersah Eumenes sich eine gute Gelegenheit, aus Nora zu entkommen (319 v. Chr.). Er sammelte in Kappadocien neue Truppen, und erhielt eine Botschaft von Polysperchon, welche ihm die Ernennung zum Oberfeldherrn gegen Antigonus brachte, sowie die nöthige Vollmacht, um alle macedonischen Truppen in Kleinasien an sich zu ziehen und aus der königlichen Schatzkammer, die damals in Quinda, einem festen Orte Cilicieus, sich befand und von einer Schaar treuer Anhänger der Königsfamilie bewacht wurde, die nöthigen Gelder zu nehmen. Diese wurden ihm, weil er einen im königlichen Namen ausgestellten Befehl vorzeigte, ausgezahlt, während Antigonus nichts aus dem Schatze erhalten konnte.

Eumenes hatte bald ein bedeutendes Heer zusammengebracht, und breitete sich nun auf Kosten des Antigonus in Kleinasien aus, während dieser den Reichsverweser Polysperchon in die Enge trieb. Um die Soldaten sich treu zu erhalten, machte Eumenes eine sonderbare Einrichtung: er ließ ein Zelt verfertigen, in welchem ein Thron und alle Abzeichen der königlichen Würde aufgestellt waren, weil es der eingebildete Sitz der königlichen Gewalt sein sollte. Alle Morgen traten die Führer des Heeres in dies Zelt, um auf einem Altare Opfer darzubringen und dann, gleichsam vor dem unsichtbaren König, zu berathschlagen und Beschlüsse zu fassen. Eumenes mochte aber immerhin seine Soldaten an sich zu fesseln suchen, auf die Dauer konnte er sich doch nicht gegen Antigonus und dessen Verbündete behaupten. Er zog sich in das innere Asien zurück, um sowohl die Statthalter der entfernteren Provinzen zum Gehorsam gegen seinen Schattenkönig und zur Theilnahme am Kriege mit dem herrschsüchtigen Antigonus zu bewegen, als auch um die noch in Susa befindlichen Schätze wegzunehmen. Beides gelang ihm. Durch die Vertheilung dieser Schätze an seine Officiere, sowie durch den in den letzten Jahren erworbenen Ruhm behauptete er

seitdem zwar einen überwiegenden Einfluß in dem Kriegsrathe, der alle Angelegenheiten leitete; allein die ostasiatischen Statthalter waren seit Alexander's Tod an vollkommene Willkür gewöhnt, und die Vereinigung mit ihnen hatte also den Nachtheil, daß in Eumenes Heer bald Zwietracht entstand.

Antigonus brach im Sommer des Jahres 317 v. Chr. ebenfalls nach dem östlichen Asien auf, und drang, von Seleukus und Python mit Truppen unterstützt, bis in das eigentliche Persien vor. Seine Erscheinung stellte im Lager des Eumenes die verschwundene Einheit auf kurze Zeit wieder her. Antigonus wurde mit Verlust zurückgedrängt, und mußte einen sehr beschwerlichen Marsch nach Medien machen, um daselbst zu überwintern. Nach seiner Entfernung erwachte alsbald im Heere des Eumenes und seiner Verbündeten die frühere Zwietracht wieder, und nur mit Mühe gelang es jenem, sich an der Spitze der vereinigten Kriegsmacht zu behaupten. Als Antigonus wieder nach dem eigentlichen Persien aufbrach, eilte Eumenes ihm entgegen, und es ward eine Schlacht geliefert, in welcher beide Theile in gleicher Zahl und mit gleich großer Tapferkeit kämpften. Sie blieb unentschieden, obgleich Antigonus einen weit größeren Verlust an Todten und Verwundeten erlitt, als Eumenes. Auch nach dieser Schlacht wurde der Krieg noch eine Zeitlang so geführt, daß keiner von beiden Theilen die Oberhand erhielt. Antigonus und Eumenes, welche alle ihre Talente und ihre ganze wissenschaftliche Kriegskunst gegen einander aufboten, hatten Beide einen um so schwierigeren Stand, als sie nicht, wie zu Alexander's Zeit, gegen rohe oder nur halbgebildete Barbaren, sondern mit Griechen und Macedoniern gegen Griechen und Macedonier zu kämpfen hatten. Doch zeigte Eumenes sich größer, als Antigonus, weil er zu gleicher Zeit sich auch gegen Verräthereien in seinem eigenen Heer zu schützen hatte. Auch erlag er zuletzt seinem Gegner nur durch Verrath.

Unter einem Theile der mit Eumenes verbündeten Statthalter und seiner Generale entstand nämlich zu derselben Zeit eine geheime Verschwörung, als Antigonus plötzlich mit seiner ganzen Macht gegen ihn heranrückte. Eumenes war kühn genug, trotz des drohenden Verraths seinem Gegner ein Treffen zu liefern. Auch diese Schlacht blieb unentschieden: Antigonus bemächtigte sich aber des

Gepäckes, der Schätze, der Weiber und Kinder desjenigen Theils der Macedonier, welche den Kern der feindlichen Macht bildeten, und dies stürzte den Eumenes ins Verderben. Seine Soldaten traten, durch die verschwornen Generale und Obersten angetrieben, insgeheim mit Antigonus in Unterhandlung, und dieser ließ ihnen sagen, er werde ihnen alles Ihrige ungeschmälert zurückgeben, wenn sie ihm Eumenes auslieferten. Sie bemächtigten sich also ihres Oberfeldherrn und übergaben ihn dem Feinde. Antigonus war in Zweifel, ob er seinen unglücklichen Gegner umbringen, oder am Leben lassen und sich seiner als eines guten Rathgebers bedienen solle. Nearch, der sich schon längst an Antigonus angeschlossen hatte und ihn auf seinen Zügen begleitete, rieth zu dem Letzteren; die verrätherischen Officiere des Eumenes aber und die macedonischen Truppen, welche ihn ausgeliefert hatten, konnten unmöglich zugeben, daß dies geschehe. Sie ruhten nicht, bis Antigonus seinen Gefangenen ihnen opferte. Eumenes wurde im Kerker ermordet (Januar 316 v. Chr.). Seine treulosen Freunde und Soldaten erlitten bald nachher die verdiente Strafe. Die Generale, welche die Verschwörung gegen Eumenes geleitet hatten, wurden von Antigonus als gefährliche Menschen theils getödtet, theils entfernt. Der treulosen Heerabtheilung aber, welche ihren Feldherrn verrathen hatte, entledigte sich Antigonus als unzuverlässiger und an Auflehnung gewöhnter Soldaten auf echt orientalische Weise: er beschenkte sie mit Geld, und schickte sie unter einem ehrenvollen Vorwande nach Arachosien, gab aber dem Statthalter dieser Provinz insgeheim den Befehl, sie in kleine Abtheilungen aufzulösen und durch den beschwerlichsten Dienst aufzureiben.

2. Griechische Angelegenheiten bis zum Tode der Olympias.

Wie die Geschichte von Asien in den ersten sechs Jahren nach Alexander's Tode sich um Perdikkas, Eumenes und Antigonus dreht, so sind Antipater und sein Sohn Kassander die Hauptpersonen für die damaligen Ereignisse in Macedonien und Griechenland. Gleich nach dem Tode des Königs brach ein Krieg aus, welcher der macedonischen Herrschaft in Europa den Untergang drohte. Die Athener und

Aetoler, erbittert über die gezwungene Zurückberufung ihrer Verbannten und über den Verlust von Samos und Oeniadä (s. oben S. 399), hatten schon vor Alexander's Tod Anstalten zum Kriege gemacht. So lange aber der macedonische König lebte, waren die Rüstungen der Athener von einem atheniſchen Bürger, Leosthenes, scheinbar blos als Privatsache desselben betrieben worden. Dieser Mann, der mit den besten Generalen aller Zeiten verglichen werden kann, hatte sich früher als Führer von Miethtruppen einen Namen gemacht, und konnte daher leicht alle Vorkehrungen zu dem bevorstehenden Kriege treffen, ohne großes Aufsehen zu erregen. Er unterhandelte insgeheim mit den Aetolern, und warb in der Stille mehrere tausend Söldner in der spartaniſchen Stadt Tänarum, welche damals der Hauptsammelplatz der griechiſchen Miethlinge war. Er gab den von ihm Geworbenen Wartegeld, wozu er sich der Schätze des Harpalus bediente, welche in der atheniſchen Schatzkammer niedergelegt worden waren. Sobald die Nachricht von Alexander's Tode nach Athen gelangte, wurde der Krieg von der Volksversammlung beschlossen, so sehr auch die Reichen, deren Wohlstand wegen der Ruhe des letzten Jahrzehnts ungemein gewachsen war, sich dagegen sträubten. Es war das letzte Mal, daß die Athener in einen dem Geiste ihrer Vorfahren ähnlichen Enthusiasmus geriethen, und sich ihres ererbten Ruhmes würdig bewiesen. Sie erließen ein Kriegs-Manifest, in welchem feierlich erklärt ward: die Athener würden ebenso, wie sie einst bei Marathon und Salamis gegen die Barbaren gestritten hätten, auch jetzt für die Freiheit Griechenlands mit Gut und Blut kämpfen, sie seien entschlossen, Alles zu opfern, um Griechenland frei zu machen; die macedoniſchen Besatzungen sollten aus allen Städten vertrieben werden; alle Athener unter vierzig Jahren würden ins Feld rücken und nur drei Phylen (s. Th. I. S. 306 und 322) zu Hause bleiben, um Stadt und Land zu vertheidigen; endlich sollte auch schnell eine starke Flotte ausgerüstet werden. Allen griechiſchen Staaten wurde dieser Beschluß der Athener durch besondere Gesandtschaften mitgetheilt, und dem Leosthenes der Befehl zugeschickt, mit seinen Söldnern aufzubrechen.

Leosthenes zog mit achttausend Mann Miethtruppen von Tänarum aus in das Land der Aetoler, welche sich mit siebentausend

Mann an dieſes Heer anſchloſſen. Auch die übrigen griechiſchen Völkerſchaften, mit Ausnahme der Korinther, Spartaner und Böotier, traten entweder ſogleich oder ſpäter dem Bunde gegen die Macedonier bei. Die Korinther wurden durch die macedoniſche Beſatzung, welche ſeit Philipp's Zeit in ihrer Burg lag, gehindert, an dem Aufſtande Theil zu nehmen; die Spartaner konnten unter der Anführung der Athener nicht wohl in den Krieg ziehen und hatten außerdem nach der unglücklichen Schlacht bei Megalopolis fünfzig der angeſehenſten Bürger ihres Staats als Geiſeln ſtellen müſſen, welche ſich noch in Antipater's Gewalt befanden; die Böotier endlich wurden durch Rückſichten des Eigennutzes von dem Bunde der Griechen zurückgehalten, denn ſie hatten ſich kurz nach Alexander's Thronbeſteigung auf Koſten der Thebaner bereichert, und mußten, im Fall Macedonien beſiegt würde, die Wiederherſtellung Theben's befürchten. Außer den griechiſchen Staaten erhoben ſich auch einige thraciſchen und illyriſchen Völkerſchaften gegen Macedonien.

Leoſthenes zog mit ſeinen Söldnern und mit den Aetolern nach Thermopylä, wo das aus fünftauſend fünfhundert Mann beſtehende atheniſche Bürgerheer nebſt zweitauſend anderen Söldnern und den Truppen der übrigen verbündeten Staaten ſich an ihn anſchloſſen. Leoſthenes hatte auf dieſe Weiſe bald dreißigtauſend Mann unter ſeinem Befehle vereinigt. Auch Antipater hatte ſich ſchnell gerüſtet und eine Botſchaft an Kraterus geſchickt, damit dieſer mit den Veteranen ſich beeile nach Macedonien zu kommen; Kraterus befand ſich aber damals unglücklicherweiſe noch in Cilicien. Antipater ließ einen kleinen Theil ſeines Heeres zur Beſchützung des Landes gegen die Thracier und Illyrier in Macedonien zurück, und zog mit dem Reſte, der ſich auf nicht ganz vierzehntauſend Mann belief, nach den Thermopylen, um mit Hülfe der macedoniſchen Beſatzungen in den nahe liegenden theſſaliſchen Städten die Griechen vom weiteren Vordringen abzuhalten. Er wurde bald nach ſeiner Ankunft durch Leoſthenes zu einer Schlacht genöthigt, verlor dieſelbe und rettete ſich in die benachbarte feſte Stadt Lamia, von welcher der ganze Krieg den Namen des Lamiſchen Kriegs erhielt. Hier ſuchte er ſich ſo lange zu halten, bis ihm aus Aſien Hülfe käme; Leoſthenes ſchloß jedoch die Stadt ſo lange ein, daß

Antipater bald durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen wurde, Unterhandlungen anzuknüpfen. Diese zerschlugen sich, weil Leosthenes, an den sich bereits die meisten thessalischen Staaten unter der Anführung des wackeren Feldherrn Menon angeschlossen hatten, auf unbedingter Unterwerfung bestand. Zwei zufällige Umstände verhinderten jedoch die Einnahme der Stadt, und gaben dem Antipater, gerade als er aufs äußerste gebracht war, neue Hoffnung. Zuerst zog nämlich die ganze Macht der Aetoler nach Hause zurück, weil eine uns unbekannte heimische Angelegenheit ihre Anwesenheit im Vaterlande forderte, und bald nachher verlor Leosthenes das Leben (gegen das Ende des Jahres 323 v. Chr.).

Der Tod des Leosthenes war für die Verbündeten ein sehr harter Schlag, weil dieser Führer nicht nur der ausgezeichnetste griechische Feldherr jener Zeit war, sondern auch das Vertrauen der Söldner und der Bürgertruppen im höchsten Grade besaß, und deshalb nicht ersetzt werden konnte. Wie sehr die Griechen selbst dies empfanden, geht aus den Ehrenbezeugungen hervor, welche Athen dem gefallenen Helden erwies: er wurde in seiner Vaterstadt mit den Ehren eines Halbgottes bestattet, und der größte Redner, welcher damals in Athen lebte, Hyperides, mußte auf Befehl des Volks ihm die Leichenrede halten. An Leosthenes Stelle wurde der Athener Antiphilus zum Oberanführer ernannt. Dieser stand zwar seinem Vorgänger an Feldherrn-Talent nur wenig nach, konnte ihn aber um so weniger ersetzen, als gerade damals die Lage der Dinge eine für Macedonien günstige Wendung nahm. Leonnatus, der Statthalter von Klein-Phrygien, welchen Antipater kurz zuvor um Hülfe gebeten hatte, war sogleich mit seinen Truppen aufgebrochen, und bei Leosthenes Tod bereits am Hellespont angekommen. Kraterus war zwar mit seinen Veteranen noch weit entfernt, die Flotte aber, auf welcher diese nach Europa übergesetzt werden sollten, hatte sich unter dem Commando des Veteranen Klitus mit den Schiffen Antipater's vereinigt, und behauptete gegen die athenische das Meer. Auf die Nachricht, daß Leonnatus in Eilmärschen zum Entsatze Lamia's heranziehe, hob Antiphilus die Belagerung auf, und rückte dem Statthalter von Phrygien entgegen. Dieser hatte beim Durchmarsch durch Macedonien die Zahl seiner Truppen bis auf zwei und zwanzig tausend fünfhundert

Mann vermehrt, und traf in einer kleinen Ebene des südlichen Thessaliens mit Antiphilus zusammen. Durch die Übermacht und Tapferkeit der thessalischen Reiterei siegten die Griechen, und Leonnatus selbst verlor dabei das Leben. Zum Unglück für die Sieger fehlte es aber dem Antiphilus an der gehörigen Zahl Truppen, um den errungenen Vortheil verfolgen zu können; denn von dem großen Heere der Verbündeten war die Mehrzahl mit dem Eintritt des Winters nach Hause zurückgekehrt, und der Rest bestand größtentheils aus solchen Truppen, welche erst beim Beginn des Krieges ausgehoben worden waren, während Antipater ein stehendes regelmäßiges Heer hatte.

Am Tage nach der Schlacht erschien Antipater, sammelte die Reste des geschlagenen Heeres, und vereinigte sie mit seinen Truppen. Als erfahrener und vorsichtiger Feldherr wich er einem Treffen aus, zog sich gegen die macedonische Grenze hin, und wußte die Griechen so lange hinzuhalten, bis endlich Kraterus mit seinen zehntausend Veteranen und einigen tausend Mann jüngerer Truppen bei ihm eintraf. Sobald beide Generale sich vereinigt hatten, war Antipater gerettet; denn er hatte jetzt ein Heer, welches an Zahl der Soldaten dem griechischen um den dritten Theil überlegen war. Die Athener und Thessalier zeigten sich ihres alten Ruhmes würdig; sie hielten gegen die Übermacht der Feinde, unter welchen sich der tapferste Theil des ganzen macedonischen Heeres befand, festen Stand, lieferten täglich Gefechte, wußten aber lange Zeit einem entscheidenden Kampfe auszuweichen. Endlich brachte es Antipater dahin, daß bei der Stadt Krannon eine Schlacht geliefert wurde (322 v. Chr.). Der Ausgang derselben war so zweifelhaft, daß beide Theile sich des Sieges rühmen konnten, dessen ungeachtet aber entschied dieser Tag für immer über die Freiheit der Griechen. Die Anführer des verbündeten Heeres hielten es nämlich seitdem für unmöglich, den Krieg auf die Dauer gegen die ganze macedonische Macht fortzusetzen, und machten deshalb Friedensvorschläge, Antipater aber weigerte sich anders als mit jedem einzelnen Staat besonders zu unterhandeln. Durch diese Erklärung und durch das Bewußtsein der macedonischen Überlegenheit wurden die Griechen entmuthigt, und ihr Bund allmälig aufgelöst. Kraterus und Antipater bezwangen eine thessalische Stadt

nach der andern, machten den Thessaliern und anderen kleinen Staaten, die mit ihnen unterhandelten, leidliche Bedingungen, und brachten es in kurzer Zeit dahin, daß die Athener und Aetoler allein standen. Diese beiden Völker zogen sich hierauf in ihre Heimath zurück.

Die Athener waren von der Höhe, zu welcher sie sich in der begeisterten Erinnerung an ihre frühere Größe hinaufgeschwungen hatten, unerwartet schnell herabgestürzt worden, und mußten durch Unterhandlungen sich ihr trauriges Geschick so erträglich als möglich zu machen suchen. Die Rolle von Männern, welche wie Leosthenes den Wahlspruch: Freiheit oder Tod! hatten, war ausgespielt, es kam die Zeit der klugen und besonnenen Diplomaten, welche unter fremder Herrschaft noch eine Art von Freiheit behaupten zu können hofften. Ihnen warf sich Athen in die Arme. Der elende Demades, den die Volksversammlung erst kurz vorher für ehrlos erklärt hatte, wurde jetzt als ein in Macedonien sehr beliebter Mann dringend gebeten, sich der Vaterstadt anzunehmen und im Namen derselben einen Frieden mit dem Feind zu unterhandeln. Ihm wurde Phocion beigegeben, einer der edelsten und besonnensten Männer seiner Zeit, der die Unhaltbarkeit der republikanischen Verwaltung erkannt, und deshalb von jeher dem constitutionell-monarchischen Systeme gehuldigt hatte. Er war mit Antipater genau befreundet, und man hoffte deshalb von seiner Sendung um so mehr einen guten Erfolg, als es sich jetzt nicht mehr darum handelte, einen eigentlichen Frieden zu schließen, sondern vielmehr von der Gnade eines alten, despotischen Generals milde Bedingungen zu erbitten.

Antipater gewährte den Frieden nur unter den härtesten Bedingungen. Es ward den Athenern vorgeschrieben, ihre Verfassung nach seinem Willen zu ändern, eine macedonische Besatzung in ihren Hafen Munychia aufzunehmen, ihre größten Redner, Demosthenes und Hyperides, auszuliefern und die Kriegskosten nebst einer Summe Geld als Strafe zu zahlen. Außerdem mußte Athen damals den letzten Rest seiner auswärtigen Besitzungen abtreten. Eine völlige Auflösung des atheniſchen Staats lag nicht in Antipater's Plan, weil des Perdikkas Unternehmungen seine Anwesenheit in Asien dringend forderten. Am 19. September 322

v. Chr. zog die macedonische Besatzung in Munychia ein, und seitdem begann die Ausführung der harten Maßregeln, welche Antipater vorgeschrieben hatte. Die Demokratie wurde in eine Regierungsform umgewandelt, welche sowohl Plato als Aristoteles eine der schlechtesten Verfassungen genannt haben. Es ward nämlich eine Geld-Aristokratie eingeführt, in welcher nur diejenigen Bürger, die ein Vermögen von etwa neunhundert Gulden oder fünfhundert Thalern unseres Geldes besaßen, an der Regierung Theil hatten, alle andern aber davon ausgeschlossen blieben. Welch große Veränderung dadurch herbeigeführt ward, und wie sehr damals Athen verarmt war, kann man aus dem Umstande ermessen, daß von den ein und zwanzig tausend freien Bürgern, die Athen zu jener Zeit enthielt, nur neuntausend ein solches Vermögen hatten. Die des activen Bürgerrechts beraubten Athener verließen größtentheils ihre Vaterstadt, und Antipater siedelte sie in Thracien an.

Beim Untergang der Selbstständigkeit Athen's büßten auch die großen Redner Demosthenes und Hyperides ihr Leben ein. Der Letztere hatte nicht wenig zum Ausbruch des Lamischen Krieges beigetragen, und auch der aus Athen vertriebene Demosthenes (siehe oben S. 403) hatte sich von seiner Zufluchtsstätte Megara aus in den Peloponnes begeben, um den atheniſchen Gesandten beizustehen, welche die griechischen Staaten zur Theilnahme am Kriege bewegen sollten. Einige Zeit nachher war durch einen Volksbeschluß die Verbannung dieses Redners aufgehoben, und er selbst auf einem Staatsschiffe feierlich nach Athen zurückgeführt worden. Noch ehe die Unterhandlungen Phocion's mit Antipater zu Ende gebracht waren, hatten Demosthenes, Hyperides und die anderen Häupter der anti-macedonischen Partei die Flucht ergriffen; ihre Auslieferung an Antipater war daher unmöglich, sie wurden aber dafür auf des elenden Demades Antrag zum Tode verurtheilt. Ein ebenso elender Mensch, als Demades, der Schauspieler Archias, ward von Antipater gebraucht, um das Urtheil der Athener gegen die geflüchteten Patrioten in Ausführung zu bringen. Dieser spürte, von macedonischen Kriegsknechten begleitet, Demosthenes in Kalauria, die Übrigen aber in Aegina auf. Die Letzteren brachte er gefesselt zu Antipater, der sie sogleich auf eine qualvolle Weise hinrichten

ließ; Demosthenes tödtete sich selbst, um dem Hohn seiner Feinde zuvorzukommen. Er hatte sich in einen Tempel geflüchtet, und als er auch dort vor Archias nicht sicher war, nahm er das für diesen Fall bereit gehaltene Gift, und starb vor dem Altare (322 v. Chr.). Die beiden Mörder des Hyperides und Demosthenes traf später die verdiente Strafe. Archias gerieth in die äußerste Armuth und lebte noch lange Zeit in Ehrlosigkeit und Elend; Demades trat bald nachher insgeheim mit Perdikkas in Verbindung und als dies an Tag kam, ließ Kassander, Antipater's Sohn, den verrätherischen Redner umbringen, nachdem er zuvor den Sohn desselben in des Vaters Armen getödtet hatte.

Antipater zog in den Peloponnes, um auch die dortigen Staaten durch die Einführung oligarchischer Verfassungen wehrlos zu machen. Hierauf marschirte er in Begleitung des Kraterus nach Aetolien. Die beiden alten Feldherren rückten mit einem Heere von mehr als dreißigtausend Mann in dieses gebirgige Land ein, trafen aber hier einen Widerstand, wie ihn keine andere griechische Völkerschaft gezeigt hatte. Die Aetoler gaben bei der Annäherung der Macedonier ihre in den Thälern und Ebenen liegenden Wohnsitze preis, und zogen sich mit Weibern und Kindern auf ihre Felsennester in den Gebirgen zurück. Die Macedonier suchten vergebens diese Burgen einzunehmen, sie wurden überall mit Verlust zurückgeschlagen; sie verschanzten sich aber hierauf in den Thälern, schnitten den Aetolern die Zufuhr von Lebensmitteln ab, und brachten dieselben dadurch zur Verzweifelung. Die Aetoler wären auf diese Weise gewiß bald zur Unterwerfung genöthigt worden, wenn nicht plötzlich Antigonus als Flüchtling bei Antipater und Kraterus erschienen wäre, und Beide überzeugt hätte, daß ihnen von Seiten des Perdikkas eine Gefahr drohe, welche ihren schnellen Aufbruch nach Asien nöthig mache. Sie schlossen also sogleich einen für die Aetoler günstigen Frieden, und marschirten dann mit ihrem Heere durch Macedonien nach Asien.

Wenige Monate nach dem Abschluß dieses Friedens brachen die Aetoler denselben wieder, um aus dem Umstande, daß Antipater mit dem Kern der macedonischen Macht in Asien Krieg führte, Vortheil zu ziehen. Sie drangen, zwölftausend Mann stark,

in Thessalien ein. Hier schloß sich ein großer Theil der Einwohner unter der Anführung des vom Lamischen Kriege her bekannten Menon aus Pharsalus an sie an, so daß ihr Heer bis auf sechs und zwanzig tausend fünfhundert Mann vermehrt ward. Der alte General Polysperchon, welchen Antipater als seinen Stellvertreter in Macedonien zurückgelassen hatte, würde also schwerlich im Stande gewesen sein, der vereinigten Macht der Thessalier und Aetoler die Spitze zu bieten, und Macedonien gegen den von diesen beabsichtigten Angriff zu schützen, wenn nicht ein Zufall ihn begünstigt hätte. Die Aetoler erhielten nämlich die Nachricht, daß ihre Nachbarn, die Akarnanen, plündernd und verwüstend in Aetolien eingebrochen wären, und eilten hierauf sogleich ihrer Heimath zu Hülfe. Nach ihrem Abzuge fand es Polysperchon nicht schwer, die Thessalier zu besiegen. Menon selbst verlor bald das Leben, und seine Truppen wurden ohne Mühe überwältigt. So war, noch ehe Antipater aus Asien zurückkam, die Ruhe wieder hergestellt, und die macedonische Herrschaft in Griechenland von neuem befestigt.

Antipater kehrte im Jahr 320 v. Chr. nach Macedonien zurück, und starb, etwa achtzig Jahre alt, im Anfang des folgenden Jahres. Er hatte seinen alten Kriegskameraden und Freund, Polysperchon, und seinen Sohn Kassander zu seinen Nachfolgern in der Regentschaft des Reiches und in der Verwaltung von Macedonien ernannt, jedoch so, daß der dreiundzwanzigjährige, heftige Kassander dem besonnenen Polysperchon untergeordnet sein sollte. Kaum war Antipater gestorben, so brach Zwietracht zwischen Beiden aus; denn Kassander glaubte die ganze Herrschaft seines Vaters als Erbtheil in Anspruch nehmen zu können, und suchte, als er in Macedonien selbst keinen bedeutenden Anhang erhielt, sich von außen her Hülfe zu verschaffen. Er versicherte sich der Freundschaft des Ptolemäus, gewann durch Schreiben Antigonus und andere Statthalter in Asien für sich, ließ, ehe er mit Polysperchon brach, den seitherigen Befehlshaber der macedonischen Besatzung in Athen, Menyllus, durch seinen Freund Nikanor ablösen, und schloß eine enge Verbindung mit der aristokratischen Partei in Athen und in anderen griechischen Städten. Auch Eurydike, des blödsinnigen Philipp Gemahlin, begünstigte ihn, weil Antipater und sein Freund Polysperchon sie von allem Antheil an

der Regierung ausgeschlossen hatten, und der Letztere bald nach dem Ausbruch des Zwistes mit Kassander sogar ihre Feindin Olympias, welche von Antipater nach Epirus vertrieben worden war, zur Rückkehr nach Macedonien und zur Theilnahme an der Regierung einlud. Kassander verließ insgeheim Macedonien, und begab sich zu Antigonus, von welchem er um so eher Hülfe erwarten konnte, als auch Ptolemäus ihm bereits seine Unterstützung zugesagt hatte, und Antigonus nichts mehr von der königlichen Familie wissen wollte, in deren Namen Polysperchon handelte.

Polysperchon war ein trefflicher General und guter Unterbefehlshaber, aber ein schlechter Regent. Für ihn ward also der kühne, unternehmende Kassander durch die angeknüpften Verbindungen sehr gefährlich. Polysperchon half sich zunächst damit, daß er einerseits mit der Mutter Alexander's und mit Eumenes, den größten Feinden des Antigonus, in Verbindung trat, und andererseits Alles aufbot, um sich in Griechenland festzusetzen. In letzterer Beziehung erließ er im Namen des blödsinnigen Königs ein Decret, welches die Wiederherstellung der Demokratie in allen griechischen Staaten gebot, dessen eigentlicher Zweck aber war, das Volk überall gegen die mit Kassander verbündeten Oligarchen aufzureizen. In Folge dieses Decretes wurde ganz Griechenland in die größte Aufregung gebracht, und bald wüthete überall die blutige Rache des Pöbels. Namentlich hatte Athen, welches durch Polysperchon's Neuerung in eine bedenkliche Lage gerieth, sehr zu leiden. Hier stand seit dem Ende des Lamischen Kriegs der edle, oligarchisch gesinnte Phocion, ein Mann, der mehr durch seine Gesinnung als durch seine Thaten berühmt geworden ist, an der Spitze des Staates. Er hatte das Vertrauen Antipater's besessen, und sich der Stellung, welche dieses ihm verschaffte, so ganz und gar zum Wohle seiner Mitbürger bedient, daß die Zeit, in welcher er den Staat leitete, ungeachtet der macedonischen Bedrückung, für den äußeren Wohlstand Athen's als eine der glücklichsten gepriesen ward. Als Kassander's Freund Nikanor das Commando der macedonischen Besatzung übernommen hatte, trat Phocion auch mit diesem in ein freundschaftliches Verhältniß. Polysperchon's Freiheits-Decret aber stürzte ihn ins Verderben. Gleichzeitig mit der Verkündigung der wiederhergestellten Volksherrschaft gelangte nämlich der Befehl an

Nikanor, mit seinen Truppen nach Macedonien zurückzukehren, damit die Stadt ihre volle Selbstständigkeit wieder erhalte. Nikanor gehorchte diesem Befehle nicht, und drohte den Athenern, als sie ihre Demokratie wieder einführten, mit der Rache Kassander's, welcher mit einer bedeutenden Macht unterwegs sei. Da die Athener sich von ihm nicht einschüchtern ließen, überrumpelte Nikanor, von den Oligarchen unterstützt, den Hafen Piräus. Er hatte also jetzt zwei feste Punkte in seiner Gewalt, und war deswegen noch weniger zum Abzug zu bewegen, obgleich einerseits die Athener ihn dringend darum baten, und andererseits Olympias ihm im Namen ihres Enkels die Räumung Athen's drohend befehlen ließ. Endlich erschien Polysperchon's Sohn, Alexander, mit einem kleinen Heere vor Athen; der zur Herrschaft gelangte Pöbel der Stadt wüthete aber so grausam, daß Alexander für besser hielt, mit den Oligarchen in Verbindung zu treten und keine ernstliche Anstalten zur Vertreibung Nikanor's zu treffen, als der neuen, wilden Demokratie die Zügel schießen zu lassen. Die Demokraten wütheten indessen fort, und zogen Phocion und die anderen Oligarchen vor ihr Revolutions-Tribunal; diese ergriffen aber die Flucht, und retteten sich größtentheils in Alexander's Lager. Von hier begaben sie sich bald nachher zu Polysperchon, welcher gerade damals mit einem Heere in Phokis angelangt war. Zu gleicher Zeit mit den Flüchtlingen erschien aber auch eine Gesandtschaft der wilden Demokraten bei Polysperchon, und dieser hatte nun zwischen beiden Parteien zu entscheiden. Die Nachricht von der nahen Ankunft Kassander's und die Hoffnung, demselben durch Aufopferung der Oligarchen allen Einfluß in Athen zu rauben, bewogen den Reichsverweser, diese dem wüthenden Pöbel preiszugeben. Er ließ Phocion und seine Freunde in Ketten legen und nach Athen bringen. Hier sprach das versammelte Volk sogleich das Todesurtheil über sie aus, und einer der besten Menschen, welche damals in Griechenland lebten, mußte nebst seinen Freunden den Irrthum seiner Urtheilskraft mit dem Leben büßen. Phocion mußte den Giftbecher trinken, weil er sich über die Lage der Dinge getäuscht, und in der Verwickelung der damaligen Verhältnisse für sich und seine Vaterstadt auf einem Wege Rettung gesucht hatte, der ihn selbst zum Verderben führte. Er fügte sich, wie Sokrates, mit Standhaftig-

keit und mit der Ruhe eines sittlich ausgezeichneten Menschen in sein Schicksal (317 v. Chr.).

Vier Tage nach Phocion's Hinrichtung kam Kassander im Piräus an. Er bedrängte die Stadt von Munychia und Piräus aus, während Polysperchon, um Kassander's Vorrücken zu hindern, sie mit einem Heere von fünf und zwanzig tausend Mann einschloß. Der Letztere glaubte nach einiger Zeit die Beobachtung Kassander's seinem Sohne überlassen zu können, und brach daher mit dem größten Theile seines Heeres nach dem Peloponnes auf. Hier verjagte er die Oligarchen aus mehreren Städten, belagerte aber die arkadische Stadt Megalopolis lange vergebens, und büßte dabei einen großen Theil seines schwer zu ersetzenden Heeres ein. Bald nachher wurde auch seine ganze Flotte von Antigonus vernichtet. Polysperchon verlor auf diese Weise seine politische Bedeutung, und Kassander erhielt das Übergewicht. Die Athener boten dem Letzteren bald ihre Unterwerfung an; denn er hatte sie vom Meere abgeschnitten, und sie entbehrten also Erwerb und Genuß, woran den wilden Demokraten, die in der Stadt herrschten, doch noch viel mehr lag, als am Herrschen. Kassander gewährte gern sehr billige Bedingungen. Er begnügte sich mit dem Besitze von Munychia, und bestand nicht auf der Beibehaltung der von seinem Vater eingeführten Verfassung; er änderte dieselbe vielmehr dahin ab, daß jeder, der etwa vierhundert vier und dreißig Gulden oder zweihundert und vierzig Thaler besitze, das volle Bürgerrecht haben, und daß ein von ihm selbst zu bestätigender Vorsteher der Republik erwählt werden solle (318 v. Chr.).

Die Athener erwählten den Demetrius Phalereus zu ihrem Regenten. Dieser Mann, welcher vorher schon fünf Jahre lang neben Phocion den Haupteinfluß im Staate gehabt hatte, und von jetzt an ein Jahrzehnt hindurch Athen beherrschte, hatte etwa dieselbe Stellung, wie einst der Redner Lykurg; allein die Umstände waren jetzt ganz anders, als damals. Es nahmen nämlich zwar alle Bürger, welche wenigstens zwei hundert und vierzig Thaler besaßen, d. h. also alle außer den eigentlichen Lazzaroni's, an der Regierung Theil, aber Demetrius hatte an Kassander und an der macedonischen Besatzung von Munychia einen Rückhalt, seine Verwaltung war daher gegen die ewigen Veränderungen geschützt, die

sonst aus dem Princip derselben nothwendiger Weise hervorgegangen sein würden. Die Regierung war nur scheinbar republikanisch, der That nach aber so völlig monarchisch, daß des Demetrius Herrschaft über Athen als Beweis dienen kann, wie sehr Aristoteles Recht hatte, an die Möglichkeit der Verbindung des monarchischen Princips mit dem Bestehen freier Staaten zu glauben. Übrigens ist des Demetrius Regierung für die Sittengeschichte jener Zeit so wichtig, daß sie ausführlicher geschildert werden muß.

Demetrius war Gelehrter und Rhetor, und zeichnete sich in seinen Schriften durch Glätte und Nüchternheit des Styls und durch die Kunst über alles Mögliche mit Feinheit zu reden aus. Dieses Wesen des Demetrius und seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft überhaupt passen ganz vortrefflich zu der sittenlosen Rolle, welche er als Beherrscher von Athen spielte. Es gehört nämlich zu den Eigenthümlichkeiten des geselligen Lebens jener Zeit, daß neben der größten Verdorbenheit der Sitten die Poesie, Philosophie und Kunst für alle Stände und Lebensalter ein dringendes Bedürfniß waren. Man darf aber dabei außerdem nicht übersehen, daß die Rhetoren Athen's damals ebenso, wie im Anfang des vorigen Jahrhunderts Voltaire und seine Freunde, ein Lob spendeten, das für die Großen der Erde eben dieselbe Bedeutung hatte, als einst zur Zeit der Freiheit der olympische Siegerkranz. Die athenischen Dichter und Philosophen, wie die Schauspiele, Feste und Mysterien der Hauptstadt von Griechenland hatten ihren alten Ruhm behauptet, und das Lob der Athener galt den an Schmeichelei gewöhnten Herrschern in der Nähe und Ferne mehr, als jedes andere Lob. Darum begannen auch damals die Athener, sowie durch ihr Beispiel hingerissen die Griechen überhaupt, diejenige Rolle zu spielen, welche sie seitdem Jahrhunderte lang fortgespielt haben, und durch die sie unter der römischen Herrschaft zur Zeit der Republik dienend, zur Zeit der Kaiser aber als die Lieblinge von diesen herrschend, sich eine Geltung verschafften. Sie drängten sich als geistreiche und witzige Gesellschafter, als vornehme Professoren, als Hofmeister und Lehrer, als Schmarotzer und Dichter an jeden, der ein großes Haus machte. Hat man diesen Charakterzug jener Zeit erfaßt, so wird man es erklärlich finden, daß ein De-

metrius Phalereus das tollste Leben führen konnte, und doch von den Athenern nicht allein geliebt, sondern auch verehrt und in den Himmel erhoben ward, sowie daß dieser Mann später, sobald er von einem anderen, ähnlichen Herrscher verjagt worden war, von ebendenselben Athenern geschmäht, gehaßt und zum Tode verurtheilt wurde. Das athenische Volk spendete Lob, und erwartete dafür Geschenke und Lustbarkeiten; wer diese ihm reichlich gab, war sein Abgott, mochte er nun sein wer er wollte.

Demetrius Phalereus hatte zu Phocion's Zeit nur die zweite Rolle gehabt. Als bei Polysperchon's Herannahen die Oligarchen durch den Pöbel verdrängt wurden, war er klüger als Phocion gewesen: er rettete sich damals zu Kassander's General Nikanor, der sich seiner annahm, während jener zu Polysperchon und dessen Sohn floh, die ihn aufopferten. Er ward von Kassander an die Spitze des Staats gestellt, und wußte seine Herrschaft, ungeachtet des Antheils der Ärmeren an der Regierung, sehr fest zu gründen, indem er sie einerseits auf die macedonische Besatzung, andererseits aber auf den damaligen Geist des athenischen Volks stützte. Athen war verarmt und dabei an Lüste und Sittenlosigkeiten gewöhnt; Demetrius gab große Summen aus, und fröhnte der ärgsten Sinnenlust, den Athenern gefiel ein zwar sehr willkürlicher, aber zugleich auch verschwenderischer und glänzender Fürst weit mehr, als die seitherige Herrschaft ihrer eigenen Aristokratie, und schon des Geldes und Genusses wegen mußten sie für seine Regierungsweise mehr Sinn haben, als für Phocion's moralische, den Platonischen Ideen sich nähernde Verwaltung.

Demetrius ward von Kassander und von Ptolemäus als nützlicher Verbündeter angesehen, Beide gaben ihm deshalb so viele Subsidien-Gelder, daß diese Einnahme, verbunden mit den athenischen Staats-Einkünften, jedes Jahr zwölfhundert Talente oder drei Millionen einmalhunderttausend Gulden (eine Million siebenmalhunderttausend Thaler) betrug. Mit dieser großen Summe führte er ein höchst schwelgerisches Leben. Er hatte seither sehr philosophisch gelebt, und sein Tisch war stets kärglich besetzt gewesen; sobald er Herr von Athen geworden war, wandte er die macedonischen und egyptischen Subsidien auf seine Mahlzeiten, statt sie zum Vortheil der Stadt oder zur Unterhaltung von Soldaten anzuwenden, wozu sie bestimmt

waren. Er hielt glänzende Gastmähler, welche so üppig waren, daß sein Koch von den täglichen Resten derselben sich nach zwei Jahren zwei große Güter kaufen konnte. Seine Speisezimmer waren mit den schönsten Teppichen belegt; er salbte sich mit den kostbarsten Salben, färbte sich sein Haar blond, und schminkte sich das Gesicht. Er bewirthete und unterhielt seine genußsüchtigen Athener, lud täglich eine große Zahl von Gästen ein, und überbot durch Aufwand, Glanz und Zierlichkeit alles, was seither in Athen zu sehen gewesen war. Er verführte Weiber, verkehrte mit den berühmten Hetären oder Buhlerinnen, welche damals in Athen lebten, und erfand neue Kleider; kurz, er trieb, wiewohl immer noch mit einem gewissen Anstande, alles, was zum Glanz und zur Befriedigung der Sinnenlust diente. Dabei beförderte er denn freilich auch jede Art von Kunst und Wissenschaft, die in solchen Zeiten, wie die seinige war und auch die unserige wiederum ist, getrieben werden kann. Er war weit entfernt, einen Aufwand, wie ihn Perikles als das Haupt des atheniſchen Volkes gemacht hatte, zu billigen. Von neuen Tempeln und Theatern und von der in der guten alten Zeit gebräuchlichen glänzenden Aufführung der Tragödien und Komödien wollte er nichts wissen. Augenblicklicher Genuß und Nutzen allein war dasjenige, wofür er keinen Aufwand für zu groß hielt. Er hatte also bei Festlichkeiten und Kunstwerken nur Ergötzung und Sinnenlust im Auge, nicht die großen und wahrhaft menschlichen Gefühle, welche die Kunst erweckt und erhält. Wie hätten daher seine Verschwendungen der Stadt Nutzen bringen können! Im Gegentheil, er verdarb durch sein Beispiel den Geist und die Moral des atheniſchen Volkes, obgleich er selbst doch wieder Luxus-Gesetze gab, in welchen er den Sittenverbesserer machte. Er erwarb sich auf diese Weise die Gunst der entarteten Athener in so hohem Grade, daß sie ihm in kurzer Zeit nicht weniger als dreihundert und sechszig Ehren-Statuen errichteten.

Dies war Athen's Zustand während der zehn Jahre, in welchen Demetrius Phalereus, Kassander's Schützling, die Stadt beherrschte. Kassander selbst verließ Athen gleich nach der Einsetzung des Demetrius wieder, und suchte sich auf Kosten Polysperchon's eine Herrschaft zu gründen. Als sein Gegner den größten Theil seines Heeres verloren und sich mit dem Rest desselben aus dem

Peloponnes zurückgezogen hatten, erklärten sich sogleich einige griechischen Städte für Kassander, andere aber wurden von diesem mit Gewalt eingenommen. Dann zog Kassander nach Macedonien, zu dessen Unterwerfung die Gräuelthaten der Olympias ihm den Weg gebahnt hatten. Eurydike, welche mit Kassander in Unterhandlung getreten war, hatte nach der Entfernung Polysperchon's sich der Regierung ganz bemächtigt; Polysperchon aber war vom Peloponnes aus nach Epirus gezogen, um Olympias und ihren Enkel Alexander, den seine Mutter Roxane aus Furcht vor den Nachstellungen der Eurydike dahin gebracht hatte, nach Macedonien zurückzuführen. Der König Aeacidas, ein Vetter der Olympias, unterstützte Polysperchon's Unternehmen mit einem Heere, Eurydike aber schickte Boten an Kassander in den Peloponnes, und führte ihren herannahenden Feinden die in Macedonien befindlichen Truppen entgegen. An der Grenze des Landes trafen beide Heere auf einander. Olympias und Eurydike, welche beide gleich herrschsüchtig und rachgierig waren, standen an der Spitze ihrer Truppen, und suchten wie wüthende Furien einander zu verderben. Als das Gefecht beginnen sollte, trat Olympias vor das Heer der Eurydike, deutete auf Roxane, auf den jungen Alexander und auf sich selbst, und entwaffnete dadurch ihre Gegnerin. Die Truppen weigerten sich, die Mutter, die Gemahlin und den Sohn ihres großen Königs anzugreifen, traten in Unterredung mit den ihnen gegenüberstehenden Landsleuten, und vereinigten sich zuletzt geradezu mit denselben. Die verlassene Eurydike und ihr Gemahl wurden gefangen genommen und der schrecklichen Olympias überliefert. Diese ließ, um ihre Wuth zu stillen, Beide auf grausame Weise quälen, Philipp Arrhidäus und Eurydike wurden in einen engen Raum eingemauert, und erhielten täglich die nothdürftige Nahrung, damit sie eines langsamen Todes stürben. Als das martervolle Leiden der Unglücklichen bei den Soldaten des Heeres Mitleiden und Unwillen erregte, ließ Olympias den König Philipp mit Pfeilschüssen tödten, der Eurydike aber schickte sie einen Dolch, einen Strick und einen Gifttrank in ihren Kerker, damit sie sich die Todesart auswähle. Eurydike erdrosselte sich mit ihrem eigenen Gürtel (317 v. Chr.) Die eigene Mutter Alexander's gab also das erste Beispiel der Ermordung von Angehörigen des königlichen Hauses, und veranlaßte

dadurch den Untergang aller Glieder desselben. Diese blutgierige Frau, deren Sinn mit den Jahren nicht im geringsten milder geworden war, wüthete hierauf auch in Macedonien selbst gegen alle diejenigen, welche mit ihrer Gegnerin befreundet gewesen waren. Hundert vornehme Macedonier, unter ihnen auch ein Bruder Kassander's, wurden hingerichtet; ja, Olympias ging in ihrer Wuth so weit, daß sie das Grab eines anderen Sohnes des Antipater aufwühlen ließ, um sich an den Gebeinen desselben zu rächen.

Kassander belagerte gerade eine arkadische Stadt, als er die Nachricht von dem Tode der Eurydike und der Rückkehr der Olympias erhielt. Er brach mit seinem Heere sogleich nach Macedonien auf. Hier sandte er einen seiner Generale gegen Polysperchon, er selbst aber ging auf die Festung Pydna los, in welche sich Olympias mit ihrer Stieftochter Thessalonike, ihrem Enkel Alexander und dessen Mutter Roxane eingeschlossen hatte. Olympias war rettungslos verloren, da Polysperchon durch Kassander's General bedrängt und eines Theiles seiner Truppen beraubt wurde, der Epiroten-König Aeacidas aber durch eine Empörung seines Volkes gehindert wurde, Hülfe zu leisten. Olympias mußte sich daher nach einer langen Belagerung ihrem Feinde ergeben. Sie erlitt die längst verdiente Strafe. Kassander war entschlossen, sich ihrer zu entledigen, obgleich er nicht wagte, die Mutter Alexander's des Großen geradezu tödten zu lassen; er suchte daher dem Morde derselben durch eine vorhergegangene gerichtliche Verurtheilung den Schein der Gerechtigkeit zu geben. Er veranlaßte die Verwandten der auf ihren Befehl Gemordeten zu einer Anklage vor dem Heere, welches nach macedonischem Rechte über jeden auf Leben und Tod Angeklagten zu entscheiden hatte. Olympias wurde hierauf zwar von dem Heere zum Tode verurtheilt, aber die mit der Vollstreckung des Spruches beauftragten Soldaten weigerten sich, dies zu thun. Kassander bediente sich daher der Rachsucht derer, welche die Anklage gemacht hatten; diese steinigten die Königin zu Tode (316 v. Chr.). Roxane und Alexander Aegus wurden auf Kassander's Befehl in die Festung Amphipolis gebracht, wo sie strenge bewacht und wie Privatpersonen behandelt wurden; Thessalonike aber, welche gleichfalls in Kassander's

Gewalt gerathen war, ward seine Gemahlin. Polysperchon, dessen Truppen größtentheils zu Kassander übergingen, flüchtete sich nach Aetolien und von da in den Peloponnes, wo er und sein Sohn Alexander sich im Besitze Korinth's und einiger anderen Städte behaupteten.

3. Der Kampf um Alexander's Reich vom Tode der Olympias an bis zur Ermordung der Roxane und ihres Sohnes.

Das Schicksal der Welt hing, wie schon die vorher berichteten Ereignisse zeigen, in jener Zeit ganz von Soldaten und ihren Führern ab. Es ist daher nöthig, den Faden der Erzählung zu unterbrechen, um einen Blick auf das damalige Kriegswesen und die Beschaffenheit der Heere zu werfen. Die Betrachtung der militärischen Verhältnisse und Zustände ist aber außerdem auch für die Erkenntniß des herrschenden Zeitgeistes von großer Wichtigkeit, weil aus der Entwickelung der Kriegskunst theils neue Künste und Gewerbe entsprangen, theils die seitherigen eine neue Richtung und einen größeren Aufschwung erhielten. Endlich hatte das Kriegswesen auch auf das Staatsleben einen großen Einfluß; denn es war damals nicht allein das Schicksal der Staaten auf ähnliche Weise, wie in unserer Zeit, von den Truppen und ihren Gebietern abhängig, sondern da die Heere größtentheils aus bezahlten Miethlingen bestanden und nichts als künstliche Maschinen waren, so wurde auch das Finanzwesen der wichtigste Theil der Staatsverwaltung. Geld und Truppen waren die Angelpunkte, um welche sich die Geschicke der Staaten drehten, statt daß früher die lebendige Kraft und der Geist der Bürger die Seele des Ganzen gebildet, und den Gang der Ereignisse bestimmt hatten.

Schon von Iphikrates Zeit an waren geworbene Truppen immer mehr an die Stelle der Bürgerheere getreten, und als Alexander der Große starb, hatte die Streitbarkeit der Masse des Volkes in den griechischen Staaten fast ganz aufgehört. Selbst das Heer, welches Leosthenes im Lamischen Kriege anführte, bestand hauptsächlich aus Miethlingen, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß damals die Athener zum letzten Male von einer nationalen Begeisterung getrieben

wurden. Dagegen waren Philipp's und Alexander's Truppen, obgleich ſie als ſtehende Heere in unſerem Sinne des Wortes anzuſehen ſind, ihrem Kerne nach eine Nationalmacht, welche nur für beſtimmte Zeit und beſtimmte Zwecke in Dienſt trat, einen Einfluß auf die Verwaltungsgeſchäfte ausübte, und die Gerechtigkeitspflege in ihrer Hand hatte. Dies Alles änderte ſich mit Alexander's Tode; die Heere der verſchiedenen Herrſcher, welche um den Beſitz des Reiches kämpften, wurden fortan aus geworbenen Truppen oder aus willenloſen Unterthanen zuſammengeſetzt, und waren das Eigenthum der Herren, denen ſie dienten. Von allen Völkern, welche zu Alexander's Reich gehört hatten, bildeten nur noch die Aetoler eine Nationalmacht; dieſe erhielten daher auch in den Kriegen der nächſten Zeit ein immer größeres Gewicht, und wurden dadurch in der ſpäteren Geſchichte eine der Hauptvölkerſchaften Griechenlands, während ſie in der früheren kaum erwähnt werden.

Wenden wir uns von der Betrachtung des Kriegsweſens wieder zu dem Gang der Ereigniſſe zurück, ſo iſt zur klaren Erkenntniß der nächſten vierzehn Jahre nach Eumenes Tod vornehmlich das Eine feſtzuhalten, daß Antigonus, ſein Sohn Demetrius Poliorketes, Ptolemäus, Seleukus, Kaſſander und Lyſimachus die wichtigſten Perſonen ſind. Alle anderen Statthalter ſpielen nur eine untergeordnete Rolle. Antigonus war durch die Beſiegung des Eumenes Herr von Aſien geworden, der einzige Mann, der ihm für die Behauptung dieſer Stellung gefährlich werden konnte, Seleukus, ward bald von ihm verdrängt, die übrigen Statthalter aber erkannten ihn als Reichsverweſer und oberſten Gebieter an. Ebenſo hatte Kaſſander in Europa das Übergewicht über Polyſperchon, und beherrſchte einen Theil von Griechenland. Lyſimachus, der Statthalter von Thracien, wurde zu ſehr durch den Unabhängigkeitsſinn der wilden Völkerſchaften ſeines Landes beſchäftigt, als daß er in der nächſten Zeit einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Dinge hätte ausüben können. Dagegen erhielten damals Seleukus, der Statthalter von Babylonien, und Ptolemäus, der Beherrſcher von Egypten, ſowohl für Aſien wie für Europa eine große Wichtigkeit. Beide wußten ſich damals im Beſitze ihrer Provinzen zu befeſtigen, und da ſie nicht, wie Antigonus, nach der

Herrschaft über Alexander's ganzes Reich strebten, so zersplitterten sie nicht gleich diesem ihre Kräfte, und behaupteten in den Stürmen und Verwickelungen der Ereignisse, allein von allen Generalen Alexander's, die errungene Macht für sich und ihre Nachkommen.

Antigonus richtete nach der Besiegung des Eumenes sein Augenmerk zunächst auf die Schätze von Susa. Er hatte Seleukus mit der Eroberung der Provinz, deren Hauptstadt Susa war, beauftragt, und ihm versprochen, dieselbe zur Statthalterschaft Babylonien zu schlagen; Seleukus übergab daher, als Antigonus heranzog, die Stadt mit ihren Schätzen, und verschaffte ihm dadurch zugleich die Mittel zur Führung von Kriegen. Antigonus fand in Susa so viel baares Geld und Kostbarkeiten, daß die gesammte Summe, welche er dort und in Medien zusammenbrachte, auf fünf und zwanzig tausend Talente Gold veranschlagt wird. Er bemächtigte sich außerdem auch der zehntausend Talente, welche in der königlichen Schatzkammer zu Quinda in Cilicien lagen, und da er noch dazu von den ihm unterworfenen Statthaltern jährlich elftausend Talente erpreßte, so nahm er also in einem einzigen Jahre nicht weniger als sechs und vierzig tausend Talente ein, d. h. eine Summe von mindestens hundert und neunzehn Millionen Gulden oder sechs und sechszig Millionen Thalern unseres Geldes. Er hatte kaum durch Seleukus Hülfe sich der Schätze von Susa bemächtigt, als er auch schon diesen Mann, der nächst Eumenes und Ptolemäus der schlaueste von allen Generalen Alexander's war, durch List und Betrug zu verderben suchte. Er brach nicht blos in Rücksicht der Statthalterschaft sein gegebenes Wort, sondern suchte auch, als er in Babylon mit Seleukus zusammenkam, absichtlich einen Zwist herbeizuführen, und behandelte seinen Verbündeten wie einen Untergebenen. Nachdem er ihn dadurch gereizt hatte, wollte er ihn zuletzt sogar verhaften lassen, um sich seiner ganz zu entledigen, Seleukus kam ihm aber durch die Flucht zuvor (316 v. Chr.)

Der flüchtige Statthalter suchte und fand eine Zuflucht bei Ptolemäus in Egypten. Sobald der herrschsüchtige Antigonus Herr von ganz Asien geworden war, war auch Ptolemäus gefährdet, und mußte suchen der drohenden Gefahr bei Zeit zu begegnen. Aus diesem Grunde nahm er nicht nur Seleukus bei sich auf,

sondern bewog auch Kassander und Lysimachus, welche auf gleiche Weise bedroht waren, zu einem Bündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind. Dieser Bund führte einen mehrjährigen Krieg gegen Antigonus herbei. Der Letztere suchte seine Feinde auf verschiedene Weise zu bekämpfen. Gegen Lysimachus regte er die rohen thracischen Völkerschaften und die an der Küste von Thracien gelegenen griechischen Seestädte auf, so daß dieser in seinem eigenen Lande beschäftigt ward, und an Unterstützung seiner Bundesgenossen nicht denken konnte. Um Kassander von Asien fern zu halten, zog Antigonus Griechenland mit in den Kampf. Er schloß eine Verbindung mit dem alten Polysperchon, welcher dadurch wieder aus seinem Schlummer geweckt ward, ließ durch Abgesandte die Freiheit aller griechischen Staaten verkündigen, und schickte gewandte Unterhändler mit großen Geldsummen in den Peloponnes, um überall Unruhen zu erregen und die Griechen gegen Kassander unter die Waffen zu rufen. Dieser wurde dadurch ebenfalls so sehr beschäftigt, daß er während des ganzen Krieges nicht nach Asien kommen, sondern nur eine kleine Truppenschaar dahin schicken konnte; ja, er wäre sogar selbst in große Noth gerathen, wenn er nicht verstanden hätte, Polysperchon's eigenen Sohn, Alexander, durch niedrigen Gewinn zum Verräther seiner Freunde zu machen und ihn zu bewegen, daß er sich mit dem Feinde seines Vaters verband.

Seine Hauptanstrengung richtete Antigonus gegen Ptolemäus, welcher seit einigen Jahren nicht nur Egypten, sondern auch Syrien und Phönicien besaß, und durch seine große Flotte dem Beherrscher von Asien unter allen seinen Feinden am gefährlichsten war. Antigonus warf sich mit dem Kerne seiner Macht auf Syrien und Phönicien, eroberte diese Länder, und ließ in den Häfen derselben mit großen Kosten eine Flotte bauen, wobei ihm Nearch, der seit alter Zeit sein Freund war, die besten Dienste leistete. Ptolemäus dagegen unterstützte die Gegner des Antigonus im Peloponnes und den Statthalter von Karien, Asander, der sich gegen Antigonus empört hatte. Der Letztere ward fünfzehn Monate lang durch die Belagerung der Stadt Tyrus aufgehalten, deren Bewohner auch damals wieder ihren alten Heldenmuth bewiesen, und erst durch die äußerste Hungersnoth zur Unterwerfung gebracht

wurden (314 v. Chr.). Nach der Einnahme von Tyrus übergab Antigonus die Leitung des syrischen Krieges seinem berühmten, damals dreiundzwanzigjährigen Sohne Demetrius, welcher den Beinamen Poliorketes, d. i. Städte-Eroberer erhielt, und zog selbst gegen Asander. Dieser wurde nach Verlauf eines Jahres zur Unterwerfung gezwungen. Ehe hierauf Antigonus nach Syrien zurückkehrte, hatte Ptolemäus auf den Rath des Seleukus seine ganze Macht aufgeboten, um sich dieses Landes wieder zu bemächtigen. Bei der Stadt Gaza trafen die beiden Gegner des Antigonus mit dem Sohne desselben zusammen. Dieser, ein ehrgeiziger und heftiger junger Mann, war durch den Verlust von Cypern, welches Ptolemäus kurz zuvor besetzt hatte, so sehr erbittert, daß er gegen den Rath seiner Generale sich entschloß, zwei der ausgezeichnetsten Feldherren aus Alexander's Schule im offenen Felde anzugreifen. Ptolemäus und Seleukus erfochten einen vollständigen Sieg über ihn. Ganz Syrien, Phönicien und Palästina war der Preis dieses Sieges (312 v. Chr.), und Seleukus benutzte die Niederlage des Demetrius Poliorketes, welcher sich mit dem Rest seines Heeres bis nach Cilicien zurückzog, zur Wiedereroberung seiner Statthalterschaft Babylonien. Er besetzte dieselbe ohne Schwierigkeit, und zersprengte das Heer des Statthalters von Medien, der in Antigonus Namen herbeigeeilt war. Seit dieser Zeit behauptete Seleukus die Herrschaft des fernen Ostens, und weil er durch die Eroberung von Babylonien den Grund zu dem Reiche legte, welches er auf seine Nachkommen oder die Seleuciden vererbte, so wurde das Jahr derselben der Anfangspunkt der Zeitrechnung, welche bald nachher in diesem Reiche eingeführt ward, und den Namen der Seleucidischen Ära führt.

Ptolemäus verlor die von ihm eroberten Länder noch in demselben Jahre wieder. Demetrius brach nämlich, sobald er in Cilicien sein Heer wieder ergänzt hatte, in Syrien ein, schlug einen ihm entgegengeschickten General des Ptolemäus aufs Haupt, und drang dann in Verbindung mit seinem Vater, welcher aus Kleinasien herbeigeeilt war, weiter vor. Ptolemäus war ein zu behutsamer Mann, als daß er den vereinten Heeren Beider eine Schlacht hätte liefern sollen; er gab vielmehr die Eroberungen, die er gemacht hatte, wieder auf, und zog sich nach Egypten zurück, wo er

unangreifbar war. Antigonus wollte ihm zwar auch dahin folgen, er schickte aber zuerst einen Theil seines Heeres gegen die Beduinen-Horden des felsigen Arabiens, verlor auf diesem äußerst beschwerlichen Zuge in der Wüste viele seiner Soldaten, und sah sich, als der Rest derselben zu ihm zurückkam, durch die aus Babylonien erhaltenen Nachrichten genöthigt, den Marsch nach Egypten aufzugeben. Sein Sohn Demetrius, der hierauf mit neunzehntausend Mann gegen Seleukus abgeschickt wurde, bemächtigte sich zwar der Stadt Babylon, in welcher Seleukus nur eine geringe Besatzung zurückgelassen hatte, erweckte aber durch seine Grausamkeiten und Verwüstungen überall den größten Haß gegen sich, und bewirkte auf diese Weise, daß die Bewohner Babyloniens nur um so fester an Seleukus, der ihnen die größte Milde bewiesen hatte, gekettet wurden. Antigonus sah daher keine Möglichkeit durchzudringen, und rief bald auch seinen Sohn nach Syrien zurück.

Unmittelbar nach diesen Begebenheiten trat eine Waffenruhe ein; der einzige Schriftsteller des Alterthums, der uns über das Ende des damaligen Kampfes zwischen Antigonus und seinen Gegnern Nachricht gibt, behauptet sogar, es sei im Jahre 311 v. Chr. ein förmlicher Frieden geschlossen worden. Diese Angabe ist nicht gerade für ganz zuverlässig zu halten; wenn aber auch wirklich ein Frieden zu Stande kam, so zeigt doch die Geschichte der nächstfolgenden Jahre, daß es keinem der Generale mit demselben Ernst war. Jedenfalls blieb die gegenseitige Stellung derer, welche sich unter den Namen von Reichsverwesern und Statthaltern in Alexander's Reich getheilt hatten, im Allgemeinen dieselbe, wie sie beim Beginne des Krieges gewesen war, mit der einzigen Ausnahme, daß Seleukus sich wieder eine Herrschaft verschafft hatte.

Wie wenige Jahre zuvor Kassander's und Polysperchon's Streit um die Oberherrschaft von Macedonien mit dem Morde des Philipp Arrhidäus, der Eurydike und der Olympias geendet hatte, so führte jetzt auch der von den asiatischen Statthaltern um den Besitz ihrer Provinzen geführte Krieg den gewaltsamen Tod zweier anderen Glieder der königlichen Familie herbei. Es befanden sich nämlich in den Heeren aller Statthalter viele Macedonier, und da diese ihrem Königsstamme ergeben waren, so hatte Antigonus, um seinen Gegnern zu schaden, während des

Krieges den Schein angenommen, als wenn er nur die Sache seines Königs führe, und den jungen Sohn der Roxane, Alexander Aegus, überall als König anerkennen lassen. Sobald der Krieg beendigt war, fiel nicht nur jener Grund weg, sondern der heranwachsende König stand auch den auf selbstständige Herrschaft gerichteten Planen des Antigonus und der anderen Statthalter im Wege, und drohte später ein gefährlicher Nebenbuhler zu werden. Dies veranlaßte die Ermordung der Roxane und ihres Sohnes. In den öffentlichen Artikeln des Friedens erklärte man denselben zwar zum König des Reiches, nicht lange nachher aber wurden Mutter und Sohn ums Leben gebracht, entweder weil die Statthalter insgeheim darüber übereingekommen waren, oder weil Kassander, in dessen Haft sich Beide befanden, es für seine Herrschaft zu bedenklich hielt, den öffentlich als König anerkannten Knaben am Leben zu lassen. Genug, Kassander ließ bald nach dem Abschluß des Friedens Roxane und den jungen Alexander heimlich umbringen, ihre Leichen in der Stille verscharren und das Geschehene erst nach und nach dem Volke bekannt werden (311 v. Chr.).

4. Der Kampf um Alexander's Reich vom Tode der Roxane an bis auf die Schlacht bei Salamis in Cypern.

Der Frieden, welcher zwischen den Statthaltern geschlossen worden sein soll, dauerte nur kurze Zeit; denn es war keinem von ihnen damit Ernst gewesen, und die Welt konnte nicht eher Ruhe erhalten, als bis die herrschsüchtigen Generale entweder das Ziel ihrer Wünsche erreicht hatten, oder im Streben danach untergegangen waren. Der Kampf wurde also mit kurzen Unterbrechungen in den verschiedenen Theilen des Reiches fortgesetzt. Übrigens hatten für die Entscheidung desselben von jetzt an nur Griechenland und der Westen von Asien eine Bedeutung. Der äußerste Osten des Reiches dagegen trat in den Hintergrund, seitdem in den Jahren 311 und 310 vor unserer Zeitrechnung Seleukus sich nicht allein in seiner Provinz Babylonien festgesetzt, sondern auch alle im Osten derselben gelegenen Statthalterschaften bis nach Indien hinein unterworfen hatte. Da Seleukus dadurch längere Zeit gehindert

ward, an den Begebenheiten im Westen Antheil zu nehmen, so konnte Antigonus wegen dieses Gegners ruhig sein, und seine ganze Macht in Vorderasien zusammendrängen.

In Griechenland durchkreuzten sich die Interessen der verschiedenen Statthalter von Alexander's Reich am meisten; hier wurden deshalb auch die Verhältnisse so verwickelt, daß der Zusammenhang der Ereignisse gerade in Betreff der griechischen Staaten und Städte am schwersten zu erkennen ist. Antigonus hatte, gleich beim Beginn des kurz zuvor erwähnten Krieges, Griechenland mit in den Kampf zu ziehen gesucht, und aus diesem Grunde die Freiheit aller griechischen Staaten verkündigen lassen. Ptolemäus wußte die dieser Maßregel zu Grunde liegende Absicht dadurch zu vereiteln, daß er bald nachher auch in seinem Namen die Griechen für frei erklären ließ. Er sowohl als Antigonus schickten Truppen nach Griechenland, und hier bekämpften sich nun Ptolemäus, Antigonus, Kassander, Polysperchon und ein Theil der Griechen unter einander. In dem Frieden, welcher 311 v. Chr. zwischen den Statthaltern geschlossen wurde, war auch die Selbstständigkeit aller griechischen Staaten wieder ausgesprochen worden; keiner der Generale zog aber seine Besatzungen aus den griechischen Städten zurück, und die Verhältnisse blieben also, wie sie gewesen waren. Übrigens verdienen in Betreff der griechischen Angelegenheiten jener Zeit nur zwei Umstände eine besondere Erwähnung, nämlich zuerst die Art, wie Kassander den alten, abgelebten Polysperchon zur Ermordung eines der wenigen noch übrigen Glieder von Alexander's Familie bewog, und dann das Auftreten eines Mannes von reinerer und besserer Gesinnung mitten in der allgemein herrschenden Selbstsucht und genialen Verdorbenheit.

Polysperchon hatte Alexander's Wittwe Barsine mit ihrem Sohne Herkules an sich gezogen, und den Letzteren, als den einzigen noch übrigen Nachkommen des großen Königs, zum Herrn des Reiches ausgerufen. Er gewann sich dadurch die Anhänger des königlichen Hauses, sammelte ein ziemlich beträchtliches Heer, und wollte nun mit demselben den jungen Herkules, welcher zur Zeit des Friedensschlusses etwa siebenzehn Jahre alt war, nach Macedonien führen. Kassander zog ihm entgegen, fand aber, da viele von seinen eigenen Soldaten dem Sohne Alexander's gewogen

waren, eine entscheidende Schlacht bedenklich, und nahm daher zur List seine Zuflucht. Er trat mit Polysperchon in Unterhandlung, und suchte ihm begreiflich zu machen, daß die Erhebung des Herkules ihnen Beiden nachtheilig sei und sie leicht um alle Bedeutung bringen könne. Durch diese Vorstellungen und durch zweimalhundert und sechszig tausend Gulden (einmalhundert und fünf und vierzig tausend Thaler), die er dem alten, schwachen Manne gab, berückte er denselben und brachte ihn zuletzt dahin, daß derselbe einen geheimen Vertrag mit ihm schloß und den Herkules zu tödten versprach. Dieser wurde hierauf mit seiner Mutter erdrosselt. Polysperchon war und blieb der Betrogene. Kassander trat ihm zwar, dem Vertrage gemäß, scheinbar die Herrschaft über den Peloponnes ab; allein dort stieß Polysperchon auf kräftigen Widerstand, und nicht lange nachher sank er wieder in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurück.

In dieser traurigen Zeit, in welcher Alexander's Generale durch Gewalt, Trug, Mord und andere Verbrechen die Herrschaft an sich zu reißen suchten, zeigte ein einziger Mann einen reinen Enthusiasmus für griechische Freiheit. Dieser Mann war ein Neffe des Antigonus, und trug, gleich dem damaligen Beherrscher von Egypten, den Namen Ptolemäus. Wir wagen zwar nicht seine moralischen Grundsätze als unbezweifelt rein darzustellen, er ward aber unstreitig von edleren Triebfedern geleitet, als jene militärischen Räuber, welche sich damals Throne erkämpften. Er war im Jahre 313 v. Chr. von seinem Oheim mit einem Heere nach Griechenland geschickt worden, und hatte, im Gegensatz gegen alle anderen Generale und Befehlshaber, den edlen Ehrgeiz, sich durch die Wiederherstellung der Freiheit der griechischen Staaten und ihrer alten Verfassungen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Er eroberte Städte und Länder, nicht etwa für Antigonus oder für sich selbst, sondern als Befreier. Bald nach seiner Landung machte er ganz Böotien und alles Land bis nach Aetolien hin vom macedonischen Joche frei. Als er sich in der gleichen Absicht den Grenzen von Attika näherte, erhielt er von seinem Oheim den Befehl, nach dem Peloponnes zu ziehen. Er gehorchte, verfuhr aber hier ebenso, wie im mittleren Griechenland. Er zwang den Unterbefehlshaber, welcher seither im Peloponnes die Truppen des Antigonus befehligt

hatte, das Land Elis nebst den daselbst geraubten heiligen Schätzen ihm zu übergeben, und schenkte dann diesem Staate, wie jedem anderen, den er besetzte, die Freiheit. Auch nach dem Friedensschluß seines Oheims mit den anderen Statthaltern handelte er diesem Grundsatze gemäß, obgleich es dem Antigonus mit dem Artikel des Friedensvertrags, welcher alle Griechen in Europa und Asien für frei erklärte, nicht im mindesten Ernst war. Antigonus nahm es daher auch seinem Neffen sehr übel, daß derselbe, anstatt Besatzungen in die eroberten Städte zu legen, die ihm anvertrauten Truppen noch immer zur wirklichen Befreiung von Griechenland gebrauchte. Er entzweite sich darüber mit ihm, und Ptolemäus fiel, als er nach Asien zurückgerufen wurde, von seinem Oheim ab. Ptolemäus beging hierauf die Thorheit, sich an den Beherrscher von Egypten anzuschließen, welcher die Freiheit der Griechen früher ebenfalls ausgerufen, und nachher in dem Friedensvertrag nochmals anerkannt hatte. Dieser nahm den edeln Befreier freundlich auf, zog aber die Truppen desselben an sich, und entledigte sich dann ihres Führers als eines unnützen Werkzeugs dadurch, daß er ihn umbringen ließ (309 v. Chr.).

Die Rolle des Befreiers von Griechenland, welche der Neffe des Antigonus höchst unglücklich gespielt hatte, übernahm bald nachher des Letzteren Sohn, Demetrius Poliorketes, der einen ganz anderen Charakter und ganz andere Grundsätze und Sitten hatte, als sein Vetter. Ptolemäus von Egypten hatte seine Macht in Griechenland auszubreiten gestrebt, und sich zuletzt der wichtigen Städte Korinth und Sikyon bemächtigt; er legte Besatzungen in dieselben, und verständigte sich mit Kassander, durch einen besonderen Friedensvertrag, über ihre beiderseitigen Besitzungen im Peloponnes. Bald nachher (308 v. Chr.) trat er mit Kleopatra, der Schwester Alexander's des Großen, welche nebst ihrer Stiefschwester Thessalonike, der Gemahlin Kassander's, von der ganzen königlichen Familie allein noch am Leben war, in Unterhandlung, um sich mit ihr zu vermählen. Diese Verhandlung hatte kaum begonnen, als Kleopatra, welche in Sardes, einer von Truppen des Antigonus besetzten Stadt, lebte, eines Tages ermordet gefunden ward. Antigonus ließ die Sklavinnen derselben, als die Mörderinnen, mit dem Tode bestrafen, und die Leiche der Prinzessin mit königlichen

Ehren bestatten; niemand zweifelte aber, daß Antigonus selbst der Anstifter der That war. Ein Jahr später rüstete Antigonus eine Flotte aus, um Ptolemäus und Kassander mit einer größeren Macht, als früher, in Griechenland anzugreifen, vor allem Andern aber sich der Stadt Athen zu bemächtigen, und dann von dort aus das übrige Griechenland in Abhängigkeit von sich zu bringen. Die Leitung dieses Unternehmens, welches unter dem Schein einer Befreiung Griechenlands ausgeführt werden sollte, übertrug er seinem Sohne Demetrius Poliorketes. Mit zweihundert fünfzig großen Schiffen, einem zahlreichen Heere und einer baaren Summe von nicht weniger als dreizehn Millionen Gulden oder sieben Millionen Thalern ging Demetrius zu Ende des Frühlings 307 v. Chr. unter Segel. Unerwartet erschien er bei Athen, und da die macedonische Besatzung nicht stark genug war, um zugleich den Piräus und die Munychia zu vertheidigen, so bemächtigte er sich ohne große Mühe des Ersteren. Einige Zeit nachher erstürmte er auch die Munychia, und nahm die macedonischen Truppen gefangen.

Demetrius Poliorketes hatte sich den Athenern als Befreier angekündigt, und wurde deshalb mit Freuden aufgenommen. Der seitherige Beherrscher der Stadt, Demetrius Phalereus, war froh, als er bei jenem eine Zuflucht gegen die Wuth des launenhaften Pöbels fand, der sich sogleich ganz dem Demetrius Poliorketes zuwendete, und dagegen seinen früheren Abgott mit Haß verfolgte. Demetrius Phalereus ward unter sicherem Geleite nach Böotien gebracht, reiste von da zu Kassander, und begab sich, als dieser starb, nach Egypten, wo er, durch seine Bemühungen um die dortigen wissenschaftlichen Anstalten, eine weit größere Bedeutung für die Geschichte der Menschheit erhielt, als durch seine zehnjährige Herrschaft in Athen. In seiner Vaterstadt wurden unmittelbar nach seiner Flucht die ihm errichteten dreihundert und sechszig Statuen zertrümmert und er selbst zum Tode verurtheilt. Mit gleicher Wuth verfuhr das Volk auch gegen seine Freunde und Anhänger. Demetrius Poliorketes verzögerte seinen Einzug in die Stadt, bis er auch die benachbarte Stadt Megara von ihrer macedonischen Besatzung befreit hatte. Dieser Einzug war höchst glänzend, und der große Jubel, mit dem er empfangen wurde, bildete die Einleitung zu einer Reihe von Niederträchtigkeiten, durch welche das athenische

Volk ſich zur Rolle der elendeſten und feilſten Schmeichler herabwürdigte.

Des Demetrius ganzes Weſen und ſein erſter Aufenthalt in Athen ſind für die Sittengeſchichte jener Zeit ſo bezeichnend, daß es nöthig iſt, den Charakter dieſes ſonderbaren Mannes und das Benehmen der Athener gegen ihn bis ins Einzelnſte zu ſchildern. Demetrius war, wie Alcibiades, durch Kraft und Schönheit des Körpers ausgezeichnet und mit großen geiſtigen Talenten begabt; er verband ebenſo, wie dieſer, Gewandtheit, Thätigkeit und militäriſche Einſicht mit einem abenteuerlichen Sinne und mit der ausſchweifendſten Sittenloſigkeit. Während er in allen ſeinen Kriegsunternehmungen verſtändig und raſtlos thätig war, und ſich durch den erfinderiſchen Geiſt, den er dabei zu erkennen gab, den Beinamen Poliorketes d. i. Städte-Eroberer verdiente, war er zugleich allen Arten von Lüſten in ſo hohem Grade ergeben, daß ihm in jener Zeit großer ſittlicher Entartung darin nicht wohl ein Anderer gleich kam. Er hatte ſein ganzes Leben hindurch keinen leitenden Grundgedanken und kein beſtimmtes politiſches Ziel, er ſuchte nur Abenteuer und den Schein der Genialität, da er zugleich den Alcibiades, den Achilles und den Alexander in ſeiner Perſon vereinigen wollte. Unter den Griechen trat er als Herold und Wiederherſteller der Freiheit auf, dies war aber eine bloße Affectation; denn die Liebe zur Freiheit konnte unmöglich in einem Herzen wohnen, welches von den Begierden und Leidenſchaften eines Despoten, von der Üppigkeit eines Schwelgers und von der Prahlerei eines orientaliſchen Fürſten erfüllt war. Die Athener nahmen freilich alles, was Demetrius ihnen ſagte und ſagen ließ, für baare Wahrheit, und verehrten einen Mann, der jeder Gerechtigkeit und Tugend Hohn ſprach, wie einen Halbgott.

Als Demetrius ſeinen glänzenden Einzug in Athen gehalten hatte, trat er vor dem verſammelten Volke auf, und verkündete demſelben: die Stadt ſei frei und ſolle ihre alte demokratiſche Verfaſſung wieder einführen, er ſelbſt werde ihr zur Wiederherſtellung ihrer früheren Seemacht behülflich ſein, und unter die Bürger hundert und fünfzig tauſend Scheffel Getraide unentgeltlich vertheilen laſſen. Daß die entarteten Athener einen Prinzen von dreißig Jahren, der ſie mit dem Worte Freiheit bezauberte, ihnen

Brod gab und mit vollen Händen Geld ausstreute, vergötterten, und einander in der Erfindung toller Volksbeschlüsse zu seinen Ehren überboten, ist weder auffallend noch schwer zu erklären; daß aber griechische Geschichtschreiber dem sittenlosen jungen Abenteurer zutrauen konnten, er habe damals wirklich Griechenland frei machen wollen, muß jeden in Verwunderung setzen, der die Menschen kennt, und des Demetrius Grundsätze nach seinen Handlungen, nicht nach seinen Worten beurtheilt. Die Athener gingen in ihrer unsinnigen Schmeichelei so weit, daß sie Demetrius und seinen Vater nicht nur als Könige, sondern auch als Götter begrüßten. Die Athener waren also die ersten Griechen, welche den Generalen Alexander's den königlichen Namen ertheilten, die ersten, welche Menschen ihrer Macht und ihres Glanzes wegen sogar für Götter erklärten. Ein eigener Priester des Antigonus und Demetrius wurde ernannt, die Thaten Beider in das Gewand der Minerva, der Schutzgöttin der Stadt, eingewebt, und dem Demetrius an der Stelle, wo er aus dem Schiffe gestiegen war, ein Altar errichtet, an welchem er unter dem sonst dem Jupiter gegebenen Beinamen des herabsteigenden Gottes verehrt wurde. Die Zahl der Phylen oder Bürgerklassen ward um zwei vermehrt, und diesen die Namen Antigonis und Demetrias ertheilt; auch einer der Monate wurde Demetrion und der letzte Tag desselben Demetrias genannt. Auf so unsinnige Weise ehrten die Athener ihren vorgeblichen Befreier. Dieser schwelgte Monate lang in Athen, unbekümmert um das Schicksal des übrigen Griechenlands, bis eine Botschaft seines Vaters ihn nach Asien zurückbeschied. Als er Athen verlassen hatte, zeigte sich sogleich die Wirkung des unseligen Geschenkes, welches er dieser Stadt durch die Wiederherstellung der Demokratie gemacht hatte. Alles war dem Pöbel oder vielmehr den Demagogen, die dem großen Haufen am besten zu schmeicheln verstanden, preisgegeben. Keiner verstand dies so gut als Stratokles, ein durchaus lüderlicher Mensch, der an Gemeinheit und Unverschämtheit selbst einen Kleon (siehe Th. I. S. 441) übertraf, und schon von Demetrius allen andern Athenern vorgezogen worden war. Daß Demetrius einem solchen Manne den Haupteinfluß auf das Volk verschaffte, und in Athen eine Parteiung einrichtete, welche einem Stratokles die Leitung

des Staates möglich machte, war gewiß das Schlimmste von allem was Demetrius bei seinem ersten Aufenthalt in Athen that.

Demetrius wurde von seinem Vater zurückgerufen, um mi einer großen Flotte die Insel Cypern anzugreifen, auf welche Ptolemäus bedeutende Streitkräfte hatte sammeln lassen. Er lan dete auf Cypern, schlug den Bruder des Ptolemäus, Menelaus, i einer entscheidenden Schlacht, und belagerte dann die Hauptstad Salamis zu Wasser und zu Lande (306 v. Chr.). Bei diese Gelegenheit wandte er zum ersten Male seine großen Einsichten i die mechanischen Wissenschaften zur Verfertigung der bewunderungs würdigen Kriegsmaschinen an, die ihm den Beinamen des Städte Eroberers verschafften. Weil Demetrius hierdurch eine größere Bedeutung in der Weltgeschichte erhalten hat, als er durch sein Kriegsthaten erlangen konnte, so verdient dieser Punkt eine aus führlichere Darstellung. Zur Zeit des Demetrius war die eigent liche Strategie oder die Wissenschaft des Kampfes auf offenen Felde gewissermaßen vollendet, die Belagerungskunst und der See krieg aber konnten noch weiter entwickelt und vervollkommnet wer den. Auf Beides richtete daher Demetrius seine Aufmerksamkeit und der Einfluß der von ihm hierin gemachten Erfindungen ist un so größer gewesen, weil er dadurch auch auf das bürgerliche Leben einwirkte, in welchem die Wissenschaft der Mechanik damals zuerst eine allgemeine Bedeutung für die Gewerbe erhielt. In Bezug auf das Seewesen hatte Demetrius die beste Schule durchgemacht: denn seines Vaters Seewesen leiteten Alexander's großer Admiral Nearch, und ein naher Anverwandter, der seine Kenntnisse und Er fahrungen in Rhodus, dem damaligen Hauptsitze der griechischen Seekunst, gesammelt hatte. Noch weit mehr zeichnete sich Demetrius in der Kriegsbaukunst aus; ja, seine Erfindungen in dieser waren so bedeutend, daß die ganze spätere Zeit des Alterthums von ihm und von den Männern, deren er sich zur Erbauung seiner Maschinen bediente, Muster und Lehre empfing. Zweimal hat Demetrius seine ganze Geschicklichkeit in der Erfindung und Anwendung von Maschinen aufgeboten, bei der Belagerung von Salamis und bei seinem ein Jahr später gemachten Angriffe auf Rhodus.

Bei der Belagerung von Salamis berief Demetrius, der mit allen großen Mathematikern seiner Zeit in Verkehr stand, eine

Menge Künstler und Handwerker aus Asien zu sich, und ließ Maschinen und Werke von jeder Art und Größe errichten. Die Hauptmaschine, welche er damals erfand und zum ersten Male anwandte, war die sogenannte Helepolis, d. i. die Städte-Einnehmerin. Sie bestand aus einem Gebäude, welches hundert und fünfzig Fuß Höhe und fünf und siebenzig Fuß Breite und Tiefe hatte, in neun Stockwerke abgetheilt war, und durch Räder und Rollen von fast vierzehn Fuß Durchmesser fortbewegt wurde. Im untersten Stocke waren Wurfmaschinen aufgestellt, durch welche Pfeile und Steine von anderthalb Centner Schwere so geschleudert wurden, daß dieselben senkrecht niederfielen; in den mittleren standen Maschinen, welche in horizontaler Richtung warfen; ganz oben befanden sich kleine Wurfmaschinen, und es war Sorge getragen, daß zur Bedienung derselben nicht weniger als zweihundert Mann daselbst Raum hatten. Das ganze Gebäude war also ein furchtbarer Batterie-Thurm, welcher gegen die Mauer der Feinde gerollt wurde, und durch seine vielen Geschosse die Vertheidiger derselben vernichtete, während zwei zu beiden Seiten angebrachte und durch Schirmdächer geschützte Sturmböcke die Mauer selbst zertrümmerten. Eins hatte Demetrius dabei übersehen, und dies zog die Zerstörung der ganzen Maschine nach sich. Er hatte nämlich nicht dafür gesorgt, daß das Gebäude gegen Feuer geschützt werde. Als daher bereits die feindliche Mauer durchbrochen war, retteten sich die Belagerten durch Anzündung der Helepolis. Diese verbrannte völlig, und viele Leute kamen dabei ums Leben.

Die Belagerung von Salamis ward darum nicht weniger mit dem größten Nachdruck fortgesetzt. Demetrius verdankte aber die Eroberung der Stadt nicht seinen Maschinen, sondern einem entscheidenden Kampfe zur See, zu welchem er durch Ptolemäus genöthigt wurde. Dieser war nämlich mit seiner ganzen Flotte herbeigeeilt, um Salamis zu entsetzen, und die Seeschlacht, welche zwischen ihm und Demetrius vor dem Hafen der Stadt geliefert wurde, war die größte, deren die Geschichte des Alterthums gedenkt (307 v. Chr.). Demetrius trug einen glänzenden Sieg davon; er selbst verlor nur zwanzig Schiffe, den Feinden dagegen wurden vierzig große Kriegsschiffe und mehr als hundert Transportschiffe genommen, über achtzig der Ersteren in den Grund ge-

bohrt, und außerdem an achttausend Mann Landungstruppen zu Kriegsgefangenen gemacht. Die Übergabe der Stadt Salamis und die Unterwerfung von ganz Cypern waren die unmittelbare Folge des Sieges. Der Bote, durch welchen Demetrius seinem Vater die Siegesnachricht überbringen ließ, Aristodemus von Milet, begrüßte den Antigonus mit den Worten: „Heil dir, König Antigonus!", und dieser nahm seitdem nicht nur für sich selbst den Königstitel an, sondern setzte auch auf sein Antwortschreiben die Aufschrift: „An den König Demetrius". Seinem Beispiel folgten sogleich Ptolemäus, Seleukus und Lysimachus. Nur Kassander that es nicht; er gestattete zwar ebenfalls, daß man ihn mit dem Königsnamen begrüßte, gebrauchte aber selbst bei seinen Unterschriften diesen Titel nie.

5. Der Kampf um Alexander's Reich von der Schlacht bei Salamis an bis zur Schlacht bei Ipsus.

Das Nächste, was Antigonus und sein Sohn unternahmen, war ein Zug gegen Egypten. Zur Eroberung dieses Landes boten sie ihre ganze Macht auf: Antigonus wollte mit achtzigtausend Mann zu Fuß, achttausend Reitern und drei und achtzig Elephanten zu Lande, Demetrius dagegen mit hundert und fünfzig Kriegs- und hundert Transportschiffen, sowie mit allen möglichen Maschinen und Werkzeugen zur See das Reich des Ptolemäus angreifen. Zum Unglück wurde durch diese außerordentliche Rüstung der Zug bis zum Herbste verzögert. Dadurch erhielt nicht nur Ptolemäus Zeit, sich von dem bei Salamis erlittenen Schlage zu erholen und an der Grenze seines Landes Befestigungen anzulegen, sondern es wurde auch des Demetrius Flotte in große Gefahr gebracht, weil der Angriff in die Zeit der Herbststürme fiel, und also die Flotte, von welcher der Erfolg des ganzen Unternehmens abhing, sich der egyptischen Küste nur unter den größten Gefahren nähern konnte. Als Antigonus mit seinem Heere im Delta ankam, hatte Demetrius bereits durch drei Stürme viele Schiffe verloren; er bot dessenungeachtet Alles auf, um seinen Vater zu unterstützen und das Heer desselben über die Nil-Arme zu bringen, allein seine Landungsversuche scheiterten an der Wuth der Winde, und Antigonus

ward einer großen Gefahr preisgegeben. Ptolemäus bewachte mit unermüdlicher Sorgfalt jeden Punkt, wo die Feinde einen Übergang versuchen konnten, alle Versuche des Antigonus, vorwärts zu dringen, waren vergeblich, furchtbarer Mangel riß in seinem Lager ein, die Zahl der Überläufer mehrte sich unter seinen Truppen von Tag zu Tage und er war zuletzt durchaus zum Rückzug genöthigt, wenn er nicht Perdikkas Schicksal erfahren wollte. Antigonus und Demetrius kehrten unverrichteter Sache nach Syrien zurück; sie hatten viele Menschen und Schiffe verloren, und obgleich ihr Rückzug ein freiwilliger gewesen war, so feierte doch Ptolemäus mit Recht ihre Heimkehr ebenso, als wenn er den glänzendsten Sieg erfochten hätte.

Was auf diesem Wege nicht gelungen war, suchten Antigonus und Demetrius im folgenden Jahre (305 v. Chr.) auf eine andere Weise zu erreichen. Sie beschlossen, Ptolemäus von der See zu verdrängen, den egyptischen Handel zu vernichten, und dadurch ihren Feind um seine Macht zu bringen. Dazu sollte ihnen die Stadt Rhodus ihre Hülfe leisten. Diese hatte in den Kämpfen um Alexander's Reich ungemein gewonnen; denn während Alexandria und andere Seestädte, die den einzelnen Herrschern gehörten, durch jeden Krieg ihrer Gebieter in ihrem Handel beeinträchtigt wurden, hatte Rhodus sich immer neutral gehalten, und durch ein schlaues Benehmen allen Statthaltern befreundet zu bleiben gewußt. Da die Rhodier mit Egypten einen sehr lebhaften Handel trieben, so ließen Antigonus und Demetrius ihnen jeden Verkehr mit diesem Lande untersagen, obgleich die klugen Kaufleute sich große Mühe gegeben hatten, beide Könige durch Schmeicheleien und durch Ehren-Statuen, die sie ihnen errichteten, bei guter Laune zu erhalten. Antigonus und Demetrius bestanden aber auf ihrer Forderung, und schickten, um derselben Nachdruck zu geben, Kaper gegen die rhodischen Schiffe aus. Als nun die Rhodier sich gegen diese wehrten und einige derselben wegnahmen, drohten ihnen die beiden Könige mit ihrer Rache. Die Rhodier suchten durch verschiedene Anerbietungen den Zorn der Herrscher zu beschwichtigen; diese hörten aber nicht darauf, sondern verlangten, daß Rhodus hundert Geißeln stelle und des Demetrius Flotte in seine Häfen einlasse. Dadurch hätten die Rhodier Selbstständigkeit und An-

ehen verloren, sie beschlossen daher, lieber das Äußerste zu wagen.

Auf diese Weise kam es zu einem Kriege, in welchem Demetrius alle seine Talente und seines Vaters ganze Macht aufbot. Mit einer Flotte von dreihundert und siebenzig größeren und tausend kleineren Fahrzeugen und einem Heere von mehr als vierzigtausend Mann erschien er vor der Stadt Rhodus, und nun begann jene denkwürdige Belagerung, in welcher die Rhodier dem Genie, der Macht und den riesenhaften Anstalten des in der Kriegsbaukunst am meisten ausgezeichneten Mannes seiner Zeit die Klugheit und Gewandtheit einer im Seewesen erfahrenen Bürgerschaft, den Muth der Freiheit und die vereinte Thätigkeit eines in seinem Gemeinwesen sich glücklich fühlenden Volkes entgegensetzten. Es ist schwer zu sagen, wer in diesem Kampfe eine größere Anerkennung verdient, ob der Städte-Eroberer Demetrius oder die Rhodier. Die Letzteren jagten gleich anfangs alles unnütze Volk aus ihrer Stadt, und ließen den anwesenden Fremden die Wahl zwischen der Theilnahme am Kampfe und der Abreise. Sie behielten sechstausend Bürger und tausend Beisassen und Fremde als streitbare Mannschaft übrig, vermehrten diese Zahl aber dadurch, daß sie jedem Sklaven, der sich bei der Belagerung brav zeigen würde, die Freiheit und das Bürgerrecht versprachen. Endlich verbürgten sie allen im Kampfe Fallenden eine ehrenvolle Bestattung und die Sorge für ihre Hinterbliebenen.

Die Vertheidigung der Rhodier hatte dasselbe Verhältniß zu Demetrius Angriff, wie die berühmte Vertheidigung von Gibraltar durch den General Elliot gegen die Franzosen im Jahre 1782 zu der Erfindung und Anwendung der schwimmenden Batterieen. Die ersten Angriffe geschahen von der Seeseite her. Demetrius errichtete auf dem Vordertheil seiner Schiffe Wurfmaschinen, welche ihre Pfeile bis fast eine Viertelstunde weit schleuderten. Hierauf baute er eine Art von schwimmenden Batterieen mit ungeheueren Schutzdächern und schwimmende Thürme, welche höher waren, als die der Hafenmauer. Die Rhodier erhöhten schnell ihre Mauer, errichteten auf ihrem Hafendamm und ihren Schiffen ähnliche Wurfmaschinen, und schlugen durch Felsstücke, die sie mit ihren Maschinen warfen, sowie durch Feuer und Schwert alle Angriffe

des Feindes zurück. Nach einem langen, oft wiederholten Kampfe gab Demetrius den Versuch, sich der Stadt von der See aus zu bemächtigen, auf, und traf jetzt furchtbare Anstalten zu Lande, bei denen er nicht weniger als dreißigtausend Arbeiter beschäftigte. Er ließ namentlich eine Helepolis erbauen, welche weit größer war, als die bei der Belagerung von Salamis angewendete. Sie hatte eine Höhe von fast zweihundert Fuß, und war hundert Fuß breit und tief, und damit sie nicht, wie jene, durch Feuer vernichtet würde, so ward sie durch eiserne Beschläge und genäßte Felle gegen diese Gefahr geschützt. Das Gebäude ruhte auf acht Rädern, deren Speichen vier Fuß Dicke hatten, und wurde durch die vereinte Kraft von vierzehnhundert oder, nach einer anderen Nachricht, gar von dreitausend Männern in Bewegung gesetzt. Außer dieser und anderen Maschinen wandte Demetrius auch die Kunst des Minirens gegen Rhodus an, und es gelang ihm bald, einen Theil der Mauern durch Untergraben dem Einsturz nahe zu bringen. Die Rhodier wurden aber durch nichts eingeschüchtert, und setzten durch ihre Gegenanstalten den Feind noch mehr in Bestürzung, als dieser sie selbst durch seine Angriffe. Sie machten durch Gegen-Minen jene Versuche des Demetrius nutzlos, warfen beständig Steine, Wurfspeere und brennende Pfeile auf die Belagerer, und brachten die Helepolis trotz ihres eisernen Schutzes in solche Gefahr, daß sie gewiß in Flammen aufgegangen wäre, wenn Demetrius sie nicht zurückgezogen hätte.

Diese wenigen Angaben genügen, um zu zeigen, daß bei der Belagerung und Vertheidigung von Rhodus mit solchen Waffen gekämpft wurde, wie sie das Aufblühen der mathematischen und mechanischen Wissenschaften damals darbot. Ein ganzes Jahr hindurch suchte Demetrius auf jede mögliche Weise die Rhodier zu bezwingen, endlich erkannte er, daß ihm dies nur sehr schwer und erst nach langer Zeit gelingen würde. Er beschloß daher die Belagerung aufzuheben, und sah sich nach einem guten Vorwand um, mit den Rhodiern in Unterhandlung zu treten. Eine Gesandtschaft des ätolischen Volkes, welches von Kassander sehr bedrängt wurde und um schleunige Hülfe bat, gab ihm diesen Vorwand. Die Rhodier aber thaten ihrerseits gern alles, was sie mit Ehren thun konnten, um ihrem Feinde die Beschämung zu ersparen,

daß er seine ungeheueren Anstalten vergebens eingerichtet, unermeßliche Summen vergebens ausgegeben, unzählige Menschen vergebens aufgeopfert habe. Unter Vermittelung der ätolischen Gesandten ward ein Frieden zu Stande gebracht, in welchem Rhodus als freier Staat anerkannt wurde, sich aber verpflichtete, den Antigonus und Demetrius in allen Kriegen, außer gegen Ptolemäus, zu unterstützen, und ihnen hundert Bürger als Geißeln zu stellen. Die Rhodier erfüllten gleich nach dem Abzug des Demetrius das gegen die gefallenen Bürger und die Sklaven übernommene Versprechen, und zeigten sich auch gegen Kassander und Lysimachus, welche ihnen durch Zusendung von Lebensmitteln Hülfe geleistet hatten, durch Errichtung von Statuen dankbar. Ptolemäus ward von ihnen sogar für einen Gott erklärt, und erhielt einen ihm geweihten heiligen Hain in der Nähe der Stadt, sowie den Beinamen Soter, d. i. der Retter, mit welchem er nachher zur Unterscheidung von andern Königen desselben Namens in der Geschichte stets bezeichnet wurde. Es waren also die Bürger einer freien griechischen Stadt, welche noch früher, als die von jeher sklavisch gesinnten Egypter, dem neuen Beherrscher des egyptischen Landes Titel und Verehrung eines Gottes zuerkannten. Aber dieses freie Volk war zugleich ein Handelsvolk, dem der eigene Vortheil über Alles ging, und welches daher aus eben demselben Grunde dem Ptolemäus übermäßig schmeichelte, aus dem es die ihm und anderen Königen schuldige Dankbarkeit zur Verschönerung seiner Stadt und zur Ermunterung der Künste benutzte.

Von Rhodus segelte Demetrius unmittelbar nach Griechenland hinüber, wo unterdessen Kassander und Polysperchon ihre Eroberungen ausgebreitet hatten, und wo der Erstere zuletzt Athen selbst belagerte. Demetrius landete (gegen das Ende des Jahres 304 v. Chr.) an der Küste von Böotien, und zwang durch seine bloße Erscheinung den Kassander, nicht allein die Belagerung von Athen aufzuheben, sondern auch sich bis nach Thessalien zurückzuziehen. Nachdem Demetrius dies vollbracht und mit den Aetolern einen Bund gegen Kassander und Polysperchon geschlossen hatte, begab er sich nach Athen, wo er mit noch viel größeren Ehren als früher empfangen wurde. Er brachte den ganzen Winter über in Athen zu, und schwelgte hier in einer Art und Weise, welche alles, was

er drei Jahre vorher gethan hatte, bei weitem übertraf. Seine Sitten hatten sich in diesen drei Jahren sehr verschlechtert; er kam, umgeben von allem, was der asiatische Luxus Weichliches und Verächtliches hat, nach Athen, und schlug hier gewissermaßen die Residenz eines neuen Reiches auf, welches er unter dem Vorwande, alle Staaten zu befreien, in Griechenland errichtete. Auch die Athener waren seitdem durch die wiedereingeführte Pöbelherrschaft und durch die elenden Menschen, die sich unter ihnen als Staatsmänner aufgeworfen hatten, in ihren Sitten sehr gesunken. Ihnen war übrigens diesmal Demetrius in der That ein Befreier, da der erbitterte Kassander sie mit seiner Rache bedroht hatte.

Die Athener übertrafen sich selbst in der Erfindung der niederträchtigsten Schmeicheleien gegen Demetrius. Sie erklärten ihm, als er in ihre Stadt einzog, daß die Schutzgöttin derselben allein ihn als Gastgeberin bewirthen könne und dürfe, und räumten ihren heiligsten Tempel dem ausschweifendsten Menschen ein, dessen die Geschichte von Alcibiades Zeit an bis auf den Herzog Regenten von Frankreich gedenkt. Das Heiligthum der als keusche, jungfräuliche Göttin verehrten Minerva wurde jetzt die Stätte der zügellosesten Wollust. Ein alter Schriftsteller sagt, er schäme sich, alle Scheuslichkeiten zu berichten, welche damals von Demetrius und von den Athenern begangen worden seien, er habe zu viel Achtung vor dem alten Sitz der Kunst und Wissenschaft, um den damaligen Zustand desselben in seiner nackten Erbärmlichkeit darzustellen; doch könne er nicht verschweigen, daß man damals in dem Allerheiligsten des jungfräulichen Tempels ganz öffentlich den abscheulichsten Unfug getrieben habe. Kein Weib, kein Mädchen war sicher vor den zügellosen Begierden des Demetrius. Ja, so weit ging die Schamlosigkeit dieses Menschen, daß er einst als Lohn für eine befriedigte Wollust eine an das athenische Volk gerichtete Anweisung auf hundert und dreißigtausend Gulden oder zwei und siebenzig tausend Thaler ausstellte. Weil dies nachher noch einige Male vorkam, so erließ das Volk den Beschluß, daß bei Strafe kein Bürger mehr ein Schreiben des Demetrius an das Volk überbringen dürfe. Kaum hatte man aber erfahren, daß Demetrius hierüber erzürnt sei, so nahmen die Athener nicht nur diesen Beschluß zurück, sondern sie ließen auch alle, welche denselben

vorgeschlagen oder auch nur anempfohlen hatten, hinrichten oder verbannen.

Im Anfang des Frühlings (303 v. Chr.) begann Demetrius seine Unternehmungen im Peloponnes. Unter dem Namen eines Befreiers verjagte er die egyptischen und macedonischen Besatzungen aus Sikyon, Korinth, Argos und anderen Städten, und ward fast überall eben so vergöttert, wie in Athen. Er hielt sodann, wie einst Philipp und Alexander, eine griechische Nationalversammlung auf dem Isthmus. Außer unzähligen Privatleuten, welche daselbst zusammenströmten, erschienen auch die Abgeordneten von sechszehn vorgeblich freien Städten. Diese erwählten Demetrius zum unumschränkten Feldherrn Griechenlands gegen Kassander, und als solcher brachte er im nächsten Jahre ein Heer von fünf und sechszig tausend Mann zusammen, zu welchem die Griechen allein fünf und zwanzig tausend Mann stellten. Als er im Frühling nach Athen zurückkehrte, überstieg die Niederträchtigkeit der Athener alles Maß. Sie gaben sich und alles, was ihnen seither heilig gewesen war, dem schwelgerischen Wollüstling völlig preis. Sie empfingen ihn mit Opferspenden und Processionen, verherrlichten ihn durch Lobgesänge, in welchen Demetrius der größte aller Götter genannt wurde, und sangen diese Loblieder sogar in ihren Privathäusern. Der Wüstling bezog wieder den heiligsten Tempel der Stadt, und entweihte diese Stätte durch die unerhörtesten Sittenlosigkeiten. Den berüchtigten atheniſchen Buhlerinnen jener Zeit, namentlich der Lamia, huldigte er auf die schimpflichste Weise; denn er gab z. B. einst sechsmalhundert fünfzigtausend Gulden (dreimalhundert ein und sechszig tausend Thaler), die er von der Stadt erpreßt hatte, in Gegenwart der Überbringer jener Dirne mit den Worten: „Kaufe dir Schminke dafür!“ Indessen erniedrigten sich nicht die Athener allein vor dem frechen Schwelger, auch die Bewohner von Argos verherrlichten ihn auf ähnliche Weise, die Sikyonier ordneten ihm zu Ehren Tempeldienste und jährliche Feste an, und die Thebaner errichteten ihm zu Gefallen sogar der Lamia einen Tempel in ihrer Stadt. Sittenlosigkeit und wüstes Leben herrschten damals, wie aus diesem Allen hervorgeht, überall in Griechenland. Die alten Schriftsteller haben uns aus jener Zeit ein ganzes Verzeichniß von Buhlerinnen über-

liefert, welche zum Theil einen ebenso großen Ruhm hatten, als irgend ein König oder Feldherr aus dieser Periode der Geschichte. Dichter und Regenten bemühten sich um die Wette, den Namen solcher Personen Unsterblichkeit zu verschaffen, und die Nachrichten, welche sich über das Treiben derselben erhalten haben, übersteigen alles, was uns aus anderen ähnlichen Zeiten überliefert worden ist.

Im Sommer des Jahres 302 v. Chr. begann Demetrius als Oberanführer der Griechen seinen Feldzug gegen den Beherrscher von Macedonien, Kassander, welchem außer Thessalien bereits alle seine Besitzungen in Griechenland entrissen worden waren. Dieser verzweifelte anfangs an der Möglichkeit sich behaupten zu können, weil er damals keinen einzigen Bundesgenossen hatte. Er wandte sich deshalb an Antigonus um Frieden, erhielt aber die Antwort, daß er sich unbedingt unterwerfen müsse. Diese Antwort, durch welche Antigonus sich selbst für den alleinigen Erben Alexander's und die anderen Statthalter für seine Vasallen erklärte, traf Seleukus, Ptolemäus und Lysimachus ebenso gut, als Kassander, und rettete daher den Letzteren aus der ihm drohenden Gefahr. Die vier Herrscher verbanden sich mit einander, und es entspann sich nun wieder ein allgemeiner Krieg, der in Asien entschieden werden mußte, weil die Verbündeten gleich anfangs beschlossen hatten, ihn nach diesem Welttheil hinüberzuspielen. Lysimachus brach über den Hellespont in Kleinasien ein, während Seleukus von Osten und Ptolemäus von Süden her gegen Antigonus heranzogen. Unterdessen war Demetrius nach Thessalien vorgerückt und hier mit Kassander zusammengetroffen, welcher auf jede Weise eine Schlacht zu vermeiden suchte, und wirklich auch seinen Gegner hinzuhalten wußte.

Antigonus sah sich genöthigt, seinen Sohn zu dem unvermeidlichen entscheidenden Kampfe nach Asien zurückzurufen, und am Ende des Jahres 302 v. Chr. schiffte sich dieser mit seiner ganzen Macht nach Kleinasien ein. Nach seiner Entfernung schickte auch Kassander so viele Truppen, als er entbehren konnte, unter seinem Bruder Pleistarchus dahin; er selbst blieb in Europa zurück. In Kleinasien vereinigten sich die Heere des Lysimachus und Seleukus einerseits und die des Antigonus und Demetrius

andererseits mit einander, Ptolemäus dagegen rückte langsam durch Syrien vor, und wartete seiner alten Schlauheit gemäß die Entscheidung ab. Im Sommer des Jahres 301 v. Chr. ward durch die Schlacht, welche Antigonus, Demetrius, Lysimachus und Seleukus bei Ipsus einander lieferten, das Schicksal von Asien entschieden; in Europa dagegen dauerte es noch fast dreißig Jahre länger, bis daselbst ein einigermaßen fester Stand der Dinge allgemein anerkannt wurde. Antigonus hatte siebenzigtausend Mann zu Fuß und zehntausend zu Pferd, das Fußvolk seiner Gegner aber bestand nur aus vier und sechszig tausend Mann und ihre Reiterei aus zehntausend fünfhundert; dagegen hatte Antigonus nicht mehr als fünf und siebenzig Elephanten, Seleukus aber vierhundert oder gar vierhundert und achtzig. Antigonus erlitt eine gänzliche Niederlage; wodurch diese aber herbeigeführt ward, ist schwer zu bestimmen. Manche meinen, er sei deswegen besiegt worden, weil er nicht die gewohnte Zuversicht und Ruhe gehabt, und nicht wie sonst Alles allein geordnet, sondern dem Rathe seines Sohnes Gehör geschenkt habe. Andere werfen die Schuld auf Demetrius allein, welcher, nachdem er einen Theil der Feinde geschlagen hatte, diesen zu hitzig verfolgte, statt seinem bedrängten Vater zu Hülfe zu kommen. Nach einer dritten Meinung endlich hätte die große Überzahl der feindlichen Elephanten den Sieg entschieden. Wie es sich aber auch damit verhalten haben mag, Antigonus hätte jedenfalls nicht schöner enden können; er fiel kämpfend auf dem Schlachtfeld, im ein und achtzigsten Jahre seines Lebens. Die Sieger ließen seine Leiche mit königlichen Ehren bestatten.

Antigonus Macht wurde durch die Schlacht bei Ipsus völlig vernichtet, und von seinem Heere rettete Demetrius nur fünftausend Mann zu Fuß und viertausend Reiter. Mit diesen entfloh Demetrius nach Ephesus, wo sich seine Flotte befand. Von hier segelte er nach Athen. Die Sieger theilten sich in das Reich ihres Gegners. Ptolemäus, welcher an dem Siege keinen Antheil gehabt hatte, und deshalb bei der Theilung nicht berücksichtigt ward, eignete sich Phönicien und einen Theil von Syrien zu, vermochte aber aus den Städten Tyrus und Sidon die Besatzungen des Demetrius nicht zu verdrängen. Lysimachus und Seleukus ließen ihn im Besitze dieses Landstrichs, und theilten das übrige Reich des Antigonus unter sich

selbst so, daß der Erstere ganz Kleinasien bis an den Taurus erhielt, alles jenseits gelegene Land aber dem Letzteren zufiel, und Kassander's Bruder, Pleistarch, Cilicien bekam.

6. Die letzten Schicksale des Kassander und seiner Söhne, des Demetrius Poliorketes und des Lysimachus.

Demetrius wandte sich von Ephesus nach Griechenland. Noch ehe er daselbst landete, erschienen athenische Gesandte bei ihm, welche erklärten, daß man für gut gefunden habe, allen Königen und folglich auch ihm die Stadt zu verschließen. Die Athener kannten ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß seine vorgebliche Wiederherstellung der Freiheit Griechenlands nichts als ein bloßer Deckmantel für seine herrschsüchtigen Plane sei. Demetrius besaß jedoch noch einige Städte im Peloponnes, namentlich das wichtige Korinth, und da er außerdem auch eine große Flotte und einige wichtigen Seeplätze in Kleinasien, Cypern, Cilicien und Phönicien hatte, so war er Herr des Meeres. Er griff plündernd und verwüstend die Küsten von Thracien an, machte große Beute, und setzte sich dadurch in Stand, seine Miethtruppen zu vermehren. Auf diese Weise war er auch nach der Niederlage bei Ipsus noch immer ein furchtbarer Gegner, besonders für Lysimachus, welcher keine Flotte besaß. Der Letztere schloß daher mit Ptolemäus von Egypten ein Bündniß, um von der Seeseite her Unterstützung zu erhalten und so seine Küsten vertheidigen zu können. Er vermählte sich zur Befestigung dieses Bundes mit Ptolemäus Tochter Arsinoë. Dies versetzte aber auch den König Seleukus, welcher kurz zuvor Syrien erobert hatte, und nun von Norden und Süden her bedrängt ward, in die Nothwendigkeit, sich ebenfalls nach einem Bundesgenossen umzusehen. Kassander konnte vom fernen Macedonien her und ohne eine bedeutende Flotte ihm nichts nützen, Demetrius dagegen war durch seine vielen Schiffe und Seeplätze ganz der geeignete Mann für ihn. Seleukus wandte sich also an den Letzteren, und suchte ihn dadurch an sich zu knüpfen, daß er um die Hand seiner Tochter Stratonike warb, welche wegen ihrer Schönheit im ganzen Alterthum berühmt geworden

Demetrius ergriff den ihm von Seleukus gemachten Antrag begierig, und segelte sogleich mit seiner Tochter nach Syrien. Unterwegs landete er an der Küste von Cilicien, vertrieb Pleistarch aus diesem Lande, und bemächtigte sich des Überrestes der königlichen Schätze zu Quinda. Die enge Verbindung zwischen Seleukus und Demetrius war für den Beherrscher von Egypten bedenklich, und bewog ihn zu einer Aussöhnung mit Beiden. Sie waren dazu leicht zu bewegen, weil Ptolemäus auf diese Weise von Lysimachus getrennt wurde, und Demetrius im Grunde nichts als die egyptische Flotte zu fürchten gehabt hatte. Der Letztere, obgleich er bereits mehrere Weiber hatte, verlobte sich mit Ptolemais, einer Tochter des Ptolemäus, und stellte Geißeln als Unterpfand des Versprechens, die egyptische Schifffahrt nicht stören zu wollen. Weder die verwandtschaftlichen Verbindungen, noch die durch Eide bekräftigten Bundesverträge, noch auch die gegebenen Geißeln hielten irgend einen der Herrscher ab, sich bei jeder Gelegenheit auf Kosten der übrigen zu bereichern; Demetrius segelte daher auch sogleich wieder nach dem Peloponnes, und bekriegte die dortigen Bundesgenossen des Ptolemäus. Dieser aber gewann dagegen bald nachher einen der Geißeln des Demetrius, den aus seiner Heimath verjagten und seit einigen Jahren mit Demetrius befreundeten epirotischen Prinzen Pyrrhus, unterstützte ihn mit Geld und Truppen zur Eroberung von Epirus, und gab in ihm dem Demetrius einen sehr gefährlichen Nebenbuhler. Seleukus endlich drohte, bei der ersten besten Gelegenheit sich der dem Demetrius gehörenden phönicischen und cilicischen Städte zu bemächtigen.

Demetrius suchte wieder, wie früher, in Griechenland den eigentlichen Mittelpunkt seiner Macht zu bilden. Als er dahin zurückkehrte, schienen die Umstände einen Versuch auf Athen, den er unmittelbar nach der Schlacht bei Ipsus nicht gewagt hatte, zu begünstigen. Kassander hatte Attika zu erobern versucht, war aber durch den edlen und tapferen Athener Olympiodorus mit Hülfe der Aetoler zurückgeschlagen worden. Der Beherrscher von Macedonien hatte nachher auf einem andern Wege seinen Zweck zu erreichen gesucht. Er war mit dem einflußreichen Demagogen Lachares in Verbindung getreten, und hatte ihn bewogen, sich zum Tyrannen aufzuwerfen, weil er durch ihn, der natürlich seine eigent-

liche Stütze nicht im Volke, sondern in Söldnern und auswärtigen Bundesgenossen suchen mußte, die Athener von sich abhängig zu machen hoffte. Lachares regierte mit großer Härte und rücksichtsloser Grausamkeit, hatte aber die Herrschaft noch nicht lange an sich gerissen, als Kassander starb (zu Ende des Jahres 297 v. Chr.). Gerade um diese Zeit hatte Demetrius seine Unternehmungen im Peloponnes begonnen. Er eilte jetzt nach Attika, und begann Athen zu belagern. Lachares hatte sich in der Herrschaft von Athen so fest gesetzt, daß die Athener selbst dann noch sich seinem grausamen Regimente fügten, als Demetrius ihnen alle Zufuhren abschnitt, und sie in die äußerste Noth brachte. Endlich verzweifelte Lachares selbst, sich länger halten zu können; er entfloh als Bauer verkleidet aus Athen, und ward in Böotien der mitgenommenen Schätze wegen ermordet. Die Stadt ergab sich hierauf sogleich dem Demetrius auf Gnade und Ungnade (um die Mitte des Jahres 295 v. Chr.).

Die Athener zitterten vor der Rache des Demetrius; dieser aber erklärte gleich nach seinem Einzuge dem versammelten Volke, daß er Alles vergeben und vergessen wolle, und ließ sogar hunderttausend Scheffel Getraide unter die ausgehungerten Bewohner der Stadt austheilen. Natürlich war er nun wieder der Abgott der Athener, und es wurden ihm zum Zeichen ihres Dankes durch einen förmlichen Volksbeschluß sogleich die Hafenstädte Piräus und Munychia geschenkt. Er legte eine starke Besatzung in dieselben, und hatte also jetzt einen Hauptstaat Griechenlands ganz und gar in seiner Gewalt. Hätte er auch Sparta erobert, was er gleich nach der Besetzung Athen's versuchte, so würde er zu der Herrschaft des Meeres, einiger kleinasiatischen Seeplätze, des Landes Cilicien, der Insel Cypern und der Hauptstädte von Phönicien auch noch die von ganz Griechenland hinzugefügt haben. Eine so furchtbare Macht konnten aber Ptolemäus, Seleukus und Lysimachus unmöglich aufkommen lassen. Sie griffen also damals, jeder für sich, einen Theil der entlegenen Besitzungen des Demetrius an: Lysimachus bemächtigte sich der kleinasiatischen Seestädte desselben, Ptolemäus eroberte den größten Theil von Cypern, und Seleukus besetzte Cilicien und Phönicien. Demetrius hatte unterdessen ein spartanisches Heer, welches ihm in Arkadien entgegen kam, zurückgeschlagen, dasselbe nachher noch einmal in der Nähe von Sparta besiegt, und war

nahe daran, diese Stadt einzunehmen, als ihn die Nachricht von den Unternehmungen seiner Feinde nöthigte, die Belagerung von Sparta aufzuheben.

Anstatt nach Asien zu eilen, zog Demetrius vor, zuerst seine Macht im mittleren und nördlichen Griechenland zu befestigen, und zu diesem Zwecke von der dargebotenen Gelegenheit, Herr von Macedonien zu werden, Gebrauch zu machen. In diesem Lande stritten nämlich zwei Söhne Kassander's, Antipater und Alexander, um die Herrschaft. Der ältere von ihnen glaubte den Thron durch die Ermordung seiner eigenen Mutter Thessalonike, welche den jüngeren mehr liebte und, wie jener meinte, zu seinem Nachtheil erheben wollte, nicht zu theuer zu erkaufen. Es ward daher die einzige noch übrige Prinzessin aus königlichem Geblüte durch die Hand ihres eigenen Sohnes ermordet (295 v. Chr.). Die gräuliche That empörte Aller Herzen gegen Antipater, so daß dieser es rathsam fand, zu Lysimachus zu fliehen, dessen Tochter Eurydike seine Gemahlin war, in der Hoffnung, daß derselbe ihm zum Besitze Macedoniens verhelfen werde. Alexander wandte sich hierauf, aus Furcht vor der Rückkehr seines Bruders, zu gleicher Zeit an Demetrius und an Pyrrhus, den König von Epirus. Beide sagten ihm ihren Beistand zu, und setzten sich mit ihren Truppen in Bewegung. Der epirotische König hatte bereits einen Theil von Macedonien erobert, und Demetrius war schon an der Grenze des Landes angekommen, als der unmenschliche Antipater auch seinem Schwiegervater nach dem Leben trachtete, dafür aber selbst mit dem Tode bestraft wurde. Nun bedurfte Alexander der fremden Hülfe nicht, und suchte sie auf jede Weise fern zu halten. Den Epiroten stellte er durch die Abtretung eines Stückes von Macedonien zufrieden, des Demetrius aber suchte er sich durch Meuchelmord zu entledigen. Dieser beschloß, um die Herrschaft von Macedonien zu erlangen, das Gleiche gegen Alexander. Beide trafen, als sie in Larissa eine Zusammenkunft hielten, insgeheim ihre Maßregeln, der schlauere Demetrius kam aber dem jungen Könige zuvor. Am Tage nach dem vollbrachten Morde ließ Demetrius die Truppen Alexander's zusammenkommen, und scheute sich nicht, die frevelhafte That vor ihnen laut zu bekennen. Er

wußte dieselben für sich zu gewinnen, und sie traten insgesammt zu ihm über (294 v. Chr.).

Auf diese Weise kam der blutbefleckte Thron von Macedonien in den Besitz des Wüstlings Demetrius Poliorketes. Von dem ganzen verworfenen Geschlechte Antipater's und Kassander's erscheint allein des Demetrius Gemahlin Phila, eine Schwester Kassander's, edel und gut. Demetrius hatte sie stets vernachlässigt, durch Begünstigung anderer Weiber gekränkt und sogar hinter seine vielen Maitressen zurückgesetzt, dessenungeachtet blieb Phila ihrem Gemahle stets mit Treue und Liebe ergeben. Sie hatte nicht lange vorher, während Demetrius den Peloponnes unterwarf und Sparta bekriegte, die Insel Cypern gegen Ptolemäus vertheidigt, war nur Schritt vor Schritt der Übermacht des Gegners gewichen, und hatte zuletzt die Stadt Salamis durch eine hartnäckige Gegenwehr zu behaupten gesucht. Endlich war sie gefangen genommen, von Ptolemäus aber bald wieder frei gegeben worden. Sie eilte zu ihrem treulosen Gemahl zurück, vergaß um ihres Sohnes, Antigonus Gonatas, willen, daß Demetrius drei Gemahlinnen (die Schwester des Pyrrhus, Deidamia, die Athenerin Eurydike und die Tochter des Ptolemäus, Ptolemais), sowie unzählige Kebsweiber ihr vorgezogen hatte, und ward die Vermittlerin zwischen ihm und den Macedoniern, welche sich dem Demetrius hauptsächlich als dem Schwiegersohn des ihnen so theuren Generals Antipater ohne Schwierigkeit unterwarfen. Freilich war Macedonien auch durch die Entvölkerung, welche Alexander's Zug nach Asien und die nachherigen Kriege veranlaßt hatten, so sehr heruntergekommen, daß es von jetzt an immer die Beute desjenigen wurde, der nur ein Heer zusammenzubringen vermochte.

Hätte Demetrius seinen Stolz beschränken und sich mit der Herrschaft von Macedonien und Griechenland zufrieden geben können, so wäre er gewiß im Besitze derselben geblieben, obgleich Pyrrhus, die Aetoler und bald nachher auch Lysimachus, Seleukus und Ptolemäus gegen ihn auftraten. Sein abenteuerlicher, herrschsüchtiger Sinn trieb ihn aber bald aufs neue zu einer weit aussehenden Unternehmung. Auch mishandelte er seine neuen Unterthanen auf eine zugleich harte und höhnende Weise. Er ließ z. B.

einst die ihm überreichten Bittschriften nicht allein ungelesen, sondern warf sie auch vor den Augen der Ueberreicher von einer Brücke herab ins Wasser. Von seinem Glücke berauscht, verschwendete er unermeßliche Summen auf den Glanz seines Hofes, und rüstete ein ungeheueres Heer und eine große Flotte aus, um seines Vaters asiatisches Reich wieder zu erobern. Wie wenig er auf die sehr mishandelten Macedonier rechnen konnte, zeigte sich, als er einst erkrankte, und Pyrrhus dies zu einem Einfall in Macedonien benutzte (289 v. Chr.): der epirotische König besetzte damals fast das ganze Land ohne Widerstand. Demetrius ließ sich aber nicht warnen; er war kaum genesen und hatte Pyrrhus wieder verjagt, als er seine Gewalt in der alten Weise misbrauchte, und seine unsinnigen Rüstungen zum asiatischen Kriege fortsetzte. Bald war eine Flotte von fünfhundert Schiffen und ein Heer von hundert und zwölftausend Mann zur Abfahrt bereit. Gerade als er diese furchtbaren Rüstungen beendigt hatte, ward der ganze Schatten seiner despotischen Macht wie ein Nebel zerstreut. Seleukus, Ptolemäus und Lysimachus, die sich durch seine außerordentlichen Kriegsanstalten bedroht sahen, erneuerten ihren alten Bund, zogen auch Pyrrhus in denselben, und griffen ihren gemeinschaftlichen Feind plötzlich von allen Seiten her an. Lysimachus brach von Norden, Pyrrhus von Osten her in Macedonien ein, während des Ptolemäus Flotte an der Küste von Griechenland erschien. Wahrscheinlich hatten die Gegner des Demetrius zu gleicher Zeit auch Einverständnisse mit seinem Heere angeknüpft. Dieses verließ seinen König, sobald es in die Nähe der Feinde gekommen war, und Demetrius mußte sich durch die Flucht zu retten suchen. Er verlor also in einem Augenblick die Herrschaft von Macedonien, nachdem er dieselbe sieben Jahre lang besessen hatte, und eilte verrathen und verlassen nach Griechenland (287 v. Chr.). Seine edle Gemahlin Phila nahm Gift, um ihn nicht noch einmal elend und flüchtig zu sehen. Macedonien theilten Pyrrhus und Lysimachus unter sich.

Diesen Augenblick benutzte der edle Athener Olympiodor, um seine Vaterstadt zu befreien. Er ermuthigte seine Mitbürger, griff an ihrer Spitze die macedonische Besatzung an, und verjagte dieselbe wirklich, verlor aber selbst im Kampfe das Leben. Demetrius

erschien zwar bald nachher mit seinem griechischen Heere vor Athen und belagerte die Stadt, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Er überließ hierauf seine Besitzungen in Griechenland seinem Sohne Antigonus Gonatas, und segelte mit elftausend Mann auf Abenteuer nach Asien. Daß er jetzt mit einem so kleinen Heere ein Unternehmen versuchte, zu welchem er kurz vorher hundert und zwölftausend Mann und eine riesenmäßige Flotte kaum hinreichend geglaubt hatte, darf uns nicht verwundern, da er es diesmals zunächst nur auf des Lysimachus Besitzungen abgesehen hatte. Lysimachus selbst war in Macedonien beschäftigt: sein tapferer und edler Sohn Agathokles aber, der mit einem bedeutenden Heere in Kleinasien stand, zog dem Demetrius gleich nach seiner Landung entgegen. Agathokles bot dem verzweifelten Gegner kein Treffen an, sondern schnitt ihn vom Meere ab, hinderte alle Zufuhr, verfolgte ihn auf seinen Märschen, und bewirkte auf diese Weise, daß Demetrius in kurzer Zeit achttausend Mann einbüßte. Mit dem kleinen Rest seines Heeres rettete sich der Abenteurer in das Innere von Kleinasien, gerieth aber hier so sehr ins Gedränge, daß ihm zuletzt nichts Anderes übrig blieb, als sich dem Seleukus in die Arme zu werfen. Seleukus befahl, sobald sich Demetrius bittend an ihn gewandt hatte, den Statthaltern der Grenzprovinzen seines Reiches, ihn freundlich aufzunehmen und mit dem Nöthigen zu versorgen. Demetrius misbrauchte diese Güte gröblich, er überfiel die Truppen des Seleukus, und machte plündernde Streifzüge bis nach Syrien. Dies bewog den Seleukus, selbst mit einem Heere gegen ihn aufzubrechen; Demetrius wurde von ihm bald übermannt und so enge eingeschlossen, daß er sich gefangen geben mußte (286 v. Chr.). Sein Schicksal war besser, als man in jenen Zeiten und unter den angegebenen Umständen hätte erwarten sollen. Er wurde königlich behandelt: Seleukus wies ihm eine feste Stadt als Wohnsitz an, gab ihm das nöthige Geld für seine Hofhaltung, und ließ ihn zwar bewachen, hielt ihn aber doch nur in ganz freier Haft. Demetrius brachte drei Jahre in dieser Lage zu; er vertrieb sich die Zeit mit Jagen, Reiten, Trinken und Spielen, erkrankte endlich, und starb 283 v. Chr. im vierundfünfzigsten Jahre seines Lebens.

Bald nach Demetrius Tode ward auch das Schicksal des Lysimachus in Seleukus Hände gegeben. Lysimachus hatte seine Herrschaft in Thracien durch verständige Einrichtungen und glückliche Kriege zu befestigen gewußt, beim Sturze des Demetrius sich noch die Hälfte von Macedonien dazu verschafft, und zur Zeit, als dieser nach Kleinasien segelte, dem Pyrrhus auch die andere Hälfte entrissen. Er war damals alt und schwach geworden, und traurige Familienverhältnisse trübten den Abend seines Lebens. Lysimachus hatte vier Gemahlinnen. Die erste, eine odrysische Prinzessin, gebar ihm zwei Söhne, Agathokles und Alexander. Von seiner zweiten Gemahlin, Nicäa, der früher mit Perdikkas vermählten Schwester Kassander's, hatte er zwei Töchter, Eurydike und Arsinoë, von welchen die Erstere Kassander's Sohn Antipater, die Zweite den Sohn und Nachfolger des Ptolemäus von Egypten heirathete. Seine dritte Gemahlin war die Perserin Amastris, eine Nichte des Königs Darius Kodomannus, welche früher mit dem General Kraterus und nach dessen Tode mit Dionysius, dem Beherrscher der Stadt Heraklea am Pontus, vermählt gewesen war. Lysimachus, welcher keine Kinder von ihr hatte, liebte sie sehr, heirathete aber nichts destoweniger aus Staatsklugheit eine Tochter des Ptolemäus, Arsinoë, welche ihm drei Söhne gebar. Diese Heirath ward für Lysimachus die Quelle bitterer Leiden. Amastris wollte nicht neben der neuen Gemahlin bleiben, und begab sich in ihre Herrschaft Heraklea, ward aber von den Söhnen, welche sie aus ihrer Ehe mit Dionysius hatte, aus Herrschsucht ermordet. Lysimachus, welcher stets freundliche Gesinnungen gegen Amastris behalten hatte, rächte ihren Tod dadurch, daß er die Muttermörder mit dem Leben bestrafte.

Bis dahin war Lysimachus vom Glücke begünstigt und durch kein Verbrechen befleckt, wenn gleich ebenso wenig durch Tugend oder Seelenadel ausgezeichnet; von diesem Augenblick an aber stürzte ihn seine Gemahlin Arsinoë in Verbrechen und Unglück. Diese befand sich nämlich am Hofe des vor Alter schon schwachen Mannes in einer sonderbaren Lage. Ihr Stiefsohn, der zum Thronerben bestimmte Agathokles, war schon seit langer Zeit mit ihrer Stiefschwester Lysandra vermählt, und der rechte Bruder derselben, Ptolemäus Keraunos, welcher von ihrem Vater aus

Egypten vertrieben worden war, hatte am Hofe des Lysimachus eine gute Aufnahme gefunden. Beide waren ihr als Kinder einer verhaßten Stiefmutter ein Dorn im Auge, und sahen umgekehrt auch die Arsinoë als ihre Feindin an. Diese konnte außerdem den Gedanken nicht ertragen, daß der Thron einst nicht auf ihre eigenen Kinder, sondern auf Agathokles und dessen Söhne, die Kinder ihrer Stiefschwester, übergehen sollte. Dazu kam noch, daß sie, wie es heißt, einst dem Agathokles ihre Liebe angetragen hätte, und von diesem mit Verachtung zurückgewiesen worden war. So vereinigten sich also Herrschsucht, Familienhaß und gekränkte Liebe oder vielmehr eine aus getäuschter Wollust hervorgegangene Rachgier, um Arsinoë zu einer Furie zu machen. Sie schmiedete, in Verbindung mit ihrem jeder Schandthat fähigen Stiefbruder Ptolemäus Keraunos, Plane gegen den verhaßten Agathokles, verläumdete ihn bei seinem Vater, erweckte in dem schwachen alten Manne Argwohn gegen seinen trefflichen Sohn, und wußte ihm zuletzt die Ueberzeugung beizubringen, daß sein Sohn ihm nach dem Leben trachte. Lysimachus eilte den angeblichen Absichten seines Sohnes zuvorzukommen, und ließ ihn erdrosseln.

Der Tod des edeln und allgemein geliebten Prinzen machte dem alten König Aller Herzen abwendig. Auch beging Lysimachus, nachdem er sich von seinem Weibe einmal hatte bethören und zu einem so schrecklichen Verbrechen hinreißen lassen, eine Härte und Grausamkeit nach der andern. Mit Schrecken sah er allenthalben die Gemüther gegen sich aufgebracht, namentlich in Kleinasien, welche Provinz Agathokles lange verwaltet hatte; er suchte diese feindselige Stimmung gewaltsam zu unterdrücken, und ließ viele Freunde und Anhänger seines Sohnes hinrichten. Des Agathokles Gemahlin Lysandra, und sein leiblicher Bruder Alexander flohen mit den Kindern desselben vor der Grausamkeit des schwachen Königs, und retteten sich zu Seleukus. Auch von dem in Kleinasien stehenden Heere gingen Viele zu diesem über, und Philetärus, welchem Lysimachus die Bewachung seiner Schätze in der mysischen Stadt Pergamum anvertraut hatte, begab sich mit zwei bis drei und zwanzig Millionen Gulden (elf bis dreizehn Millionen Thaler) zu dem König von Babylonien und Syrien. Dieser ging schon längst

mit dem Gedanken um, sich Kleinasiens zu bemächtigen, und konnte unter keinen günstigeren Umständen seinen Plan in Ausführung bringen.

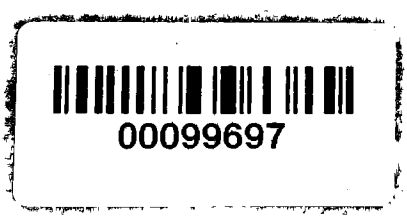
Lysimachus war, noch ehe eine Schlacht über sein Reich entschied, in Seleukus Hände gegeben, und hatte noch dazu den großen Schmerz, zu erfahren, daß er seinen Sohn unschuldiger Weise habe hinrichten lassen. Als Seleukus den Krieg gegen ihn begann, ergab sich eine kleinasiatische Stadt nach der andern, und Lysimachus mußte eilen, wenn er noch einen Rest seiner Besitzungen in Asien retten wollte. An der Grenze von Phrygien, im Gefilde Kurupedion, traf er mit seinem Gegner zusammen, und lieferte demselben ein Treffen, welches unter den angegebenen Umständen nur zu seinem eigenen Nachtheil ausschlagen konnte. Lysimachus selbst wurde gleich im Anfang tödtlich verwundet, und sein ganzes Heer streckte nach kurzem Kampfe die Waffen (281 v. Chr.). Seine Leiche blieb unbeachtet auf dem Schlachtfelde liegen, bis nach vielen Tagen sein Sohn Alexander um die Erlaubniß bat, sie bestatten zu dürfen. Man würde sie nicht gefunden haben, wenn nicht ein treuer Hund bei ihr geblieben wäre, der sie gegen die Raubthiere beschützte. Alexander ließ sie nach Lysimachia in Thracien bringen, und dort seinem, im achtzigsten Lebensjahre gestorbenen Vater ein Denkmal errichten. Seleukus setzte bald nach der Schlacht über den Hellespont, und unterwarf sich auch die europäischen Besitzungen seines Gegners.

Auch Seleukus ward seines Glückes nicht froh; denn er hatte an seinem eigenen Busen eine Schlange genährt. Der zuvor erwähnte egyptische Prinz, dem die Griechen seiner Heftigkeit wegen den Beinamen Keraunos d. i. der Blitz gaben, war aus unbekannten Gründen von Lysimachus Hof zu Seleukus geflohen, und von ihm sehr freundlich aufgenommen worden. Dieser bösartige, überall Verderben bringende Mann ward der Mörder des Seleukus. Wahrscheinlich hatte der Letztere durch die Besitznahme von Thracien und Macedonien sich die Soldaten des Lysimachus und die Anhänger des Agathokles, welche diese Länder den rechtmäßigen Erben erhalten wissen wollten, zu Feinden gemacht, und Ptolemäus

Keraunos, welcher den Seleukus auf seinem Zuge begleitete, benutzte die ausbrechende Unzufriedenheit zu einer Verschwörung und zur Ermordung des Königs. Als Seleukus auf dem Marsche nach Lysimachia an einen einsamen, uralten Altar kam und vor denselben trat, durchbohrte ihn Ptolemäus hinterrücks. So starb der Stifter des Seleucidischen oder syrischen Reiches im drei und siebenzigsten Jahre seines Lebens (280 v. Chr.). Seine Truppen zerstreuten sich oder kehrten nach Asien zurück, die des Lysimachus aber, die seinem Heere einverleibt worden waren, gingen zu dem Mörder über, welcher unmittelbar nach vollbrachter That in die Hauptstadt von Thracien geeilt war, und sich dort an der Spitze einer ihm ergebenen Truppenschaar als König aufgeworfen hatte. Auch die Macedonier erkannten denselben als ihren Herrn an, sobald er mit einem Heere in ihrem Lande erschien. Des Seleukus Sohn, Antiochus I., beschloß zwar anfangs, seines Vaters Tod zu rächen, aber die Auflösung des syrischen Heeres, die guten Maßregeln, welche Ptolemäus Keraunos ergriff, und der Abfall aller kleinen Staaten in Kleinasien hinderten ihn daran, und zwangen ihn sogar, einen Frieden mit dem Mörder zu schließen, in welchem er diesen als Herrn von Macedonien und Thracien anerkannte.

Sowie Ptolemäus Keraunos bei der Ermordung des Seleukus die Heiligkeit der Religion öffentlich verletzt hatte, so trat er in seinem Verfahren gegen die Familie des Lysimachus sowohl diese, als auch alle Pflichten der Blutsverwandtschaft mit Füßen. Was aus des Agathokles Wittwe und ihren Kindern ward, ist unbekannt; Lysimachus Gemahlin Arsinoë aber, des Ptolemäus Keraunos Stiefschwester, hatte sich mit ihren Söhnen nach Kassandrea, einer festen Stadt Macedoniens, gerettet. Um sich dieser Festung zu bemächtigen und die Kinder des Lysimachus unschädlich zu machen, bot Ptolemäus sich seiner Halbschwester zum Gemahle an, und versprach ihr, das Reich als ein Eigenthum ihrer Kinder anzusehen und in Gemeinschaft mit diesen zu beherrschen. Er beschwor dies feierlich, und Arsinoë gab ihm darauf ihre Hand. Kaum war aber die Hochzeit gehalten und Kassandrea in seine Gewalt gekommen, als Ptolemäus die Kinder der Arsinoë in den Armen der

Mutter umbringen ließ. Sie ſelbſt wurde als Gefangene nach der Inſel Samothrake geſchickt, entrann aber bald nachher nach Egypten, und vermählte ſich daſelbſt mit ihrem Bruder Ptolemäus II., dem zweiten König des neuen egyptiſchen Reiches.


00099697

Digitized with financial assistance from

HT Parekh
FOUNDATION

An Initiative by
HDFC
WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018